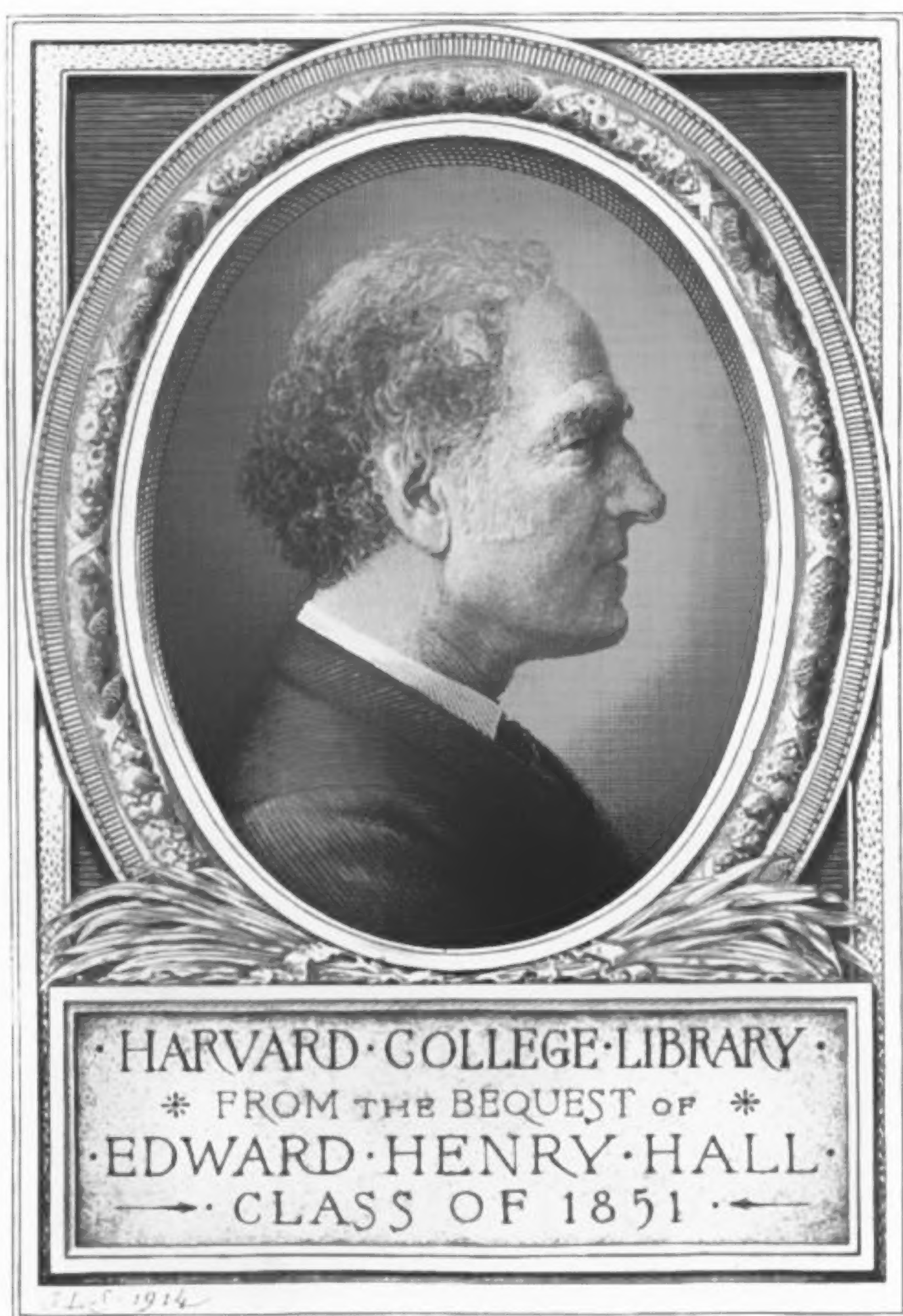
Das Leben der Sprache und ihre Weltstellung: Bd. Das ...

Rudolf Kleinpaul


· HARVARD · COLLEGE · LIBRARY ·
FROM THE BEQUEST OF
· EDWARD · HENRY · HALL ·
· CLASS OF 1851 ·

Das

Leben der Sprache

und ihre Weltstellung.

Von

Dr. Rudolf Kleinpaul.

ZWEITER BAND.



LEIPZIG
Verlag von Wilhelm Friedrich.

Das

Leben der Sprache

und ihre Weltstellung.

Von

Dr. Rudolf Kleinpaul.

ZWEITER BAND:

Das Stromgebiet der Sprache.



Leipzig.
Verlag von Wilhelm Friedrich.
1893.

Das

Stromgebiet der Sprache.

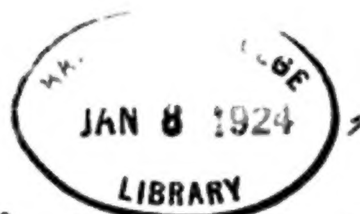
Ursprung, Entwickelung und Physiologie.

Von

Dr. Rudolf Kleinpaul.



Leipzig.
Verlag von Wilhelm Friedrich.


JAN 8 1924
LIBRARY

Inhalts-Übersicht.

III. Ahmlaute. Imitation.

VIII. Der Ursprung der Sprache.

IX. Lebensquellen der Sprache: Mündliche Fingerzeige. Pronominalwurzeln.

XII. Lebensquellen der Sprache: Der gesunde Menschenverstand.



Einleitung.

Der Strom und sein Gebiet, Sprachen und Ströme, die Sprache, der Weg zum Herzen.

Der Weg des Ohrs ist der gangbarste und nächste zu unserm Herzen.
Schiller (über das gegenwärtige deutsche Theater).

Lieber Leser, welches ist dein Gebiet? — Denn es hat doch am Ende jeder sein Gebiet; jeder ein kleines Reich, wo er zu Hause, wo er Herr ist, wo er gebeut und zu gebieten hat. Der König hat seine Lande und Gebiete, der Hirt hat sein Gebiet, der Gerichtsdiener hat sein Gebiet, die Kirche hat ihr Gebiet, die Stadt hat ihr Gebiet, und der Strom hat sein Stromgebiet.

Die Länderstrecken, welche ihre Gewässer einem und demselben Strome zusenden, zusammengenommen, den Quellenbezirk eines Flusses nennt man sein Gebiet, weil ihm diese Quellen und Bäche tributpflichtig sind als einem König. Dies ist mehr als ein blosses Bild; die Italiener, die ihren Po als den König der Flüsse, *il Re de' Fiumi* hinzustellen lieben, unterscheiden fast ohne alle Metapher: *Fiumi Reali,* königliche Flüsse, die sich ins Meer ergiessen, und *Fiumi Tributarii,* tributpflichtige Flüsse, die Neben- oder Seitenflüsse. Ein besonders mächtiger König ist der Amazonenstrom in Südamerika, sein Gebiet umfasst an 7 Millionen Quadratkilometer.

Nicht selten liegen die Quellen verschiedener Flussgebiete so nahe beisammen und die Wasserscheide ist so

flach, dass Kähne und Waren, die hinüberwollen, die paar Schritte getragen werden; besonders in Nordamerika, wo man solche Landengen: *Portages*, Trageplätze, nennt. Man liest oft von Jägern und Pelzhändlern, die stromaufwärts bis zu den Quellen fahren, um den Biber und Fischotter aufzusuchen, und die dann das Flussgebiet wechseln, ihre leichten Kähne auf die Schulter nehmen und sie bis zu einem Bache tragen, der wieder schiffbar ist. Niedere Wasserscheiden werden in Tropenländern zur Regenzeit überschwemmt und die Grenzen der beiden Reiche bis zur Unkenntlichkeit verwischt; es giebt auch konstante Verwirrungen zweier Flussgebiete. Im allgemeinen hat jeder ordentliche Fluss sein eigenes Gebiet, das er allein beherrscht, erst der Ozean macht sie wie der Tod alle wieder gleich: die Gebiete mehrerer Ströme, welche demselben Meere zufliessen, bilden zusammen ein Meergebiet. Wer kennt nicht Mahomets Gesang, dieses herrliche, klassische Gedicht auf alle Flussnetze und Stromsysteme:

und die Flüsse von der Ebne
und die Bäche von den Bergen
jauchzen ihm und rufen: Bruder!
Bruder, nimm die Brüder mit,
mit zu deinem alten Vater,
zu dem ewgen Ozean,
der mit ausgespannten Armen
unser wartet —

wie der majestätische Strom triumphierend, riesenhaft angeschwollen ins Vaterhaus einzieht und seine Brüder, seine Schätze, seine Kinder dem erwartenden Erzeuger freudebrausend an das Herz trägt? — Der Prophet hat die Religion mit einem Strom verglichen; wir vergleichen damit die Sprache.

Auch die Sprache hat ihr Gebiet, und am meisten ähnelt dasselbe einem Stromgebiete.

Der Vergleich der Beredsamkeit, der fliessenden menschlichen Rede mit einem Strom ist alt — wie die Thränen, wie das Blut, so scheinen die Worte beim Sprechen

aus dem Munde hervorzuquellen, die Menschen lassen einen leisen Tadel einfliessen, sie fliessen von Höflichkeiten über, wir werden gleich einer andern physiologischen Auffassung begegnen, die eben das deutsche Wort *sprechen* selber hervorgetrieben hat. Dieser Vergleich liegt uns im Augenblicke völlig fern. Wir denken hier nicht an den physiologischen Akt des Sprechens, wie er sich bei jedem Einzelnen wiederholt, wenn er Töne und Geräusche aneinanderreiht, nicht an eine Sprache, die rauh und heiser sein, die versagen und wiederkommen kann; sondern an die gleichförmige, fortlaufende, von Geschlecht zu Geschlecht vererbte Erscheinung der Sprache eines Volks, die, obgleich nur eine Fähigkeit und eine bestimmte Art, sich zu geben und auszudrücken, dennoch auf die Phantasie den Eindruck eines selbständigen, einheitlichen Wesens, wie eines Stromes macht, zu welchem Eindruck die schriftliche Fixierung der Sprache in der Litteratur und die Sammlung der Lautknäuel in Wörterbuch und Grammatik vornehmlich beiträgt. Auch darin hat die Sprache Ähnlichkeit mit einem Strome, dass alles unaufhörlich wogt und schwindet und dennoch dasselbe bleibt — *lange nach den Kalifen,* sagt der persische Dichter Saadi, *wird der Tigris durch Bagdad fliessen, auf das, was vorübergeht, richte das Herz nicht.* Und dennoch, könnte man dem Weisen mit Heraklit dem Dunkeln entgegenhalten, wer heute im Tigris badet, findet darin kein Tröpfchen von Harun al Raschid mehr. Nur die Form ändert sich eben nimmer bei Sprachen und bei Strömen; was die Form hat, mein Wort und die flüchtige Welle, geht vorüber. In diesem Sinne ist die Sprache eine jener grossen Lebensformen, die wie Sitte, Religion, Litteratur und Kunst nur an so mächtigen Individuen wie Völkern, an einzelnen Menschen gar nicht zur Entwickelung gelangen. Jede Volkssprache hat, sie sei reich oder arm, flektierend oder agglutinierend, in den Wildseen der Naturlaute, im Meer der Töne und in der daherschlagenden Klangflut ihre dunklen, rätselhaften Quellen, ihren blauen und weissen Nil, ihre Katarakte, ihr

Delta und ihre sieben Arme — sie steigt und fällt, durchbricht die eisernen Thore mit Heldenkraft und folgt ihrer Eigenart, vermischt sich aber auch vorübergehend mit fremden Wassern, versandet und versumpft, wird breiter — ja, sie hat ihr bedeutendes, wechselvolles Schicksal, bis sie endlich dem Weltgeist, um nicht zu sagen dem Erfinder des Volapük ans Herz sinkt. So der arische Strom, der sich von Skandinavien aus, schon bei Jornandes *Vagina Gentium* genannt, in mehreren nach einander erfolgten Wellen, wie der Nil in sieben Armen über Südeuropa, Asien und bis nach Afrika ergoss; so unsere alte, stufenförmig entwickelte, unermesslich reiche deutsche Sprache, die, gleichsam aus zwei ebenbürtigen Quellflüssen gespeist, in hoch- und niederdeutscher Gestalt ein Doppelleben führt, einer der sieben Arme, der stärkste, vornehmste unter ihnen.

Warum beschränken wir uns so, was benimmt uns den weiten Blick auf einmal? Sollten wir denn nicht lieber die Sprache ohne Worte als den einen ebenbürtigen Quellfluss ansehn, der sich mit der Lautsprache wie der Blaue mit dem Weissen Nil vereinigt, und die Quellenbezirke dieser beiden Nile zu Einem ungeheuren Stromgebiete der Sprache zusammenschlagen? — Es ist nicht zu leugnen, dass das eigentliche Wasser unseres Stromes die gesprochenen, aus Vokalen und Konsonanten bestehenden Worte bilden, dass sie es von jeher gebildet haben, und dass die Gebärden, die malerischen und plastischen Vorstellungen, deren Rudimente noch im Verkehr der heutigen Kulturvölker auf jedem Schritt und Tritt beobachtet werden können, keine Quellen abgeben, nicht selbst mitfliessen, sondern in der Wortsprache gewissermassen gelöst und suspendiert sind wie die feinen Erdteile, die der Nil aus den abessinischen Bergen mit sich führt. Der Regen, welcher von den Bergen herabströmt und alle Flüsse tränkt, sickert durch die Poren des Bodens, wo Minerale und Salze abgelagert sind, wenn die Gewässer in die grossen Wasserbehälter der Erde, in die Meere kommen, bringen sie Erde mit, und daher rührt

nicht nur der salzige Geschmack des Meerwassers, sondern auch die Färbung der Flüsse. Der Nil führt alljährlich 200 Millionen Kubikfuss Erde, Schlamm und Sand davon, das Flusswasser spült erstaunlich viel Gesteinsmaterial hinunter und krempelt die ganze Erdoberfläche um. Aber die Beimengungen können den Fluss wohl trüben, aber doch nicht auf die Dauer aufhalten und verstopfen, die Strömung reisst sie fort, die Erde muss ihr folgen. So erscheint auch die Lautsprache als der eigentliche Strom, dem die Gebärde wie ein Zusatz folgen muss, den sie wie Kochsalz würzen und verbessern, aber nicht überwinden, nicht ausfüllen kann; unter Sprache versteht eben der gemeine Mann das *Guten Tag,* das ihm über die Lippen geht, nicht den Händedruck und den Diener, den er macht. Selbst die Interjektionen und die Pronomina, die in der That nicht für Worte genommen werden sollten, hält er doch für solche, weil er dazu den Mund aufthun und Atem holen muss. Die Worte kommen ihm ja aus dem Munde wie die Papierstreifen, welche die Figuren auf alten christlichen Gemälden von sich geben, wenn sie sprechen; was heisst denn *sprechen?* — Die Antwort ist sonderbar.

Sprechen ist soviel wie brechen, losbrechen wie der Sturm, in Worte ausbrechen als in Thränen oder in Gebärden; es hat sich aus der Vorstellung des Brechens entfaltet wie *Erbrechen.* So befremdend, verblüffend diese Etymologie auf den ersten Blick erscheint, so getraue ich mir sie doch zu halten; sie lässt sich sogar, wenn man so will, mit der herkömmlichen, wonach *sprechen* mit dem litauischen *sprag-ù,* prassle, dem sanskrit *sphurǵ-â-mi,* donnere, und dem griechischen *σφαραγεῖν,* rauschen, zusammenhängt (vergleiche *ἀσφάραγος,* Luftröhre, und *φάρυγξ,* Schlund), vereinigen. Was zunächst die rohe Beziehung der Sprache zum Erbrechen anbelangt, so hat sie nichts Anstössiges, sintemal in allen Sprachen das Hervorbringen von Lauten, namentlich von bösen Lauten, Flúchen und Lästerungen, gelegentlich als ein Ausspeien derselben bezeichnet wird. *Dass er so bittre*

Ding wider uns ausspeiete, heisst es bei Luther. *Grand homme,* sagt Bossuet von Luther, *qui vomit des impiétés et des blasphèmes qu'on n'entendra peut-être pas dans l'enfer même. — Vomitando,* sagt ein frommer Italiener, *quasi una bocca d'inferno mille bestemmie. — Accius et quidquid Pacuviusque vomunt,* lautet ein Pentameter Martials. Schon *ἐμεῖν*, das biblische *speien* und *herausköken* wird in diesem Sinne gebraucht. Die Übertragung ist also durchaus nicht so ungeheuer. Trotzdem will ich gar nicht empfehlen, eine direkte Übertragung anzunehmen, sondern nur denken, dass beide Begriffe: Sprechen und Erbrechen von einer und derselben Grundvorstellung, nämlich der des Herausplatzens, ausgegangen seien; die Metonymie ist beidemal dieselbe, beim Gallenbrechen wie beim Ausbrechen von Verwünschungen wird der Mensch wie ein Topf angesehn, der birst, dieses Bersten für das Auslaufen, das folgt, genommen und die Vorstellung transitiv gewendet.

Nun heisst es doch aber *sprechen,* althochdeutsch *sprehhan,* und nicht *brechen,* althochdeutsch *prehhan,* im Englischen sogar ohne *r: to speak.* Die Vermittelung ist unschwer. *Spechen, spechten, spächten* für *sprechen* findet sich nachweislich auch im Deutschen; das *r* erscheint als eine malerische Verstärkung der Lautgestalt, wie sie bei so vielen Naturausdrücken stattgefunden hat. *Il ne faut pas confondre,* sagt Littré in seinem Wörterbuche, **coasser,** *qui est le cri de la grenouille, avec* **croasser,** *qui est le cri du corbeau; cette confusion a été faite par La Fontaine* (Fables II, 4). Diese Zurechtweisung des Fabeldichters ist eine Pedanterie, denn dergleichen Grenzen sind fliessend, in der Wiedergabe von Naturlauten die Menschen weder skrupulös, noch konsequent, bei ihrer Darstellung hat sich das Volk durchaus nicht an eine bestimmte Form gebunden und namentlich den Anlaut nach Belieben um ein *r* bereichert. Unsere Raben und unsere Krähen pflegen zu *krächzen;* sie *käcken* aber auch, wie aus vielen Beispielen hervorgeht, und ebenso *koaxen* die Frösche in den alten Sprachen, während der

Engländer ihr Gequake *Croak* nennt. Zahllose Belege für den fakultativen Eintritt des rollenden *r* bei Schallwörtern werden die nachfolgenden Untersuchungen ergeben, er bewirkt, dass

Grille: gellen
brüllen: Bulle
Brotz, Protz: italienisch *Botta*, Kröte, wie *protzig: patzig*
Trompete: Tuba
spanisch *Trueno: Ton, Donner*, wie lateinisch *Tonitrus: Tonitus*, nach Analogie von *Sonitus*
holländisch *Spriet: Spiess*, wie italienisch *Spranga: Spange*

gegenübersteht; wer weiss, ob sich darnach nicht auch *trinken* von *tunken* (lat. *tingere, τέγγειν*), *sprützen* von *spützen* abgezweigt hat u. s. w. Ebenso beliebt, ebenso für die ganze Sprache und die Wörterbuchschreiber verhängnisvoll ist aber ein Vorlaut, die Bereicherung der Wurzel um ein *S*, das dem anlautenden Konsonanten vorgeschlagen wird, was die Italiener *S impura* nennen — das Verbum *scricchiolare*, in Italien von knarzendem Schuhwerk, krachenden Mandeln und jeglichem Gekrickel und Gekrakel geltend, enthält zum Beispiel ein *S impura*. Sehr häufig stellt dieses anlautende *S* im Italienischen einen Rest der lateinischen Präposition *ex* (*sradicare* = *exradicare*, *svellere* = *exvellere*, *svelto* = lat. *evulsus*); ebenso häufig einen phonetischen Vorschlag, eine für den Sinn nicht ganz gleichgültige Ansäuselung dar. Nichts gewöhnlicher und doch nichts unbekannter als diese Ansäuselung, wobei zu beachten ist, dass im Deutschen *Sk* oder *Sc* in *Sch, Sb* (wie bei *Spruck* = *Innsbruck*) in *Sp* überzugehen pflegt; wenn die einfache Form neben der S-form bestehen blieb, wurde auch die Bedeutung modifiziert. So entdecken wir denn wieder, dass

stottern: tottern (*dodern, dadern*, holländisch *tateren*)
stöhnen: tönen, wie die *Stimme* dem *Timbre*
schreien: kreien, einer Nebenform von *krähen*, franz. *crier*, wie italienisch *gridare: sgridare*, ausschelten
schreiben: graben, wie lat. *scribere: γράφειν* und wie die *Skulptur* der *Glyptik*

schliessen: lat. *claudere*
Schmalz: Malz, wie *schmelzen: μέλδειν*
Schnur: Nerv, wie *Schnauze: Nase*
schauen: lat. *cavere*
sparen: lat. *par[cere]*
Spross: lat. *Pro[genies],* wie *spreiten,* englisch *to spread: breiten, sprudeln: brodeln, sprühen: brühen, spritzen, spratzen, sprützen,* italienisch *sprizzare, sprazzare, spruzzare: brutzeln, brausen, bratzen* u. s. w.
Stier: dänisch *Tyr,* lat. *Taurus*
Schwinge: engl. *Wing*
lat. *stridere: τρίζειν*
Strom = Srom: Rhein, lat. *Rivus,* griechisch *Rheuma, Rheumatismus*

gegenübersteht; auch im Auslaut erscheint diese Verstärkung von Schallworten durch ein *s*, man denke an *Klaps, Schnaps, Klops, Bums, Klecks, Taps, Knicks, Knips, Knirps* u. s. w. Das englische *to speak* ist also eine Nebenform von *to break* und unser *sprechen* eine Nebenform von *brechen* — beide Zeitwörter verhalten sich wie das englische *to spell*, erzählen, mittelhochdeutsch *spëllen*, zu dem altpreussischen *billu*, ich sage, das Eduard Müller anführt, oder wie unser *speien*, lat. *spuere* zu griechisch *πτύειν* (aus *πύειν*, wie *πτόλις* aus *πόλις*, *πτόλεμος* aus *πόλεμος*); die S-form wurde dann vom Volke auf die Hervorbringung der Sprachlaute eingeschränkt, während dem *Brechen* der allgemeine Sinn, zugleich der des Erbrechens (*Vomitus*) verblieb. Im Sanskrit, wo das üblichste Verbum für sprechen: *brû* ist, hat es dieses Pinselstriches nicht bedurft. Dass indessen der Begriff Bruch auch in seiner eigentlichen Bedeutung ein *S* vorgesetzt erhielt, beweisen unwiderleglich die Ausdrücke *Sprockweide* für *Bruchweide*, *Sprockholz* für *Windbruch*, italienisch, mit unklarer Bedeutung, halb Spross halb Brocken, *Sprocco* neben *Brocco*. *Sprock* ist soviel wie spröde, *sprack* soviel wie brüchig und zerbrechlich. Wenn der Italiener einen guten Tropfen getrunken hat, schliesst er den Mund fest, schnalzt mit der Zunge am Gaumen und macht, wie er es nennt: *Sprocche* oder *Spracche* — er macht gleichsam *Sprache*, denn das Wort malt sogut wie *Sprache*, womit es zufällig zu-

sammentrifft, das Aufbrechen des Mundes, die Explosion der Laute, die den Schluss der Mundhöhle durchbrechen, wir könnten auch sagen: die Brache des Mundes, denn auch der Acker, der ruhen soll, wird umbrochen.

Der Sprechende bricht, wie ein köstliches Gefäss, das leckt und edlen Inhalt auslässt — das Schweigen wird gebrochen, nicht doch: das harte Eis des Körpers wird gebrochen, *rumpitur, scoppia, prorompe, rumpit vocem*, wie Herodot von dem taubstummen Sohn des Krösus und von Psammetichs Kindern so bezeichnend, wie auf uns zielend, sagt: *ἔρρηξε φωνήν*; wie es auch heisst, wenn einer zu sprechen anhebt: *rompe lo scilinguagnolo*, wörtlich: er oder ihm reisst das Zungenbändchen, die Zunge wird gelöst — und die Stimme, die freilich, so vieldeutig ist das Wort, auch bricht, wenn sie versagt, bricht plötzlich und laut hervor, die Worte stürzen in Feuerbächen zum Mund heraus. Wie gesagt, das stimmt bewunderungswürdig zu der Vorstellung, die sich der gemeine Mann von seiner Sprache macht: dass sie mit Worten zustande komme, dass sie laute, dass sie zu hören sein müsse; es stimmt auch zu der hervorragenden Rolle, die der Gehörsinn im Seelenleben aller normalen Menschen spielt. Schon wie sie ihn hörte, erzählt der arabische Dichter, fing die Tochter des Geisterkönigs den Prinzen Seif Almuluk an zu lieben, denn sehr oft lieben die Ohren vor den Augen.

Man hat gesagt, es gebe keinen besseren Empfehlungsbrief als eine schöne Sprache, diese Schönheit sei wichtiger als die der Larve, durch ein angenehmes Organ und eine gute Aussprache finde man am sichersten den Weg zum Herzen. Gerade die Araber, die allerdings auch eine durch Kürze und Kraft, Fülle und Ernst ausgezeichnete Sprache haben, wenn man sie auch mit dem Sausen eines Schwertes zu vergleichen liebt, werden nicht müde, an Männlein und Weiblein den Vorzug der Stimme hervorzuheben und in ihrer überschwenglichen Weise zu besingen — *niemand ist vor den Pfeilen ihrer schwarzen Augen*

sicher, sie sind sanft und schmachtend, doch schneidender als das blanke Schwert; hütet euch auch vor ihrer wohlklingenden Stimme, sie bringt euch Fieber und verwirrt euren Verstand — o mein Freund! warte, bis sie mir noch einmal Lebewohl sagt, ihre Worte sind so erquickend, dass sie Kranke heilen — dieses: *sie war schön und von zarter Konstitution, und wenn sie sprach, so konnten ihre Worte einen Kranken heilen* liest man in den arabischen Märchen alle Augenblicke — und doch liegt darin etwas Wahres. Die Stimme ist der Mensch, das geht schon aus der eigentümlichen Analogie hervor, die zwischen Hals und Geschlechtsapparat obwaltet und infolge deren sich der Kehlkopf des Mannes von dem des Jünglings, des Weibes und des Eunuchen unterscheidet — Frauen ohne Stimme sind auch ohne Temperament, das weiss schon Kleopatra, die den Boten nach der Sprache ihrer Nebenbuhlerin (III, 3) ausfragt, und nur darüber muss man sich wundern, dass die Stimme oft in gar keinem Verhältnis zur Körpergrösse steht, die Karls des Grossen war zum Beispiel viel zu hell. Ja, die Stimme ist der Mensch, viel mehr als der Stil — erst wenn wir sie vernommen haben, glauben wir ihn zu kennen und sagen wohl zu einem Fremden: Sprich, damit ich dich sehe! — Der Löwe wird zahm wie ein Hund; er hat auch ein Gedächtnis wie ein Hund. Noch nach Jahren erkennt er seinen alten Wärter, seinen Wohlthäter, seinen Androklus auf der Stelle wieder — die berühmte Geschichte hat gar nichts Unwahrscheinliches; und sollte er sich auf die Miene, auf den Blick nicht mehr besinnen können, ein Wort, ein Laut, die alte geliebte Stimme bezaubert ihn augenblicklich. So behält auch der Mensch die Stimme seiner alten Freunde treuer im Gedächtnis als die Gesichtszüge derselben und erkennt sie daran leichter; der Kranke, auf den ein Engel seinen Balsam träufte, vergisst die Himmelsworte niemals, die ihn heilten.

Wir können noch weiter gehen und die gesprochene Sprache überhaupt, auch die minder schöne, als das richtige Mittel der Verständigung bezeichnen, mit welchem der

Mensch den Weg zum Intellekt des Menschen findet. Ein hervorragender Sprachphilosoph, Lazarus Geiger, ist zu dem sonderbaren Schlusse gekommen, dass der Gesichtssinn bei der Sprachbildung der massgebende Sinn, viel wichtiger als das Gehör sei. So allgemein ausgedrückt (da man eben unter Sprache schlechthin die Lautsprache versteht), ist das fürwahr ein ungeheures Paradoxon, dessen man sich zu keinem *Geiger* hätte versehen sollen (wenn der Name nicht etwa mit *Geier* identisch ist); einen Sinn hätte die Geigersche Behauptung nur, wenn er meinte, was wir als Sprache ohne Worte bezeichnet haben, denn für diese ist der Gesichtssinn allerdings massgebend. Aber das ist es ja eben, dass Zeichen und Gebärden, Bilder und Sinnbilder erst in zweiter Linie in Betracht kommen, wenn es sich um Sprache handelt, und dass der Mund unstreitig die erste Violine spielt; und das hat seine guten Gründe. Wenn wir darüber nachdenken, warum die Hand, an sich ebenso geschickt und ebenso bildungsfähig wie die Zunge, als Sprachorgan bei normalen Individuen hinter dem Kehlkopf zurückgeblieben ist und im gewöhnlichen Leben seine Vorträge nur begleitet und ergänzt, wie ein Mimus den Dialog: so ergibt sich das Resultat, dass die Zunge gewisse angeborene und unübertragbare Vorzüge besitzt, die den mitteilsamen Urahn hier zugreifen und sie mit Vorliebe üben liessen.

Über das Verhältnis von Denken und Sprechen, die Identität von Denken und Sprechen, die Verschiedenheit von Denken und Sprechen, die prästabilierte Harmonie zwischen Denken und Sprechen, das hintersprachliche, das übersprachliche Denken hat man die weisesten und meines Erachtens überflüssigsten Betrachtungen angestellt. Sprache ist Mitteilung von Gedanken, nichts mehr und nichts weniger. Erst denkt man, dann will man, dass ein Anderer eben dasselbe denke, dazu spricht man. Zum Heiraten gehören Zwei; zum Sprechen gehören auch Zwei, mindestens Zwei, denn niemand spricht für sich selbst. Und die Mono-

loge? — Monologe gibt es nicht. Man sieht leicht, dass die Selbstgespräche in einem Drama, übrigens gar nicht mehr modern, epische Reste und Nachklänge des antiken Chores, sofern dieselben überhaupt genügend motiviert und nicht blosse Behelfe des Dichters sind, auf der Einbildungskraft des Redenden beruhen, der wie im Traume Mitteilungen an sich selbst macht. Durch diese hohle Gasse muss er kommen, es führt kein andrer Weg nach Küssnacht, hier vollend' ich's, die Gelegenheit ist günstig, dort der Holunderstrauch verbirgt mich ihm — der nervöse Tell fühlt sich in dieser grossen Stunde doppelt, er sieht seinen Doppelgänger, er redet sich selber zu wie Odysseus, der sein eignes Herz beschwichtigt und es zum Aushalten ermahnt. Daher auch wer mit sich selbst spricht und zu Rate geht, gern die zweite Person gebraucht anstatt der ersten und zu sich selber *Du* sagt. Goethe bildete eingestandenermassen häufig Selbstgespräche in Zwiegespräche um, indem er die Geister wie ein Zauberer beschwor und mit ihnen besprach, was ihm eben am Herzen lag.

Wenn man eine Mark verschenken will, so muss man sie erst haben; und wer einen Gedanken mitteilen will, muss denken; das Sprechen hat das Denken zur Voraussetzung. Damit soll nicht gesagt sein, dass alles Gesprochene gescheit, keine Rede geistlos, keine Äusserung unbedacht sei — in gewissem Sinne trifft das zu, ein absolut gedankenloses Sprechen wäre wirklich kein Sprechen mehr, die Gedanken sind nur nicht immer so gut und so neu, wie man sie haben möchte. Aber selbst der falsche Prophet hat doch noch Urteilsfähigkeit und selbst der Irre Logik. Sothane Logik soll nur durch die Sprache einem andern Wesen zugänglich gemacht, erschlossen und vorgelegt werden wie ein guter Bissen; zu dem Ende wird der Gedanke in einem Satze abgebildet und ausgedrückt. Wer spricht, thut das in Sätzen, die Sprache bewegt sich ihr Lebtag in Sätzen; sie kommt überall heraus, wo zu Nutz und Frommen eines Ignoranten ein Satz realisiert wird.

Auch ein Imperativ und ein Lockruf ist nur ein prägnanter Satz und soviel als: ich wills! O, Nuam, bei meinem Leben, singe noch mehr! — anderseits auch Ciceros längste Periode, in die ein Dutzend Nebensätze kunstreich eingeschachtelt sind, dem Sinne nach auf einen einfachen Gedanken zurückzuführen, der nur der Umständlichkeit, will sagen, der Armut des Ausdrucks wegen nicht kürzer gegeben werden kann, und nicht mehr als Eine Wahrheit. Die Sprache besteht auf Wahrheit; sie ist wie die Stimme des Predigers, der in der Wüste das Evangelium verkündet; heilige deine Sprache in deiner Wahrheit, denn ihr Wort ist die Wahrheit. Aber wie zeigt sie die Wahrheit? — Sie kann es in Wort und Bild, schriftlich oder mündlich, sichtbar oder hörbar.

Es geschieht ja, dass der Redner stecken bleibt und seine Wahrheit nicht herausbringt. Unzähligemale wird der Satz angefangen und nicht vollendet, der Angeredete mag auch etwas thun, seine fünf Sinne zusammennehmen und das Fragment auf Grund seiner Erfahrung und nach Massgabe der Situation ergänzen. Eine drohende Gefahr, die Nähe eines Raubtiers lässt keine langen Auseinandersetzungen zu, ein Wink, und damit basta; ein Name, und er wird wissen, was die Glocke geschlagen hat; ein Subjekt hingeworfen, und das Prädikat macht sich von selbst. Und wie hilft sich der arme Schächer in seiner Todesangst? — Er nimmt eben abermals die bildende oder die redende Kunst, die plastische Gebärde oder Ahmlaute zu Hilfe, er hat die Wahl zwischen Kehlkopf oder Hand.

Es kommt ja auch vor, dass der Satz nicht nur nicht vollendet, sondern nicht einmal angefangen und nur auf den Gegenstand, welcher der Beachtung wert ist, hingewiesen werden kann. Auch sonst lässt man es wohl einmal bei einem blossen Zeichen bewenden, das nichts sagt und keinen andern Zweck hat als die Aufmerksamkeit zu erregen und den Verstand aus seinem Schlaf zu wecken. Das ist ohne Zweifel die niedrigste, bloss in dem guten

Willen bestehende Art der Mitteilung, potentielle Sprache; und auch hier stehen dem Sprecher zwei verschiedene Wege offen, die er einschlagen kann, es ist ihm vergönnt, zu pfeifen, es ist ihm vergönnt, den Zeigefinger in die Höhe zu heben und zu tippen, einen Rippenstoss zu geben, entweder er lässt sich hören oder er lässt sich sehen.

Warum lässt er sich nun lieber hören? Warum verläuft denn das Leben der Sprache vorzugsweise in der Hervorbringung und Ausbildung von Lauten? Wie kommt das? — Die Frage ist nicht unberechtigt, die Antwort höchst interessant.

Man kann durchaus nicht sagen, dass uns die Laute angeboren und deshalb natürlicher seien als plastische Gebärden, denn diese sind uns gleichfalls angeboren. Die Bahnen, die sich für die Reflexerscheinungen des Menschen herausgebildet haben und auf denen sich jede heftigere Erregung zu entladen strebt, gehen über alle Muskeln, nicht bloss über die, welche die Atmung und damit die Stimme regulieren. Wir ballen die Faust, stampfen mit dem Fusse, runzeln die Stirne, fletschen die Zähne, schütteln den Kopf genau so leicht und so freiwillig, wie wir schreien oder brüllen, seufzen oder stöhnen, lachen und weinen; meist verbinden wir sogar das Eine mit dem Andern, und es ist gar nicht auszumachen, was etwa ursprünglicher sei, das Schreien oder das Händeballen. Es dürfte sich vielleicht herausstellen, dass die Muskelanstrengung beim Stimmorgan geringer, dass der Kehlkopf dem Affektszentrum näher und bequemer gelegen sei, dass er, sozusagen, leichter losgehe, als der Rest des Organismus und wie die Saiten einer Äolsharfe beim leisesten Luftzug in Schwingungen gerate. Das festzustellen, muss der Physiologie überlassen bleiben, wir können nur konstatieren, dass der Ausdruck der Gemütsbewegungen, den Darwin bei Menschen und Tieren so genau studiert und durch tausend nach allen Weltteilen versandte Fragebogen erkundet hat,

weder einseitig in Lauten, noch einseitig in sichtbaren Muskelzusammenziehungen erfolgt.

Dagegen muss allerdings zugestanden werden, dass sich hörbare Zeichen ungleich besser zu Mitteilungen eignen als sichtbare Gebärden, weil das Gehör ungleich zugänglicher ist als das Gesicht. Über die Vorzüge der beiden Sinne, wer mehr zu beklagen sei: der Taube oder der Blinde, lässt sich streiten; einen Hauptunterschied darf man nicht übersehen, der in der Leichtigkeit der Wahrnehmungen begründet ist. Wenn der Schuljunge dem Lehrer hinter seinem Rücken eine Nase macht und die Zunge herausstreckt, so kann der Lehrer das nicht sehen; wenn der Junge aber hinter dem Rücken des Lehrers feixt und kichert, so hört es der Lehrer wohl. Wir gehen bei einem verschlossenen alten Turm vorüber, niemand kann hineinsehen, wir denken, er ist leer. Da dringt plötzlich ein leises Stöhnen an unser Ohr wie eines lebendig Begrabenen; jetzt wissen wir, da schmachtet ein Gefangener im Kerker. Wir können nicht um die Ecke sehen, aber wohl um die Ecke hören. Mit einem Worte: um etwas zu sehen, so müssen wir die Augenachse, die sogenannte Blicklinie, darauf richten, damit die Lichtstrahlen auf die Netzhaut fallen, und das thun wir nicht nur nicht immer, wir können es oft gar nicht. Um etwas zu hören, brauchen wir das Ohr nicht besonders hinzuhalten, nur wenn einer gar zu leise spricht, drehen wir den Kopf und suchen in den rechten Winkel zu den Schallstrahlen zu kommen, die Schallwellen erreichen uns, sie mögen entstehen, wo sie wollen, sie sind allgegenwärtig wie die Luft, sie dringen durch Thür und Fenster, man kann ihnen gar nicht entgehen. Nur die Luft, ihr eigentliches Element, setzt den Schallempfindungen eine Grenze, denn wo sie aufhört, unter der Luftpumpe pflanzt sich der Schall nicht fort, schon in verdünnter Luft, zum Beispiel auf der Schneekoppe, ist die Intensität des Schalles eine geringere, während die Sterne ihr Licht, das nicht an die Luft, sondern an den Äther

gebunden ist, durch den ganzen Weltraum senden können. Wenn auf der Schneekoppe ein Licht angezündet wird, so sieht man es bis Breslau und bis Prag; wird ebendaselbst eine Kanone abgefeuert, ist es kaum zu hören. Fürs Haus ist das Gehör besser zu brauchen als das Gesicht.

Das Ohr gleicht einem vielseitig gebildeten Gelehrten, es hat eine göttliche Allwissenheit; das Auge ist einseitig wie ein Brief von Uhland. Nicht umsonst war der Göttin der Weisheit ein Vogel heilig, dessen Gehör sehr fein ist und das geringste Geräusch, das leiseste Rascheln auffängt, während sein Auge nur für kürzere Entfernungen etwas taugt. Bei einbrechender Dämmerung, wenn alles weit und deutlich zu hören ist und die Erde wie in Träumen wundervoll hallt und rauscht, beginnt die Eule der Minerva ihren Flug.

Auch sonst scheinen die Laute etwas vor den Gebärden vorauszuhaben: sie werden schneller als diese aufgefasst und verstanden, indem, wie aus Experimenten hervorgeht, unsere Seele besser hört als sieht. Man schläft, hört den Feuerlärm, erwacht und sieht den Feuerschein. Einen Schlafenden aufzuwecken, ruft man, pocht man, klingelt man, klatscht man, hustet man vernehmlich, wenn man ihn nicht zupft und anrührt oder pufft, wie das in dem Plamannschen Stift geschah, wo Fürst Bismarck erzogen ward, schwerlich wird man ihm ein Licht oder ein rotes Tuch vorhalten. Natürlich, wenn er schläft, so ist ja sein Auge durch einen heruntergelassenen Vorhang geschützt und beinahe unempfindlich, das Ohr dagegen offen wie gewöhnlich; aber erinnern wir uns, dass wir auch im Wachen, wenn wir die Augen aufsperren, von ihnen nicht so gut bedient werden als von unsern Ohren. Man geht durchs Feld, hört ein Volk Rebhühner, wird dadurch aufmerksam und sieht sie. Wie einzelne Augen nicht schlechter, aber langsamer als andere sehen, daher alle Beobachter die sogenannte persönliche Gleichung nötig haben: so sehen alle Menschen etwas langsamer, als sie hören, davon hat man

sich durch sinnreiche Versuche überzeugt, wo man beide Sinne in Konkurrenz miteinander brachte und dem einen plötzlich ein Gemälde, dem andern plötzlich ein Tonstück wie einem hungrigen Raubvogel einen Bissen hinwarf — jeder der beiden Sinne schnappte zu, aber das Ohr hatte seine Aufgabe in kürzerer Zeit bewältigt als das Auge. Man nennt den Zeitraum zwischen dem Augenblicke, in welchem ein Reiz auf einen Empfindungsnerv ausgeübt wird, und demjenigen, in welchem die dadurch verursachte Reaktionsbewegung eintritt, die physiologische Zeit, sie beträgt für optische Reize $^1/_5$ Sekunde, für Gehör- und Tastreize nur $^1/_7$ Sekunde. In einem finsteren Zimmer hängt an der Wand eine Tafel, worin feine Drahtstiftchen mit ihren Spitzen die Buchstaben *A* und *U* darstellen; vermittelst einer besonderen Vorrichtung kann man durch die Spitzen der Drahtstifte einen elektrischen Funken laufen und so beliebig *A* oder *U* aufleuchten lassen. Daneben gibt es noch einen Registrierapparat, an dem ein Papierstreifen durch ein Uhrwerk mit gleichförmiger Geschwindigkeit fortbewegt wird; gegen diesen sich abrollenden Papierstreifen drückt ein Stift, sobald man durch Berührung einer Taste einen zum zweiten Apparat gehörigen galvanischen Strom schliesst. Der Beobachter legt nun den Finger an die Taste und soll dieselbe niederdrücken, sobald er den Buchstaben *A* oder den Buchstaben *U* aufleuchten sieht, dann macht der Stift auf den Papierstreifen einen Punkt; dasselbe soll er thun, wenn er *A* oder *U* im Zimmer sagen hört. Auf diese Weise entstehen also zwei Beobachtungspunkte, aber es ergibt sich, dass der Hörpunkt vor dem Sehpunkt liegt, der Fingerdruck beim Hören eher erfolgt, als beim Sehen, mithin über dem Erkennen und Unterscheiden der beiden Buchstaben mehr Zeit vergeht, wenn dieselben dem Auge, als wenn sie durch die Sprache dem Ohre dargeboten werden. Man hat gemeint, das komme daher, weil die betreffenden Buchstaben nur konventionelle, künstliche Zeichen und gewissermassen erst in

Laute zu übersetzen seien — diese Übersetzung wird ja dem Gehirn in dem Falle gar nicht zugemutet. Der wahre Grund der Verspätung liegt offenbar (da der Unterschied nur in der ersten Hälfte des Prozesses gesucht werden kann) darin, dass die Gesichtseindrücke langsamer wahrgenommen werden, als die Gehörempfindungen. Lesen, so viel anstrengender als Schreiben, fällt uns vollends schwerer als Zuhören, so gut wir auch lesen können; Lesen erfordert Zeit, nur die Kritiker brauchen mitunter keine. Die Lautsprache will gehört, die Gebärdensprache will gelesen sein wie die Schrift.

Durch Einwirkung des Lichtreizes auf die Netzhaut entstehen Lichtempfindungen. Da nun die Trägheit eine allgemeine Eigenschaft der Materie ist, so kann es nicht überraschen, dass eine gewisse Zeit verstreicht, bevor auf Einwirkung des Reizes die Netzhaut in einen merklichen Erregungszustand geraten ist. Auch die Schallwellen müssen auf die Endapparate unserer Gehörnerven gleichsam verpflanzt und zum Gehirn getragen werden, damit wir hören; das geht aber schneller.

Und die Geschwindigkeit des Lichtes? In einer Fünftel-Sekunde sehe ich manchen Leser den Kopf schütteln. Bekanntlich sehen wir den Blitz eher, als wir den Donner hören; bekanntlich sehen die Soldaten in der Schlacht zu allererst das Feuer, dann kommt die Kugel geflogen, dann hören sie den Knall; bekanntlich legt in einer Sekunde das Licht 305 684 636 Meter zurück, der Schall nur 340 Meter, der Sturm nur 16 Meter und ein Droschkenpferd gar nur 3,8 Meter. Zur Ermittelung der Fortpflanzungsgeschwindigkeit des Schalles wurden an zwei Stationen, deren Entfernung genau gemessen worden war, bei Nacht in bestimmten Zeitpunkten Kanonen abgefeuert und an jeder Station die Sekunden gezählt, welche zwischen dem gesehenen Lichtblitz und dem gehörten Knall verstrichen. Dividierte man die gemessene Entfernung durch die Anzahl der Sekunden, welche der Schall gebraucht hatte, um sie zurückzulegen, so ergab sich, wie viel er in einer Sekunde

an Weg durchläuft. Nämlich etwas über 330 Meter — bei Tage wächst die Geschwindigkeit des Schalls mit der Temperatur, bei 16° beträgt sie eben 340 Meter. Die Reise des Lichtblitzes wird dagegen für nichts gerechnet. Aber das Licht gleicht einem Schnellläufer, der an die Pforte eines Palastes pocht und hier mit ebenso viel Umständlichkeiten vorgelassen wird, wie ein gewöhnlicher Fussgänger, vielleicht sogar noch länger warten muss, als dieser. Für ungeheure Entfernungen ist der Schnellläufer freilich im Vorteil; mag der Pförtner auch noch so viel Ceremonien machen, er ist schon vorgekommen, wenn der Fussgänger noch wandert; je kürzer der Weg ist, umso weniger kommt seine Schnelligkeit zur Geltung. Wollten wir mit den Marsbewohnern ein Gespräch anknüpfen, so thäten wir gut, dem Rate jenes Naturforschers zu folgen, der ihnen, da sie doch Vernunft haben müssten, in Form eines riesigen Holzbestandes oder durch ein Feuer in der Wüste Sahara den Pythagoreischen Lehrsatz demonstrieren wollte; das stärkste hörbare Signal würde nicht nur im Weltraum verloren gehen, weil sich der Schall im leeren Raum nicht fortpflanzt, sondern auch, wenn es dies nicht thäte, später zum Bewusstsein der Marsbewohner kommen, als die frohe Botschaft von dem rechtwinkeligen Dreieck. In der Nähe nützt den Lichtstrahlen ihre grosse Geschwindigkeit fast nichts, ihr Verhältnis zu den trägeren Schallwellen gestaltet sich bei den stehenden Empfangsformalitäten immer ungünstiger, je weniger weit sie her sind.

Wenn nun zur Wahrnehmung jedes einzelnen Bildes so und so viel Sekundenteile mehr gebraucht werden als zur Aufnahme des entsprechenden Wortes, so lässt sich denken, was das bei einer längeren Rede für einen Unterschied machen würde. Zwar buchstabieren wir bei der Lektüre die Worte nicht, sondern lesen sozusagen stenographisch, das heisst, es werden von jedem einzelnen Wortbild nur ein paar Buchstaben wirklich wahrgenommen und gelesen, die übrigen von der Phantasie ergänzt: darauf

beruht es, dass man die Druckfehler so häufig übersieht. Aber man würde irren, wenn man glaubte, dass man alle Laute eines Wortes wirklich hörte — auch hier hören wir nur einige und fügen die nichtgehörten aus dem Kopf hinzu, daher wir uns auch oft genug verhören: in dieser Beziehung steht sich also Lesen und Hören völlig gleich. Nur insofern gewährt das obige Experiment keine ganz adäquate Vorstellung, als die Sprache ohne Worte überhaupt nicht buchstabiert, sondern die Begriffe en bloc, ideographisch abzubilden pflegt, mithin bei aller Langsamkeit am Ende dennoch profitieren könnte. Wir werden indessen sehen, dass das Wortbild ebensowenig zergliedert, sondern als ein Ganzes blitzartig aufgenommen wird — als ein Ganzes und als ein Längstvertrautes, denn es ist uns viel sympathischer wie alle Bilderbücher.

Als das verborgene Leben der Körper, ihren Herzschlag, ihre Seele kann man den Ton betrachten, den sie bei der Berührung von sich geben — der Klang ist wie ein Geist, den ein mächtiger Zauberer in die Körperwelt gebannt hat, und der sich klagend vernehmen lässt, sobald wir daran klopfen — im Klange spricht sich das Universum zu uns aus, es gibt viele Dinge, die man nie gesehen, sondern nur gehört hat und doch so gut kennt wie den Donner und den Kuckuck; die Schwingungen, die, von der Luft bis zu dem ausgespannten Trommelfell fortgepflanzt, auf das Gehörorgan übertragen werden, bleiben uns unvergesslich. Durch das Ohr dringt das grosse Freikonzert der Natur, das Rauschen des Meeres und das dumpfe Brausen der grossstädtischen Menschenwoge, das Murmeln der Quelle und das süsse Geflüster der Liebe — freilich auch das Gequake der Frösche, das Gezisch der Schlangen und Rabengekrächz — in der Farbe gleicht es der wilden Rose, in der Form der zierlichen Muschel, so ist es die geheime Pforte der Seele, ein wunderbar an der Schläfe des Menschen beginnendes offenes Labyrinth! — Hindurch geht der Weg zu unserm Herzen.

I. Lebensquellen der Sprache:

Naturlaute. Die Welt der Töne.

Musik ist dem einen wie ein Mittagessen, dem andern wie eine Arznei und dem dritten wie ein Fächer.
Arabisch.

1. Diese ewige Unruhe; das Getöbse.

Was die Körper dazu sagen, wenn wir sie in ihrer Ruhe stören — auch eine Entdeckung der Seele — überall eine solche Seele, die erscheint, wenn sie gerufen wird — der spanische Name der Gans — Drohnen und Schwirrvögel — Fragen und Antworten, es geht zu wie auf der Post — und kein Briefchen bleibt unbeantwortet, auch dem Vögelchen wird quittiert, es herrscht die grösste Ordnung in dem Geschäft.

Hört, hört! — Wir hören. Wenn es im Nebenzimmer laut ist, so werden wir gestört. Aber erst musste doch drüben selbst etwas gestört werden, damit der Lärm entstünde. Im Grabe ist es ruhig. Was wurde denn gestört, dass es so schallte? — Irgend etwas.

Der Schall ist die Antwort, welche die Körperwelt erteilt, wenn man sie nach ihrem Wesen fragt. Die Alten wissen, dass einst der weise Pythagoras bei einer Schmiede vorübergekommen und auf den verschiedenen Klang der Hämmer aufmerksam geworden sei. *Pinkepank, Pinkepank! Tingeltangel, Pindipani, Pintsch! Cidicidacidum, Cidicidacidum!* — Er soll dann die Hämmer gewogen, gleiche Gewichte an Schnuren aufgehängt und mit deren Hilfe die musikalischen Intervalle berechnet, die Tonleiter entdeckt und das Monochord erfunden haben; *Ton*, mittelhochdeutsch *Don*, keine ganz unmittelbare Klangbezeichnung wie das deutsche

Donner, wohl aber ein Begriff, der auf eine solche, die indogermanische Wurzel TEN zurückgeht, ist soviel wie die Spannung, *Dehnung* einer Saite, die eben die Saite tönen macht, oder konkret, zum deutlichen Beweise, dass der Ton das Wesen der Dinge ist: die angespannte Schnur, die *dünne* Saite selber. *Tönen* ist das Verbum zu *Ton,* wie *dröhnen, plärren, schwätzen, töbsen* mit Umlaut abgeleitet, deutscher wäre *dönen* oder *donen,* wie noch Luther schrieb. Die *Dohnen,* jene Schlingen von Pferdehaar, welche der Vogelsteller legt und mittelst Ruten an Bäumen befestigt, Drosseln darin zu fangen, sind auch so etwas Gespanntes, Ausgedehntes, Bauchiges, sie *dohnen* wie Dickwänste, wie volle Säcke, wie ein grosses lateinisches B:

wil unser lîp von fülle donen,
wâ sol der heilic geist den wonen? —

fragt Hugo von Trimberg, der Verfasser des „Renner“, indem er die Mässigkeit anempfiehlt (1300). Als woraus man sieht, dass es eine doppelte Spannung gibt, jenachdem die Linie gerade oder krumm ist, eine, die von den beiden Enden, und eine andere, die von innen ausgeht. Was aber den Pythagoras anbetrifft, so gehört die Anekdote zu denjenigen, die gläubig erzählt und wiedererzählt, aber niemals durch ein einfaches Experiment auf ihre Wahrscheinlichkeit, ja ihre Möglichkeit geprüft worden sind — wäre das geschehen, so hätte man bald gefunden, dass verschiedene Hämmer auf einem und demselben Amboss gar keine verschiedenen Töne geben, so wenig wie verschiedene Klöppel an einer und derselben Glocke verschieden klingen. Der Klang kommt ja nicht vom Hammer, sondern vom Amboss, der erzittert, und der wohl stärker und schwächer vibrieren, aber nicht das eine Mal eine Quinte, das andere Mal eine Oktave, das dritte Mal eine Quarte angeben kann; der Klang ist, bei dem Bilde zu bleiben, nur die Antwort auf die Anfrage des Grobschmieds und diese ihrer Qualität nach stets die gleiche, eintönige, immer wiederkehrende. Natürlich ist das auch gar nicht die Meinung des Pytha-

goras gewesen, ihn ergriff aber vielleicht in der Schmiede eine Ahnung von der Harmonie der Sphären und der Welt der Töne — die Ahnung, dass die Musik die Seele der Dinge sei und die Planeten in sieben Kreisen, gleichsam im Akkord um die Sonne wandern — das Weltall erschien ihm als eine Leier, deren Saiten Apollo mit dem Plektron anschlug und klingen liess — — wie noch im mittelalterlichen Mysterium, unter dem Drucke sehr viel trüberer Anschauungen, die Erzengel Gott loben:

Die Sonne tönt nach alter Weise
In Brudersphären Wettgesang,
Und ihre vorgeschriebne Reise
Vollendet sie mit Donnergang.

Steige auf meinen Rücken, sagt die Genientochter Schemsiah in dem arabischen Märchen zu dem Geliebten, *drücke deine Augen zu und schliesse deine Ohren, damit dich das Geräusch der Himmelssphäre nicht zerschmettere.* Das verborgene Leben des Universums, die Seele, die darin wohnt und sich wie die Stimme eines Gefangenen im Kerker vernehmen lässt, ist der Ton — er schläft: wir rufen ihn — er wacht auf. Es sind einige Monate her, dass die telephonische Verbindung zwischen London und Paris amtlich eröffnet und die menschliche Stimme, die treibende Kraft der Erde, wie sie der Oberpostmeister Raikes bei dieser Gelegenheit nannte, über den Kanal geleitet wurde; da hörte man von England nach Frankreich hinüber das Ticken einer Uhr. Ja, was brauchen wir mit Pythagoras den Schlägen der grossen Weltenuhr zu lauschen? — Schon der Regulator an der Wand, die Taschenuhr, das ganze Zimmer kann sich vor innerer Unruhe gar nicht lassen, die Rädchen hurren und burren, das Spinnrad schnurrt, der Webstuhl saust, und die Kommode, die im Obergeschoss gerückt wird, vollendet ihre vorgeschriebene Reise mit einem Donnergange — wir sind ja so leicht zu täuschen, wie der gutmütige Professor in Meissen, dem die Afraner sagten, es donnere, indem sie Kegelkugeln die Schlafsäle entlang rollten, oder wie der

Papagei in dem arabischen Märchen, der aus der Schule geschwatzt hatte, und dem seine lose Herrin, um ihn als Lügner hinzustellen, in einer Sommernacht, im Monat Tammus! — mit einer Mühle, einer Giesskanne und einem Metallspiegel ein Gewitter vormachen liess. Wer auch nur einmal dabei gewesen ist, wenn sie abends in der Dämmerstunde mit Stuhlbeinen, Stricknadeln und Haderwischen das Mühlrad gehen lassen — da klappert die Mühle, da sickert das Mehl durch den Beutel, da rauscht es im kühlen Grunde, während das Eichendorffsche Lied im Chor langsam dazu gesungen wird — könnte der Geiger doch horchen, der die Schallnachahmung bekämpft und nur durch Gesichtswahrnehmungen angeregt wird, es ist fürwahr eine wunderhübsche Unterhaltung, ein Stück Theaterillusion, eine Gelegenheit für einen Philosophen — — es ist zugleich eine Erinnerung an das Singen und Klingen im Weltentraum, ein Wink, dass Menschendasein zur guten Hälfte in Lauten und Tongebilden aufgeht — dass in unserm Leben Farben eine Rolle spielen, Formen bestechen, Ecken abstossen, Duft- und Riechstoffe unsere Sympathie oder Antipathie erregen, aber nichts so charakteristisch, nichts so eindringlich ist, als was wir hören.

Wie viel gibt der Umstand zu denken, dass wir unter *Spektakel:* Lärm verstehen, da ein *Spektakel* doch schlecht und recht so viel ist wie ein Schauspiel! —

O, ewiges Spektakel! Im Meer der Töne spricht der Erdgeist zu uns — wie Humboldt durchstreifen wir die heissen Thäler der Andes und hören das Brausen der Bergströme, die von Felsen zu Felsen stürzen und die das betäubende Geschrei der Araras noch übertönt — wie der Prophet Elias stehen wir auf den Höhen des Horeb unter freiem Himmel und lauschen zitternd Jehovahs furchtbaren Manifestationen — *θείη δέ μιν ἀμφέχυτ' ὀμφή:* der Herr ging vorüber und ein grosser starker Wind, der die Berge zerriss und die Felsen zerbrach, vor dem Herrn her; nach dem Winde aber kam ein Erdbeben, und nach dem Erd-

beben kam ein prasselndes Feuer, und nach dem Feuer kam ein stilles sanftes Sausen, da das Elias hörte, verhüllete er sein Antlitz — — jedes Ding hat sozusagen seine eigene Stimme, jedes Element seine besonderen Laute und Geräusche, jede Zeit ihre wundersame, gewaltige Melodei. Wie könnte man auch sonst im Gewandhaus die Jahreszeiten hören? Leser, hast du sie gehört? Hast du die naive Tonmalerei, in der sich das Kinderherz, der fromme Haydn gefallen hat, bewundert? — Ja, er beschleicht die Natur, die tausendstimmige, mit merkwürdig scharfem Ohre, er ertappt das flüchtige Klangphänomen, er greift die Seele, die laut wird, wie ein Häscher und lässt sie nicht entwischen. Für den heulenden Wintersturm und den ächzenden Buchenwald, für die milde Verklärung des Lenzes und das stille Weben des Sommers, für das Ausstreuen des Samenkorns und das wogende Ährenfeld, für den Schlag der Wachtel, das Gesumme der Bienen, den Unkenteich, den Froschpfuhl erfindet er überraschende musikalische Symbole, glückliche Klangfarben und -figuren. Haydns Gewitter mit den flammendroten Posaunenakkorden und dem rollenden Paukendonner, in den sich das Angstgeschrei der Landleute mischt, ist ein echtes Gewitter, ein elementares, markerschütterndes Ereignis, was sich nicht einmal von dem Gewitter in der Pastoralsymphonie, geschweige denn von dem in der Tell-Ouverture behaupten lässt; Richard Wagner hat in der Einleitung zur Walküre die wirksamen Faktoren des Gewittersturmes und des knatternden Blitzschlags genial verbunden, während verwandte Elemente auch in der Darstellung des Weltgerichts wiederkehren, daher Berlioz dieselben Mächte in seinem Requiem entfesselt, wo das *Dies Irae* wie ein Donnerwort aus der Ewigkeit erschallt, vor dem die Pforten des Todes springen und die Gräber ihren Raub ausspeien: nachdem die Blechinstrumente in vier Orchester gruppiert, *Tuba mirum spargens sonum*, Fanfaren in die vier Himmelsgegenden geblasen haben, vor dem Chore: *Et iterum venturus est*, donnern plötz-

lich in das brausende Fortissimo sechzehn Pauken hinein, dazu dröhnen wie fernes Erdbeben zwei grosse Trommeln, und wie ein Blitz aus schwarzer Wolke zuckt der fahle, unheimliche Ton des Tamtams. Aber es ist nicht Berlioz, es ist nicht Haydn, was wir hier bewundern, es ist die rätselhafte, zauberische Welt der Töne, die mit Krachen vor uns zergeht und hinströmt, uns in Lauten ihr Herz aufschliesst, ihr mächtig bewegtes, reiches Innere offenbart — starr und regungslos, schmilzt sie auf einmal gleich einem schönen Weibe, das sich in Thränen badet, sie macht ihrem Leiden, ihrer Unruhe, ihrem fiebernden Blute Luft, wie eine Riesin, drohend und lieblich plaudernd, erhaben und anmutig steht sie plötzlich auf.

Nicht von selber steht sie auf — der Schall ist ein unwilliger Gruss, geboten von einem Wesen, das wir nicht verstehen, gleichsam ein Vorwurf, dass wir es in seiner Ruhe stören. Berühre ein fremdes Dasein, es erklingt: die Seele, die in tiefem Schlummer lag, fährt auf, durch das leiseste Tippen wird sie hervorgelockt, klagend steht sie Rede, in den Eingeweiden des Erzes regt es sich empfindlich wie beim Nahen eines Feindes. Die Töne sind nicht aufdringlich, wie die Farben, sie machen sich nicht breit, sie wollen gerufen sein; dann erscheinen sie augenblicklich, um gleich wieder zu verschwinden, es ist, als lebten sie ihr eigenes fremdes Leben, das uns dient und doch nichts mit uns gemein hat. Was willst du? Ich bin bereit, dir zu gehorchen als dein Sklave und als Sklave aller derer, welche die Lampe in der Hand haben, sowohl ich, als die andern Sklaven der Lampe — so klingt es, und dabei bleibt es ein Geist, unnahbar und unfassbar in seiner Geisternähe. Die Thüre, an die ich poche, gerät in elastische Schwingungen und bedankt sich, noch ehe ein Mensch Herein! ruft; und die grosse Mutter Erde erschrickt vor dem Schnabel des Täubchens, das Pick! Pick! sein armseliges Futter aufpickt. Der Schnee, über den ich schreite, knirscht, wenn er gefallen ist, so fangen die Wagenräder in den Städten

an zu quietschen; die Pfütze, in die ich trete, patscht, der Boden dröhnt unter dem Hufschlag des edlen Pferdes, das mich trägt. Trapp, Trapp, Trapp! — Im Getümmel, im Getrappel flohn die Mauren. Ein Bataillon Infanterie marschiert in militärischem Schritt vorbei wie in der Schlacht bei Prag: Tapp! Tapp! — aber auch die Gänse, die barfuss und watschelnd, im Gänsemarsche hintereinanderhergehen, treten wacker auf: Patschfötke geit äwer de Brügg! Der spanische Name der Gans: *Pato — Pato, Ganso y Ansaron tres cosas suenan y una son* — scheint wie das griechische *πατεῖν*, treten, ein Naturausdruck zu sein und das platt und breitspurig auftretende Vögelchen zu malen. Die Kolibris, diese Kleinodien der Natur, sind die kleinsten aller Vögel, sie übertreffen bisweilen kaum die Hummeln, und doch schiessen sie schwirrend durch die Luft, mit einer Schnelligkeit, dass sie eben nur das schnurrende Geräusch ihrer Flügel und das im Sonnenscheine funkelnde Gefieder momentweise erkennbar macht. Wie der Blitz gleiten die Schwirrvögel, die *Stridores*, von Blume zu Blume, während die *Drohnen*, die Bienchen, wer sollte das nur für möglich halten! — den Donner dazu machen. Nichts, sagt der Dichter, ist verloren und verschwunden, was die geheimnisvoll waltenden Stunden in den dunkelschaffenden Schoss aufnahmen — so geht auch kein Fusstritt auf dem Erdenrund verloren, der Estrich antwortet mit dem Laute, den er vor Jahrtausenden gehabt hat, und so reagiert und erwidert alles, alles, das Grösste wie das Kleinste, das Härteste und das Weichste, das eiserne Thor und das dünne Papierblättchen, der singende Samowar und das schwedische Knäckebröd: von dem ungeheuren Frachtwagen, den nach Bellamys bekannter Utopie die arme Menschheit zieht, bis zu den goldenen Uhrketten der Glücklichen, die darauf sitzen; von den rasselnden Schienen und den schringenden Eisenstangen, die unten verladen werden, bis zu den Sporen, die oben klirren; und vom Knall der Peitsche, die der Hunger schwingt, bis zum Knall der Champagnerpfropfen — alles

schallt und hallt, alles schwingt und federt in ewiger Unruhe, nicht gern, aber vernehmlich, und erfüllt die Luft mit Millionen Antworten, die sich ununterbrochen kreuzen und begegnen, wie Briefe auf der Post.

---

2. Die Beunruhigung der Instrumente.

Was eigentlich Musik ist — die Sprache der Seele schläft in meinen Saiten — die Maus von Tilsit.

Gewisse Körper, die regelmässig schwingen, antworten mit einem Ton. Eine Saite, die man reisst, eine Stimmgabel, die man anschlägt, eine Glocke, die man zieht, benimmt sich wie der Baum auf der Insel Ceylon, der, angeschnitten und verletzt, balsamischen Wohlgeruch verbreitet — sie vergilt die unliebsame Störung mit einer himmlischen Harmonie. Diesen Edelmut macht sich eben die Musik zu nutze, indem sie Instrumente aussucht, die, kunstgerecht gestört, das Ohr mit einem Wohlklang letzen. Das Rohrblatt einer Klarinette, die Zunge einer Pfeife, die Trompete, das Horn ertönt, was man von der Thüre, an die man pocht, wenigstens in wissenschaftlichem Sinne nicht sagt, weil man die Bezeichnungen Klang und Ton für die gleichförmigen, regelmässigen Schwingungen elastischer Körper aufspart — der Vorgang ist derselbe, der reinste Ton entsteht nicht anders und nicht freiwilliger als ein zufälliges Geräusch. *Die Sprache der Seele schläft in meinen Saiten*, meldet das Pianoforte der Königin von Rumänien, das in dem romantischen Karpatenschlosse Sinaia, unfern des Kastells Pelesch, steht — es könnte hinzusetzen, dass die Tonart C-dur (nach Schubert und Eduard Krüger) die Unschuld, D-moll schwermütige Weiblichkeit ausdrückt. Bemerkenswert ist die Vorliebe Chopins und Beethovens für die B-tonarten, namentlich die des letzteren für C-moll, die aus C-moll gehenden Werke, die fünfte Symphonie und die *Sonate pathétique*, sind am verbreitetsten und am ein-

drucksvollsten; in ersterer stürzt sich zuletzt das ganze Orchester wie wahnsinnig auf den leuchtenden C-dur-Akkord, mit dem der Triumphmarsch des Finale beginnt. Mendelssohn bevorzugte die Tonart E-moll, aus der er dann häufige Lichtblicke auf E-dur und G-dur thut, Weber gefiel sich dagegen ausschliesslich in den Kreuztonarten. Die Instrumente selbst scheinen diese Neigungen zu teilen, so haben die Posaunen eine natürliche Abneigung gegen ♯-Tonarten, Flöte und Oboe eine Abneigung gegen B-Tonarten — man nennt sie Instrumente, es sind feinfühlige Individuen voll Herz. *Sie sang,* heisst es bei dem arabischen Dichter mehrmals, *drückte die Laute an ihren Busen und neigte sich liebevoll zu ihr hin wie eine Mutter zu ihrem Kinde; dann rührte sie die Saiten und schlug einen Ton an, wie ein Kind, das nach seiner Mutter ruft.* Alle Musik erscheint nur wie ein Echo, der Wiederhall eines Wesens, das angesprochen und geschickt gerufen worden ist — spielt, meint Hamlet, regiert diese Windlöcher mit Euren Fingern, gebt der Flöte mit Eurem Munde Odem, und sie spricht die beredteste Musik. Zum Sprechen bringt das Instrument auch der ungeübte Anstoss, wenn er nur die empfindliche Stelle trifft — das Kind, das mit seinen Ärmchen *Brrrrrr!* kunstlos über die Tasten fährt, weckt die schlafende Seele so gut wie der Finger Liszts; Davids Harfe erklingt um Mitternacht, wenn sie der Nordwind berührt. Schon öfter hatten die Bewohner eines Hauses in *Tilsit* des Abends in der an das Wohnzimmer grenzenden Stube die Tasten eines alten Klaviers anschlagen gehört, obwohl das Instrument schon seit Wochen nicht mehr geöffnet war. Als nun kürzlich am Abend nicht eine Taste, sondern gleich eine ganze Reihe angeschlagen ward, überkam die Leute ein Grausen, so dass sie mit Geschrei aus der Stube stürmten, ohne dass der unsichtbare Spieler seine Weisen unterbrochen hätte. Nur ein beherzter Jüngling fasste Mut und ging, den geladenen Revolver vor sich haltend, in das Spukzimmer. Das Spielen verstummte augenblicklich. Der Ritter ohne Furcht und

Tadel öffnete den Deckel des alten Musikkastens, und ein — Mäuslein huschte über die Tasten, und dieselben Töne erklangen, wie vordem. Man erzählt wohl von Geistern, die in einen Kreis gebannt sind — der Klang ist einer; ein mächtiger Zauberer hat ihn in das tongebende Medium gebannt, er mag nicht heraus; der Meister kann ihn einmal über das andere rufen, bitten, einladen, beschwören, er kann ihn nicht entzaubern.

---

3. Mein Leben in Unruh, meine Hoffnung zu Gott.

Unser eignes armes Orchestrion in Aufruhr — der Mensch selbst beteiligt sich aktiv und passiv an dem allgemeinen Spektakel — er antwortet unmittelbar und mittelbar, unmittelbar, wenn er eine Schelle bekommt, mittelbar, wenn er schreit — das Fagott, die Flöte, die Trompete im Hals der Wirbeltiere — dieses Instrument antwortet durch Vermittelung des Zentralorgans auf Seelenstörungen — Monstrekonzert der Natur — die Memnonssäulen.

Lessing vergleicht einmal das menschliche Leben mit einer Wanduhr: das Gewicht daran ist der Geldsack, und die Unruhe darin sind die Frauen. *Und hörst im Chilchthurn 's Unrueih nit*, heisst es in dem schönen alemannischen Gedichte auf dem Kirchhof zu jener Schläferin; Unruhe nennt der Uhrmacher den Perpendikel, eigentlich ein Schwungrädchen, welches Schwingungen von konstanter Dauer macht. Die Frauen sind allerdings die Hauptunruhe in der Uhr des Lebens; aber auch ohne sie gibt es wohl Aufregungen, wie die Engländer den Lärm nennen: *Noise*, d. i. Ekel, Ärger, *Scandalum* und *Nausea* genug, dass man wohl mit jenem frommen preussischen Regenten über das Leben in Unruhe klagen möchte; und ohne Lärm geht es drinnen so wenig ab wie draussen. Eine dreifache Unruhe können wir unterscheiden — erstens die ewige Unruhe, in der alle Dinge sind und die den Schall hervorruft. Zweitens die Unruhe, die wir davon haben, dass wir den Schall hören. Drittens die Unruhe, in die wir selbst geraten und infolge deren wir selber schallen — sie ist wieder eine doppelte:

einmal betrifft sie uns als Körper, das anderemal als beseelten Organismus; einmal reagieren wir auf die Störung als Körper, das anderemal als Menschen.

Der menschliche Körper ist auch ein Medium, er eignet sich wie ein anderer zu einer Beschwörung von tausend Lauten, die wie Geister in ihm schlafen — meiner Treu! er ist besessen, er steckt voller Teufelchen, die wie im Evangelium besprochen, durch Knüffe und Püffe, Klitsche und Klatsche, Klapse und Maulschellen, alle möglichen Manipulationen aufgestört und doch nicht ausgetrieben werden können. Fahre aus, du unsauberer Geist! *Witsch! Watsch! Pratz*, eine Ohrfeige! Wie die Franzosen sagen: *Vli, Vlan!* Wie die Schulkinder an der Ober-Isar es ausdrücken: *Zeckerl, Zickerl, Zickai!* — Der arme Kerl wird ja geschlagen, dass ihm die *Schwarte knackt*, gereckt und geknetet, dass alle Gelenke krachen. Die meisten Ausdrücke für *schlagen*, von *τύπτω, τύπτεις, τύπτει* an, sind von solchen Naturlauten hergenommen, eine *Bataille* ist eine solenne *Batscherei*. Unser *Topp* bedünkt mich ebenso ursprünglich wie die Wurzel TUP und unser *tappen* oder *tippen* so alt wie *τύπτειν*. *Wenn Tipp Tapp Tipp der Flegel schlägt*. Der Dreschflegel hat schon vor Jahrtausenden so geschlagen. Um zu sehen, was er für einen Ton gibt, beklopft der Arzt den Leib mit seinem Hammer — er klingt metallisch, er klingt tympanitisch; derselbe Arzt behorcht ihn, um die Töne, die er in sich und durch sich selbst hervorbringt, seine Atmungs- und Muskelgeräusche zu vernehmen. Dann beschliesst er, weil es dem Brummen eines Brummkreisels, des sogenannten Mönchs, ähnlich klingt: Die Nonne saust! Es ist das Rasselgeräusch, es röchelt! Es ist (bei Höhlenbildungen in der Lunge) das Geräusch des gesprungenen Topfes, *le bruit du pot fêlé!* — Warum nicht! Wir sind ja solch Zeug wie Töpfe, wir sind Thon, du bist unser Töpfer, sagt der Prophet — speziell unser Kopf ist ein richtiger Topf, aus dem man trinken kann, Kopf reimt sich nicht nur auf Topf, Kopf bedeutet gar nichts anderes; wie jener

Österreicher philosophisch sagte: es heisst nicht nur Brot, es ist auch Brot. Noch heute nennt man die Obertasse Kopf; in der Nibelungensage nach nordischer Überlieferung brät Gudrun, ihre Brüder zu rächen, die Herzen ihrer Söhne und beut Etzel die Schädel der Knaben als Trinkschalen; König Alboin wurde bekanntlich ermordet, weil er Rosamunde bei einem Gelage gezwungen hatte, ihm aus dem Kopfe ihres eigenen Vaters Bescheid zu thun. Man kennt das skandinavische *Skol*, womit man einem zutrinkt und das wohl mit dem englischen *Scull* und unserem *Hirnschale* zusammenhängt, dänisch *Skaal: Min Skaal, Din Skaal, alle vakkre Piger Skaal!* — also wörtlich: Mein Schädel, Dein Schädel und aller schönen Mädchen Schädel! — Den Schädel des getöteten Feindes in Gold zu fassen und daraus zu trinken, lernten die deutschen Fürsten angeblich von mongolischen Königen — die Sitte ist uralt und allgemein, auch in Tausendundeinenacht, in der Geschichte des Prinzen Seif Almuluk und der Tochter des Geisterkönigs, trinken die Kannibalen den Wein aus Menschenschädeln; es heisst, das erste Trinkgefäss des Menschen sei das Horn, wie der Kürbis seine erste Flasche und die Muschel sein erster Löffel gewesen — sein erster Becher war vielmehr sein eigner Kopf und sein erstes Fass der abgezogene Balg des Tieres, das Horn dagegen in der That sein erstes Blasinstrument, seine älteste Posaune. Auf unsern Schultern sitzt nach der primitiven Anschauung unserer Vorfahren eine Schale, eine Scherbe, eine *Tête*, die springen und zerbrechen und sogar *sprechen* konnte — der ganze Wicht erschien ihnen als ein zerbrechliches Gefäss — und eine anbrüchige Brust sollte nicht so klingen? —

Ein garstig Lied! Horchen wir doch lieber auf den lustigen Bruder, wie er schmatzt — wie er *Glu, Glu, Glu* macht — Papchen will *Kluckkluck* machen — wie er schnarcht. Wenn mir einer noch leugnet, dass er ein kleines Orchestrion sei, so etwas wie ein selbstspielendes Musikwerk, so werfe ich ihn hinaus. Bei allen natürlichen

Verrichtungen sind dem Menschen gewisse Laute und Geräusche eigen, die durch den Kontakt mit anderen Körpern, z. B. durch die Aufnahme der Nahrungsmittel, durch den Stoffwechsel und die dunkeln Vorgänge in der Werkstatt des Leibes hervorgerufen werden, und die bisher nicht nur von der Sprachwissenschaft, sondern von der Physiologie selbst viel zu sehr vernachlässigt worden sind, so dass man fast gar keine Vorarbeiten findet und auf zufällige Fingerzeige und seine eigenen Beobachtungen angewiesen ist, wenn man es unternimmt, sie zu Papier zu bringen; bequemer ist es freilich, dergleichen einfach als *Illitteratae* links liegen zu lassen und dabei die erhabene Miene zu einem Lächeln zu verziehen, das dem lieben Gesichte sonst so schön ansteht, ihm aber nachgerade einen unbeschreiblich dummen Ausdruck verleiht. Bei alledem unterscheidet sich der Organismus in nichts von gewöhnlichen Körpern, die unter Umständen ebenso reagieren: die tierische Maschine, die nach physikalischen Gesetzen arbeitet und funktioniert, hat auch eine Sprache wie jede Maschine, antwortet laut, wenn man sie stört, ist, um bei unserm Bilde zu bleiben, beseelt wie das Universum. Und noch etwas: die Wirbeltiere haben noch eine spezielle Flöte, die den Eingang zu ihrer Lunge bildet und die genau so schöne Musik macht wie die Hamletsche, wenn ihr Odem gegeben wird: den Kehlkopf. Der Kehlkopf ist ein Blasinstrument mit einem Mundstück und einem Ansatzrohr — man kann es dem Tier ausschneiden und darauf blasen wie auf einer Schäferpfeife. Das Fagott ist als Orgelregister an Intonation einer sonoren Mannesstimme ähnlich, die Stimme des Hahnes und des Achill schon von Homer mit einer Trompete verglichen worden. Auch das macht keinen Unterschied. Bis hieher ist alles gleich.

Aber nun kommt der wahre Jakob. Es ist etwas in der tierischen Maschine, was antwortet, ohne dass es selbst gehauen und gestossen worden wäre. Bewegungen werden ausgelöst, Geräusche hervorgebracht, namentlich die Flöte,

das Blasinstrument geht los, wir wissen nicht wieso; natürlich entstehen die Töne und die Laute gerade so wie vorhin, als Reaktionen auf Störungen; denn auch die Stimmbänder spannen sich am Ende nicht von selbst, es muss ein Luftstoss vorhergegangen sein: aber weshalb ist denn der Brustkorb zusammengedrückt worden, was hat denn den Stein ins Rollen gebracht und den Anstoss zum tönenden Stoss gegeben? Wenn das Kind Klitsche bekommt, so klatscht es; dass das Kind auch noch schreit, daran ist doch die flache Hand unschuldig! Offenbar geht hier in dem Kinde etwas Neues, Kompliziertes vor.

Ein rechte Jungfrau, sagt Pater Abraham a Sancta Clara, in „Judas dem Ertzschelm" von derselben handelnd, *soll sein und muss sein wie die Glocken am Karfreitag, muss sich nit viel hören lassen; die Männer können Vocales sein, die Weiber Consonantes, die Jungfrauen aber müssen Mutae sein. Ein rechte Jungfrau soll sein und muss sein wie eine Orgel; sobald diese ein wenig angetastet wird, so schreit sie.* Welches sind die Tasten, die der feurige Liebhaber treffen muss, damit das Ventil geöffnet werde? —

Andere Zusammenhänge thuen sich hier auf, organische Glieder und Verkettungen — die Seele, die im Körper als solchem schläft, ist unschwer zu errufen, sie antwortet prompt; die Seele, die den ganzen Menschen bewohnt, sitzt tiefer, sie hört gewissermassen schwerer, ihre Antwort erfolgt verhältnismässig langsam. Aber sie antwortet auch — etwas anderes, als eine Reaktion auf eine vorausgegangene Störung ist ihr Stammeln auch nicht. Und sie wird gestört! Nicht bloss durch wirkliche Schläge, auch durch Schicksalsschläge — das Herzweh und die tausend Stösse, die unsres Fleisches Erbteil und von denen Hamlet spricht — nicht bloss durch Bolzen und Pfeile, auch durch die mächtigen Pfeile, die der Liebesgott entsendet: hei, wie es ob der brennenden Wunden allerorten brüllt und schreit, seufzt und wimmert, girrt und klagt; was die Katzen in der mondhellen Nacht für einen Lärm verführen! Das Leben

selbst beteiligt sich an der allgemeinen Seelenstörung, die sich in Lauten auflöst, ein Monstrekonzert zur Folge und, weiss Gott! ein gutes, klingendes Resultat hat — ich sollte meinen, eine stimmungsvolle, eigenartige Welt der Töne —

Bei der Totenstadt Theben, vor einem Tempel des Königs Amenophis III., der um 1500 v. Chr. gegen Ende der 18. Dynastie regierte, weit vom Wüstenrand nach dem Flusse zu vorgeschoben, sitzt der alte Pharao, ein dunkler Ehrenmann, in steinerner Ruhe, die Knie aneinandergeschlossen, die Hände darauf gelegt, den Nil rätselhaft anblickend, wie verzaubert; die zwei Statuen desselben ragen aus der weiten Saat- oder Wasserfläche riesenhaft, an 20 Meter über den Tempelboden hoch empor. Die übermächtigen, märchenhaften beiden Steinbilder, die unsere Araber Schama und Tama nennen — wir kennen sie unter dem Namen ***Memnonssäulen***, von dem uns die Ohren geklungen haben, und unser Herz schlägt höher, indem wir von Luksor herüberfahren und näher kommen. Sie gehören zu den allerinteressantesten, ehrwürdigsten Denkmälern der menschlichen Bildnerei. Sie sind so gross, dass wir, das Postament erklimmend, an den Knien hinansehen wie an Türmen — so verwittert und uralt, dass der Kaiser Hadrian, der sich hier in griechischer Sprache angeschrieben hat, sozusagen in der Majestät des Altertums verschwindet und dasteht wie Kiselack. Es scheint, dass am Memnonium in Raum und Zeit ein anderer Massstab angelegt werden muss. Der eine der beiden Monolithen war vor zwei Jahrtausenden gesprungen, der ungeheure Oberleib stürzte im Jahre 27 v. Chr. bei einem Erdbeben zu Boden, erst unter Septimius Severus wurde er wiederaufgesetzt. Seit jenem Sturze bemerkte die Welt das Wunder, von dem Strabo zuerst berichtet, das Wunder, das die Einbildungskraft von Alt und Jung, der Weisen und der Thoren beschäftigt hat und das diesen Kolossen in dem kolossalen Ägypten, in der Riesenstadt Theben einen so kolossalen, einzigen Reiz verleiht. Der spröde, harte Stein der verstümmelten Bild-

säule schien des Morgens im Frühlicht zu singen und zu klingen. Täglich bei Sonnenaufgang vernahm man aus dem Torso einen zitternden Ton, wie wenn eine Saite reisst oder ein Glas zerspringt, er mochte wohl auch in der That von dem Abspringen kleiner Kieselplättchen bei dem plötzlichen Temperaturwechsel und von dem Durchzuge der Luft durch die Poren und Risse des zerklüfteten Körpers kommen — springende und klingende Steine sind in der Wüste ebensowenig etwas Seltenes wie die Glockenberge und der bellende Sand, wovon wir später erzählen werden. Die phantasiereichen Griechen, die den König Amenophis in den jugendlichen Helden Memnon, den schönen, frühe vor Troja vollendeten Sohn des Tithonus und der Eos, verwandelt hatten, sahen in dem ägyptischen Tempel ein *Memnonium*, in dem Eos den gefallenen Liebling geborgen hatte — allmorgendlich blickte die Morgenröte, wenn sie rosenfingerig über dem Nilthal aufging, auf das Grab des geliebten Sohnes, und ihre sanften Augen füllten sich mit Thränen — das waren die Tautropfen, die auf das grüne Ägypten fielen; der Unsterbliche aber grüsste seine Mutter leise tönend, während seine Gefährten, die Memnoniden, als Vögel um den Grabhügel flatterten und sich unter Wehklagen zerfleischten.

Wohl nur ein merkwürdiges Zusammentreffen ist es, dass in Attika der schellenlaute Esel den Spitznamen Memnon führte, und dass in Aristophanes' Fröschen Euripides den Äschylus wegen seines Wortgeklingels mit den *Μέμνονες κωδωνοφαλαρόπωλοι* vergleicht. Uns, die wir vom Wasser des Nils getrunken und den Memnon, ich will nicht sagen gehört, aber mit Augen gesehen und mit unsern Händen betastet haben, liegt es näher, die Memnonssäule mit starkem Arm von Ägypten wegzuholen und zum Schlusse als Wahrzeichen vor unserer Welt der Töne aufzupflanzen. Der Stein, der zunächst wie jeder andere auf den Schlag antwortet und wiederhallt, dem aber eine berühmte Sage eine Seele und eine Beziehung zur Morgenröte

verliehen hat, ist der betende Knabe, der empfänglich auf den Götterfelsen steigt, die ersten Sonnenstrahlen jubelnd einsaugt und in sich in Töne umsetzt. Es ist der Mensch, der die Morgenröte und den hohen Tag, der tausendfachen Welt glanzreiche Gegenwart als eine Himmelsmusik, eine Sphärenharmonie begreift, dem ewigen Konzerte aufmerksam lauscht und die Melodie zu Hause trällert. Es ist der deutsche Mystiker, der in Gottes Morgenlichte steht und die Sprache anhebt als ein süsses Morgenlied — wenn die Seele dazu kommt, dass sie sich vereinet mit dem Schöpfer, so verliert sie klingend ihren Namen, sintemal sie Gott in sich gezogen hat, wie die Sonne das Morgenlicht in sich ziehet, dass es zu nichte wird.

Anhang. Das Wunderhorn der Natur.

Kursorisch bringen wir dem Leser noch einige bekannte Naturlaute in Erinnerung, wie sie von der Sprache aufgefasst und mit Hilfe ihrer Explosivlaute (P, K, T), oft auch noch mit Hilfe von Zitterlauten (R, L) dargestellt zu werden pflegen — gleichsam ein Abece der (unbelebten) Natur, eine Skala des Naturhorns, die uns vielfach zu gute kommen wird, wenn wir erst sehen, wozu das alles führt. Allen diesen Reproduktionen, die, wie gesagt, weder genau noch bindend sind, gemeinsam ist die Neigung, den Ahmlaut wie bei *Papa* und *Mama* zwei- und dreimal zu wiederholen, oft wie vorhin bei *Tipp Tapp* mit Ablaut oder regelmässigem Wechsel der Vokale (I—A; I—A—U). Den Anfang machen wir mit denjenigen Lauten, die einfache Körper haben; darauf lassen wir die Laute folgen, die gewissen mechanischen Kunstwerken eigen sind; zuletzt kommen elementare Laute. Weil die beiden letzten Lautgeber selbst zu gehen und zu spielen scheinen, so nennen wir sie Selbstspiele. Die Stimmen der eigentlichen musikalischen Instrumente und der Tiere behandeln wir hier noch nicht.

a) Allgemeine Geräusche.

Poch Poch Poch! — der Ton, welcher entsteht, wenn jemand mit dem Knöchel an die Thüre *pocht* oder *bocht* (französisch veraltet: *buquer* = *bûcher;* gewöhnlicher: *Toc Toc, toquer*). Wir sagen auch: *anklopfen;* die Engländer sagen: *to knock at the door. Klapf* ist der Laut des zuschlagenden zinnernen Deckels am Bierseidel.

Klitsch Klatsch! — mit labialem Anlaut: Pitsch Patsch! — malt den Laut, den das Aufschlagen eines breiten Gegenstandes, zum Beispiel der flachen Hand, auf eine weiche Masse, zum Beispiel auf den Hinteren hervorbringt; die P-form gilt namentlich auch für Wasserflächen, Pfützen, Kotlachen und andere Patschen, in welche die Fusssohle hineinpatscht. Wer einen *patscht* oder *batscht*, der schlägt ihn, daher das französische *battre*, im Bauernlatein *batuere;* wer auf die Erde hinfliegt oder hinpatscht, der fällt, daher das griechische *πίπτειν* = *πι—πέτ—ειν*, sanskrit *pat*, fliegen und fallen. Bei Nässe, beim Baden und allen Hantierungen mit Wasser braucht man gern die nasalierte Form *Pantsch*, noch erweitert: *Plantsch* (*pantschen, planschen, plantschen*). Die Italiener, die auch das Verbum *battere* haben, nennen einen Patsch: *una Pacca*, speziell einen Patsch auf den Hut des anderen von oben nach unten: *una Latta.*

Plauz! Bardauz! Bauz! — malt das plötzliche Hinfallen eines Menschen — *plötzlich*, von *plotz*, ist ganz soviel wie: *plauzlich*, soviel wie: Knall und Fall. In Frankreich schlägt ein Körper mit *Pan!* hin; dasselbe *Pan!* malt das Knallen der Champagnerpfropfen und bei Zola (*la Terre*, Seite 328) die Naturlaute des französischen Bauern Jésus-Christ.

Plumps! — das Geräusch, mit welchem ein schwerer, ungeschlachter Körper, ein Stein, ein Bär, ein Bauer, eine dicke Köchin, ein *Plumpsack* ins Wasser fällt, überhaupt aufschlägt und auftritt — *plump* ist, wer überall *hinplumpt* oder *plumpst.* In Westfalen schliesst

das Volk beim Osterfeuer einen Kreis um den Holzstoss, einer geht mit einem zusammengedrehten und geknoteten Tuch, dem sogenannten *Plumpsack*, darum herum und schlägt jeden einzelnen mit den Worten auf den Rücken: *Kik di niet üm, dat Vössken dat kümmt*, gucke dich nicht um, das Füchschen das kommt (bei uns: sieh dich nicht um, der Plumpsack geht rum). Dies ist der Ursprung des weitverbreiteten Plumpsackspiels, das für den Rest eines alten heidnischen Festes gehalten wird. Einfachere Formen: *Bum*, *Pum*, *Bums*, *Bumbs*, *Pump*, *Pumps*, *Pumpes* für den dumpfen Schall von Fällen und Schlägen allerart. *Bums!* — setzt sich das Kind; *huppala!* — steht es auf. Eine gutturale Nebenform dürfte in *Klumpen* enthalten sein wie eine von *Plotz* in *Klotz*.

Schwabb! — Ton, den flüssige oder gallertartige Massen, anklatschend oder überschweppend, geben; dann auch vom Herunterfliegen fester Körper: *Schwipp Schwapp! Schwabb, Kopf ab!* — Dagegen malt *Quapp* das Niederfallen und Aufschlagen weicher und fetter, *quappiger* Körper, während Wasser mit *Platsch*, in Frankreich mit *Flac* auf die Erde fällt. Dadurch wird es *flach*.

Lack Lack Lack! — Geräusch des kochenden, Blasen werfenden, bullernden, blubbernden Wassers, metonymisch des Kochtopfs, der über dem Feuer steht und der dem Araber ein treffendes Bild eines unruhig werdenden Menschen abgibt (lat. *Cacabus*, gr. *Κάκκαβος*, mit Assimilation für *Lacabus*, *Λάκκαβος*, da das *L* gleich seinem Bruder, dem *R* für Flüssigkeiten charakteristisch, daher auch in *Bulla*, Blase, Welle, *bullire*, Blasen werfen, wellen, *bullare*, wallen u. s. w. enthalten ist).

Krach! Krick Krack! (französisch) *Cric-Crac!* — das Geräusch, mit welchem ein fester Körper bricht und gleichsam zusammenkracht. Ein Schloss wird mit *Krick Krack* aufgebrochen. *Brechen*, welches auch transitiv sein kann, ist offenbar nur eine Nebenform von

krachen, die germanische Wurzel BREK, indogermanisch BHREG, die Urverwandtschaft zwischen *brechen*, lat. *frango, fregi* und griechisch ῥήγνυμι = Ϝρήγνυμι liegt am Tage — nur eine Variante des vorliegenden Schallworts. Wenn ein Ast bricht, so macht er *Brek*, und ein Glas, das springt, verhält sich ähnlich dazu wie der sprechende Menschenmund. Das krachende, schmetternde Niederfallen und Zerbrechen wird sonst auch gern mit *Bratsch! Pratsch! Pratz!* gemalt: *so geht*, heisst es in einem Stücke Weisses, *Topf und Tiegel nach meinem Kopfe: Pritz Pratz, ein Stück nach dem andern*. Unser *Brezel*, dieses altdeutsche Gebäck, dessen Namen man aus allen möglichen und unmöglichen lateinischen Verkleinerungsworten: *Preciunculae*, Gebetchen, *Pretiola*, Löhnchen, *Bracitellum*, Ärmchen, und sogar aus dem Slawischen erklärt hat, ist vielmehr ein Wort wie *Krachmandel* oder *Knackwurst:* sie *bratzelt* oder *bretzelt* zwischen den Zähnen, wenn man sie zerbeisst. *Non tutte le ciambelle riescono col buco.*

Knick Knack! Knicks Knacks! Knix Knax! — das einen inneren Bruch, Riss oder Sprung (bei dem noch ein äusserlicher Zusammenhang der Teile bestehen bleibt) begleitende Geräusch. Ein physisch gebrochener Mann, der einen solchen Knacks weg hat, wird ein *alter Knacks* genannt.

Ritz Ratz! Ritsch Ratsch! — das Reissen malend, zum Beispiel des Kleides, wenn man irgendwo hängen bleibt.

Knir Kney, *sus lût der worfil*, so klingt der Würfel (nach einer Interpolation in einer Handschrift des Konrad von Haslau). Scharfe zitternde Töne werden gern durch Schallwörter auf *R* oder *RR* nachgeahmt, solche liegen unzähligen Lautbezeichnungen zu grunde, man denke an *klirren*, *schwirren*, *schnarren*, *schnurren*, *flirren*, *girren*, *surren*, *hurren*, *burren* u. s. w. So findet sich auch die Ablautreihe: *knirren*, *knarren*, *knurren*. *Knurren* ist

hündisch, *knirren* und *knarren* haben allgemeinere Geltung, doch gehören beide mehr leblosen Gegenständen: Wagen, Rädern, Achsen, Thüren, Sägen, Baumästen und dergleichen an — Frau Schulze hört zum Beispiel, wie die Ladenthüre knarrt, ohne dass es geklingelt hätte — Johann Rädlein, der (1711) ein Wörterbuch der vornehmsten Sprachen in Europa geschrieben hat, lässt eine Säge knirren, die man feilet, während Metall unter der Feile vielmehr *schringt* — eine gute Gelegenheit, *knirren* zu hören, hat man jedesmal beim Landen: *bis das Birkenboot* (Hiawathas) *knirrte auf die blanken Kiesel* (Freiligrath). Mit den Zähnen *knirrt* und *knirscht* man, neue Schuhe *knarren, knarzen* oder *knarpeln,* in Italien gilt für diesen Laut, wie bereits erwähnt, das Verbum *scricchiolare.* Dass nun der obige Interpolator so kategorisch vom Würfel sagt, er *knirre,* beruht auf einer richtigen Beobachtung, denn *Knirr* gilt speziell von dem Laute, den knochenharte Gegenstände geben, wenn sie gegeneinanderdrängen, seien es nun die Zähne, seien es die Würfel untereinander, in der Stelle des Konrad von Haslau sind es die Würfel und die Zähne, denn der Jüngling, der sein Geld im Würfelspiele verknöchelt hat, nimmt vor Wut die Würfel in den Mund und beisst darauf. Hierbei wird man von der Beobachtung überrascht, dass eben die Würfel beinern sind und selber *Knöchel* oder *Knobel* heissen, Gewinne werden *ausgeknöchelt* oder *ausgeknobelt;* und dass alle solche harte und beinerne, beinharte Dinge, die *Knochen,* die *Knorpel,* die *Knöpfe,* die *Knoten,* die *Knorze* und die *Knirpse* mit demselben *KN* anlauten, das den Anfang von *knirren* bildet. Wir sind hier einem jener Gesetze auf der Spur, die wir bei der Tonmalerei aufstellen werden.

b) Selbstspiele.

Ninna Nanna macht die Wiege, überhaupt ein Ding, ein Sopha, ein Tisch, ein Schiffchen, das nicht

feststeht und sich hin- und herwiegt; nach den Mitteilungen der Reisenden sogar das australische Liebespaar, das sich sitzend oder hockend zu umfassen pflegt. Daher heisst in Italien auch das Wiegenlied, das man singt, um das Kind einzulullen: *la Ninna Nanna*, englisch *the Lullaby*, griechisch *Νύννιον*; und in Deutschland das Wiegenkind und die Wiege selber *Ninne* (*Ninnei*, *Nunnei*). Es ist bemerkenswert, dass die italienischen Ammen die Kinder mit *Nanna Nanna* einzuschläfern suchen, dass überhaupt *far la Nanna:* ein Schläfchen machen, *andare a Nanna:* schlafen gehen heisst; der dentale Nasallaut *N* hat in der That wie das *L* etwas Beruhigendes, dem Ohre Schmeichelndes, vielleicht wurde er deshalb so gern zur Negation gewählt. *Ninna Nanna* aber würde dann nicht der Wiege abgehört, vielmehr erst vom Wiegenlied auf die Wiege übertragen worden sein. Nur die Ablautformel passt auf nichts anderes als auf die schaukelnde Bewegung der Wiege selbst.

Klipp Klapp! — uralte Darstellung des Geklappers einer Mühle, bereits in der Thidrekssaga zu belegen. Wie Heime, von Dietrichs Hof geschieden und ein Räuber geworden, den Bauer Biterolf angefallen hat und dafür von dessen Sohne Dietleib gezüchtigt worden ist, reitet er von dannen, denn kein Eisen dient seinem Herren besser als der Sporn. Da kommt er an einen Fluss, an dem eine Mühle steht. Die Räder drehen sich mit grossem Klappern und Rauschen und singen ihr altes Lied: *Klipp Klapp! Klipp Klapp!* — Heime aber hörte statt dessen: *triff, schlag! triff, schlag!* — vermeinte, der alte Biterolf rufe so seinem Sohne zu, und ritt noch hurtiger, Tag und Nacht, bis er wieder nach Bern gelangte. Vergleiche Jakob Grimm in Haupts Zeitschrift für deutsches Altertum, Band IV. Auch vom Klange der Pantoffeln und Schuhabsätze; vom Gelde und andern Dingen. *Klapp!* fällt die Thüre ins

Schloss. — *Klapp!* schlägt sie die Ofenthüre zu. — *Klapp Klapp!* geht das lose offene Fenster im Zuge hin und her. Unschön Goethe: *macht die Mühle klap rap rap.*

Schnirr Schnarr Schnurr: malt den emsigen Lauf des Spinnrades, der Spule und der Weife, auch wohl eines alten Uhrwerks, überhaupt der mechanischen, ununterbrochenen Arbeit.

Hurre Hurre Hurre!
Schnurre, Rädchen, schnurre!

Anderseits *schnurrt* auch (nach Goethe, Forster, Heine und anderen) die gespannte Saite oder Bogensehne und das ausgedehnte, dünne Seil, in demselben Sinne wie oben gesagt ward, dass der *Tόνος töne,* daher heisst es eben *Schnur.* Dieses Wort, mittelhochdeutsch *Snûr,* englisch (mit der Bedeutung Schlinge) *Snare* und lat. *Nervus,* gr. *Νεῦρον,* also unserem *Nerv* urverwandt, zeigt den vielbesprochenen Vortritt eines *S.* Ein schlagendes Pendant zu *Schnur* ist *Schnalle,* das schnalzende, zuschnellende Ding, desgleichen *Schnappe, Schnepfe, Schneppe, Schnabel,* gleichsam ein Schnapphahn u. s. w. Vielleicht dass Bürger auch das Rädchen nur deshalb gerade *schnurren* lässt, weil die Spinnerin den Faden wie eine klingende Schnur aus dem Rocken zieht.

Tick Tack! — gewöhnlich vom Gehen, *Ticken* einer Wanduhr, überhaupt von regelmässigen harten Bewegungen, zum Beispiel dem Schlag des Herzens; in Frankreich (*Tic Tac*) auch wie *Klipp Klapp* vom Klappern der Mühle, in Italien (*Ticche Tacche* oder *Ticche Tocche*) vom Anklopfen des eisernen Thürklopfers wie oben das französische *Toc* und das deutsche *Poch.*

Bim Baum! Goethe ungenau: Bum Baum! Ding Dong Dang! (italienisch) Dindon, Dindin! (französisch mit nasalem und demgemäss verändertem *i*) Tin Tin! Kling Klang! — von Glocken, Klingeln, Gläsern und ähnlichen Körpern gegebener Ton.

Piff Paff Puff! — gewöhnliche, aber nicht eben glückliche Nachahmung eines Schusses, scheinbar mehr im Gedanken an das Auftreffen der Kugel als an den Knall gewählt, denn *Puff* gibt eigentlich den dumpfen Schall eines Schlages oder Stosses wieder. Auch wird die Explosion, abgesehen von dieser Ablautformel, lieber mit *Burr! Bumm! Knall! Krach!* gemalt; *Pumm! Puff! Piff! Krach Pladdradauz!* geht der Tanz los; das Büchsel *knallt*, Rottenfeuer *knattert*, bei uns *knallt* auch die Peitsche, während der Italiener den Knall der Peitsche und den Knall der Flinte sondert, jenen nennt er *Schiocco*, diesen und daher die Flinte selbst: *Schioppo. Es hat gebummt*, sagt man, wenn man fernen Kanonendonner hört. In den alten Volksliedern, die Uhland gesammelt hat, wird der Kanonendonner mit *Purlapaus* nachgeahmt, dem Dichter scheint die strotzende, gleichsam platzende Pausbacke vorzuschweben:

die erst püchsen will ich nennen,
heisst man den Purlapaus,
tet die maur zerstossen,
prach zum andern ort aus.

Anderemale wird die Büchse oder Kanone: *der Hurlebaus* genannt, Fischart spricht von einem *hurlebausischen* Geschütz — *Hurlputzen kriegen* heisst im Plattdeutschen: Schläge kriegen, hier berührt sich also wie bei *Puff* die Vorstellung des Knalls mit der des Stosses.

c) Elementare Stimmen.

Purr! Burr! Burrburr Buruburrburr! — malt den Donner (der doch eigentlich *donnert* oder *donnt, dont*), den Donner der Kanonen, den Donner der menschlichen Stimme, tierische Laute allerart und das Murmeln der Quelle.

Ich bin der lebendige Bronnen,
  Pur, Pur, Pur,
Ich habe Wasser gewonnen,
Im Winter und im Sommer,
  Purre, Purre, Purre —

heisst es in dem Lustspiel *Peter Squenz* von Andreas Gryphius. Sollte dieser Naturlaut, diese elementare Stimme des Wassers Veranlassung zu dem Worte *Brunnen* selbst gegeben haben? Sollte der *Bronn*, der *Born:* der *Burrende* sein, wie die *Welle:* die *Wallende*, die *Quelle:* die *Quellende* (d. i. Fliessende, Träufende) und lat. *Fons: fundens*, der Giessbach ist? — Wir haben bereits vorhin den *lackenden* lateinischen Kochtopf, den *Cacabus* und die Worte *Bulla*, Blase, *bullire*, Blasen werfen, kennen gelernt, die augenscheinlich auf Lautnachahmung beruhen; *Bulle*, im Sinn von Fläschchen, erklärt man gesucht bald aus *Bouteille*, bald aus *Ampulla*, aber die Bulle *buttelt* und *bullert*, wenn sie der Proletarier an den Mund setzt, wie der Strudel, lateinisch *Gurges*, bubbelt und *gurgelt*, italienisch *gorgoglia*, und das lateinische *Ampulla*, welches ein altes Diminutivum von *Amphora* sein und für *Ampolla* = *Amporla* stehen soll, könnte wohl selbst wie unser *Bulle* oder wie das italienische *Bombo*, ein Kinderwort für Getränk, gebildet sein. Man stellt Brunnen zu altem *brinnen* oder *brennen*, und da es doch am Ende mehr frische, kühle, kalte als warme Brunnen gibt, diese sogar die alten stehenden Beiwörter von Brunnen sind, soll *brennen:* sieden, nicht doch, überhaupt wallen und bubbeln bedeutet haben. Wir kommen beinahe bei der Antiphrasis an. Dennoch dürfte der brennende Brunnen nicht ohne weiteres von der Hand zu weisen sein. Drei Vorstellungen hat die vom Schall zum Licht, *per aspera ad astra* gelangende Sprache synonym gefasst: das Wallen und Wogen des Wassers, das Flackern des Feuers und das Schimmern der roten Farbe — vom Wasser ging sie aus, dessen Geburre oder Gepurre ahmte sie eben wie Gryphius mit *Burr* nach, das ist die indogermanische Wurzel BHUR, die im Griechischen *Φυρ*, mit Metathesis: *Φρυ*, redupliziert und intensiv: *Πορ-φυρ* lautete. So kommt es, dass sich beim

Vater Homer das unruhig bewegte Meer purpurn färbt *(πορφύρει)*, was schliesslich gar nichts anderes ist, als wenn der Brunnen im Peter Squenz: *Purre Purre* macht. Das griechische *Φρέαρ* ist eins mit unserem *Brunnen*, und dem berühmten Kochtopfe, dem *Cacabus* können wir jetzt die Bratpfanne, das *Fretale* des *Apicius* an die Seite stellen, die sich mit *Fretum*, Meerenge, Sund, eigentlich die in der Enge wie in einer Pfanne wallende, siedende, brausende, *efferveszierende* Meeresflut und -glut, berührt. Wie vorhin neben *Purlapaus: Hurlebaus*, also zeigt sich itzt neben *Purre* auch *Hurre*, worin jedoch die sausende, sich überstürzende Eile vorwiegt: *hurliburli, hurlpurl, hurlachei* jagt der Bach zu Thale; ja, im alemannischen Sprachgebiete finden sich sogar Wortbildnngen, die *Born* parallel zu laufen scheinen. Wenn es in der Schweiz schneit, regnet oder hagelt, so *hornt* oder *hornigelt* es, der *Hurnigel* ist der personifizierte Hagelsturm. Dass dabei an den Klang, aber nicht etwa erst an den eines Blashorns, sondern unmittelbar gedacht wird, geht daraus hervor, dass auch eine Wurfscheibe, die im Kanton Bern im Frühjahr und Herbst beim *Hornigeln* oder *Hurnussen* als Ball durch die Lüfte saust, der *Hurnuss* oder der *Hornuss* genannt wird, und dass die *Hornisse*, auf die wohl jeder kommt, beim Fluge ebenfalls *hornt* und *hurnaust*. Darüber werden wir bei den Insekten sprechen.

In Ardestorf bei Buxtehude befindet sich ein merkwürdiger Brunnen von etwa 24 Meter Tiefe, dessen Wasser durch eine Saugpumpe gehoben und in die Küche eines anliegenden Wohnhauses geleitet wird. Dieser Brunnen lärmt, er lässt von Zeit zu Zeit eine Musik hören, die weithin vernommen werden kann. Zunächst klang es den Hausbewohnern wie fernes Glockengeläute; da aber dabei auch häufig Plätschern, Rieseln oder Klirren vernommen ward, so glaubte der Bauer, die Pumpe sei nicht dicht und lasse Wasser

fallen; allein die Untersuchung ergab, dass dem nicht so war. Nach längerer Beobachtung kam der Besitzer zu dem Schlusse, dass das Geräusch seines Brunnens mit dem Wetter zusammenhänge, bei ruhiger, steter Witterung ist der Brunnen still, an den Tagen vor Eintritt von Regen und Wind wird er laut. Ein Naturforscher untersuchte den Brunnen und erhielt bezüglich des Geräusches manchmal den Eindruck, als wenn in der Tiefe jemand auf ein Trommelfell oder eine metallene Glocke von tiefem Ton schlage. Der Lärm beginnt gewöhnlich mit einem dumpfen, leisen Brummen, gerade als wenn Wasser ruhig kocht; wird das Brummen lauter, so kommt Klirren dazu, als ob der Deckel auf einem eisernen Topf ins Zittern gerate, beim grössten Lärm endlich hört man einen pfeifenden Ton, wie ihn der Wind am Schieber im Schornstein hervorzubringen pflegt. Wenn von dem Geräusch aussen schon nichts mehr zu hören ist, kann man zuletzt noch aus der Tiefe des Schutzrohres in regelmässigen Zwischenräumen einen leisen Ton vernehmen, wie wenn einzelne Gasblasen aufsteigen. Ein Zusammenhang mit dem Luftdrucke scheint allerdings zu bestehen, bei stark sinkendem Barometer pflegt der Brunnen zu lärmen, bei hohem ruhig zu sein, letzteres doch nicht immer. Im allgemeinen geht das Geräusch der Bewegung des Barometers voraus. So begann das vorher hochstehende Barometer am 23. August 1890 zu fallen, blieb zwei Tage noch in derselben Höhe und kam fallend am 27. abends auf seinen normalen Stand. Demgemäss fing der Ardestorfer Brunnen am 23. mittags an zu lärmen und brummte auffallend stark am 27. Am folgenden Tage, wo der Luftdruck wieder zunahm, schwieg er, am 28. dagegen, als das Barometer fiel, kochte er von früh an wieder. Etwa aufsteigende Gasblasen konnten keine wahrgenommen werden, Kohlensäure oder brennbare Gase sind anscheinend in der

Tiefe nicht vorhanden. Der Naturforscher hat auch die Brunnen der benachbarten Bauernhöfe untersucht, ob in ihnen auch etwas zu hören sei. Hielt er bei diesen das Ohr an die Mündung des Abflussrohres und beseitigte durch Zustopfen der äusseren Öffnungen des Holzkastens die vom Winde erzeugten Schallwellen, so vernahm er, wenn der Hauptbrunnen trommelte, ein entferntes Kochen oder Wallen, gerade wie bei diesem, wenn er anfing. Den Bewohnern eines dort befindlichen Hofes war dies schon vorher bekannt. Es scheint allerdings, dieser Ardestorfer Brunnen kann noch etwas mehr wie der lebendige Bronnen in *Peter Squenz;* man erinnert sich dabei an die Sirenenmusik, die man auf der Insel Borneo an den Mündungen der Flüsse wahrnimmt und die ihre Vermählung mit der Sundasee begleitet — die Reisenden sprechen von melodischen Tönen, die der Tiefe entsteigen, bald voll und langgezogen, bald scharf und abgebrochen, jetzt leise klagend, dann wieder hell und laut. Man hört sie meist während der Flut und am besten beim Untertauchen. Man muss nur überhaupt nicht denken, dass das Wasser stumm sei wie ein Fisch.

Rusch, die Stimme des ruschenden, ruschelnden, ruschligen, rauschenden Wasserfalls: mittelhochdeutsch *rûschen*, *riuschen* soviel wie *rauschen*, englisch *to rush*, ebenfalls von stürzenden Wassern, von *Waters rush down a precipice.* Es wird wohl ewig unbegreiflich bleiben, wie man das italienische *Ruscello* und das französische *Ruisseau*, beide so viel wie Bach, anders, nämlich von einem erdichteten lateinischen *Rivicellus* ableiten konnte; *Ruisseau* verhält sich zu *Rausch*, wie *Poisson* zu *Fisch* (*Piscis*). Das Wasser rauschte, das Wasser schwoll. Das lateinische *Rivus*, selbst so viel wie Bach, ist nicht das rauschende, sondern das fliessende, rieselnde, rinnende Wasser — es wird gewöhnlich mit dem griechischen *ῥέω* und dem sanskrit *sravâmi* zusammengestellt

und von der indogermanischen Wurzel SRU, fliessen, abgeleitet, zu der auch das deutsche *Strom*, eigentlich *Srom* gehören soll, kommt jedoch vermutlich von einer verwandten Wurzel RI, die rinnen bedeutet und eben in *rinnen* enthalten ist. *Rinnen*, *rieseln*, *rauschen*, das sind alles dieselben oder wenigstens analoge Nachahmungen — meiner Meinung nach ist es ebenso gewagt, das *Rinnen* als ein *Rennen* wie das *Rieseln*, ohne Suffix: *Riesen*, als ein *Reisen* aufzufassen, wie es in den Wörterbüchern geschieht, wobei noch die merkwürdige Antiphrasis herauskommt, dass *reisen* zugleich: aufstehn und fallen bedeuten soll; eine rieselnde Quelle wäre darnach eigentlich eine fallende, herabgleitende, herabrutschende Quelle. Umgekehrt wird ein Schuh daraus: erst reiste der Bach, dann ward seine Reise auf die des Menschen übertragen; erst rannte das Wasser zu Thale, dann rannten die Jungen rauschi bauschi nach. Auch der Zecher hat ja einen Rausch und Sophokles nach Platen den Rausch der Poesie getrunken. Wenn die Sprache überhaupt gewöhnlich von konkreten, sinnlichen Fällen, niemals von allgemeinen Begriffen ausgeht, so wird sie hier wie der wanderlustige Müller das Wasser zum Typus der Fortbewegung genommen haben, auf welches das anlautende (in der Wurzel SRU wieder um ein *S* bereicherte) *R* immer hinweist. Das hat nicht Ruh bei Tag und Nacht, das wandert und reist immer. Auch darauf hoffen wir später ausführlich zurückzukommen.

Saus und Braus. Ursprünglich lebt nicht der Student oder der Soldat in Saus und Braus, sondern der Wind, den im allgemeinen das *W* charakterisiert: die Stimme der Luft ist *Wehe*, ein ebenfalls von den Menschen übernommener Laut, den sie anwenden, um den Schmerz gleichsam fortzublasen; der Wind der Wehende, ein Partizipium wie lat. *Ventus*. Im Sanskrit

und Zend heisst *vâ-mi:* ich wehe, die Wurzel erscheint im Griechischen als *AϜ* (*ἄημι*, wehe, *ἀήρ*, Luft, dies wie *αὔρα* ins Lateinische übergegangen). Auf griechisch heisst der Wind gewöhnlich *Ἄνεμος*, daher nennen wir das Windröschen, dessen Blätter in die Luft verwehen, *Anemone;* und dieses griechische *Ἄνεμος* ist wieder im Lateinischen (*Animus*, *Anima*) der Odem, der Lebensodem, der das Tier, das *Animal*, beseelt, der *Spiritus*, der in allem Lebendigen weht und atmet, die *Rucha*, die Gott dem ersten Menschen in die Nase geblasen hat, der Geist, das Pneuma. *Animus* verhält sich dem Sinne nach zu *Ἄνεμος* wie *θυμός* zu *Fumus*, Rauch; diese Worte gehen nicht auf eine Wurzel AV oder VA, sondern auf die Wurzel AN zurück, die atmen, und zwar einatmen bedeutet und wahrscheinlich auch im lateinischen *anhelare*, Atem holen, vorliegt — die meisten Ausdrücke für die Respiration, am deutlichsten unser *hauchen* und das lateinische *halare*, malen nicht das Einziehen, sondern das Austreiben der Luft, *blasen*, *flare*, *spirare*, *πνεῖν* sogar ein gewaltsames Austreiben, bei der Wurzel AN weist dagegen der Nasal genau so wie das *M* bei dem Pronomen der ersten Person nach innen, gibt ihr gleichsam eine innerliche Kraft, kehrt sie einwärts und nach *uns* zu. In den Schnalzlauten, die ebenfalls durch Einziehen der Luft bei geschlossenem Kehlkopf entstehen, an der Präposition *in* selbst kommt diese Kraft zu Tage. Es ist nicht zufällig, dass wir bei Wind und Wetter immer gleich auf unsere eigenen Respirationswege geraten; die Sprache, aus Luft geschaffen, fühlt sich hier in ihrem Element, braucht nicht lange nach Farben und Analogien zu suchen, sondern den Winden nur eine Lunge und Pausbacken zu geben wie sie selbst hat, die geübte Flötenbläserin. Aber da wir nun einmal Orpheus' Stimme und das Geheul der wilden Tiere um ihn aus der Ferne vernommen haben, hält es uns nun nicht

mehr, die gesamte Welt der Töne verliert plötzlich ihren Reiz, was die Erde noch an tiefen Lauten, dumpfem Donner, hohlem Beben, Hall und Widerhall übrig hat, vergeht uns, wir haben die Ohren nur noch bei den Naturlauten, die dem Menschen, respektive seinen Vettern, näheren oder entfernteren Verwandten, alles, was Odem hat und den Herrn lobt, angehören.



II. Lebensquellen der Sprache:

Naturlaute dem Menschen angehörig. Ein Tag aus dem Leben des Urmenschen.

1. Das Erwachen des Löwen.

Le Réveil du Lion auf dem einzelnen Pfahle oder Baume am Morgen der Weltgeschichte — er gähnt die Welt an und niest dann dreimal, jedesmal ein bisschen anders — er legt sich an den Bach und lappt Wasser nach Art der Dreihundert vom Heere Gideons — Betrachtungen über dieses Lappen: wie der Mensch nach Art einer Saugpumpe trinkt — natürliche Bedürfnisse, die er befriedigt: die richtige Erklärung des Wortes *Pumpernickel* — Volksausdrücke für die Entleerung des Harns — Wasser und Urin, wässern und pissen — das englische *Mist:* der Regen der Harn der Wolkenkühe — wie der Begriff Wasser entsteht — Naturalia sunt turpia: aber wenn sich selbst der Papst öffentlich auf einen Nachtstuhl setzen musste, um der menschlichen Gebrechlichkeit eingedenk zu sein, wie sollte es der Pfahlbauer nicht thun?

Habe bei den gefundenen Dingen
Einen Stolz als Kulturmensch gefühlt.
Scheffel, der Pfahlmann.

Der erste, der über das Wesen der Sprache nachgedacht hat, hielt sie für ein Geschenk der Natur, eine edle Gottesgabe, ein Ding, das sich von selbst verstünde wie Windeswehen und Vogelzwitschern.

Darauf kam einer, der behauptete, dass sie ein wohlüberlegtes Machwerk des Menschenverstandes sei, die Erfindung eines Weisen, eine vortreffliche Einrichtung, eine Staatsverkehrsanstalt zur Beförderung der Gedanken und Meinungen, wie die Post eine ist zur Beförderung von

Briefen und Zeitungen, so notwendig wie diese, daher auch gleich der Post, ja bereits vor der Post in allen zivilisierten Ländern eingeführt.

Jenes war ein Bibelkundiger, einer von den Theologen, welche glauben, der liebe Gott habe den ersten Menschen das Hebräische eingetrichtert, dies ein Jünger Stephans; nun trat noch ein dritter auf, das war ein Philosoph. Der sagte: sie ist weder das eine, noch das andere; die Sprache ist eine Kunst. Die Sprache ist eine Weisheit; Sprechen ist soviel wie Denken. Die Worte sind mnemonische Siegel; die Worte sind Festungen des Denkens; die Worte denken geradezu. Ich weiss nicht, was er sonst noch für ungewaschenes Zeug vorbrachte. Er hätte vielmehr sagen sollen: die Sprache ist gewissermassen das eine und das andere, ein natürliches und ein menschliches Produkt.

Der Mensch verdankt seine Sprache wirklich der Natur, die tausend Stimmen hat und dem gelehrigen Kehlkopf eine ganze Welt von Tönen nachzuahmen gibt; er verdankt sie zum zweiten sich selbst, respektive Wesen, wie er selbst. Der vielstimmigen kleinen Welt, die jedes Tier mit sich herumträgt, der wunderbaren organischen Natur, die sich durch unablässiges Atmen, fleissiges Essen und Trinken zu erhalten strebt, laut schreiend und brüllend selbst verteidigt, ihrer Feinde, ihrer Angriffe und aller Eindrücke vernehmlich erwehrt, jegliches Unheil wegbläst und sozusagen ein lautes Leben führt, das der Kehlkopf gleichfalls nachäffen kann. Bei seinen eignen Reflexlauten, den sogenannten Interjektionen, ist ihm das am leichtesten, er braucht sich dann nur selbst zu wiederholen; etwas schwerer fallen ihm schon die Reflexlaute fremder Organismen, der Säugetiere und der Vögel, ja selbst fremder Völker, obgleich am Ende die stimmbildenden Apparate überall dieselben sind und das Stimmorgan des Hundes oder eines Papageien von dem menschlichen wenig abweicht — nur die Stachelschweine und die walfischartigen Tiere besitzen weder Stimmbänder, noch Morgagnische Taschen, und die

Insekten erzeugen ihre Laute durch Reiben von Körperteilen aneinander. Wir führen also den Leser jetzt in eine zweite Welt von Tönen, die subjektive, männiglich wohl wissende Welt — er folge uns unerschrocken und vorurteilslos, mit dem Verstand des Arztes und dem Ohre der Wissenschaft, für die es keinen Unrat, keinen Ekel und keine konventionellen Lügen gibt, zum Urmenschen in den Urwald, zu Adam ins Paradies oder meinetwegen zu Scheffels humoristischem, in Felle eingepacktem Pfahlmann, der dem Torfschwein die Knochen spaltet und als Kraftsaft das Mark heraussaugt, nur dass die Pfahlbauten doch schon ausgedehnte menschliche Ansiedelungen und ganze Seedörfer gewesen sind, von Dörfern aber will ich noch gar nichts wissen.

Er soll mir vielmehr sozusagen auf einem einzigen Pfahle stehen wie ein Säulenheiliger — das deutsche Lied scheint mir für ihn vorläufig viel zu hoch gegeben — wenn ich mir ihn vorstelle, so sehe ich einmal von allem, was im heutigen Sinne Sprache genannt wird, ab, ich denke mir den Mann ganz einsiedlerisch und sprachlos wie eine alte Dronte oder wie den vollkommenen Adam, ehe er entschlief. Zur honigsüssen Rede hat sich sein Mund bislang noch nicht geöffnet; über diese schweren Lippen ist noch kein vernünftiges Wort gekommen; er schnalzt noch nicht einmal wie ein Buschmann, weil er gar niemand anzuschnalzen hat — allein und ohne Gesellschaft, denn auch die des Weibes soll ihm erst noch werden, hat er auch nicht das Bedürfnis, einem Wesen unter der Sonne eine Mitteilung zu machen. Ist er stumm? —

Wenn er nur lebt und atmet. Zahllose Naturlaute, die er unwissend und unwillkürlich ausstösst, dringen befremdlich wohlbekannt an unser Ohr; den ganzen Tag über, ja noch des Nachts im Schlafe spielt er wie ein Ariston, tönt sein Herz wie ein mechanisches Klavier.

Horchen wir auf, was er in vierundzwanzig Stunden, von einer Morgenröte bis zur andern, sein Erdenschicksal

erfüllend, in der Welt und mit der Welt lebend, Kau- und Atmungsmuskeln übend, schlingend und verdauend, an Tönen und Lauten von sich gibt, und notieren wir seine interessanten Äusserungen fleissig, schreiben wir sie gross.

Wir wollen es dem armen Schlucker doch ein wenig bequemer machen und ihn nicht die ganze Zeit auf einem Pfahl stehn lassen; er möge in einer Höhle oder auf einem Baum genächtigt und gut geschlafen haben. Er wacht auf. Noch halb schlummertrunken richtet er sich auf, stützt sich auf den Ellbogen, der haarig wie der eines Affen ist, und blickt in die Dämmerung hinein — er reibt sich den Schlaf aus den Augen und reckt seine Glieder wie ein Held — und gähnt: das nenn ich geschlafen! — wie es vor Jahrhunderten voller hiess: er hojähnt. Zu dem Ende sperrt er das Maul auf und macht: UAH! —

Aristoteles will wissen, dass der schöpferische Prometheus, als er seinen Menschen fertig hatte, ihm einen Glimmstengel, den berühmten Stecken, in welchem das dem Zeus entwendete Feuer brannte, unter die Nase gehalten und der Erdenkloss sein Leben durch kräftiges Niesen bekundet habe; weil das die erste Lebensäusserung unseres Geschlechtes gewesen sei, sage man aus Pietät: Gesundheit! — wenn einer niese. Richtiger dürfte man mit Lippert in dem Glückwunsch ein Rudiment der uralten Anschauung vom Besessensein und des Glaubens erblicken, dass beim Niesen ein böser Geist zur Nase hinaus ausfahre. Namentlich am frühen Morgen ist die Beglückwünschung angebracht, denn das Niesen um diese Zeit besonders vorbedeutend; dem Individuum hier würde es etwa, da gerade Freitag ist, seine dereinstige Beschreibung und Verherrlichung in dem vorliegenden Buch bedeuten. Wenn also auch niemand da ist, der Prosit! rufen kann, ich glaube doch, der Urmensch wird sichs nicht nehmen lassen und nachdem er so schön gegähnt hat, rite dreimal hintereinander niesen. Sein Niesen, heisst es im Buche Hiob (XLI, 9) vom Leviathan, glänzet wie ein Licht; sein Niesung ist ein

Scheine des Feuers. Uns, die wir auf die Laute versessen sind, liegt mehr daran zu wissen, wie sein Niesung klingt, denn aus dem Worte *niesen* selber können wirs nicht erraten. *Niesen* heisst in Holland *fniezen* und wird ursprünglich *pfniesen* gelautet haben, der Bayer *pfnüscht* noch heute, in der Schweiz haben sie den *Pfnüsel*, wenn sie den Schnupfen haben, und in Tirol den *Pfnausen* — es gehört nicht viel Scharfsinn dazu, in diesen Ausdrücken den Hauch, das Gebläse, könnten wir nicht auch sagen: das Gefnäse des griechischen *Πνεῦμα* zu vernehmen (althochdeutsch *fnëhan*, mittelhochdeutsch *phnëhen* = *πνεῖν*). Unser *Niesen* bezeichnet daher nur ganz im allgemeinen, mit Unterdrückung der anlautenden Labialis, die kurze kräftige, durch Stimmbandschwingungen tönende Exspiration und jenes Schnauben, das ein griechischer Komiker mit *φνεῖ* wiedergegeben hat (*οὐδ' ὅσον τοῦ γρὺ καὶ τοῦ φνεὶ φροντιοῦμεν αὐτοῦ*, wir werden uns so wenig um ihn kümmern wie um einen Mucks) — bei allen solchen Naturausdrücken ist die Verschiebung der Laute auch ausserhalb der germanischen Sprachen eingetreten, in welchen FN oder PFN: PN, BN: FN regelrecht entspricht; der Nasallaut, das *N* ist für die Atmung, überhaupt für innerliche Vorgänge charakteristisch, der Lippenlaut, das *P* malte den Stoss, der die krampfhafte Reflexbewegung der Atmungsmuskeln begleitete. Im Altnordischen vertrat abweichend die Stelle des Lippenlauts ein H (*hnjosa*, niesen). Auf englisch heisst niesen: *to sneeze*, hier hat sich also nach Verlust des Lippenlautes wieder das bekannte *S* eingestellt; wir könnten offenbar für niesen ebensogut: *schniesen* sagen, wie wir *schnauben*, *schneuzen*, *schnarchen* sagen. Verfolgt man diesen Gedanken, so gelangt man zu dem Resultat, dass auch die verschiedene Konsonantierung der griechischen und lateinischen Worte: *πτάρνυσθαι* und *sternuere* so zu erklären sein mag: *πνεῖν* verhält sich zu *sneeze* genau so wie *πτάρνυσθαι* zu *sternuere*. Diese alten klassischen Ausdrücke, denn schon Telemach *μέγ' ἔπταρε* bei Homer, enthalten vielleicht in *ster-nu* und

πταϱ-νυ eine genauere Nachbildung der eigentümlichen Exspiration, wie sie bei uns in besonderen kleinen Schallwörtern beliebt wird, die etymologisch nicht mit *niesen* zusammenhängen. Nieste nicht Telemach so gewaltig, dass alle Fenster des Palastes auf Ithaka zitterten? — *ἀμφὶ δὲ δῶμα σμεϱδαλέον κονάβησε.* Wie wird erst so ein Urmensch niesen! Ei, er niest das erstemal hübsch: HUPSCHI! — das zweitemal, dass dem Juden Itzig die Ohren gellen: ITZI! — das drittemal aber nach Art des freien Kosaken: ATZI! HATZI! ASCHINOW! — daher die Franzosen, um den grossen Russen vorzustellen, nur zu niesen brauchten. Sie schreiben: ATCHI und sagen geradezu, dass sie die slawischen Namen, die so viele Zischlaute enthalten, niesen, *qu'ils éternuent les noms polonais ou russes,* was ein gutes Analogon zu dem erwähnten Brechen oder Speien der Wörter ist: *der Narren Mund speiet eitel Narrheit* (Sprüche Salomos XV, 2).

Wodka, Wodka! Wässerchen, Wässerchen! — Den Urmenschen dürstet. *Ἄϱιστον μὲν ὕδωϱ,* wird man noch lange nach ihm sagen, Wasser ist mein Frühstück; noch lange nach ihm wird man, weil es so gesund ist, beim Aufstehn ein Glas Wasser trinken. Aber das Glas ist noch nicht erfunden, nicht einmal einen hölzernen Becher hat der Tropf, wie ihn doch Diogenes besass, und die Muschel, mit der er seine Suppe zu essen pflegt, mag noch nicht aufgewaschen sein. Nun, hat er nicht seine hohle Hand, diesen primitiven Trinkbecher oder Löffel, der dem Cyniker dermassen imponierte, dass er sein Finkennäpfchen wegwarf? — Auch sein Händchen braucht der Weise nicht, er macht noch kürzeren Prozess. Er legt sich an den vorüberfliessenden Bach und läppert ihn aus wie Herkules, er lafft, lappt das Wasser mit der Zunge wie ein Hund. Auch ein silberner Löffel ist nur ein Ding zum Laffen und der allerursprünglichste Löffel die hervorgestreckte, hangende, rinnenförmig ausgebuchtete Zunge der Wirbeltiere. Wer wäre wohl in seinem Leben nicht einmal auf die Idee gekommen, es so wie der Hund zu machen? — Ist es doch nicht ohne

Beispiel in der Weltgeschichte. Die Soldaten entschliessen sich wohl bei schwachem Wasserlauf, der über Schlamm geht, das klare Wasser mit dem Munde oben wegzuziehn — Heil ihnen, sie sind die Auserwählten, die Vaterlandsretter, durch welche die grossen Dinge ausgerichtet werden. Man kennt den Helden Gideon aus der Periode der sogenannten Richter, der Israel vom Drucke Midians befreite. Als die midianitischen Horden in die Ebene Esdrelon eingefallen waren, sammelte Gideon ein Heer von 32 000 Mann. Das war überlei: der Richter liess 22 000 Mann kehrt machen, so dass nur 10 000 bei ihm blieben. Es war immer noch zu viel, und der Herr empfahl Gideon abermals eine Auswahl auf Grund ihres Benehmens am Trinkbrunnen zu treffen. *Führe sie hinab ans Wasser,* sagte er zu ihm, *daselbst will ich sie prüfen. Welcher mit seiner Zunge des Wassers lecket, wie ein Hund lecket, den stelle besonders; desselben gleichen, welcher auf seine Knie fällt zu trinken.* Die Stelle (Buch der Richter VII, 5) ist unklar, das Laffen und das Knien doch gar kein Gegensatz, es scheint aber gemeint zu sein, dass sich die Mehrzahl bloss bückte und mit der Hand oder mit einem Gefässe schöpfte, Dreihundert aber auf dem Bauche liegend schlürften. Das hebräische Verbum, das gebraucht wird, lautet: *lakak* (לקק), das lateinische: *lambere,* das griechische: *λάπτειν*, das deutsche: *lecken*, früher: *laffen;* in der Bibel von 1483 heisst es: *die do laffen die Wasser mit der Hand und Zungen, als die Hund haben Gewohnheit zu laffen, die scheid besonder;* und darnach werden derer, *so das Wasser lafften,* 300 Mann gezählt. Wir sagen auch *lappen,* französisch *laper,* italienisch *lappare, lappeggiare, lapteggiare.* Sämtliche Ausdrücke sind onomatopoetisch; die gemeinschaftliche, vielfach abändernde, häufig (*lecken, λείχειν*) guttural genommene, oft (*lambere, lingere*) nasalierte Wurzel ist LAP, sie liegt unzweifelhaft den Lippen selbst zu grunde, das anlautende *L* malt die dem schlürfenden Urmenschen *lapp schlapp und läpper* über die Lippen gleitende Flüssigkeit — kein Wasser läuft eben, keine Welle plätschert und keine Quelle rieselt

ohne *L;* die auslautende Muta das Auffangen derselben mit dem Munde. Daher sagen die Italiener, wenn einem das Wasser im Munde zusammenläuft: *farti la gola lappe lappe.* Es ist merkwürdig, dass man die Zunge, die Hauptleckerin, die *Lingua* von *lingere* trennen und wie Gideon die Hundelaffer besonder scheiden muss, aber man wird durch die germanischen Formen, das englische *Tongue* und das deutsche *Zunge* dazu gezwungen, da dieselben beweisen, dass *Lingua* ursprünglich: *Dingua* gelautet hat; man kann sich nur damit trösten, dass *L* und *D* verwandte, vielfach ineinanderübergehende Laute sind: wie *Zunge* zu *Lingua* und *Dingua,* so verhält sich *Zähre,* englisch *Tear,* zu *Lacrima* und *Δάκρυμα,* ein sehr bekanntes Beispiel dieser Vertretung ist noch unser *Sellerie,* mit dem italienischen *Sedano* und dem griechischen *Σέλινον* identisch. Der dentale Verschlusslaut braucht uns also eigentlich nicht irre zu machen, trotz *Dingua* hängt *Lingua* mit *lingere* zusammen, wie es dem gesunden Menschenverstand einleuchtet; die ganze, von der Bibel an die Hand gegebene Auffassung der Zunge als einer Leckerin oder einer Lafferin bedarf indessen einer gewissen sachlichen Korrektur. Der Mensch kann gar nicht schlabbern wie ein Hund mit seiner langen und glatten Zunge; er kann das Wasser nicht wie der Hund mit der Zunge in den Mund schleudern, er kann es nur mit Hilfe der Lippen aufziehn, wenn er sichs nicht eingiesst oder eingeben lässt. Man versuche einmal zu trinken wie der Hund, es geht nicht; die Zunge wird nur feucht. Wenn ein wenig Milch verschüttet ist, so wird sie der Hund aufläppern, ein Kind dagegen aufsaugen wie ein Aspirator. Der Mensch trinkt, und zwar von der ersten Stunde seines Lebens an, genau so wie eine Saugpumpe, in der das Wasser durch den Luftdruck in die Höhe steigt. Kniet er nieder, um an einer Quelle zu trinken, so legt er die Lippen fest an die Wasserfläche an, dass keine Luft eindringe: die Brusthöhle erweitert sich und die Seitenwände des Brustkastens, die Rippen, dehnen sich aus, die Luft, die auf dem

Wasser ausserhalb des Mundes lastet, ist nun schwerer als die Luft, die auf das Wasser innerhalb des Mundes drückt; infolgedessen steigt es nach den gleichen Gesetzen wie in dem luftleeren Rohre einer Pumpe. So füllt sich die leere Lunge mit Luft in derselben Weise, wie sich jede Blase unter gleichen Verhältnissen füllen würde; so könnte man sagen, dass wir beim Einatmen, beim Rauchen trinken, das wird wirklich in der Türkei, in Griechenland und im ganzen Orient gesagt (*πίνουσι καπνόν*; türkisch ***tütün itschmek***, ***tütün*** heisst Rauch und Tabak, ***itschmek*** trinken; arabisch ***schareb duchân***). In sothaner Saugpumpe spielt die Zunge die Rolle des Kolbens, der hin- und hergeht. Wir werden auf die Analogie zurückkommen, die zwischen Schlucken und Schluchzen, Saufen und Seufzen besteht; sie ist von der höchsten Wichtigkeit.

Toilette macht der Urmensch nicht; höchstens etwa folgende. Ein gemütvolles plattdeutsches Verschen lautet:

> Kacken un Sorgen
> Kümmt alle Morgen;
> Sorgen wolln wi laten stahn,
> Kacken sinen Gang schal gahn! —

Ja, wenn sich sogar der neugewählte Papst bei der Besitznahme vor dem Lateran, seines Menschentums und der irdischen Gebrechlichkeit eingedenk, auf einen Nachtstuhl setzen musste, wie wäre es denn einem armen Pfahlbauern zu verübeln, verrichtet er seine Notdurft? — ***Suscitat de pulvere egenum, et de stercore erigit pauperem, ut sedeat cum principibus et solium gloriae teneat;*** er hebet auf den Dürftigen aus dem Staube und erhöhet den Armen aus dem Kote. Diese ***Stercoraria Sedes,*** ein antiker Badestuhl und aus Rosso Antico, steht jetzt im Pio-Clementinischen Museum, ein zweites Exemplar ist in Paris. Seit dem Skandal mit der Päpstin Johanna soll das Möbel auch benutzt worden sein, das Geschlecht und das ***habet!*** des Papstes vor seiner Ordination festzustellen; im XVI. Jahrhundert kam der Gebrauch ab, er hat gar nichts Unwahrscheinliches, eine

ähnliche Zeremonie fand in der Peterskirche statt, wo vor dem Neuerwählten eine Flocke Werg, *sic transit gloria mundi,* angezündet und ausgeblasen ward.

Unser Naturmensch hat sich nicht nur auf keinen marmornen, sondern überhaupt auf keinen Stuhl gesetzt; er hat sich zu dem Geschäft überhaupt nicht gesetzt, sondern niedergekauert. In der Anthropologischen Gesellschaft in Wien ist vor kurzem ein sehr interessanter Vortrag über die Kulturbedeutung des Stehens, Sitzens und Liegens gehalten worden, aus dem hervorging, dass der Urmensch bei der Enge der ihm zum Aufenthalte dienenden hohlen Bäume, Felsenhöhlen und Erdgruben beim Schlafen und Wachen zu Attitüden gezwungen war, welche zuerst in einem Kauern bestanden und dann allmählich zum Hocken übergingen. Beim Kauern wird der Rumpf nach vorne gekrümmt, der Kopf vornüber geneigt, die Beine sind mit den Knien an den Bauch angezogen, die Arme kreuzen sich auf der Brust; beim Hocken ist das Rückgrat gerade, der Kopf aufrecht, und die geknickten Beine werden mehr horizontal gehalten. Auf das Hocken folgte das Sitzen und auf das Sitzen das Stehen bei der Arbeit, die freieste, schönste, aber am wenigsten geschützte Körperhaltung. Der Mensch hätte also ursprünglich eine Lage eingenommen wie der Embryo im Mutterleibe, noch jetzt pflegen minder kultivierte Völker, Araber und Türken, gern in dieselbe zurückzukehren; es machte mir seinerzeit einen eigentümlichen Eindruck, als ich mit zwei Konstantinopolitaner Griechen bei grosser Hitze durch die Athener Strassen ging und diese sich von Zeit zu Zeit einfach niederkauerten, um hockend auszuruhen. In ganz Griechenland kauern die Eingeborenen beim Essen um niedrige türkische Tische an der Erde; schlafen, ruhen und essen ja doch auch die menschenähnlichen Affen und viele andere Säugetiere kauernd. Diese Haltung ist jedenfalls bei dem sogenannten Stuhlgang die eigentlich angemessene. Die deutschen Soldaten haben in den französischen Höfen mit Verwunderung

die primitive Einrichtung bemerkt, dass man sich hier einfach über ein Loch in der Mitte eines viereckigen Steines kauert; etwa wie Herodot in Ägypten mit Verwunderung bemerkte, dass hier die Leute ihre Notdurft in den Häusern (!) verrichteten (II, 35). Aber die Franzosen stehen der Natur näher als wir: in der Natur kauert sich der Mensch ohne Anhalt auf die Erde. Die Franzosen machen es wie die Kinder Israels, die sich aussen vor dem Lager niederliessen und mit einem Schäuflein gruben und scharrten wie die Katzen (5. Mose XXIII, 12). Die alten Römer brauchten Nachttöpfe, die abends nach den Latrinen getragen wurden (*Matulae*).

Das Geräusch, welches entsteht, wenn der Urmensch auf diese Weise seinen Darm entleert, ist KACK — es scheint mir wie KLACK und wie KLICK das Auffallen der Kotmassen auf die Erde, zugleich aber in dem harten, durch nichts gemilderten gutturalen Anlaut, der deshalb auch der Verschiebung entging, die Anstrengung, den Druck auf die Eingeweide, die sogenannte Bauchpresse darstellen zu sollen. Wo diese Anstrengung allein zum Ausdruck kommen soll, wird KA, redupliziert: KAKA, französisch CACA gesagt; wo zugleich das Anwerfen, Hinklecksen der Faeces bezeichnet werden soll, gilt KACK, davon kommt das Verbum *kacken*, welches dem lateinischen *cacare* nicht ohne weiteres gleichzusetzen ist (griechisch *κακάω* und *κακκάω*). Das Wort ist altgemeinsam gleichwie *scheissen*, das bei Aristophanes in der Form *χέζειν* erscheint, französisch mit Tilgung des inlautenden Dentals: *chier*. Die gemeingermanische Wurzel ist SKIT, indogermanisch anscheinend GHID, das *S* wie in den früheren Fällen sekundär, also auch hier der Anlaut ursprünglich guttural gewesen. Derselbe charakterisiert den harten normalen Stuhl; sollte der Urmensch etwa zufällig heute morgen an eine Glaubersalzquelle und an den Karlsbader Strudel geraten sein, so würde er das mutwillig herausplatzende *P* und die Aristophanische Formel bewahrheiten:

Παππάξ Παππάξ Παπαπαππάξ! —

Homo Sum. Es widerstrebt uns freilich, auf die niederdrückenden Armseligkeiten dieses Lebens und auf jene unangenehmen Laute, die in der guten Gesellschaft mit recht vermieden, am liebsten völlig ignoriert, im Notfalle euphemistisch angedeutet werden, hier auch mit einzugehn, und doch können wir uns ihrer nicht entschlagen, da wir sonst den Vorwurf der Unvollständigkeit auf uns laden und eine Hauptschlagader der Sprache unterbinden würden. *Homo sum, humani nihil a me alienum puto*. Und um es sofort an einem eklatanten Beispiel zu erweisen, wie man ohne Unanständigkeiten gar nicht auskommt, wie sie selbst heute noch die Sprache der besten Kreise tief durchsetzen, will ich hier das allbekannte Wort Pumpernickel etwas eingehender analysieren, ein Wort, über das so viele abgeschmackte Etymologien vorgebracht worden sind, das gleichwohl auf die allernatürlichste Weise, nur zu natürlich zu erklären ist.

Dem echten Westfalen ist der Ausdruck *Pumpernickel* tief zuwider — er sieht in seinem Schwarzbrot das heilige Brot seiner Väter und einen besonderen Segen der roten Erde — er würde sein heimatliches Backwerk zu entweihen fürchten, wenn er es mit einem andern Namen als dem des Brotes, noch dazu mit einem so albern klingenden Namen belegen wollte. Ich verdenke ihm das nicht, sein Gefühl ist richtig, der Name *Pumpernickel* mehr als komisch, meiner Treue, so verfänglich wie die Frage nach der Herkunft, wenn die arme junge Dame errötend antworten muss: *Um Vergebung, aus Hinterpommern!* — Das grobe schwarze westfälische Brot entwickelt bei der Verdauung viel Kohlensäure und ist im höchsten Grade blähend, wie die Bohne des Pythagoras. Wer es einmal gegessen, wird das bestätigen; die Gase des Pumpernickels sind berüchtigt, Westfalen, die in Göttingen studierten und sich das heimische Brot kommen liessen, wurden von den Kommilitonen stets damit geneckt. Nun ist *Pumper* ein sehr gebräuchliches, klangmalendes Wort für das, was anderwärts, ebenfalls

klangmalend, aber mit Verschiebung der Laute: *Furz* genannt wird (bei Aristophanes *Πορδή*, russisch *Perdjesch*, lateinisch, mit Unterdrückung des R-lautes: *Peditum*, italienisch *Peto*, französisch *Pet*, spanisch *Pedo;* der *Podex* ist der forzende Körperteil. Varianten gibt es viele, es heisst nicht nur *farzen*, sondern auch *knarzen*, aber die Urverwandtschaft zeigt sich, wie Grimm sagt, in solchen Wörtern äusserst dauerhaft; übrigens erscheint der Spirant auch ohne Verschiebung in den Ausdrücken *fisten*, *pfisten*, lat. *visire*). Das Geräusch liegt eigentlich in der Silbe *Pump*, unnasaliert: *Pup* oder *Bup;* davon wurde ein Verbum: *pumpen* und davon wieder das Substantivum: *Pumper*, wie *Seufzer* von *seufzen* abgeleitet. Dem deutschen *Pumper* entspricht das mittellateinische *Bombus*, diminutiv *Bombulus* — der Lehnsbrief eines gewissen Baldinus, der in der englischen Grafschaft Suffolk Domänenamtsbauer war, enthält (nach Du Cange) die Bestimmung, dass derselbe jede Weihnachten vor seinem Herrn dem König: einen Sprung, einen Pfiff und einen Pumper (*unum saltum*, *unum suffletum*, *et unum Bombulum*) zu leisten hatte. Wie weiland den Österreichern, die wohlgenährt aussehen sollten, kommandiert ward: *Blast die Backen auf, der Kaiser Franz kommt!* — der römische Kaiser Claudius wollte doch bloss, dass sich niemand, auch in seiner Gegenwart nicht, Zwang anthuen sollte (Sueton, Claudius 32).

Petarden nannte man früher in Deutschland kleine Sprengmörser, wohl auch Knallerbsen und die Knallsignale der Eisenbahnen. Das Wort kommt aus dem Französischen und ist eigentlich ein Maskulinum, wie auch die *Reveille* eigentlich ein Maskulinum ist; doch hört man in Frankreich auch den Ausdruck: *une Pétarade* für blinde Schüsse und Feuerwerk. Das ist ein Soldatenscherz, die Explosion wird als ein *péter* aufgefasst, namentlich wenn eine Flinte oder eine Pistole platzt, sagt der Franzose: *que son fusil, son pistolet lui a pété dans la main.* Er ist überhaupt sehr freigebig mit diesem Vergleich und braucht ihn, wenn eine Weinflasche springt und Salz im Feuer knistert. Aber es

scheint unzweifelhaft, dass auch die zum Sprengen geladenen Bomben, wie sie früher aus glatten Mörsern und Bombenkanonen verfeuert wurden, nicht nur so im allgemeinen nach ihrem Bumbum, sondern mit bestimmter, scherzhafter Beziehung auf den *Bombulus* als solche bezeichnet wurden. *Bombe* ist französisch wie *Petarde.* Von Hohlgeschossen sagt man, sie *krepieren.* Das erschien den Leuten als ein *Crepitus ventris.* Hat man nicht auch Bomben zum Essen, Eisbomben, Bomben à la vanille? — So gut wie *Pets de nonne,* elsässisch *Nunnefirzle, Nonnenfürzlein,* eine Art Windbeutel, gebacken in Nonnenklöstern, nach Rosenwasser duftend.

Es leuchtet also ein, dass *Pumpernickel* ein Ausdruck wie das *pumperlg'sund* der Wiener, soviel wie furzlustig, furzfidel, und derselbe von der Wirkung hergenommen ist — der zweite Teil der Zusammensetzung, *Nickel* lässt sich damit leicht zusammenreimen, das Schwarzbrot ist ein Nickel, der sein Spiel in den Eingeweiden treibt, übrigens wird Nickel landschaftlich für Brot schlechthin gesagt. Eine schlagende Analogie bietet das Serbische und das Böhmische, in beiden Sprachen werden die Bohnen und die Rettige, weil sie wie alle Hülsenfrüchte, Kohlarten und Rüben Blähungen verursachen: *Farzer* genannt (serbisch *Prdonja, Poprdan,* Saubohne, böhmisch *Prdlawka,* Rettig); die Salerner Schule, die es für einen Vorzug halten muss, rühmt in diesem Sinne von der Rübe:

Radix Rapa bona est, comedenti dat tria dona:
Visum clarificat, ventrem mollit, bene bombit.

Ebenso kann man die sogenannten *Scheissbeeren,* verhüllend: *Schiessbeeren,* die Beeren des Faulbaums, Rhamnus Frangula; die *Brechwurz* oder (dasselbe in der Sprache der Brasilianer) *Ipekakuanha,* die *Nieswurz,* die *Schweisswurzel* und namentlich das französische *Pissenlit* vergleichen, was die Pariserinnen ebenso unschuldig im Munde führen wie die Berlinerinnen: *Schlagsahne mit Pumpernickel. Pissenlit* ist der gemeine Löwenzahn, Taraxacum; mit den jungen Keimen

pflegt man in Frankreich Salat zu machen. Der Aufguss der Blätter ist harntreibend, man *pisst* davon *ins Bett.*

In Pompeji sieht man häufig in Küchen, Bäckereien, an Kreuzwegen al fresco zwei grosse aufgerichtete Schlangen*) und zwischen ihnen einen Altar abgemalt, was das Publikum abhalten soll, die Stätte zu besudeln; im modernen Italien malt man zu gleichem Zweck ein Kreuz. In den Trajansthermen ist auch explicite die Verwarnung hinzugefügt: *Jovem et Junonem et Duodecim Deos iratos habeat, quisquis hic minxerit aut cacarit.* Heutzutage schreibt die Polizei: *Die Verunreinigung dieses Platzes ist bei Strafe verboten* oder: *Défense de déposer des ordures le long de ce mur;* zur Zeit Varnhagens las man in Paris: *ici pissent les cochons.* Im Paradiese existieren solche Beschränkungen noch nicht, unser Urmensch bleibt stehen, wo es ihm beliebt, er hat noch kein Königreich zu verlieren, wie der letzte der Omejjaden. An der beregten Stelle (II, 35) erwähnt Herodot auch, dass in dem verkehrten Ägypten die Männer sitzend, die Frauen aufrecht pissen: *οὐρέουσι αἱ μὲν γυναῖκες ὀρϑαὶ, οἱ δὲ ἄνδρες κατήμενοι.* Wenn wir übersetzten: *sie urinieren,* so brauchten wir dasselbe Wort wie der Vater der Geschichte, denn *Urin,* lateinisch *Urina,* deckt sich mit griechisch *Οὖρον* und wahrscheinlich auch mit *Harn,* obgleich dies auf eine andere Wurzel zurückgeführt und als Erguss erklärt wird. Den Begriff errät man, wenn man sich erinnert, dass die alten Taucher: *Urinatores,* griechisch *Ἀρνευτῆρες* hiessen: *sub aqua ranae diu urinantur,* sagt Plinius, die Frösche bleiben lange unter Wasser. *Οὖρον* und *Urin* bedeuten Wasser oder Regen, wie *Vâri* im Sanskrit Wasser, im Zend *Vâra* Regen heisst, *vâreñti:* es regnet, VAR = UR, wir sagen ja selbst: Wasser lassen, das Wasser halten, jemandes Wasser besehen; der Zusammenhang wird anfangs ergeben haben, was für ein Wasser und was für ein Regen

*) Nach Brehm entsprechen sie den Beobachtungen nicht: nur sehr wenige Schlangen sind imstande, das vordere Dritteil ihres Leibes aufzurichten.

eigentlich gemeint war, bis sich bei *Οὖρον*, *Urin* und *Harn* die Bedeutung der von den Nieren abgesonderten Flüssigkeit festsetzte. Hernach wurde ohne Zweifel das Geschäft des Harnlassens von den einfältigen Indogermanen auch unorganischen Wesen zugeschrieben und vom Menschen auf den Himmel und die Erde übertragen. Statt *οὐρέουσι* hätte Herodot auch *ὀμιχέουσι* sagen können, die Männer *migen* sitzend, die Frauen *migen* aufrecht, lateinisch *mingunt* oder *mejunt*, sanskrit *mêhâmi*, pisse — mit diesem Verbum hängt das englische *Mist* zusammen, das gewöhnliche Wort für Englands feuchte Nebel — *it mists*, sagt eine Londoner Miss, wenn es nässt, ohne sich der uralten Vorstellung zu versehn, dass die Wolken in menschlicher Weise Wasser lassen und der Regen der Urin der Wolkenkühe sei. Auch das deutsche *Mist* bedeutet eigentlich den Harn, den Hauptbestandteil der Exkremente, der die Behandlung derselben besonders erschwert, erst im Anschluss daran den Dünger, Stallmist überhaupt; *Mist* (*Migst*) verhält sich zu *migen* wie *Dienst* zu *dienen*. Es ist das geradeso wie der Araber eine Regenwolke weinen lässt und das Wasser eines Baches den Thränen eines Liebenden in der Abschiedsstunde vergleicht, während wir umgekehrt die eignen Augen strömen lassen. Die Vorstellungen laufen fortwährend ineinander, und wenn es dort oben, und so es sonstwo tröpfelt, eine Blase zu entleeren gibt, so *brunzt* der Mensch wieder wie ein Brunnen, *bächelt* wie ein Bach.

Merkwürdig ist die Doppelbeziehung von *Harn* zu *Hure* und von *ὀμιχεῖν*, pissen, zu *Μοιχός*, Ehebrecher, aber dadurch zu erklären, dass von allen alten Völkern, im Sanskrit, Griechischen, Lateinischen und Deutschen, ja von den Naiven wohl jetzt noch die Entleerung des Harns mit der Ausspritzung des Samens verwechselt wird, weil die Harnröhre bei den Säugetieren zugleich zur Beförderung desselben dient. Das männliche Glied heisst im Sanskrit gleichsam das Wassermännchen (*Mêhanam*), wie in der spanischen Kinderstube: *Pixa* oder *Pissa*, in der deutschen: *das Lullu.*

Daher ist im Latein *Urina* so Harn wie Samen; daher träumte dem Astyages, seine Tochter Mandane lasse so viel Wasser, dass ganz Asien überschwemmt ward, als dieselbe mit dem Cyrus schwanger ging (Herodot I, 107).

Wenn es wahr ist, wie die Idiotika angeben — dass die urinlassenden Kinder in Bayern *wiseln* (*Wis Wis*), in Kurhessen *wissen* (*Wiss Wiss*), in Koburg aber *wissern* und *a Wisserle* machen: so lässt sich vielleicht auch *pissen* wie das alte *οὐρεῖν* erklären. Das müsste doch mit Kräutern zugehn, wenn *wissern* nicht aus *wässern* entstanden sein und ein *Wisserle machen* nicht so viel bedeuten sollte wie: *ein Wässerlein.* Bei uns sagen die Kinder nur noch kindlicher und gleichsam das warme Hervorquellen des Wassers, zugleich das Lullu in dem Rezipienten malend: *lullen*, *lulleen*, *Lullee machen*, *schullen*, *bullen*, als hätten sie eine Bulle, *Bullee machen*, als hätten sie Bouillon. *Lüllpott* ist ein altes Wort für Nachttopf, das schon Fischart kennt, und ein Pendant zu dem *Lollhafen* oder (holländisch) *Lollepot*, der Wärmflasche, die über dem Feuer steht und in der das Wasser kocht und bullert wie in dem *Cacabus* von vorhin. Es *wässert*, wenn es regnet, die Augen *wässern* uns, der Mund *wässert* einem, und das *Wassermännchen* sollte nicht *wässern?*

Dort rieselt die Spree und in ihr Bette
Pflegen zu wässern die jungen Kadette

lautet ein Verschen in Heines Vermischten Schriften. Das r ist in *Wasser* nicht wurzelhaft, sondern nur ableitend, wie das gotische *Vatô* und das russische *Woda*, diminutiv: *Wodka*, warum nicht auch das lateinische *Vadum*, die Furt, durch die man *watet*, zeigt; für *wässern* könnte man sich also ein Verbum *wassen* oder *waschen* denken, welches letztere thatsächlich existiert, während ersteres in dem englischen *to wet*, nass machen, sein Ebenbild besitzt (*to wet a sponge; to wet the hands; to wet cloth*). Wem fiele hierbei nicht auch *schwitzen* ein, englisch *to sweat*, gesprochen: *swett?* — Auch der Schwitzende nässt und wässert — *schwitzen* für *switzen*, auf eine Wurzel SWIT = SWID zurückzuführen, ist offen-

bar nur eine durch das bekannte *S* bewirkte Abzweigung des Begriffes. Wir kommen immer näher ans *Pissoir*. *Pissen* oder *pischen*, französisch *pisser*, italienisch *pisciare*, von Diez aus *pipisare*, *pipsare*, *pissare*, pfeifen, sehr künstlich erklärt, ganz ungeschickt deutet er das französische *Pissée*, einen Ausdruck der Eisengiesser, bei dem die Metapher unverkennbar ist — scheint eine Scheideform zu dem hessischen *wissen* darzustellen, das seinerseits mit *wassen* identisch wäre: *wissen* hätte sich in *bissen*, wie *Wisent* in *Bison; bissen* in *pissen* wie *birschen* in *pirschen* verwandelt. Diese Verwandlung, der labiale Explosivlaut für den labialen Spiranten, liesse sich aus der Neigung der Erwachsenen, die nicht so oft pissen wie die Kinder: den mit Macht hervordringenden Wasserstrahl zu malen, gut erklären. Übrigens ist *Pipi machen* selbst ein Wort der Kinder- und Ammensprache, das vielleicht zur Entstehung des Ausdrucks *Piephahn* mitgewirkt hat.

Der schwächere, spärlichere Abfluss, wie er im Kindesalter und krankhaft bei der sogenannten Harnstrenge erfolgt, wird dagegen durch die Verba *seichen* und *binkeln* ausgedrückt. Ich entsinne mich, einmal die Geschichte eines Wassertröpfchens, *Klein Binkelblink* von H. Jäde gesehn zu haben. In der That schlägt das Wassertröpfchen, die *Gutta cavans lapidem* gleich einem rechten Hämmerchen mit *Binkebank*, mit *Bink* oder *Pink* auf dem Boden oder noch besser im Wasser klingend auf, daher es auch prägnant: *sein Wasser abschlagen* heisst. Die *Seiche* oder, wie es im Althochdeutschen hiess: der *Seich* ist die durchgeseihte, absickernde, langsam ablaufende Flüssigkeit — man möchte glauben, das Volk habe Medizin studiert und gelernt, wie der Harn von der Niere gewissermassen abfiltriert und von den Harnleitern tropfenweise in die Blase befördert wird. Harnstrenge pflegt *kalte Pisse*, die *Kaltpiss* oder der *Kaltseich* genannt zu werden; in Frankreich ist *la Chaude-Pisse* die populäre Bezeichnung für den Tripper. Das scheint ein merkwürdiger Fall von Antiphrasis zu sein und an den

Deutschen zu erinnern, der in einem italienischen Bade sass, kaltes Wasser haben wollte und nicht begreifen konnte, warum ihm immer mehr heisses zugegossen wurde, wenn er: *caldo! caldo!* — rief. Littré erklärt den Ausdruck von den brennenden Schmerzen, die der Tripperkranke beim Urinlassen hat; und Grimm fragt sich, ob das französische *Chaude-Pisse* nach dem deutschen *Kaltpiss* gemacht sei oder umgekehrt. *Chaudepisse* ist nach *Kaltpiss* gemacht; hier wird wieder der kalte missfarbige Ausfluss mit Harn verwechselt, wie er früher für Samen gehalten ward (*Gonorrhoea*).

Rekapitulieren wir die Terminologie, die für diese wichtige Ausscheidung gebraucht wird, so finden wir der unmittelbaren Naturausdrücke wenig und die wenigen fast alle auf Seiten der Kinder, es müsste sich denn herausstellen, dass der Begriff des Wassers überhaupt aus dem des Urins gewonnen worden wäre. Das ist in der That nicht unmöglich, nach den obigen Bildern beinahe zu vermuten und dem Entwickelungsgange des menschlichen Geistes angemessen. Um die Erscheinung des fremden Elementes zu verstehn, ihr mit der Sprache beizukommen, konnte der Mensch wohl Laute wählen, die ihm bei einer ähnlichen Erscheinung an seinem eignen Leibe alltäglich entschlüpften. Wenn wir die Wurzel, die dem plattdeutschen *mîgen* und den entsprechenden indogermanischen Ausdrücken zugrunde liegt, ins Auge fassen, so erscheint uns das anlautende *M* charakteristisch. Das *M* ist ein subjektiver Laut, welcher entsteht, wenn die Mundhöhle durch Aufeinanderlegen der Lippen zugeschlossen wird und der Atmungsstrom mit einem Stimmton durch die Nase geht. Diese Bethätigung der Sprachorgane, wie sie jedwede Anstrengung begleitet, will die Entleerung des Harns, die durch Zusammenziehung der starken in der Blasenwandung gelegenen Muskulatur erfolgt, ebenso unterstützen, wie die Bauchpresse mithilft, sie gewissermassen sekundieren; daher auch die Kutscher pfeifen, wenn sie anhalten, damit ein Pferd stallen könne. Sie scheinen das Tier be-

ruhigen und gleichsam auf den rechten Weg bringen zu wollen; ebenso macht es ja die Mutter mit dem kleinen Kinde, das sie abhält (*Lullullullu*). Eine analoge Rolle spielt das *W*, das dem *M* so nahe steht wie ein *Wacholder* einem *Machandelbaum*, das ebenfalls mit Annäherung der beiden Lippen gebildet zu werden pflegt, und das wir eben im Anlaut der beiden Wurzelsilben: WAT (*Wasser*) und WAR (*Urin*) angetroffen haben. Die auslautende Muta in WAT drückt das Aufschlagen, die auslautende Liquida in WAR das Fortrollen des Wassers aus. Der Mensch ist das Mass aller Dinge, hat schon Protagoras gesagt; das würde die Entstehung des vorliegenden Begriffes wieder bestätigen. Freilich ist jede solche Betrachtungsweise einseitig — der Mensch und die Welt gleichen zwei Freunden, die sich fortwährend untereinander aushelfen, fortwährend einander schuldig sind. Der Mensch und die Welt gleichen zwei Spiegeln, die einander gegenüberhängen und die sich ohne Unterlass gegenseitig selber reflektieren. Der Sprachforscher sieht wie in einem Irrgarten bald in diesen, bald in jenen Spiegel und kann selbst nicht mehr unterscheiden, wo der Makrokosmus aufhört und der Mikrokosmus anfängt. Sagen wir doch lieber, er steht wie in einem Sprachgewölbe oder am Lurleifelsen zwischen einem doppelten Echo, das sich ununterbrochen selbst antwortet und die Naturlaute zum Menschen, die Menschenlaute zur Natur zurückwirft.

2. Gedanken über das Anpfuien.

Der Zuruf Pfui! eine zweckmässige Lautgebärde — ihre ursprüngliche Form, ihre Bedeutung, ihre Fruchtbarkeit — das Anspeien vollendet die feindselige Kundgebung — Wiederholung solcher Reflexlaute, wo es gar nichts zu blasen gibt: ein uneigentliches Pfui, ein metaphorisches Wehe, ein Fft, das nicht mehr recht angebracht ist — der Hals ist wie ein Gewehr, das losgeht, ohne dass es abgedrückt wird, wie ein Hund, der bellt — Darstellung seiner treuen Dienste in der Sprache.

Wer mir zuruft: Pfui! den nenne ich unverschämt. Ich betrachte diesen Ruf als einen allgemeinen Ausdruck des Hasses, dessen Gegenstand ich seit Jahren hier an dieser Stelle vonseiten der Herren, die dort sitzen, gewesen bin. Als Christ kann ich das verzeihen, aber als Kanzler, solange ich hier stehe, kämpfe ich dagegen und lasse mir dergleichen nicht sagen, ohne darauf zu reagieren.

Fürst Bismarck im Reichstag auf den Ruf links: Pfui!

In der letzten Zeit seines Reichskanzleramts, am 18. Mai 1889 sah sich der Fürst Bismarck einmal, als er die Beweggründe für die Zustimmung zu der vorjährigen Militärvorlage erörterte, gemüssigt, im Reichstag auf die linke Seite des Hauses vorzugehn und mit vorstehender Tirade gegen ein Pfui! — das aus den Reihen der deutsch-freisinnigen Partei, wohl von Eugen Richter selbst erschollen war, zu protestieren. Auch ich möchte mit Beziehung auf das vorige Kapitel sagen: Wer mir zuruft: Pfui! — den nenne ich unverschämt. Der Tadler nehme sich zu Herzen, was ein Grimm in seinem Wörterbuche unter farzen über die übel angebrachte Enthaltsamkeit der Wortsammler bemerkt. Wenn ich auch in meinem Falle das *Pfui*, das an die bekannte Struwesche Interjektion erinnert, nicht wie der Altkanzler als einen allgemeinen Ausdruck des Hasses, sondern als eine höchst natürliche, nachahmungswerte Reaktion des geneigten Lesers ansehn und mir als Kulturmensch, der einen Stolz fühlt, selbst aneignen würde. Mit *Pfui!* — will man einen schlechten Geruch vertreiben, der in die Nase fährt. *Pfuy! er stinket schon; da hat sich alsobald die Martha mit dem Pfuy verlauten lassen,* predigt unser Abraham

a Sancta Clara . . . ei, ei, Pater Abraham, das ist zu viel, die Martha lässt sich ja mit gar keinem *Pfui* verlauten, ich bedaure das ordentlich, aber im griechischen Texte der englischen Bibelausgabe heisst es Evangelium Johannis XI, 39: *Κύριε, ἤδη ὄζει,* Herr, er stinket schon, *Lord, by this time he stinketh.* Freilich ein *Φῦ* oder ein *Φεῦ*, überhaupt ein *Φ* (indogermanischem BH entsprechend) wäre wohl an der Zeit und so passend wie das deutsche *Pfuy* gewesen, das auch in der Form *Pfeu,* mittelhochdeutsch *Phiu* erscheint — der Gestank soll damit weggeblasen, weggepustet werden, das bezweckt der aus den fest aufeinandergepressten Lippen hervorbrechende Strom des Atems und das nachfolgende Wehen; in der norddeutschen Aussprache, wo *PF* wie *F, Pfui* wie das lateinische Perfektum *fui* klingt, bleibt nur die Spirans übrig, daher auch weiter unten: *Fudikan.* So ruft auch der Engländer: *Fy!* — und der Franzose: *Fi!* — bei Plautus: *Fue! Fu!* — Aber hier ist eine Lautverschiebung eingetreten, und zwar bereits in den alten Sprachen.

PF ist bekanntlich die aus älterem *P* verschobene Lippenaffricata; in der althochdeutschen und mittelhochdeutschen Periode schrieb man dafür *PH* und zum Beispiel *Phaffe* für *Pfaffe,* von beiden, von *PH* und *PF* bleibt in der Aussprache oft nur *F* übrig, wie bei *Epheu.* Die ursprüngliche, unverschobene Form der Lautgebärde war nicht *Pfui,* sondern *Pui,* noch einfacher: *Pu,* denn es heisst eigentlich: *pfuen, anpfuen;* sie hat sich in allen Sprachen bis auf die Gegenwart erhalten. Der harte labiale Verschlusslaut hat eben allein die Kraft, den Ekel zu verjagen, er enthält das *Pneuma,* auf das es bei allem *Pfuien* ankommt, nach Grimm hätten sogar die Deutschen früher: *Pfnui!* statt *Pfui!* gerufen. *Puh! wie stank der alte Mist!* — schreibt Bürger; in Italien heisst es *Pu! Puh!* — in Frankreich: *Pouah!* — in England: *Pugh! Pooh! Pshaw! Pish!* — bei solcher Gelegenheit. Das Wildbret hat lange gelegen und fängt an in Fäulnis überzugehn, es stinket schon: weil nun jedermann *Pu! Pu!* macht, sagt Horaz: *putet aper.* Das ist wohl eine

der sichersten Etymologien, die es gibt; französisch *puer*, italienisch (von *putidus*) *puzzare*, sanskrit *puy*, zend *pû*, auch griechisch. *Putet aper; putet Lazarus — Domine, jam foetet*, heisst es in der Vulgata, da lässt sich eben wieder die Martha mit ihrem *Pfuy* verlauten. Nur gänzlicher Mangel an Sprachgefühl wird *putere* und *foetere* trennen wollen. Wie fruchtbar ist dieser einfache Naturlaut! — Wir haben noch eine interessante Reihe von Worten, die das ursprüngliche *P* enthalten; man beliebe uns nur zu folgen.

Wie die eklen Dünste, so sucht der Mensch seine Feinde mit einem *PF* oder einem blossen *F* zu bannen; alles Widrige soll zerstieben, jedweder Abscheu verduften, vergehen wie ein Rauch. Wer über einen *PF* macht, wer ihm gegenüber *pfuchzet*, wer ihn wie ein wütender Hamster *anfaucht*, derjenige hasst ihn, feit ihn, er ist sein Feind. Der Altreichskanzler hat doch recht. *Feind* ist ein Partizipium Präsentis wie *Heiland* oder *Freund*, das Partizipium von *feien*, althochdeutsch *fiên*, gotisch *fijan*, sanskrit *pî*, *pîy*, was hassen bedeuten soll, aber etwas mehr als die blosse Empfindung des Hasses ausdrückt. Das Anspeien vollendet die feindselige Kundgebung; den Speichel, der beim Ekel abgesondert wird, dem Widersacher ins Gesicht zu werfen, ist ein uraltes und bis auf diesen Tag beliebtes Zeichen souveräner Verachtung, das wir in der Sprache ohne Worte Seite 270 ff. ausführlich besprochen haben. *Crachez à Boulanger au nez!* — hiess es in der Pritsche, einer antiboulangistischen Zeitschrift, die mit einem Pfeifchen als Anhängsel in Paris für 40 Centimes verkauft ward (14. Mai 1888). Der Speichel gehört zum Anpfuien hinzu. Was sage ich, hinzu? — Das Anspeien ist eben das Anpfuien, für beide Reaktionen hat die Sprache ein und dasselbe Wort.

Man wolle sich an das anlautende *S* erinnern, durch das aus *brechen: sprechen* geworden ist; man lese die siebente und achte Seite noch einmal. Was erklärt sich nun wohl einfacher als das lateinische Verbum *spuere*, das ausspucken bedeutet? Was erklärt sich einfacher als das

deutsche *spucken* selbst? — Wenn *Pfui* eigentlich *Pu* lautet, so gibt das im Deutschen ein Verbum *puen:* dies erscheint in der Form *pfuen, anpfuen.* Im Griechischen gibt das ein Verbum *πύειν:* dies erscheint in der Form *πτύειν*, vergleiche *πτόλις* = *πόλις*. Im Lateinischen gibt das ein Verbum *puere:* dies erscheint in der Form *spuere.* Diese S-form mit der modifizierten Bedeutung findet sich aber auch im Deutschen — vom Heiland wird dreimal in den Evangelien gesagt: *er spützte.* In der Vulgata steht: *expuit;* es könnte auch das Frequentativum stehn: *sputavit;* in der italienischen Bibel liest man (Evangelium Johannis IX, 6): *sputò in terra, e fece mota dello sputo.* Auch *spützen* ist ein Iterativum, das sich zu *spucken* wie *blitzen* zu *blicken* verhält; *spucken* selbst eine treffende Weiterbildung, *speien* eine Nebenform von *spuen* oder *puen.* Alle diese Ausdrücke werden gelegentlich wie das Erbrechen auf die Sprache angewandt; in Italien braucht man alle Augenblicke das Wort *sputare,* um ein Von-sich-geben im allgemeinen und namentlich mündliche Äusserungen anzudeuten, man sagt: *sputar concettini,* geistreich sein, *sputar dolce,* süss reden, *sputar tondo,* affektiert reden, *sputar pepe,* beissende Witze machen, die *Sputasentenze,* Klugredner, die *Sputasenno*, Besserwisser, die *Sputazucchero*, Schmeichler, sind gar nicht zu zählen. Das ist nun das dritte Mal, dass wir auf eine solche Auffassung der Sprache stossen, der beste Beweis, dass wir auf dem richtigen Wege sind: das zweite Mal war vorhin, wo die Franzosen gewisse Worte *niesten* (Seite 57).

Hier interessiert uns jedoch die Gebärde selbst und die sonderbare Täuschung des Organismus, der sie auf einen eingebildeten Reiz hin, vermöge einer psychologischen Metapher wiederholt; wir werden dadurch auf die dichterischen, uneigentlichen, um nicht zu sagen: unnatürlichen Naturlaute aufmerksam, die sich im Leben des Urmenschen von den natürlichen abzweigen. Wer sich mit einem Löffel heisser Suppe den Mund verbrannt hat, beisst sich auf die Unterlippe, zieht die Luft ein und macht: *Fft!* — er will

sich gleichsam auf die Brandwunde blasen, wie er *Wehe!* — ruft, um das Übel (hier mit tönender labialer Spirans) selber wegzublasen und wegzuwehen, das haben wir uns bereits einmal sagen lassen. Und dasselbe *Fft!* — macht der Schäker abermals, wenn er sich im Gespräch, durch eine unbesonnene Rede seinen Mund verbrannt hat, wie er, wenn Wippchen einen schlechten Witz macht, seinem Schmerze durch *Au! Auweh! Baßai!* — Luft macht; damit will er den Kalauer verscheuchen wie einen bösen Geist. Behalten wir diese unbedeutenden Effe und Wee wohl im Auge: die Wendung vom körperlichen zum geistigen Schmerze, die hier erfolgt, ist typisch.

Ihr scharfsinnigen Grammatiker, was ist denn ein *F*, ein *W*, ein *PF?* Ihr nennt das Spiranten, Reibelaute, Lippenaffricatae; die Physiologie der Laute habt Ihr ja wundervoll studiert. Aber ehe sie als solche im Bilde eines Worts erschienen, waren es einfache seelische Reaktionen, indirekte, durch ein Zentralorgan vermittelte Lebensäusserungen, die wir oben am Schlusse des ersten Kapitels als etwas ganz Neues von den unmittelbaren Antworten der physischen Welt abgesondert haben. In der Werkstatt des tierischen Organismus ist es ein wüstes Durcheinander, ein ewiges Tohuwabohu, eine Unruhe und eine Gärung, man versteht kaum sein eignes Wort. Wir werden im folgenden, wenn wir dem Urmenschen in die Wälder folgen, unter seinen Naturlauten eine Menge finden, die er als Körper, als Maschine wie ein Schlauch oder ein Hammerwerk hervorbringt — anders verhält er sich nicht, wenn er isst und trinkt, die Knochen mit den Zähnen zermalmt und die Bucheckern mit der Faust zerschlägt. Wir werden sodann Laute von ihm vernehmen, wo sein Kehlkopf bereits ins Spiel kommt und durch kräftige, tönende Exspirationen seine Anwesenheit verrät, weil er gereizt wird; aber dieser Reiz ist immer noch unmittelbar, ein Fremdling in die Luftwege eingedrungen, ein direkter Anstoss vorhanden, der den Nervus vagus getroffen hat, auf das Ge-

hirn fortgepflanzt und von dort auf die Bewegungsnerven der Atmungsmuskeln übertragen wird. Endlich entdecken wir im Kehlkopf das Organ, mit welchem der ganze Mensch antwortet, wenn er in seiner Existenz bedroht wird. Unsanft berührt, gestört oder auch nur durch einen Sinneseindruck überrascht, ja selbst freudig erregt, fängt der Kerl an zu schreien, ohne dass es ihm im Halse selber sässe, augenscheinlich nur zu dem Zwecke, sich des ungebetenen Gastes zu erwehren, ihn zu erschrecken und das Haus zu verteidigen — der Hals ist wie ein Gewehr, das blind schiesst und losgeht, ohne dass es einer abdrückt, er ist wie ein Tamtam, das geschlagen wird, den Feind zu verscheuchen, er versucht den Fremden anzubellen, anzuknurren wie ein Hund. *Brrr!* — knurrt der Kranke, wenn der Trank bitter ist; *Au!* — bellt das Kind, wenn es mit der Nadel gestochen wird. Und diese treue, diensteifrige Reaktion erfolgt wiederum nicht bloss im Anblicke der Gefahr, auf den gegenwärtigen Angriff hin, sie tritt auch ein, wenn der Angriff nur geträumt, vorgestellt, als bevorstehend empfunden wird — ja, sie erfolgt gewissermassen bildlich, zum Ersatz für gescheitere Handlungen, wenn sie eigentlich gar keinen Zweck hat. Das ist die kindische, bemitleidenswerte Art der Menschennatur, die sich nicht zu helfen weiss und in ihrer Angst tausend überflüssige Handlungen begeht, von denen sie sich doch selbst sagen könnte, dass sie ihr gar nichts nützen — die Thränen vergiesst, ein Leid wegzuwaschen, das ihr gar nicht ins Auge gekommen ist; die mit den Zähnen knirscht, um etwas Hartes zu zerbeissen und ein Steinchen zu zermalmen, das sie doch gar nicht zwischen den Zähnen hat; die zornig auf den Tisch schlägt und mit dem Fusse stampft, ein Nichts zerschlagend und ein Nichts zerstampfend. Wir beziehen uns hier auf alle jene psychologischen Metaphern zurück, die wir in der Sprache ohne Worte unter „Lachen und Weinen“ zur Sprache gebracht haben.

Aber diese Naturlaute, sie seien angebracht oder nicht,

zweckmässig oder kindisch, verdienen studiert zu werden, sie speisen die Quellen des Sprachstroms so gut wie das Brausen des Sturmwinds und das Geklapper einer Wassermühle. Man sagt, der Müller erwache, sobald das gewohnte Geräusch des Mühlwerks einen Augenblick aussetze — das kleine Mühlwerk des lebendigen Leibs ruht niemals, und der Müller darin erwacht niemals, Gottes Mühlen mahlen langsam aber sicher. Tag und Nacht tönt dem Naturmenschen sein eignes Klippklapp in die Ohren und kommt ihm, in Mahlgut verwandelt, wieder zum Mund heraus. Er liebt es, seine Naturlaute sprachlich zu verwerten, sie mit Hilfe von Vokalen und Konsonanten sprachlich darzustellen — gewöhnlich ist es ein bestimmter Grundkonsonant, der gleichsam die Farbe gibt, daher auch unter allen Umständen wiederkehrt, wie das *H* bei *Ha*, das *W* bei *Wehe*, das *P* bei *Pfui*, wo sogar Lautverschiebung eingetreten ist, obgleich dieselbe bei reinen Naturlauten nicht notwendig statthat; während die Vokalisation wechselt und je nach Stimmung, Temperament und Rasse ändert. Es heisst: *Pfui*, *Pfah* und *Pfuh;* oder: *Pfi*, mittelhochdeutsch *Phî*, *Pfach* und *Pfuch;* oder aber: *Fi*, *Pah* (*Bah*) und *Puh*, im Englischen, wie gesagt: *Pish*, *Pshaw* und *Pooh* — Ablaut ist das nicht, es heisst nicht auf einmal: *Pfi Pfa Pfuh* wie *Piff Paff Puff*. Wenn die Interjektion wiederholt wird, und es geschieht das ebensogern wie bei den Lauten der Aussenwelt, wird sie in derselben Form wiederholt: *Pfui! Pfui! O Pfui und Pfui und wieder Pfui! Fi! Fi!* — in einer königlichen Ordonnanz vom September 1608 werden die Pariser Grubenräumer, *les Vidangeurs*, offiziell: *Maîtres Fifi* betitelt.

Aber es kommt ebenso häufig vor, dass die Naturlaute ohne alle Konsonanten sind — und dass ihm erst in der Sprache Konsonanten beigegeben und halb aufgedrungen werden, die sein Bild entstellen. *Ä! Ä!* lautet der erste Schrei des Neugeborenen, wie Goethe in „Künstlers Erdenwallen“ richtig angibt, im ersten Akt hört man in der Kammer ein Kind *Ä Ä* schreien; die Erwachsenen rufen: *O! Ah!* und *Au!* — Den

meisten Vogelstimmen fehlen Mitlauter gänzlich, wir glauben sie nur zu hören, weil das Volk die reinen Selbstlauter nicht gern ausspricht, daher ein *K* oder ein *P* hinzufügt, wenn es die Vögel nachmacht: kein Kuckuck ruft eigentlich *Kukuk*, er hört auch nicht darauf, wenn ihn ein Mensch mit einem *Kukuk* ködert, der Ruf lautet vielmehr in Wirklichkeit, wie Brehm vortrefflich bemerkt: *U-U*, nur weil das erste *U* scharf hervorgestossen werden muss, unterstützen wir es mit einem Kehllaut, gleichwie wir das zweite gedehntere *U* auf eigne Faust vorn und hinten durch ein *G* oder *K* vervollständigen, obgleich ein solches gar nicht vorhanden ist, woran vielleicht noch der Anklang an *gucken* seinen Teil hat. So ruft auch kein Hahn eigentlich: *Kikeriki* — bei den Stimmen und Namen der Vögel werden wir auf diese Thatsachen ausführlich zu sprechen kommen. Und so wirft die Sprache auch den Naturlauten des Menschen Konsonanten nach, die sie nicht haben, die aber dann durch ihre Vermittelung habituell werden und in den Naturgebrauch wirklich übergehn — aus dem *Haha* des Lachenden wird ein *Gekache*, aus dem *Husten* ein *Keuchhusten*, genau so wie bei dem Kuckuck, und wenn das Kind in Bayern auf dem Lande *Ä* oder *A* schreit, fragt die gute Mutter: *Ach! Was thut dir denn agga?* — Auch darüber an seinem Orte ein mehreres; hier nur noch eine Andeutung.

Alle diese Naturlaute werden in der Hitze gern gehäuft und untereinander kombiniert, dass ein *O weh!* — ein *Juchhe!* — ein *Heisa, Juchheisa, Dudeldumdei!* — daraus wird; sowie durch Fürwörter und Redeteile ergänzt, die uns vor der Hand nichts angehn. Um bei dem *Pfui* zu bleiben, so sagt man: *Pfui dich!* — in der Schweiz: *Pfudi!* — *Pfui schäm dich!* — *Pfui Meppe!* und *Pfui Teufel!* Zu Verben können die meisten unmittelbar erhoben werden, zum Beispiel ergibt *pfu: pfuen* und *anpfuen, pfui: pfuien* und *anpfuien* — aus *ich pfuie dich an* ist das beliebte *pfuie dich an* — auch zusammengerückt: *Pfuidichan, Pfuidian, Pfudian,* plattdeutsch *Fudikan* hervorgegangen. *Dass mein eigen Fleisch und Blut*

sich so empört! — klagt Shylock. *Pfuidichan, altes Fell!* — versetzt Solanio, *bei dem Alter empört es sich?* — Doch nun, meine Herren, pfui übers Anpfuien! Wer mir noch einmal sagt: *Pfui!* den nenne ich unverschämt! —

3. Tagesereignisse und -laute.

Huss Sau: der Pfahlmann auf der Wildschweinjagd — seine Mahlzeit, so laut wie eine Elefantenmahlzeit — Kluck und Schluck, Papchen will Kluck Kluck machen — Beschluss der Mahlzeit mit einem Rülps — Kolke und Kolik, Kotzen und Katzenjammer, das Kalb — die Ausdrücke für Husten, Aufstossen, Wiederkäuen und Erbrechen — das Reichskammergericht zu Speier — Reflexlaute, zu denen unsern Naturmenschen ein Heuschreckenbein veranlasst — Rencontre mit einem Bären auf einem Honigbaume; der Held schreit — glücklich zurück, findet er in seiner Höhle eine Moosmaid — er fängt an zu seufzen, er wirbt schön singend um ihre Liebe — ein Bund fürs Leben wird geschlossen, sie haben einen gesunden Schlaf, man hört sie schnarchen — du sollst mit Schmerzen Kinder gebären, kreissen und Wehe rufen, und die erste Reflexbewegung deines Kindes soll wiederum ein Schrei sein — mit lautem Weinen fängt das Leben an, mit dem Röcheln des Sterbenden hört es auf.

Dem Schicksal leihe sie die Zunge;
Selbst herzlos, ohne Mitgefühl,
Begleit' ihr Band mit seinem Schwunge
Des Lebens wechselvolles Spiel! —
Das Lied von der Stimme.

Jeder Tag hat seine eigne Plage; so hat auch jeder Tag seine Laute. Die Zufälle, die Erfahrungen, die Weltbegebenheiten spiegeln sich in den Stimmen, den Kehlkopfstimmen der Lebenden, wie sich der Himmel und der Chor der Sterne im Glanz ihrer Thränen spiegelt.

Könnten wir unsern Helden auch nur mit dem Ohr begleiten, so würden wir doch ein vollkommenes Bild von seiner Thätigkeit und von seinen Schicksalen gewinnen.

Wir denken uns den Urmenschen bereits bewaffnet, zum mindesten mit einem Steine, etwa auch mit einem Knüttel, am Ende gar schon mit Bogen und Pfeilen. Wenn er also im Gefühle seiner Herrschaft durch die Wildnis

schreitet, kann es in seinem Köcher rasseln wie in dem Apollos. Hoho, was sieht er da? — Gute Beute: jene *Sus palustris,* die Scheffel seinem Pfahlmann zugedacht hat, das berühmte Torfschwein, sagen wir lieber überhaupt ein Wildschwein, dessen Knochen ja in den Pfahlbauten auch gefunden werden, und das sich, der Eicheln und der Zirbelnüsse satt, lange genug äsend, eben nach Herzenslust in einer Pfütze suhlt, behaglich im Wasser ausruht, um sich sodann an einem Eichenstamm zu scheuern und wieder zur Mast zu ziehn. Mitten in seinem Bade wird das Tier durch einen Pfeilschuss gereizt und aufgestört — zornig blickt es auf und nimmt den Weidmann augenblicklich an. Der ganze Rachen schäumt, der Kamm sträubt sich, blind kommt die Sau angeschossen, um dem Verwegenen den Bauch mit ihren furchtbaren Hauern aufzureissen. Aber der springt heulend auf die Seite, das Schwein, das nicht gewandt ist, fährt vorbei, das scharfe Steinbeil fliegt ihm ans Gebreche, saust, mit ungeheurer Kraft geschwungen, nieder und spaltet ihm den Schädel, dass es dumpf verendet. Ein Hauptschwein pflegt selbst bei den fürchterlichsten Wunden nicht zu klagen, es stirbt lautlos, wie denn das Schreien überhaupt nicht Sache der Starken ist. Hussasa! — Gierig stürzt sich der Mensch auf das erlegte Schwarzwild und saugt das hervorquellende Mark nach Anweisung als Kraftsaft — das Blut ist warm: *KLUCK KLUCK!* — das Fleisch ist gut: *KLICK KLICK!* — das happt und schnappt, kauscht und schmatzt, knatscht, wie wenn Karlchen in eine Butterbirne beisst, schnarpst, wie wenn es einen harten Apfel gilt, schluckt und schlingt, bis es der köstlichen Atzung voll ist, worauf es nach Urvätersitte kräftig rülpst.

Der Rülps als Zeichen der Sättigung am Ende eines Mahles ist bei vielen Völkern, z. B. bei den Arabern, hergebracht und fast obligatorisch. Ludwig XIV. erlebte es, dass ihm der spanische Gesandte an der Hoftafel dieses Zeichen gab. Man nennt es seitdem in Frankreich den *spanischen Rapport. Cet aliment cause des rapports.* Das wird

oftmals wie oben beim Pumpernickel als etwas Gutes angesehn. Der Magen des Urmenschen hat sicherlich das seinige recht gewissenhaft rapportiert.

Der Afrikareisende Theodor von Heuglin schildert den Höllenlärm, den eine Elefantenmahlzeit in der Freiheit macht. *Das Knicken der Zweige, das Krachen der oft mit vereinigten Kräften niedergebrochnen Äste oder Stämme, das Kauen, Atmen, Misten, das dumpfe Rollen der Luft in den Eingeweiden, das Patschen der schweren Füsse im Moraste, das Überspritzen des Leibes mittelst des Rüssels, das Klatschen der mächtigen Ohren, welche oft wie Sonnenschirme ausgebreitet werden, das Reiben der massigen Leiber an dicken Baumstämmen und das dazwischen gellende tiefe, schmetternde Brüllen der Tiere vereinigt sich zu einem ohrenbetäubenden Ganzen.* Viel gelinder haben wir uns auch den Hergang einer Menschenmahlzeit nicht zu denken, notabene nur die Laute gerechnet, die sie an sich selbst begleiten, abgesehn von jeglichem Tischgespräche, das wir hier unbedingt noch nicht führen lassen, wenn wir den Urmenschen auch für einen Augenblick Koalitionsrecht erteilen wollten; wobei wir die Schmerzensschreie des Schlachtviehs und das zufriedene Gebrüll der Tischgesellschaft noch gar nicht rechnen. Auch hier dasselbe Brechen und Knicken und Abreissen nicht von Zweigen, sondern von Beinen und Gliedern des Tierleibes; auch hier wäre das Charivari des Fressens und des Saufens, dasselbe Kauen, Atmen und Misten und das dumpfe Rollen der Luft in den Eingeweiden zu vernehmen. Wiederholen wir doch dieses Charivari tagtäglich in der Sprache.

Wenn jemand mit dem Munde, sagen wir nach dem Obigen (Seite 43) mit seinem Schnabel schnell zufährt, so klingt das wie *schnapp*, und er macht einen *Schnapp;* man sagt daher von einem, der ein Gläschen auf einen Zug austrinkt: er trinke es *schnapps*, wie man sonst von einem sagt: er thue etwas *flugs*. *Schnapps, Schnaps* wurde daher die Bezeichnung eines kleinen, auf einen Schluck ausgetrunknen Gläschen Branntweins und darnach die des Branntweins

selbst; genau so wie *Happen* die Bezeichnung eines Bissens. So hiess der Blümchenkaffee, diese gegenwärtig verschwundene Spezialität: *Lutsche,* weil er *gelutscht* wurde wie Brei aus einem Zulp, in Leipzig wohl auch *Latsch* — so nennen die italienischen Kinder den Wein: *Mommo* . . . es scheint, wir haben hier mehr zu thun als Kinderworte, wie Dante sagt: *il pappo e il dindi,* aufzusuchen, aber es sei denn, dass ihr euch umkehrt und werdet wie die Kinder . . .

Glu Glu, französisch *Glou Glou,* oder (italienisch) *Glo Glo* ist in den romanischen Ländern der Lieblingslaut der Trinker.

Tick und Tock, Glu Glu Glu Glu,
So trinket, trinket immerzu!

singt der forsche Dragoner-Unteroffizier im Glöckchen des Eremiten, das in Frankreich spielt;

Messer no, non è fuor d'ora,
Vogliam bere un' altro po';
Ci riman del tempo ancora
Per trincare e far Glo Glo,

lautet das Ritornello eines populären italienischen Brindisi. Es ist zunächst der Laut des Weines, der eingeschenkt und aus der vollen Flasche durch den engen Hals derselben hinausgelassen, wohl auch, wie man das täglich beobachten kann, unmittelbar hinter die Binde gegossen wird, dadurch bedingt, dass abwechselnd Luft in die Flasche ein und Flüssigkeit ausströmt — unserem Urmenschen könnten wir ja anstatt der Flasche eine Kalabasse oder die Blase einer Wildsau leihen; demnächst das eigentümliche Geklucker, das beim Schlucken selbst entsteht und Ähnlichkeit mit dem Klucksen des Nargileh oder dem Glucksen der Henne hat. Wir Deutschen sagen eben nicht *Glu,* sondern *Gluck,* noch häufiger *Kluck,* indem wir den Naturlaut durch das *ck* ergänzen, was das Auftreffen, das Anschlagen des Getränkes in dem Rezipienten malt — *Papchen will Kluck Kluck machen,* war die stehende Redensart eines intelligenten Jako, wenn er zu trinken haben wollte, er gehörte einem

Holländer, der ihn aus Ostindien mitgebracht hatte, und sprach gewöhnlich holländisch; aber auch wir lassen bald das Fläschchen, bald die durstige Kehle selber Kluck machen oder klucken. In der *Leyer-Matz* betitelten Sammlung von Anekdoten und Schwänken, die für die Geschichte des gesellschaftlichen Witzes in Deutschland besonders bemerkenswert ist (1668), liest man zum Beispiel folgendes den Welschen ebenbürtige Verschen:

o Bacchus, wie schmeckt das!
kluck, kluck, kluck, kluck hinein,
so lasst uns frisch und frölich sein,
dar ist noch mehr im Fass.

Im Dänischen ist *klukke* soviel wie *schlucken*, *Kluk* soviel wie *Schluck*, eine Menge Belege liessen sich noch geben. *Schlucken* ist offenbar nur eine erweiterte Form von *klucken*, wie Rudolf Hildebrand in Grimms Wörterbuch längst vermutet hat.

Da *schlucken* im Mittelhochdeutschen *slucken* heisst, so kann man annehmen, dass *sl-* aus *skl-* vereinfacht worden sei; übrigens liegen die Dinge genau so wie bei *sprechen* (Seite 7).

Und wie bei *schlingen*. Eine Nebenform zu *klucken* ist *klunken;* es wird in Deutschland und in Skandinavien ebensogut getrunken, dass es klunkt. Nun nennt man bekanntlich die eigentümlichen Patsch- und Schmatzlaute, wie sie bei geräuschvollem Essen oder Küssen ausserhalb des Kehlkopfs in die Erscheinung treten, in England *Clicks*, wir selbst haben ja die Naturausdrücke *Klick* und *klicken*. Wie *klunken* aus *klucken* konnte also aus *klicken: klinken* und aus *klinken* wieder wie vorhin *slinken* oder *schlinken* entwickelt werden; neben *schlinken* aber stünde *schlingen*, wie *klingen* neben *klinken*. Diese Erklärung erscheint mir passender und einfacher als die, wonach *schlingen* in diesem Sinne durch Anlehnung aus dem mittelhochdeutschen *slinden* hervorgegangen sein soll. Auf das Verbum *schlinden* weist allerdings schon *Schlund*, und noch Luther schrieb an der

bekannten Stelle: *der Teufel gehet umher wie ein brüllender Löwe und suchet, welchen er verschlinde* (1. Petri V, 8). Ebenso beliebt wie die Umsetzung von *nd* zu *ng* ist jedenfalls die von *nk* zu *ng*, und *schlinken* für *schlingen*, *verslunken* für *verschlungen* wird von Schmeller (II, 529) nachgewiesen, sogar *Schlunk* für *Schlund* erwähnt (*das Geschlünkel, Gschlinklgschlankl*).

Da alle diese Naturlaute durch das Zusammenwirken von Wasser und Luft zustande kommen, so setzen sie sich bis ins Innere der Eingeweide fort. Auch in ihnen klunkert und gluckert es, wendisch *klukać* — Menschen und Elefanten geht es im Leib herum, der Bauch burbelt wie das Kandelrohr wenns regnet, es kollert, es kolkt, es kolkert geradezu unheimlich und wunderbar, der Magen knurrt, *les Boyaux leur crient, Sancti Hieronymi Intestina rugiunt. Rugiunt?* — Ja, warum sollte der lateinische Kirchenvater seine Gedärme nicht wie Löwen brüllen lassen, wenn sie wie Hunde knurren, wie Hühner glucksen und wie Kolkraben kolken können? — *Kolk* malt indessen das Buddeln und Bubbeln der aufsteigenden Gase und Flüssigkeiten wohl unmittelbar, man könnte versucht sein, die *Kolik*, französisch *Colique*, auf die deutsche *Kolke*, die *Wasserkolke der Pferde* zurückzuführen, wenn nicht *Κωλικὴ νόσος* im Lexikon stünde. Immerhin muss der Name auffallen, denn die Kolik ergreift doch nicht bloss den Grimmdarm (*τὸ Κῶλον*).

Nach dem Essen ruckst der Mensch wieder, wie Tauben rucksen. Es scheint, dass dergleichen dunkle Naturlaute, wie sie hier frei werden, wirklich kaum in Vokale und Konsonanten zu fassen und dazu verdammt sind, auf ewig *Illitteraten* zu bleiben wie die Neapolitaner. Aber nicht nur, dass uns die Vögelchen praktisch zeigen, wies gemacht werden soll, das Volk lässt sich auch nicht abhalten, die Wiedergabe der leisesten Nuancen in seiner Sprache zu versuchen, dazu spricht es eben; und was kein Verstand der Verständigen sieht, das ahnt sein kindliches Gemüt in Einfalt. Dieses Rucksen, das wir beim Menschen *Rülpsen*, auch *Grölzen, Grölpsen, Krelbsen, Kreppsen* u. s. w. nennen, das

lateinische *Ructus* und das griechische *Ἐρυγή* — ist doch so schön gedacht, das Gebrüll der dem Magen entweichenden Gase so gut getroffen, dass man gar nichts hinzuzufügen hat. Wie ausgezeichnet malt das Fischartsche *Krack Krack Krack* die ruckweisen Zusammenziehungen, welche den Schliessmuskel am Mageneingang überwinden, GORZG dagegen das Würgen beim Erbrechen; wie ingeniös ist die Redensart: *Sankt Ulrichen rufen* und *Sankt Ulrichs Plage*, indem einer, der sich bricht, gleichsam UOLERICH macht! — In Leipzig hat man den Euphemismus *appellieren*, an welchem nur das Reichskammergericht zu Speier, jahrhundertelang die oberste Appellationsinstanz im Reiche, schuld sein kann — verständlicher ist *kotzen*, wofür wieder wortspielend: *an Kotzebue schreiben*, *Kotzebues Werke herausgeben* gesagt wird. Ich sage: verständlicher, weil hier der Kehllaut, das aus den Tiefen der Mundhöhle hervorgeholte *K* gewissermassen helfend eintritt — es unterstützt die Natur in ihrem Bemühen, den Inhalt auszustossen, es ist der natürliche Anlaut aller Zeitwörter, die eine solche Kraftanstrengung enthalten, es charakterisiert nicht bloss das *Kacken*, sondern auch das *Köcken*, was ein Lieblingswort Luthers für Lästerrede ist und selbst im Alten Testamente vorkommt. *Die Priester und Propheten köcken die Urteile heraus*, heisst es Jesaias XXVIII, 7 mit der Randerklärung: *ein trunken Richter speiet ein Urteil heraus, wie es ihm ins Maul fällt.* Zu diesem alten derben *köcken* oder *köken*, das auch *kocken* geschrieben wird, ist offenbar *kotzen* (es wäre freilich hübscher, wenn es hiesse: *kötzen*) das Frequentativum, *kotzen* verhält sich zu *kocken*, wie *spützen* zu *spucken* oder wie *blitzen* zu *blicken* — als solches müsste es erst recht gemieden werden, während es doch die guten Deutschen minder beanstanden und namentlich maskiert gar nicht entbehren können. Sie kotzen nicht bloss, wenn sie sich übergeben, sondern schon wenn sie sich räuspern, wenn sie husten, um nicht zu sagen, wenn sie sprechen, denn auch diese Auffassung des Hustens als Sprache gilt, dies ist nun das vierte

Mal — beide Bewegungen sind ja verwandt, für beide ist der Kehllaut wie geschaffen, für die reflektorischen Hustenstösse sogar ganz besonders, daher auch die Ausdrücke für den Husten fast sämtlich guttural anlauten oder wenigstens angelautet haben; wenn der Husten im Russischen noch heute *Kaschêl* heisst, so beruht das auf der uralten Wurzel *KÂS*, die sich im Sanskrit findet (*kâs*, husten, *kâsas*, Husten). Für die Schwindsucht wie für die Krätze und andere Hautkrankheiten finden sich in den indogermanischen Sprachen übereinstimmende Benennungen, und wir selbst, die wir einmal *huosten* für *husten* sagten, werden noch früher *kuosten* oder *kwosten* gesagt haben, wie jetzt noch der Brustkranke *kölkert* oder *kilstert* oder *kotzt*. Übrigens wechseln *K*-, *G*- und *H*- bei dergleichen Schallwörtern zu allen Zeiten ohne bestimmte Regel. Der studentische *Katzenjammer*, das graue Elend, die Reue eines Magens, der gesündigt hat, dürfte wohl nichts weiter als ein maskierter *Kotzenjammer* und die *Katze* auf die *Kotze* gepfropft sein wie der *Kater* auf den *Katarrh*, denn hier können wir doch den gelehrten Ursprung kaum ablehnen; oder wie das *Kalb* auf den *Kolk*.

Die Ausdrücke für Aufstossen, Erbrechen und Wiederkäuen (es gibt auch Menschen, die förmlich wiederkäuen) fliessen in der Sprache zusammen, wie es ja halb identische Leiden sind: *ἐρεύγεσθαι* heisst erbrechen, *ἐρυγγάνειν* rülpsen, die *Eructation* berührt sich mit der *Rumination*, im Deutschen steht *kolken*, aufstossen, neben *kolksen*, sich erbrechen. Ganz folgerichtig steigt dieses *kolk* wie ein lebendiges Wesen, wie ein Bandwurm, wie der böse Kolke in Litauen und Masuren von unten nach oben, vom Bauche bis zum Munde auf; wahrscheinlich wird es doch auch von den Studenten gemeint, wenn sie *ein Kalb absetzen* oder *ein Kalb anbinden*, wenn sie *kälbern*, es ist wie *Katzenjammer*. Ein Betrunkener, der sich erbricht, soll angeblich blöken wie ein Kalb — das ist doch eine merkwürdige Beobachtung; da wollte ich doch noch eher glauben, dass er spreche wie ein Mensch. Ist es denn nicht genug, dass die Menschen brechen, speien,

spucken, niesen, husten anstatt zu sprechen; sollen sie auch noch das Kälbchen austreiben, wenn sie ein Kälbchen machen wollen? — Auf das Blöken sollte es uns nicht ankommen; für die Sprache der Menschen und der Tiere gibt es, um mich so auszudrücken, nur ein Wort. Patati, Patata! Sie gacksen und zirpen, schnacken und schnattern, schreien und blöken alle, ich denke hier an Heines gleichgeschorne, gleichblökende Menschenherde. Aber unser Naturmensch hat in seiner Einsamkeit noch gar keine rechte Aufforderung dazu; er befleissigt sich des Kehllauts, er kommt immer wieder wie ein alter Kakadu oder wie die Dohlen im Herbste auf sein *Ka Ka Kej* zurück.

Die grosse Jagd ist seine Nahrungsquelle; er verschmäht aber auch die leckere Landschildkröte, die knusperige Heuschrecke und als süsse Würze den Honig nicht. Seine Speise war wie des heiligen Johannes in der Wüste: Heuschrecken und wild Honig. Der letztere, von den Waldbienen in hohlen Bäumen nicht für ihn gesammelt, geht ihm doch über alles, er schöpft ihn aus der Quelle, er zeidelt wie ein Bienenvater und lässt sichs nicht verdriessen, die Felsen zu erklimmen und den ganzen Urwald abzusuchen; und die Heuschrecken, von denen er die Tasche voll hat, schrotet er wie gebrannte Mandeln dazu. So sitzt der Schlaraffe denn Lebkuchen schleckernd und die Fliegen abwehrend auf dem alten Baume, als sässe er im Schosse Abrahams — er ist so eifrig dabei, dass er, der hier nur nascht und die Hinterbeine und die Flügel wegzuwerfen pflegt, doch einmal aus Versehen ein Heuschreckenbein verschluckt und ihm ein Schenkel in die unrechte Kehle kommt. Dieser Schenkel war der Fiedelbogen, mit dem das Grillchen bei Lebzeiten auf seinen Flügeldecken geigte, was dem Vater Homer als das Non plus ultra von Beredsamkeit erschien: in unserem Urmenschen entfacht er eine besondere Eloquenz. Das alte *K* kommt wieder, sogar mit Verstärkung: er kutzt nicht bloss, er räuspert sich, er *krext* — lateinisch, mit Hinzunahme des alten *S* im Anlaut: *screat*,

exscreat, griechisch *χρέμπτεται* — französisch: *il crache*. KRASCH! — Das Charakteristische ist offenbar der Lautkomplex *KR*, respektive *CHR*, *HR* und bloss *R*, was die Anstrengung malt, das Bein loszueisen und aus der Kehle herauszubringen, ja sie geradezu selbst darstellt, der eigentümliche krachsende, krächsende Ton des Husters; sein Auswurf heisst: die *Krächse* und sein rächsender, räcksender, raksender Schlund: sein *Rachen*. Auch im Hebräischen heisst *raqaq:* spucken, das Sputum im Arabischen (wo *kâ':* ausspucken bedeutet): *Rîq*, im Türkischen: *Tükrük*. Wodurch wird der urmenschliche Rachen in Thätigkeit versetzt? — Je nun, wie sich das Beinchen unter den Kehldeckel in seinen Kehlkopf hineinverirrt hat und in einer Tasche desselben stecken geblieben ist, wird es von den Schleimdrüsen, die wie feine Träubchen in den Taschen sitzen, in Schleim eingehüllt, die Stimmritze aber schliesst sich konvulsivisch, damit nicht noch mehr Unheil angerichtet werde. Hierauf forciert der Atem die geschlossene Stimmritze, die Stimmbänder werden aufgeschleudert, und stossweise erfolgt die unter dem Namen Husten bekannte K-ähnliche, recht einem semitischen Koph vergleichbare, ganz hinten am Gaumensegel gebildete Exspiration — mit der ausgestossenen Luft fliegt das schlüpfrige Heuschreckenbein zur Luftröhre des Urmenschen hinaus.

Alle Erscheinungen, welche in seinem Körper durch Überstrahlen, Reflexe der Empfindung auf die Bewegungsnerven ohne Dazwischentreten seines Willens ausgelöst werden, mögen dermaleinst die späten Enkel als Reflexerscheinungen bezeichnen. Als er neulich am Ufer eines Baches seine Mittagsruhe hielt, kam ein Krebs gekrochen und kniff den Schlafenden mit seinen Scheren in das Bein, das zuckte, ohne dass er erwachte; dieses Zucken nennt man eine Reflexbewegung. Auf dieselbe Weise gibt es reflektorische Hustenstösse, wenn der Nervus vagus gereizt wird, der sich in der Schleimhaut der Luftwege verbreitet; das Niesen von heute morgen war eine Reflexbewegung.

Ein Kitzel der Nasenschleimhaut strahlte vom Gehirn aus auf die Bewegungsnerven der Atmungsmuskeln über. Die Luftwege gleichen vielbegangenen Strassen, welche die Reize ziehen, jedesmal erhalten sie einen Willkommen wie im Zuchthaus.

Aber diesmal war dem Urmenschen die Reflexbewegung verhängnisvoll; denn sein Husten und Krächsen hatte einen Bären herbeigelockt. Wie der den Johannes dabei findet, erhebt er sich und brummt: Räuber, plünderst du meinen Honigbaum? — worauf er sogleich die starken, harten Nägel einschlägt, dem Einbrecher hurtig nachsteigt und mit der rechten Tatze nach ihm langt, ja, ihn blutig schlägt. Für den Braunen ist das Menschlein auch ein Reiz. Und nun hätte man sehen sollen, wie sich der arme, im besten Essen gestörte Tropf bei dem plötzlichen Überfall benahm — es war eben nichts zu sehn, es war hauptsächlich zu hören. Er schrie in seinem Schrecken, dass es dem Petz durch Mark und Bein ging. Er schrie wie der eherne Mars in der Iliade, da ihm die Lanze des Diomedes in die Weichen fuhr, nämlich wie neuntausend oder zehntausend Mann auf einmal — er schrie wie Aphrodite, als sie derselbe Diomedes in das Händchen stach, dass sie ihren Jungen fallen lassen musste — er schrie wie der böse König Hindmar in Tausendundeinernacht, der ein Gesicht wie ein Stier und einen Kopf mit vier Hörnern hatte; einen Hals hatte er wie ein Esel, sein Körper war haarig, wie der eines Affen, nur seine Hände und Füsse glichen denen eines Menschen: als der den Fischer Djaudar aus Kairo erblickte, starrte er dessen Schwert an, schlug seine Zähne zusammen und stiess einen Schrei aus, dass das ganze Schloss bebte. Das ist nämlich die Manier aller, die den Tod vor Augen sehn und einen Gegner finden, dem sie nicht gewachsen sind; damit denken sie den Feind zu verscheuchen und in die Flucht zu schlagen. Man vergleiche einmal den Urmenschen mit einem zünftigen Bärenjäger, einem spanischen Osero — der schreit nicht, der hat eine andere Ressource,

ein Weidmesser und einen Doppeldolch. Unser Urmensch fühlt sich dagegen einem solchen Ungetüme gegenüber wehrlos, seine einzige Waffe ist ein durchdringendes I, IE und O — — soweit sind wir nun wohl in der Entzifferung der Hieroglyphen der Natur, dass wir wissen: auch Gudrun, die bei Siegfrieds Tode einen so furchtbaren Schrei ausstösst, dass das Geflügel im Burghof erschrocken aufkreischt, deren gellender Jammerruf die stillen Gemächer des Königshauses durchdringt; auch Frau Helche, die bei der Nachricht, dass ihre lieben Kinder vor Raben auf der Heide erschlagen liegen, verzweiflungsvoll aufschreit, ihre Hände zusammenschlägt und hinsinkt; jeder Unglückliche, der schreit, als ob er am Spiesse stäke, thut das vermöge einer dunklen Figur, in der phantastischen Annahme, dass das Ungeheure leibhaftig und grimmig vor ihm stehe, wie vor dem Urmenschen der Bär.

Wenn das Schreien etwas hülfe, bekäme kein Kind die Rute, kein Schwein würde geschlachtet, kein Engländer im Bärengraben zu Bern gefressen. Das bedenkt der Schlaukopf wohl; deshalb nimmt er schleunigst Reissaus und klettert von dem Honigbaum herunter. Er fällt mehr, als er klettert — der gute Meister Petz will sich mit ihm erniedrigen, kommt rücklings wieder abe, kann jedoch nicht so schnell nach, weil er sich vor dem Herunterplauzen fürchtet — es ist spasshaft zu sehen, mit welcher Angst sich der Plumpsack an die Äste klammert — und so geschieht es, dass sich der behendere Urmensch glücklich weghebt und immer noch schreiend in eine Höhle rettet.

In derselben erwartet ihn ein letztes Abenteuer. Ein Holzweibchen, das von einem wilden Zwerg verfolgt ward, hatte hier gleichfalls Zuflucht gesucht und kauerte zitternd im Hintergrunde, das Auge angstvoll nach der Öffnung gerichtet, durch die nun ein Unbekannter schlüpfte. Dieser durchschaute die Situation mit einem Blicke, ein Gefühl von Manneswürde, von Ritterlichkeit wandelte ihn an, und als nun das Gezwerg zornig und feurig angerannt kam,

vertrat er ihm den Eingang. Wie der Alberich des unerwarteten Kämpen ansichtig ward, kehrte er um und lief wieder ins Waldesdickicht; der Urmensch aber verrammelte die Pforte und wälzte einen grossen Stein vor die Höhle, in der er nun mit dem Moosweibchen allein war.

Jetzt betrachtete er erst die kleine wundersame Jungfrau; und wie er sie sah, so fing er an zu seufzen. Auch die Moosmaid betrachtete ihn — sie sah, dass er blutete, zog schnell eine Wurzel aus der Erde und drückte den Saft in seine Wunden, dann entglitt sie mit einem Lächeln, wie es die Engel haben — er genas zur selben Stunde und erseufzte wieder. Das gibt fürwahr eine seltsame Liebeswerbung und ein hohes Lied von der Einzigen, wenn man noch gar nicht sprechen und nur tief Atem holen kann. Aber wenn das Herz getroffen ist, sagt Eucharius Eyering, so lässt es sichs merken und rührt sich wie die Wachtel im Korn. Der Urmensch schauderte; er wieherte wie ein brünstiger Hengst, schnob wie ein Esel, brüllte wie ein Hirsch, dann sang er wieder wie ein Girlitz — aller Vogelgesang, vom Schmettern des Edelfinken auf dem blühenden Apfelbaum bis zu dem aus klarer Höhe herabperlenden Trillern der Himmelslerche, vom Jubel der Drossel im Wald bis zu den Melodien des Hänflings in unserm Garten und vom Schlag der Nachtigall bis zu dem Abendlied der Amsel ist ja nur ein einziger begeisterter Liebesgesang. Und der Mensch sollte schweigen? — Er schwieg wahrhaftig nicht, er bestürmte seine Dido trotz Äneas. Mit schmelzenden Tönen, mit wunderbaren Nasalen, mit einem Grundton beginnend, dann eine volle Oktave hinaufsteigend, die chromatische Tonleiter durchlaufend, den Mund spitzend, die rauhe Kehle stimmend, streichelte er ihr Ohr, fächelte er kosend ihr unschuldiges Gehör, warb er um sie, wie es noch heutzutage gibbonartige Affen thun — der Gibbon, der gleich einem Memnon bei Sonnenaufgang seine Stimme erhebt und die malaiischen Bergbewohner weckt, schreit wirklich nach Noten, schreit gern und angenehm, Brehm

sagt: niemals habe ihm die Stimme eines Säugetiers, den Menschen ausgenommen, volltönender und wohllautender ins Ohr geklungen als die der Langarmaffen. Man sei erst erstaunt, später entzückt von den aus tiefster Brust hervorkommenden, mit vollster Kraft ausgestossenen Tönen eines Hulock, welche sich etwa durch die Silben HU HU HU wiedergeben lassen. Darauf hat auch Darwin aufmerksam gemacht, der in *the Descent of Man* die Menschen überhaupt früher singen als sprechen lässt. Verwundert horcht die Jungfrau dieser bestrickenden Melodie, diesen Kadenzen, diesen Rufen, die immer dringender, immer leidenschaftlicher werden, ihr Herz bleibt nicht ungerührt — in ihren Blicken liegt Liebe und Schmerz, Todessehnsucht und ewiges Verlangen — mächtig lodert die Begierde in diesem wilden Busen, der sich ächzend und stöhnend hebt und senkt, der schweratmend rankt und rauscht — er neigt sich zu ihr, um sie zu umfassen, sie schluchzen, und ihre Thränen fliessen — — und so spricht die Zunge der Liebe zwischen ihnen, obschon sie beide schweigen. Wie ein arabischer Dichter sagt: sie standen am Meere der Liebe, es war ein süsses Meer, in welchem sie versanken, sich fest umschlungen haltend — die Schuld liegt nicht am Meere, sondern an denen, die das Meer befahren.

Unter solchen Verhältnissen werden die Ehen ohne weitere Zeremonien geschlossen, sind aber vielleicht fester und unauflöslicher als die der Zeitgenossen, ungeachtet diese eine Menge Förmlichkeiten dabei haben. Der Urmensch, von den Mühen des Tags ermattet, legt sich nieder und sinkt in tiefen Schlaf; das Holzweib setzt sich ihm zu Häupten und behütet seinen Schlummer. Was Leben heisst, ist anjetzt im Schosse der Nacht verborgen; der Geist, der mit lichtem Fuss und stillem Tritt an der Höhle vorüberwandelt, vernimmt fürderhin nichts mehr als das Pfnausen, das Schnieben und Schnaufen und die ruhigen, regelmässigen Atemzüge des Schlafenden. Wir erfuhren bereits am Ende des ersten Kapitels (Seite 50), dass auch das

blosse Atmen, und wäre es noch so leise, hörbar und dass dies eben die *Anima* der lebenden Wesen sei — das eigentlich Wertvolle daran ist der Nasallaut, das tönende, zur Nase heraustretende *N*, das daher auch in sovielen bezüglichen Ausdrücken, in *schnaufen*, *schnauben*, *schneuzen*, *schnarchen* wiederkehrt und hier vermutlich ursprünglich, wie in *Nase* selber, angelautet hat (mittelhochdeutsch *snouden*, *snouwen*, *snarchen*, *snûden*, *snoderen* u. s. w.). Am auffälligsten wird das Atemholen, wenn Menschen oder Tiere mit offenem Munde schlafen und der Atmungsluftstrom das Gaumensegel in Schwingungen versetzt, es entsteht dann ein *schnarrendes* oder (was dasselbe) *schnarchendes* Geräusch, indem zu dem *N* ein *R* hinzuzutreten scheint; in vielen Sprachen bildet das letztere den Anlaut der Bezeichnung. So bei den ausnehmend charakteristischen Naturausdrücken: *ῥέγχειν* oder *ῥέγκειν*, dies unverkennbar eins mit dem deutschen *ranken*, das Schnarchen, aber auch und hauptsächlich die Geilheit der rankenden und rauschenden Sau bezeichnend; wenn das Raubhaarwild läuft und sich begattet, sagt der Weidmann, dass es *ranze*, der Fuchs *ranzt* zum Beispiel, der Dachs, der Luchs, der Marder, das Eichhörnchen, das Wiesel, der Iltis *ranzt*, dieses *ranzen* ist das Frequentativum zu *ranken*, wie *blitzen* das Frequentativum von *blicken* ist, wir haben das *K* in diesem Falle nun schon wiederholt ausstossen sehn. Die heftige Brunst macht die Tiere *ranzen* und gleichsam schnarchen, wie die Liebe die Menschen seufzen macht, sie werden *ranzig;* und indem sie dabei Duft- und Riechstoffe reichlich abzusondern pflegen, die das andere Geschlecht anlocken sollen, ist *ranzig* in der Sprache der Menschen zur Bezeichnung des üblen Geruchs, ja nachgerade auch des üblen Geschmacks geworden, den alle Fette, auch die gleichgiltigen: Butter, Öl, Speck, nach kürzerer oder längerer Zeit annehmen. In diesem Sinne heisst *ranzig* im Lateinischen: *rancidus*, französisch: *rance,* aber es beweist eine ziemliche Unbekanntschaft mit den Vorgängen der Natur, *ranzig* als ein Lehnwort aus dem Romanischen

und als den eigentlich deutschen Ausdruck: *garst, garstig, galsterig* hinzustellen. Jetzt versteht man auch, wie das *Ῥέγχος*, das Geschnarch in den ersten Jahrhunderten nach Christus, zum Beispiel zur Zeit des Dio Chrysostomus in Tarsus, auch noch später zur Zeit des Clemens Alexandrinus ein allgemeines Lockzeichen für Wollüstlinge abgeben konnte. Das Schnarchen der Schläfer nennen die Franzosen: *ronfler*, auch die Italiener (neben *russare* und *ronfare*): *ronfiare*, was sich aus *Ron* und dem lateinischen *flare* ganz einfach erklärt; *Ron Ron* ist in Frankreich das Spinnen der Katze. Wer wird hier lange suchen? — *Ronfler* ist genau so gebildet wie *souffler* (aus *sub-flare*), und wenn der Pariser für schlafen: *jouer à la Ronfle* sagt, so vergleicht sich die *Ronfle* dem *Souffle*, diminutiv *Soufflet*, was zugleich eine Ohrfeige und einen Blasebalg bedeutet. Auch im Altfranzösischen war *Buffet:* Ohrfeige und Blasebalg. Etwa, wie Diez ziemlich unklar sagt, dass sich die Begriffe Hauch und Schlag, blasen und schlagen berühren? Oder dass die geschlagene Backe aufschwillt wie ein Blasebalg? — Freilich wäre die Metonymie ein wenig stark. Man sieht wohl ein, wie die Pausbacke mit einem Blasebalge verglichen werden kann, so werden ja auch faltige Seitenwände an Koffern, welche die Vergrösserung des Raums ermöglichen: *Soufflets* genannt; aber man gelangt nicht zu dem Schlag auf den *Soufflet*. Nur wenn *Backe* unmittelbar für *Backenstreich*, wie *Nase* für *Verweis* genommen und gesagt werden könnte: einem ein Bäckchen geben. Die alten Römer hatten das Wort *Alapa*, die Griechen das Wort *Κόλαφος*, die Italiener sagen: *dare uno Schiaffo*, welches letztere auf ein deutsches *Schlappe, Schlapfe* zurückzuführen ist. Ziehen wir das anlautende *S* wie gewöhnlich ab, so stossen wir auf die guten bekannten Schlagwörter *Klapp* und *Klapf*, die sich mit den beiden klassischen Ausdrücken wohl vereinigen lassen; *Alapa* steht für *Kalapa*, bei Persius findet sich *Scloppus* oder *Stloppus* für einen Klaps:

nec stloppo tumidas intendis rumpere buccas (V, 13).

Rudolf Hildebrand sagt, bei *klopfen* sei die Bedeutung des Schallens frühe vor der des Schlagens zurückgetreten — in dem Verse des Persius zeigt sie sich noch ganz deutlich, *Scloppus* wird doch kein Vernünftiger anders als durch Schallnachahmung erklären und von dem deutschen *Kloppe kriegen* trennen wollen, durch das sekundäre *S* wird die Form des lateinischen Naturausdruckes auf das einfachste erklärt. Und was fügt sich zu demselben leichter als das französische *Escalope*, worunter man eine geröstete Schnitte Kalbfleisch, auch in den italienischen Restaurants, versteht? Wie künstlich klingt die Erklärung Littrés, der eine Muschelschale daraus macht, weil das Fleisch vielleicht gerollt worden sei wie eine Muschel! — Ach was, das Fleisch wird geklopft, *Escalope* ist soviel wie *Klopps*, englisch *Collop*. Das *Coliphium*, die alte Athletenkost, war vermutlich auch nichts anderes als eine Art Gulasch, was man in England *Collops* oder *Colps* nennt; sagen wir lieber eine Art *Κόλαφος*, eine Art (mittellateinisch) *Colpus* oder (italienisch) *Colpo* oder (französisch) *Coup*, denn alle diese Worte werden ja auf *Colaphus*, Faustschlag, zurückgeführt. Diez erinnert auch an den *Kolben*, womit man schlägt. Es ist eine ganz unübersehbare Sippe, wie bei solch einfachem, überall hinpassendem Begriffe nicht anders zu erwarten.

Darauf nun, das französische *Soufflet* damit in Zusammenhang zu bringen, wird man verzichten müssen. *Soufflet* ist und bleibt eine Ableitung von *souffler*, blasen, man muss sich denken, dass ein *Souffleur* auch einmal Ohrfeigen, auch einmal, damit kommen wir der Auffassung etwas näher: *Backpfeifen* austeilen kann, die auf die Backe pfeifen, wie die Kugeln, die Pfeile, die Speere durch die Lüfte pfeifen. Eine Pfeife ist ja am Ende etwas Ähnliches wie ein Blasebalg, eine Orgel ohne Blasebälge wie ein Mensch ohne Lungen und eine Orgel ohne Pfeifen wie ein Mensch ohne Kehlkopf, nach Du Cange *Soufflet* in der normännischen Mundart sogar dasselbe wie *Sifflet*, das französische Wort für Pfeife, das auffallenderweise von dem lateinischen *flare*

getrennt wird. Dies ist irrig: das lateinische *sibilare*, für das die Wechselform *sifilare* existiert, kann aus *siflare* entstanden sein, sodass sich *siffler* zu *souffler* wie *ronfler* verhalten würde. Nichts verkehrter als bei Naturausdrücken, die sich fortwährend neu bilden, auf alten Ableitungen zu bestehn; Littré selbst zitiert das normännische *Sublet* als eine Nebenform von *Sifflet*, in der Pikardie sagen sie: *Chiflot*. Man kann nicht einmal mit Sicherheit behaupten, dass *sufflare* aus *subflare* entstanden sei, obgleich das wahrscheinlich ist. Wenn, so lässt sich sagen, dass die Franzosen mit *sub* blasen, mit *Si* pfeifen und mit *Ron Ron* schnarchen. In dem lateinischen *stertere*, schnarchen, wird man das *ster-* von *sternuere*, niesen, nicht verkennen.

In Deutschland sagt das Volk, wenn einer wie eine Orgelpfeife, wie ein geschlachteter Ochse schnarcht: er *koche Graupen*, er *schneide Bretter*, er *reisse Löcher in den Barchent*, er *säge* — Redensarten, die durchgängig mit Rücksicht auf das *R*, das *Gr*, das *Br* gewählt sind, ein *R* kommt nämlich auch beim Holzsägen heraus, wir werden das beim Rebhuhn sehen. *Barchent* reimt sich zum Überfluss auf *schnarchend*. Wie sie schnarchen, wie sie blasen! — Lassen wir denn die beiden schnarchen und blasen wie die langen Felsennasen in der Gegend von Schierke und Elend, sie mögen ausruhen von des Tages Ereignissen und Lauten, ohne doch die Naturlaute einzustellen, sie mögen sich meinetwegen raufen wie zwei junge Bären und dann zur Abwechslung wieder lachend abküssen und abschmatzen und dabei nur die ärgerlichen Quietscher, jene *Poppysmen*, die dem Martial (VII, 18) die schöne Galla verleideten, desgleichen die possierlichen Verpuffungen unterlassen, die dem römischen Dichter seiner eignen Aussage nach nicht unerwünscht gewesen wären, die aber einen Casanova in Turin (*Mémoires Tome II Chapitre 10*) sehr störten und unwiderruflich entzauberten — so blühe denn Urmenschenblut! —

Es blüht. Nach neun Monaten wird die Mutter ihre Stunde überfallen, wo sie unter viel Schmerzen, Wehe

rufend und kreissend, einen Siegfried gebären wird — ihre Schmerzen heissen selber *Wehen*, von ihnen durchzuckt, dreht sie sich nicht etwa im Kreise herum, krümmt und windet sie sich nicht, sie thut das wohl, aber das ist nicht gemeint: *kreissen*, auch *kreisten*, ist eine Nebenform von *kreischen*, alle drei Verba sind Weiterbildungen des frühererwähnten *kreien* = *schreien*, *kreissen* berührt sich mit dem griechischen *κρίζειν*, dem böotischen *κριδδέμεν*. Wer wäre jemals Zeuge des grossen Aktes gewesen, in dem sich ein Kind vom Schosse der Mutter ablöst, und nicht tief ergriffen worden! — Es ist ein über alle Massen ernster, gewaltig aufregender Vorgang — so hat unsere eigene Mutter gelitten, so hat ihr ganzer Körper gerungen und gebebt. Arme und Beine zittern, die Augen blitzen, der Atem wird kurz und keuchend, das Gesicht schwitzt heftig, die Gebärende schreit in Todesangst, sie kreisst. Die Französin kreisst lauter als die Deutsche, die Indianerin wimmert, die Jüdin klagt. Wunderbare Traumwelt, in der die Menschen leben, in die sie treten! Was ist dies herzerschütternde Schreien anderes als der ewige Hang der Phantasie, die tiefen Leiden und die innerlichen Wehen plastisch zu entwerfen und wie ein feindliches Heer, wie Folterknechte um sich im Zimmer zu versammeln; was soll der helle Kreisch anderes als die Quälgeister verscheuchen und das bedrohte Leben verteidigen? — Wie zwecklos, wie überflüssig ist dieses Gekreisch im Haushalt der Natur! — Aber die Natur sieht jetzt durch einen Spiegel in einem dunklen Worte, die Natur braucht Bilder und Visionen, wir sind solcher Zeug wie der zu Träumen, und dies kleine Leben umfasst ein Schlaf.

Ä! Ä! — man hört in der Kammer ein Kind schreien. Ä! Ä! — ist der erste Schrei des Neugeborenen. Ä! Ä! — antwortet es, wenn es von der Wehemutter auf den Rücken geschlagen wird. Eine erste Reflexbewegung, ein erster Reflexlaut, auch dieser, genau so wie der Ruf des Kuckucks und das Kinderwort A A, von den Menschen, die alle Naturlaute verballhornen, mit dem harten oder tonlosen

gutturalen Verschlusslaut ausgestattet, denn man findet das Schreien des Säuglings, das daher: *Quäken* heisst, auch als KOÄ aufgefasst. Nicht wahr? Der Kehlkopf fängt frühe an — Herr, frühe wollest Du meine Stimme hören; frühe will ich mich zu Dir schicken — — er ist gleichsam unser Leben — — seine Thätigkeit endet erst mit dem Leben, im Röcheln des Sterbenden, mit dem letzten Seufzer — — Börne meint, die spanische Sprache röchele: *der Engländer schnarrt, der Franzose schwatzt, der Spanier röchelt, der Italiener dahlt, und nur der Deutsche redet;* aber das Röcheln, eine Art von Schnarchen, daher auch *Stertor*, ist ein Naturlaut, der späteste unter allen, die langsame, mühevolle, endlich stockende Respiration — dann wird es plötzlich ruhig — der Puls setzt aus, das pochende Herz steht still, Getränk fällt mit kollerndem Geräusch durch die gelähmte Speiseröhre in den Magen — der Organismus, so laut, so lärmend, so geschwätzig, hat ausgetobt, seine Stimme versagt, er schweigt. Der Gehörsinn ist das letzte, was bei einem Sterbenden erlischt.

De schlofsch und hörsch mi Bhüetdi Gott,
De hörsch mi sehnli Chlage nit.
Wärs besser, wenn de's höre chönntsch?
Nei weger nei!



III. Ahmlaute. Imitation.

1. Der Lindenauer Viehmarkt.

Produzierende Künstler — Leistungen Mistviecherls auf der Leipziger Messe — es gibt Menschen mit merkwürdigen Talenten — der Gehorsam im Hypnotismus — Stärke des Nachahmungstriebes in der Urzeit, bei Naturvölkern, Kindern und Halbgebildeten — hängt mit der Sinnesschärfe und der ausserordentlichen Geschicklichkeit des Kehlkopfs zusammen, sich jedwedem Geräusche anzupassen — ist auch beim erwachsenen Kulturmenschen anzutreffen — der Sänger Philbert, ein ehemaliger Flügeladjutant in Amerika, der Imitator Jean Crassé — die Nachahmung als Strafe diktiert.

> Alles wird er coram publico versuchen, aufs beste nachzumachen: Donnerrollen und das Geheul der Winde, Hagelschlag, Platzregen und die tosende Meeresflut, das Gerassel der Wagen, das Knarren der Wagenräder, das Schnurren der Haspeln, Trompeten-, Flöten-, Pfeifen- und andre Töne, dazu Hundegebell, Pferdegewieher, Rindergebrüll, Schafegeblök und allerhand Vogelstimmen . . .
>
> Plato, Republik 397 (396 B).

Nu wolln mer emal auf den Lindenauer Viehmarkt gehn! — MUH, MUH, MUH! MÄ, MÄ, BÄ, BÄ! QUIEK, QUIEK, GRUNN, GRUNN, GRÖLL, GRÖLL! BRUMM, BRUMM! — — Wolln mer emal den Nachtwächter im Dorfe mit seinem Phylax machen! — HAU, HAU! TUT, TUT! — Wolln mer emal die Vögelchen singen hören! — *Tilirili, Tirili, Tirili, Tiritirliri! Sisisi, Sideriti, Pipi! Putpurlut, Bückwerwück! Züküht, Tandaradei! Zschizschigück, Güpp, Güpp, Radarasukdukduk!* — Wolln mer emal mit der Eisenbahn fahren! *Radadabumtsching, Radadabumtsching*, immer langsam voran, bis sie stehn bleibt! — Wolln mer emal mit dem Frachtwagen fahren! Ach, das geht *ratsch ratsch, kriesch kriesch* . . .

den müssen mer schmieren! Her mit dem Paudel, der unter der Achse baumelt! Quid est vita humana? Was is menschlich Lebben? Menschlich Lebben is Fischblase, tritt mit Fuss drauf, *pietsch*, weg is es — menschlich Lebben is Teerpaudel am Wagen — geht *schlicker un schlacker, schlicker un schlacker*, *bums!* — liegt auf der Erde . . . . . .

Improvisationen eines Lumpazivagabundus, genannt Mistviecherl, der vor ein paar Jahren während der Messe in den Leipziger Restaurants herumging.

Ein eigenartiger, unerschöpflicher Virtuose: was er für Risse im Kopfe hatte! Wie die Tiere sprechen, wie die Enten schnattern, wie der Hobel frisst, das Schrämeisen schrämt, die Feilen am Schlosse nagen und die Äxte der Holzhauer an den Wurzeln der Bäume zischen — das Ritzeratze der Sägen und das Rickeracke einer Wassermühle: das naturgetreu und täuschend wiederholen und dabei alle Schauspieler der Stadt nachmachen und seinen Stuhl als dressiertes Zirkuspferd vorführen — dann wieder ohne jegliches Instrument, ohne irgendwelche Hilfsmittel einen böhmischen Musikanten spielen und seinen Lippen Fortissimos entlocken, die aus dem Orchester heraufzuschallen schienen — alles konnte der Allerweltsnarr, der Kapitalaffe, der Spottvogel. Er konnte heulen, als ob eine ganze Meute Wölfe im Lokal gewesen wäre, queilen wie Katzen, die im Hornung rammeln, gackern wie eine Henne, die legen wollte — er glich auf ein Haar dem Berliner Imitator Jean Crassé oder dem griechischen, dessen unser Motto Erwähnung thut, und der beweist, dass dergleichen Produktionen zu allen Zeiten Mode gewesen sind.

Ja, es gibt Menschen mit merkwürdigen Talenten, und wir alle haben etwas davon ab. Es wird gesagt, dass wir uns den Nachahmungstrieb in der Urzeit gar nicht stark genug denken können, sintemal Naturvölker noch heute alles nachmachen, was sie hören, wenn der Europäer niest, gleich wieder niesen, wenn er hustet, gleich wieder husten, wenn er stottert, gleich nachstottern, ja sogar, wie viele

Reisende berichten, ganze Sätze in der Sprache der neuangekommenen Fremden fehlerfrei zu wiederholen imstande sind. Das liegt an der Leichtigkeit der Imitation, an der Schärfe des Gehörs auf der einen und an der ausserordentlichen Geschicklichkeit unseres Kehlkopfs, sich in die verschiedensten Aufgaben zu finden und allen möglichen Stimmen gerecht zu werden, auf der andern Seite, denn der Mensch thut immer gern, was er kann, wozu er hervorragende Anlagen besitzt; und wie gesagt, diese Fähigkeit ist auch noch in der Gegenwart, nicht bloss bei Kindern und bei Wilden, respektive bei Halbgebildeten, sondern gelegentlich inmitten der Kultur bei Leuten vom besten Tone anzutreffen, obgleich unsere Erziehung auf Unterdrückung dieses leicht lästig werdenden Triebes hinwirkt. Wer sich die Mühe geben wollte, könnte eine ganze Galerie solcher Imitatoren, solcher Illusionisten zusammenstellen, mit dem platonischen angefangen — im Simplicissimus, in Goethes Wilhelm Meister tauchen welche auf — sie bildeten das Entzücken Frankreichs. Am Hofe Ludwigs XIV. lebte der Sänger Philbert, bekannt als Poet, bekannter als Onomatopoet. Es war eine Freude, wie er den Akzent der Deutschen und Engländer, das Patois der Bauern und der Arbeiter wiederzugeben wusste; wie er den Ton aller Lebensalter, aller Rassen und aller Stände traf. Aber auch in Naturlauten, Strassenaufläufen und dem kirchlichen Cenki Lenki war er gross. Man brauchte nur die Augen zu schliessen, so gab er ein Feuerwerk und eine komplette Girandola — oder einen Trommelwirbel, den grossen Zapfenstreich — oder die Orgel und das Geläute aller Glocken von Notre Dame. Glockengeläute und ein unermesslicher Horizont, so sehe ich dich, o Russland, in deiner fernen Weite. Er bimbaumbimmelte wie ganz Russland, wie die klingelnde Insel, er ging herum wie ein Klingelbeutel und brachte, an eine Bratpfanne schlagend, einen Carillon hervor. Philbert war wirklich berühmt; es existiert noch eine Ode von einem gewissen Alexander Lainez, die ihm gewidmet ist.

Wem wäre denn so etwas niemals vorgekommen? — Ich habe in Leipzig Kaufleute, Stadträte gekannt, die mehr konnten, als was man stille Musik nennt. Das hobelte, das sägte, das schürte, das wiegelte. Ich habe einen alten Herrn gekannt, den ehemaligen Flügeladjutanten eines mitteldeutschen Fürsten, der jetzt unter den sogenannten Entgleisten in einem Dorf auf Long Island lebt, dessen Spezialität war: die Wolfsschlucht aus dem Freischütz. Er pfiff, er brummte, er pustete, er rasselte, er zischte, dass einen das Grausen ankam; dabei verstand er mit den eigenen Knochen zu knistern und zu knicken, als hätte er Kastagnetten in den Händen. Ich habe einmal einer Vorstellung beigewohnt, wo ein Hypnotischer, der wahrlich niemals in Mekka gewesen war, das mohammedanische Glaubensbekenntnis: *La illâha ill' allâh, wa muhammedu râsul-allâh*, es ist kein Gott ausser Gott, und Muhammed ist sein Prophet, oder die arabische Grussformel: *U aleikum es-salâm wa rahmet allâh wa barakâtu*, und mit Euch sei der Friede und Gottes Barmherzigkeit und sein Segen, oder das Zauberwort *Abrakadabra* oder was ihm sonst für Hokuspokus vorgesagt ward, ebenso korrekt und automatisch nachsprach, wie es oben die Kinder und die Wilden thaten. Gleichwohl darf man beide Fälle nicht verwechseln und den einen wie den andern auf den Nachahmungstrieb, als eine Grunderscheinung des Intellekts zurückführen; die Plapperei und die Fähigkeit zum Plappern ist dieselbe, aber nicht die Neigung, das Motiv des Hypnotischen viel mehr der Gehorsam. Die Naturvölker, die Kinder und einzelne Tiere plappern die unbekannten Worte nach, weil es ihnen Vergnügen macht, weil sie Geschick dazu haben und ihr Geschick gern zeigen; der Hypnotisierte plappert nach, weil er unter dem Banne eines fremden Willens steht und die Äusserungen des Experimentators als einen Befehl, sie nachzumachen, auffasst. Er thut ja überhaupt alles, was ihm der Magnetiseur vormacht oder, wie der Kunstausdruck lautet: suggeriert — steht derselbe auf, so erhebt er sich gleichfalls von seinem

Stuhle, dreht sich der Experimentator im Kreise herum, so dreht sich der Hypnotische auch, tanzt er, so tanzt er, kniet er nieder, so kniet er, fängt er an zu lachen, so stimmt er ein, hört er seinen Meister kauen und steckt ihm dieser eine rohe Kartoffel in den Mund, so zerbeisst er sie und verzehrt sie. Man erklärt das dadurch, dass die bewusste Geistesthätigkeit im Hypnotismus ausgeschaltet sei und nun der für gewöhnlich bezwungene und unterdrückte Nachahmungstrieb zu seinem Rechte komme; man hat auch die ansteckende Kraft des Gähnens, des Veitstanzes und so vieler merkwürdiger konvulsivischer Zufälle in Nonnenklöstern, Pensionaten, Schulen, die schon aus dem Mittelalter, ja aus dem Altertum bezeugt sind, angeführt. Wurde nicht in Athen, ich denke zur Zeit des Peloponnesischen Krieges, unter den Frauen der Selbstmord und das Erhängen epidemisch? — *Par compagnie on se fait pendre,* sagt das Sprichwort. Unzweifelhaft ist man mit dem Nachahmungstriebe einem Fundamentalphänomen der psychischen Mechanik auf der Spur; aber er scheint mir krankhaft, so oft er blindlings wirkt und dazu führt, auch ganz leichte, indifferente Bewegungen, wie zum Beispiel das Gähnen, nachzumachen. Im normalen Zustande macht sich der Mensch freiwillig an Aufgaben, an denen er seine Kraft und seine Geschicklichkeit erprobt, er tritt im Konkordiatheater auf und imitiert ein Huhn, das gegriffen wird, er besucht die Messe und gibt: wie der Dampfwagen stehen bleibt.

In einem kürzlich zu Pforzheim verhandelten Prozesse kamen Personen vor, die auf andere gehetzt worden waren, weil sie durch Suggestion die Wahnvorstellung empfangen hatten: Hunde zu sein. Diese modernen Werwölfe befanden sich etwa in dem Falle des Soldaten, den Ferdinand August Bebel (März 1891) im Reichstag zur Sprache brachte: ein Leutnant Nadler hatte dem Gemeinen die Trense in den Mund gelegt und ihn wie einen Hund bellen lassen. Sie befanden sich in dem Falle der alten polnischen Verleumder, die eine Viertelstunde lang auf allen Vieren

herumlaufen und wie Hunde bellen mussten: der weise König von Frankreich, Karl V., führte diese drastische Strafe angeblich am französischen Hofe ein, wo nachgerade des Gebells gar kein Ende wurde. Aber sie befanden sich nicht in dem Falle Papchens, das auf die Frage: wie spricht der Hund? — aus Leibeskräften bellt oder das klägliche Miau der Katze nachäfft.

2. Spottvögel.

Freiwillige und unfreiwillige Nachahmung, Naturspiele — Frösche, Krokodile und Schakale — Affen des Vogelreichs — die bildsame Stimme der Papageien und der Stare — Vögel, die sich mit ihrem eignen Liede nicht begnügen, sondern demselben einzelne Töne oder Strophen anderer Vögel, überhaupt auffallende Klänge und Geräusche einmischen, nennen wir Spottvögel — die Spottdrossel, der Dorndreher, die Kalanderlerche.

Die Vögel sangen ihre verschiedenen Lieder auf den Zweigen, der Gesang der Amsel glich einer Menschenstimme und der des Sprossers einem im Genusse des Weines Jauchzenden, die Taube seufzte wie ein Fremdling, der sich nach seiner Heimat sehnt.

Geschichte Nureddins mit Enis Aldjelis.

Die Spiele der Natur sind wirklich überraschend, so überraschend, wie der Zufall manchmal ist. Wie gut geraten ihr die ruinenähnlichen Zeichnungen, die der Florentiner Ruinenmarmor bringt und die durch die gegenseitige Verschiebung von Bruchstücken eines grau und gelb gestreiften Kalksteines entstehn! — In der Steinsammlung zu Upsala befinden sich zwei Achate, deren einer das Weltgericht darstellt, während auf dem andern der Durchgang der Kinder Israel durchs Rote Meer zu sehen ist. Es gibt Metallbäume, Priapolithen und Mauzensteine; ich habe auf meinen Reisen wenigstens vier versteinerte Schiffe gesehn: das Schiff des Odysseus, ein Inselchen gegenüber Korfu, gegenwärtig der Kaiserin von Österreich zu Ehren Elisabethfels genannt — Sankt Olafs Schiff an der nor-

wegischen Küste (Bandaksvand) — die Arche Noah auf dem Berge Ararat — und die Tiberinsel in Rom, der wenigstens nachträglich, wie Abbildungen auf Münzen des Antoninus Pius zeigen, die Form eines Schiffes gegeben ward. Wahrscheinlich gibt es noch eine Flotte anderer. Am Elbufer bei Merschwitz, auf dem letzten Vorsprunge des Hochlandes, erhebt sich das Schloss Hirschstein in Form eines Schiffes, dessen Mast der Turm bildet. Weltbekannt ist die trauernde Niobe auf dem Berge Sipylus — die Figur von Lots Weib, die Salzsäule am Südende des Toten Meeres — der Napoleon auf dem Montblanc — Ludwig XVI. am Traunstein bei Gmunden; in der nächsten Umgebung Leipzigs, beim Kuhturm, sah man früher an der Ludwigsulme einen Auswuchs, der eine frappante Ähnlichkeit mit dem Profil desselben französischen Königs hatte, und aus Weckelsdorf in Böhmen wird berichtet, dass man daselbst an den Formationen eines bisher unbeachtet gebliebenen Felsstücks das Profil des verewigten deutschen Kaisers Friedrich entdeckt habe. Der Niesen, der Atnaschatten ist eine regelmässige Pyramide, die ägyptischen Pyramiden erscheinen ja selbst als Berge, wenn man mit der Eisenbahn auf sie zufährt — die Blätter der wilden Kardendistel bilden durch Verwachsung ihrer Ränder kleine Becken, in welchen sich Regenwasser sammelt, sogenannte *Venuswaschbecken* — auf jeder Wacholderbeere erkennt man ein Gnostikerkreuz: ein Dreibein, das Symbol der Insel Sizilien — dem heiligen Franziskus Xaver fällt sein Kruzifix in den Indischen Ozean, es haftet nun an einer Krabbe, der sogenannten *Xavermuschel*. Wer wollte alle diese Naturspiele, diese zufälligen Koinzidenzen namhaft machen? — Sie schliessen sich den tausend Bildern und Ähnlichkeiten an, welche die Phantasie hienieden und droben ausfindig macht, und die in den Metaphern der Sprache zu ihrem Ausdruck kommen, sind nur noch gelungener, individueller und weniger verschwommen.

Dass es auch in jener Welt, in die uns nicht das Auge,

sondern das Ohr versetzt, von unfreiwilligen Nachahmungen wimmelt, lässt sich von vornherein vermuten. Naturlaute und Menschenlaute, ausgeschüttete Säcke und Herzen klingen an einander, gleichen sich oft überraschend, ohne dass eine Absicht unterliefe. Schon die Frösche, die ebenso redselig wie musikalisch sind und zu den bezeichnenden Stimmen des Landes gehören, entwickeln eine fast wunderbare Vielseitigkeit der Lautgebung. Der eine krächzt, der andere ruft, der dritte zirpt, der vierte brüllt, der fünfte singt. *Wie eine fremdartige Vogelstimme,* sagt ein ausgezeichneter Beobachter, *klangen mir die nächtlichen Laute eines Froschlurches der westasiatischen Steppen, wie vereinzelte Paukenschläge die eines innerafrikanischen Frosches entgegen. Ein anderer Frosch der letzterwähnten Gegenden knarrt dumpf wie die Saite einer Bassgeige, ein anderer schreit wie ein heiserbellender Hund, ein dritter quakt hell wie ein Dudelsack.* Laut Hensel gleicht die Stimme eines südamerikanischen Wasserfrosches täuschend der einer Grille, die eines anderen dem Gewimmer eines kleinen Kindes, die einer Kröte dem Triller eines Basses; dann vernahm er wieder ein helles Glucken, wie wenn aus einer enghalsigen Flasche eingeschenkt wird; ein Laubfrosch erinnerte ihn an den Ton eines Glöckchens, ein anderer an das Hämmern von Blech. Kindergeschrei, Gewinsel und Gewimmer hören die Menschen aus leicht begreiflichen Gründen gern aus Tierstimmen heraus — daher bekanntlich die *Krokodilsthränen*, durch welche das (in Aufregung dumpfbrüllende) Krokodil sein Opfer anlocken soll; auch das Geheul der Schakale, das man auf einer Nilreise bei Einbruch der Nacht mit Spannung anhört, wird menschlichen Schmerzenslauten und Hilferufen ähnlich gefunden. Es klingt allerdings überaus kläglich und wehmütig, wie das der Hunde und der Wölfe, nur noch gesangartiger, elegischer, wie eine unaufhörliche Nänie, eine wilde tausendstimmige Threnodie.

Eine Threnodie? — Lacharien gibts auch; und man braucht nicht einmal bis nach Ägypten zu reisen, sondern

nur in den Wald zum Kuckucksweibchen oder in den Löwengarten zu gehn, um sie zu hören — heisst es doch:

> als der König Reineken sah, wie dieser am Kreise
> glatt geschoren sich zeigte, da lacht er über die Massen.

Und wie Nobel der König so lachen viele Tiere, nicht bloss in der Fabel; zum Beispiel der Fischotter, der gellend schreien, wütend kreischen, lieblich pfeifen, aber, wenns ihm wohl ist, ganz leise und selig kichern kann. Mit rasch ausgestossenen kichernden Lauten begrüsst ein Zutzchen das andre in der Gefangenschaft — als neulich ein schöner zahmer Otter aus Wittenberg mit seinem Herrn in den Zoologischen Garten kam, richtete sich der alte Insasse des Fischotterbassins an den Käfigstäben hoch empor und lachte den Neuling an wie eine Mutter das Kind. Eigentümlich ist das Geschrei der Möve — ein Gemisch von Lachen und Klagetönen, *δακρυόεν γελάσασα*, wie Andromache im Homer (Iliade VI, 484); man hat ja auch besondere Lachmöven, wie Lachgänse und Lachtauben.

Denn freilich, wie werden erst die Vögel, diese gefiederten Menschlein, die aufrecht gehen wie wir und wie Turner eine gute Brust besitzen, mit Menschenzungen reden, in menschliche Wonnelaute, menschliche Klagen und Seufzer auszubrechen scheinen! — Der Gesang der Amsel glich einer Menschenstimme und der der Ringeltaube dem Jubelrufe eines Weintrinkers; die Nachtigall klagte wie eine Seele, die Gott liebt und mit der Gottheit vereinigt werden möchte. Der arabische Dichter hört im Gesang der Taube die Seufzer des Fremdlings, der sich nach seiner Heimat sehnt; der Deutsche legt vielmehr seiner Singdrossel, wenn sie im Februar noch in der Fremde weilt, ein tiefes Heimweh unter und glaubt, sie gedenke in ihren Liedern, die ruhig, feierlich wie Kirchengesang dahinfliessen, des deutschen Vaterlandes. Aber selbst bei diesen guten Sängern bemerkt man schon die Neigung zum Spotte, das heisst zu jener virtuosen Wiedergabe fremder Stimmen, die wir nicht

ganz zutreffend als einen Spott auffassen — auch die Franzosen nennen die Spottvögel: *des Oiseaux Moqueurs*, in der Naturgeschichte gilt der Ausdruck: *Polyglotten* (*Turdus polyglottus, Mimus polyglottus*).

Bis hieher spielte die Natur, die den Schein der Nachahmung erzeugt und eine Komödie der Irrungen hervorbringt wie in der sichtbaren Welt; jetzt beginnt die wirkliche, absichtliche Nachahmung. Es ist bekannt, dass ein guter Schläger oder Sänger in seiner Umgebung Schule macht, ein schlechter seine Mitschüler verdirbt, zumal die jungen, die von den alten lernen, aber, wie das immer geschieht, leichter ihre Fehler als ihre Vorzüge nachahmen; der Nachahmungstrieb verführt einzelne Singvögel zu noch ganz anderen Extravaganzen. Schon die Amsel nimmt von ganz fremdartigen Vögeln an und wird zum wirklichen Spottvogel — die Kalanderlerche, ein herrlicher und deshalb hochgeschätzter Sänger Südeuropas, ist auf dem Lande ein Echo aller Vögel, sie fasst und reproduziert alles, was sie nur zu hören bekommt, und flicht, in der Luft schwebend, wie ein Dichter tausend Züge und Lebenserinnerungen ineinander — unser Star ist auch ohne dass er besonders abgerichtet wird, ein wahrer Affe des Vogelreichs, der ganze Strophen aus dem Gesange anderer Vögel nachsingt, desselbigengleichen den Pfiff des Pirols, das Kreischen des Hähers, den Schrei des Bussards und das Gackern der Hühner lustig lernt und aufsagt — auch der bekannte grosse Würger oder Neuntöter besitzt eine überraschende Fähigkeit, sich in fremde Melodien einzuleben, er trägt Strophen von der Feld- und Baumlerche, von der Grasmücke und andern Künstlerinnen vor, versteht den Ruf der Amsel, des Rebhuhns und der Unke, ja, wenn man ihn zu Hause in der Stube hat, kann man ihn so gut wie Papchen fragen: wie spricht der Hund? — er bellt — — am bedeutendsten ist der Nachahmungstrieb und das Nachahmungsvermögen, die Spottlust der nordamerikanischen Spottdrossel, die nur vom Menschen übertroffen wird. Die

Amerikaner nennen diesen merkwürdigen Vogel, ihren Liebling: den Spottvogel, *Mocking-bird* schlechthin.

Die Spottdrossel hat wirklich etwas vom Menschen — nicht dass sie so schön sänge, aber sie verarbeitet gewissermassen die gesamte Welt der Töne, nimmt die Naturlaute auf und gibt sie vergeistigt wieder. Audubon rühmt ihre tonkünstlerische Befähigung — diese Begabung ist fast noch mehr sprachlich, sie gleicht einer Polyglotte, einem Mezzofanti, der alle Sprachen spricht und besser spricht als die Eingeborenen selber. Sie braucht keine Phantasie — Phantasie ist überhaupt von Übel, selbst für den Komponisten, nur gut, wenn man nichts weiss; sie entnimmt ihre Töne mit bewunderungswürdiger Treue und doch mit Freiheit dem Monsterkonzerte ringsumher. Wie die Menschenzunge, ist die Spottdrossel auf die Umgebung und die Laute der Gegend angewiesen. Im Walde ahmt sie die Waldvögel nach, stiehlt die Lieder, die Lockrufe, die Schreie, die Kreische der Drosseln und der Meisen, des Geiers, der Purpurschwalbe, täuscht den Jäger und die Vögel selber — auf dem Lande webt sie ihrem Gesange alle Laute und Klänge des Bauernhofes ein. Die Spottdrossel spricht, sie bedient sich nur ihres Talentes nicht zur vernünftigen Unterhaltung, sie schauspielert mehr und scheint wirklich Gefallen an Neckereien und Spöttereien zu finden, sich hören zu lassen wie Mistviecherl und das ganze Haus zu äffen. Was kräht, was gackert, was quakt, was schnattert, was grunzt, was miaut, was bellt, was winselt denn auf einmal? — es ist die Spottdrossel. Der Stösser! — die Henne versammelt ihre Küchlein — da, da kreischt noch eins, die Mutter sucht verzweifelt — es ist die Spottdrossel. Phylax, dein Herr pfeift! Kater, dein Liebchen queilt! — es ist die Spottdrossel. Sie lässt die Thüre knarren, die Säge kirschen, die Wetterfahne quietschen, die Mühle klappern — es ist bemerkenswert, dass Spottdrosseln, Stare und Menschen das Mühlengeklapper nie vergessen.

Die Begabung der Stare, der Raben und der Papageien

für die menschliche Sprache ist bekannt und seit alter Zeit Gegenstand zahlloser Anekdoten, die ihre Würze dadurch zu erhalten pflegen, dass der Vogel gut anwendet, was er gelernt hat; ja sogar (wie jener Papagei, der in den Schnee fiel und *ach, Herr Jeses!* — rief) was er bisher noch nicht gesagt hat; ja sogar (wie jener Papagei, der mit dem Versprechen: *zehntausend Pfund Sterling Belohnung, wer mich herauszieht!* — in die Themse fiel) was er überhaupt nicht gelernt hat. Die Stimme der Papageien ist höchst biegsam und zur Nachahmung der verschiedenartigsten Laute und fremder Gesänge (von Lerchen, Amseln, Kanarienvögeln und Stieglitzen) ebenfalls sehr geschickt; dass sie gerade unsere Worte so gut nachsprechen, dass ihnen am Tiber die lateinischen Verse und am Orinoko die Gesänge der Aturen,

ach, der Knaben, die ihn lehrten
ihrer Muttersprache Laut,

über die Zunge gleiten, kommt vielleicht eben von ihrer Zunge, die nicht allein durch Kürze, Dicke und Weichheit, sondern auch durch zahllose Wärzchen ausgezeichnet und auch für einen feinen Geschmack eingerichtet ist, wenn sie gleich der unsrigen weit weniger ähnelt als die Zunge eines Kalbes. Es ist ja ganz natürlich, dass Wesen, die alles nachahmen, was sie hören, mit geübtem Ohr auch unser Patati und Patata auffassen, lernen und wiedergeben, wenn sie mit uns umgehn, ja sogar von uns abhängen und sich bei uns in Pension thun — sie weigern sich dessen umsoweniger, da sie merken, dass die Menschensprache selbst erst zum grossen Teile der Natur da draussen, dem Walde und dem Hühnerhofe abgelauscht ist.

---

3. Gewerbsmässige Lautnachahmung.

Neckereien mit Tieren — die Kairiner Eseljungen — Strolche im Grossen Garten — der Naturforscher Brehm und der Kuckuck, seine Liebhaberei — Jägerlisten, Wildruf — Schauspielertalent: der Passionsgockelhahn — der Fortschritt der menschlichen Sprache beruht auf der Herausbildung von Mitlauten, die willkürlich und müssig sind, mit ihnen werden die Naturlaute ausstaffiert — je näher man der Natur rückt, umsomehr fallen sie wieder ab.

Il n'y a dans ce bas monde que des Trompeurs, des Trompés et des Trompettes.
Madame la Maréchale de Luxembourg.

Oft gehören die Ahmlaute zum Handwerk. Beispielsweise in Kairo, wo sich die famosen Eseljungen darauf legen, die Stimmen ihrer Brottiere zu kopieren. Der Eselhengst beteuert der Eselin seine Liebe mit IA — diese zwei Vokale wiederholt er gedehnt und inbrünstig wohl ein halbdutzendmal, es heisst immer von neuem: *Ia*, *Ya*, *Icha*, *Chika*, (englisch) *Heehaw*, (französisch) *Hihan*, gerade als ob der Kerl das Iot ausrotten und durch einen reinen I-ton ersetzen wollte — dann hängt er noch unterschiedliche tiefe, lange Schnauber und Seufzer an. Die kleinen arabischen Schelme wissen nun den hellen einleitenden Vokal, das kurz hervorgestossene *I*, welches, anders gefärbt, nach Ickelsamers Beobachtung auch beim Schweineschlachten vorklingt, desgleichen die Antwort der Eselin ganz meisterhaft nachzuahmen, sie intonieren gleichsam das Gloria und veranlassen dadurch den gesamten Chor zum Weitersingen. Sie wollen damit die Tiere nicht antreiben, dazu wird geschnalzt; sie wollen auch nicht der Natur helfen wie die Fuhrleute mit ihrem sanften Pfeifen; es macht ihnen nur Vergnügen, in der städtischen Eselei die verwandte Saite zu berühren und einen Ton anzuschlagen, der allen sympathisch ist. Der Esel, das Lieblingstier Priaps, ist das ganze Jahr hindurch brünstig wie der Mensch.

Der Verfasser des Tierlebens trieb, wie er selbst erzählt, alle Frühjahre und bei jeder Gelegenheit ähnliche

Neckereien mit Kuckucken. Der Ruf des Kuckucks hat ebenfalls den Zweck, das Weibchen (welches seinerseits kichert oder trillert) anzulocken. Sobald ein männlicher Kuckuck einen andern hört, erwacht seine Eifersucht. Er gerät in eine unbeschreibliche Aufregung und sucht seinen Nebenbuhler mit Verzweiflung, um ihn zu bekämpfen und aus seinem Gebiete, seinem Kuckucksgebiete, zu verdrängen. Wenn nun also Brehm zu kucken anfing, so erschien der getäuschte Kuckuck, um des vermeintlichen Nebenbuhlers ansichtig zu werden, an der Stelle, wo der Ruf herkam, und forderte ihn lautrufend heraus, bis er zu seinem Verdrusse einsah, dass der Feigling sich nicht stellte. Kuckte Brehm nach einem Weilchen wieder, so wurde der Vogel abermals und noch heftiger erregt, und auf diese Weise folgte er dem Naturforscher wohl kilometerweit und blieb eine halbe Stunde lang in seiner Nähe; nahte sich, durch dasselbe Manöver betrogen, zufällig ein anderer Kuckuck, so begann auf der Stelle das Duell. Bei dieser Gelegenheit erfuhr eben Brehm, was wir bereits oben (Seite 79) angedeutet haben: dass auf den Ruf KUKUK kein Kuckuck kommt, weil der Gauch nicht *kukukt*, sondern *uut*. Der Fortschritt der menschlichen Sprache scheint wesentlich auf der Herausbildung und Verwendung von Mitlauten zu beruhn — die Natur, zum mindesten die organische Natur hat keine. Der Kuckuck macht nicht KUKU, sondern UU; und so macht auch das Kind nicht KAKA, sondern A A oder Ä Ä. Erst wir lassen den Kuckuck *kucken*, den Menschen *kacken* und das kleine Kind, das in der Kammer *Ä* schreit, *käken* oder *gäken* oder *quäken* — ich wähle gerade diese Beispiele, weil sie so einfach und einander so ähnlich sind. Die Kinder selbst staffieren den ursprünglichen reinen Umlaut *Ä* am Ende noch mit einem *tsch* aus: das spottende *Ätsch* will ja nichts weiter als schadenfroh den Schmerzensschrei vormachen, den der Geschädigte auszustossen hat. So reduziert sich der Schrei des Schweines, das abgestochen wird, nach der obigen

Beobachtung des ersten deutschen Grammatikers auf den Selbstlaut *I*, der auch in dem homerischen *ἰάχειν*, Schlachtgeschrei und Kindergeschrei, die erste Stelle einnimmt — zu Luthers Zeit liess man (uns ist dieses Schallwort verloren gegangen) die Schweine beim Schlachten *kirren*, wie der Weidmann das geängstete Schmalreh zur Brunftzeit *fiepen* hört, während das Gefiepe doch ebenfalls nur in einem wiederholten *I*, etwa noch mit Anhängung eines kurzen *e* oder *a* besteht. Die Konsonantierung der Naturlaute ist nicht nur oft willkürlich, sondern noch öfter ganz und gar müssig; je näher wir der Natur rücken, um so mehr Mitlauter fallen von den Worten wie überflüssige Zieraten ab.

Neckereien mit den Tieren sind eine Hauptfreude aller Menschen, die sich zu ihnen hingezogen fühlen. Es ist nicht lange her, dass eine Handvoll Strolche: ein Schlosser, ein Former, ein Markthelfer und ein Tischler, im Grossen Garten zu Dresden nächtlicherweile vor lauter Übermut recht viel Unfug verübten. Unter anderm hatten sie durch ihren Lärm auch die Bewohner des Zoologischen Gartens aufgeweckt, deren daraufhin erhobenes Geschrei nachgeahmt und durch den Zaun mit Stöcken nach einem Edelhirsch geschlagen. Als der Hirsch laut klagte, wiederholten sie auch diese gerechte Beschwerde und reizten das Tier derart, dass es die Ruhestörer annahm und mit den Geweihen nach ihnen stiess. Aber was diese dummen Jungen hier in der Trunkenheit vollbrachten, das thut jeder Weidmann kunstgerecht, indem er dem Walde alle seine Stimmen ablernt und die Klagelaute der Rehe, der Hasen, der Mäuse und der Drosseln, die Paarungs- und Lockrufe der verschiedensten Wildarten auf der Hand reproduziert, um die Füchse zu reizen und die armen Opfer selber zu berücken, was man Wildruf nennt. Der Hase gibt gewöhnlich nur dann einen Laut von sich, wenn er sich in Gefahr sieht: seine Klage ähnelt, diese Ähnlichkeit werden wir gar nicht los, dem *Ä Ä* kleiner Kinder und wird mit

Quäken oder *Quäcken* bezeichnet. Der Jäger *quäckt* also *den Fuchs*, wenn er ihn auf dem Anstande schiessen will, indem er ihn durch Nachahmung besagten Geschreis herbeilockt. Das Schreien der Hirsche in der Brunstzeit nennt man *Orgeln*: der Jäger *orgelt* den Hirschen — der Vogelsteller *zippt* den Drosseln, *kirrt* die Turteltaube und lispelt wie ein Steinkauz oder ein Kommmitchen, um das Kleingeflügel herbeizuziehn, für dieses Gelispel, welches vor dem *piper* kommt, ist in Frankreich der Kunstausdruck: *frouer*. Ja, ein Nimrod ist ein Proteus — es dürfte schwer halten, das Schleifen oder das Einspielen des balzenden Auerhahns, das mit dem Wetzen eines langen Tischmessers an einer Sense verglichen wird, lautlich zu bestimmen und in Schriftzeichen darzustellen, wohl aber gelingt es dem passionierten Jäger, die fabelhaften, unbeschreiblichen Laute mit dem Munde nachzuahmen, so täuschend nachzuahmen, dass man schwören möchte, die Balze in Wirklichkeit zu hören. Man kann nur anführen, dass auch der Papagei die menschlichen Worte nachspricht, ohne sie zu verstehn.

Endlich kann sich auch der Schauspieler nicht entbrechen, er muss sich wie der berühmte Garrick nicht nur in jede Form, sondern auch in jede Stimme, auch ausserhalb seines Kreises, zu finden wissen. Der Hahnenschrei ist von Komponisten wie Bach, Haydn und Saint-Saëns vielfach reproduziert worden; er wird auch auf der Bühne gebraucht und dann gewöhnlich von Menschen hervorgebracht. Bei dem Oberammergauer Passionsspiel, nachmittags um $^1/_2$3 Uhr, kräht der Hahn hinter den Kulissen. Zweimal kräht er; seine Stichworte sind: Ich kenne den Menschen nicht — und: Gott sei mein Zeuge! — dann bedeckt Petrus sein Antlitz und fängt an zu schluchzen. Im Jahre 1880 war der Schnitzler Thomas Schaller Passionsgockelhahn; weil der demnächst nach Linderhof verzog, gab es bei den beiden ersten Aufführungen 1890 keinen Hahnenschrei. Niemand im Dorfe konnte den Hahnenschrei machen, was gewiss zu verwundern wäre, wenn es nur auf

ein *Kikeriki* ankäme — freilich der Kikerikihahn treibt sich in allen Sprachen umher:

cucurire solet gallus, gallina gracillat,

aber für den Kenner ist das eine Stümperei. Der Liebesruf des Hahns lautet so wenig *Kikeriki,* wie der des Kuckucks *Kukuk* (Seite 79). Vögel und Kinder haben keinen harten gutturalen Verschlusslaut. Zum Glück fand sich in Oberammergau ein junger Schreiner, genannt Lutzerhansl, der trat mit Erfolg für Thomas Schaller ein. Er spielte im Passionsorchester als Flötist mit; wenn nun die Verleugnung Petri kam, begab er sich auf die Bühne, krähte seine zwei Mal und setzte sich dann wieder auf seinen Platz im Orchester. Sein Hahnenschrei war wirklich sehr natürlich. Es gibt ein klassisches Vorbild für diese Metamorphose. Als Mars mit Venus der edlen Minne spielte, sollte sein Bursche Alektryon aufpassen. Die Schlafmütze duselte, die Sonne schaute zum Fenster hinein, der Ehebruch wurde ruchbar und das Tier mit zwei Rücken, wie Shakespeare sagt, von Hephästos' Netz umstrickt. Zur Strafe verwandelte Mars den unzuverlässigen Wächter in einen Hahn, der es nun nicht mehr verschläft, sondern, des angerichteten Skandals beständig eingedenk, alle Morgen kräht, sowie sich die Sonne zeigt.

Sie sagen, immer wann die Jahrszeit naht,
wo man des Heilands Ankunft feiert, singe
die ganze Nacht durch dieser frühe Vogel;

diese Sage versteht man sofort, wenn man bedenkt, dass Christus die Sonne, der Advent ein Sonnenaufgang ist. Nach dem Glauben der Perser hilft der Hahn dem Hunde gegen den Unhold streiten; *durch Hahn und Hund,* heisst es im Bundehesch, *werden alle Feinde des Guten überwunden; ihre Stimme zerstört das Böse.* Erhebt er seine Stimme, so ist die Welt im Licht und die unreinen Geister müssen fliehen, Horatio erwähnt das (Hamlet I, 1) nicht minder als Volksglauben; in Goethes *Totentanz* ist die Glocke, die Eins

schlägt, an die Stelle des Kikeriki getreten. Dass der persische Vogel, der gefiederte *Pfirsich, ὁ Περσικός* bei uns und in den meisten andern Sprachen nach seinem Schrei oder wie es heisst seinem Gesang benannt wird, soll an seinem Orte nachgewiesen werden; der griechische, uns schon hier aufgestossene Name *Ἀλέκτωρ, Ἀλεκτρυών,* den Homer als Vogelnamen noch nicht kennt, hängt mit dem Wort *Elektrizität* zusammen. Wir müssen denken, dass es ebensogut heissen könnte: *Alektrizität* und: *Elektryon.* Wie der brennende, glänzende Stein, der Bernstein, das *Elektron:* der Sonnenstein, so war der Hahn, der ja noch heutzutage rot aufs Dach fliegt, wenn in einem Hause Feuer ausbricht: der Sonnenvogel. *Alektryon* ist persisch, zugrunde liegt nach Hehn das iranische *halka, alka* und die strahlen bedeutende Wurzel ARK, die sich, aber (da das persische Organ dem L-laut abhold ist) erst im Munde der Griechen, in ALK verwandelt haben wird. In den slawischen Sprachen wird der Hahn: *Kur* (*Kurok, Kurek*) genannt; ob das, wie O. Schrader (Sprachvergleichung und Urgeschichte, 2. Auflage, Seite 391) behauptet, auf das persische *Churu, Churûh, Churûs* unmittelbar zurückgeht, auch das russisch-französische Wörterbuch von Reiff (Petersburg 1806) vergleicht russisch куръ mit persisch *Khoros* — will ich dahingestellt sein lassen. Der Ruhelose, Schlaflose, Bettlose: *ὁ ἄλεκτρος* ist natürlich nur Gelehrtenetymologie. Diesen Namen zu würdigen, möchten wir also wiederum erst wissen, wie die Sprache das Licht ausdrückt.

4. Hilfsmittel. Instrumentale Lautnachahmung.

In Haydns Jahreszeiten wird der Morgenruf des Hahnes von der Oboe nachgeahmt — primitive Instrumente der Jäger: das Blatten, die Vichtelpfeifen, *Appeaux*, künstliche Rufe — ein Gewandhauskonzert: die Goldammer in Beethovens fünfter Symphonie — vielfältige Darstellung des Kuckucksrufes in der Musik — die Hauptstimme bei der Ausführung des Froschmotivs ist die Flöte, das malende Mittel der Rhythmus — Kuckucksuhren, Kuckucks-, Nachtigallen- und Wachtelpfeifen, die Geige Paganinis — die vier Stufen der musikalischen Imitation — Musik und Sprache.

Practica est multiplex! säd' de Bûr
un bünn de Schô mit Wörmd tô.
Wie das Volk spricht. No. 163.

Den zweiten Teil von Haydns Jahreszeiten bildet ein voller Sommertag. Er beginnt mit dem Krähen des Hahns und endet mit dem Geläute der Abendglocken. Dieser Hahnenschrei, der die anbrechende Morgendämmerung verkündet, wird in dem einleitenden Recitativ von der Oboe nachgeahmt, worauf die Hirten das Vieh austreiben und in einem mächtigen Crescendo der Harmonie die Sonne aufgeht. Dann fangen die Insekten an zu schwirren und die Vögel an zu singen — die Wachtel schlägt, die Grille zirpt, der Frosch quakt — wir werden sehen, wie der Komponist das alles fertig bringt.

Das ist der natürliche Fortschritt der Imitation; und wir thuen gut, uns nicht gleich so hoch, bis in eine Aufführung der Jahreszeiten zu versteigen, sondern zunächst der Practica multiplex unsere Aufmerksamkeit zu widmen, wie sie von den einfachen Waldleuten ausgeübt wird. Kommen die Jäger unbewaffnet mit ihren Ahmlauten und allenfalls mit ihren Händen nicht zu Rande, so nehmen sie ein primitives Instrument zu Hilfe; zum Beispiel ein Blatt, mit dem sie blatten. Die Ricke, in der Brunstzeit ebenso erregt wie der Rehbock, lädt den Liebhaber durch das schon erwähnte Fiepen zu sich ein. Dieses aus Wollust und Angst gemischte Fiepen, das sich wie gesagt auf die Vokale IE, IE reduziert und auch gewissen Weibern eigen

ist, macht der Weidmann auf einem Buchen- oder Birkenblatte nach, lockt dadurch den Bock herbei und erlegt den armen, schmählich getäuschten Burschen. So ist der Mensch, der Tierfeind, der gemeine Mörder! — Die Spottdrossel neckt doch den verliebten Kater nur, indem sie die verliebte Katze nachäfft; der Mensch schiesst zu.

Anstatt eines Blattes dient wohl auch Baumrinde, namentlich die harzreiche weisse Birkenrinde. Mit zusammengeschlagener Birkenrinde ahmen die Tungusen das Blöken der Kälber nach, wenn sie die Moschustiere blatten. Die wertvollen Tiere werden herbeigelockt und mit dem Bogen erlegt. Dabei haben die Schützen die Freude, dass anstatt der Moschustiere auch Bären, Wölfe und Füchse kommen, welche sich durch das Blatten ebenfalls täuschen liessen. Die Pfeife aus Birkenrinde ist auch in Europa wohlbekannt; sie heisst in Deutschland: Klutter und wird beim Vogelfang gebraucht. Im Walde nimmt der Vogelsteller die sogenannte Vichtelpfeife, welche den Ruf der Eule und andrer Vögel nachahmt. Sie ist aus Holz geschnitten, etwa fingerdick und an der Spitze gespalten; in den Spalt wird wie bei einer Klarinette ein Rohrblatt, in Frankreich, wo man das Instrument: *Pipeau* nennt, ein Lorbeerblatt gesteckt. Aus solchen Blättern sind die sogenannten Zungen der Blasinstrumente hervorgegangen.

Wir blicken in die Entstehungsgeschichte aller Pfeifen, Hörner und Posaunen auf der Welt hinein. Seit den ältesten Zeiten haben sich die Menschen aus Stierhörnern oder grossen Schneckengehäusen, die sie am spitzen Ende anbohrten, ein Blasinstrument gemacht, das sie seiner gewundenen Gestalt wegen: *Kinkhorn* oder, weil es ein Attribut der Tritonen ist, mit dem sie die empörten Fluten besänftigen und erregen: *Tritonshorn* betitelten — die *Buccina* der Römer, aus der sich, Name und Sache sind identisch, unsere *Posaune*, die alte *Busaune*, entwickelt hat. Eine derartige Naturbosaune, eine abgestumpfte Tritonsmuschel brauchen die Jäger, um auf ihr den Hirschruf, das Schreien

oder Orgeln der Hirsche zur Brunftzeit nachzuahmen; oft wird sie durch ein kegelförmiges Blechinstrument ersetzt. Die Hirsche lassen sich darauf ein und antworten, laufen wohl auch den Rufer schussmässig an.

Es ist wohl nichts so geeignet, den Leser über die Natur der menschlichen Stimme und das Verhältnis der Musik zur Sprache aufzuklären, als die Bekanntschaft mit diesen einfachen Instrumenten, die jedermann sehen und jeder probieren kann. Die Thatsache, dass man mit einer Pfeife und einem Horn tierische Laute naturgetreu reproduzieren kann, führt von selbst auf den Gedanken, dass auch, was wir eben Stimme nennen, gar nichts anderes sein möge als der Ton, den eine Oboe oder ein Fagott gibt; und dass sich der Kehlkopf der Säugetiere und der Vögel von einem gewöhnlichen Blasinstrumente gar nicht unterscheide. Und da wieder der Mensch die Hilfsmittel zur Lautnachahmung nicht notwendig braucht, sondern allenfalls auch ohne Hirschruf rufen, ohne Klutter den Vögeln pfeifen kann, so folgt: dass auch unser eigner stimmbildender Apparat am Ende auf ein Blasinstrument hinausläuft, wie es der Imitator im Walde an den Mund setzt. Diese Folgerung ist ja in der That vollkommen sachentsprechend. In der Kreuzschule zu Dresden, in der Prima wurde eben die erste Satire des Horaz gelesen: auf einmal jauxte es nach Art eines jungen Hundes. Wie kam das Hundevieh herein? — Ein Schüler hatte es so täuschend nachgemacht. Aber in demselben Dresden hat man auch sogenannte Hundeschnauzen, kleine doppelmopsköpfige Instrumente mit einem Blasebalg in der Mitte, die, zusammengedrückt, künstlich gauksen. Der Lutzerhanns behalf sich ohne; Haydn lässt statt des Hahnes die Oboe krähen. In Berlin, im Viktoriasalon trat einmal der Imitator Jean Crassé, ein Kollege Mistviecherls, auf, dessen Hauptkunststück war: ein Huhn nachzumachen, das gefangen wird. Demnächst trug er das bekannte Lied: *Verlassen bin i* von Thomas Koschat, und zwar erst auf dem Cello vor, um hierauf die Melodie

mit der eigenen Stimme zu imitieren. Der ernste bedeutsame Ton des Violoncello, seine durchdringende, angenehme Tiefe hat ja etwas Gesangähnliches, zu Herzen gehendes, wie es die Geige und das elegische Waldhorn hat; zwar muss es in Wagners „Siegfried" nebst der Bratsche auch dem greulichen Wurme Fafnir, ja sogar, von dem Bogen geschlagen und von den Fingern gekniffen wie im „Waffenschmied", zur Darstellung des Gehämmers auf dem Amboss dienen, aber viel näher ist dieses königliche Instrument mit der menschlichen Stimme verwandt, es atmet ihre Seele, ihre Leidenschaft und Schwermut, und das hatte der Franzose richtig herausgefunden. Wie wunderbar singt die Geige, gleich einer süssen Tonerscheinung, in Beethovens Missa solemnis! — In der Eroica tönts wie Schluchzen in den Violinen. Das Orchester belebt sich gleichsam, die Instrumente sprechen wie Menschen und wie Tiere, nicht bloss die, welche gleich ihnen mit einem Kehlkopf versehen sind, nicht bloss die, welche angeblasen, sondern auch die, welche mit dem Bogen gestrichen werden; und in der Musik gelten alle Vortel.

Die Musik ist eine grosse Nachahmerin wie die Sprache; den Naturspielen, die wir oben in zufälligen Anklängen entdeckten, reihen sich tausend bewusste Nachbildungen an. Ich bemerke, dass ich hier nicht an das denke, was sonst von Musikschriftstellern unter Nachahmung verstanden zu werden pflegt: die Wiederholung von Motiven. Ich meine die Nachahmung von Lauten der organischen und der unorganischen Natur. Da es erspriesslich scheint, einen Überblick über die Gruppen der imitierten Gegenstände und über die Mittel, welche die Musik zu diesem Zwecke anwendet, zu gewinnen, so bitte ich den geneigten Leser, mich einmal ins Gewandhaus, oder in die Oper, oder in die Thomaskirche zu einem Riedelschen Konzerte zu begleiten. An allen drei Stätten wird, um mich so auszudrücken, vollendet Natur gemacht und die unendliche Welt der Töne stückweise imitiert. Das ist das Interessante an

diesen Aufführungen; bei einigem Nachdenken finden wir: es gibt vier Hauptstufen der musikalischen Imitation. Fangen wir mit derjenigen an, welche nicht die ursprünglichste, aber die einfachste, natürlichste, nachgerade am leichtesten zu begreifende ist: der Nachahmung von Musik durch Musik (1). Dass ein Musikinstrument, welches in einer Szene vorkommt, mit einem gleichen Instrumente dargestellt wird, versteht sich von selbst — ebensosehr von selbst, wie dass ein Kehlkopf den andern oder der Kehlkopf sich nachahmt. Der Fall ist ja ausserordentlich häufig: in der 11. Symphonie Haydns, der sogenannten Militärsymphonie, gibt es Militärmusik — Trompetensignale, Triangel, Becken und grosse Trommel; in den Jahreszeiten, im Herbst, in den beiden Jagdszenen werden von den Hörnern leibhaftige Jagdmotive durchgeführt; in Beethovens Pastorale, bei der Ankunft auf dem Lande klingt der liebliche Ton der Schalmeien durch. In derselben Pastorale, in dem Satze, wo die Landleute lustig zusammen sind, wird mit weitgehender Realistik, mit komisch wirkender Treue eine Tanzmusik, eine richtige, gemütliche, österreichische Bierschenkenmusik losgelassen, zu der die Bauern in groben Schuhen und Holzpantoffeln tanzen und hopsen — wie sollte Beethoven andere Instrumente als Fiedeln und Oboen und Fagotte dazu nehmen, aus denen die ländlichen Orchester von jeher zusammengesetzt gewesen sind? — Glockengeläute, Orgelspiel, Schalmeienton wird zwar auch gelegentlich imitiert, ja selbst Menschengesang von künstlichen Menschen vorgetragen, aber das Natürlichste bleibt doch die einfältige Reproduktion und die künstlerische Wiederholung des Naturlauts durch den Naturlaut selbst.

Die Leipziger Gewandhauskonzerte schliessen bekanntlich alle Jahre mit Beethovens Neunter Symphonie und diese selbst schliesst mit Schillers Ode an die Freude, die hier in Leipzig gedichtet worden ist. Man hat sich darüber gewundert, wie eine Instrumentalsymphonie mit Singstimmen geschlossen werden könne — als ob diesen Sing-

stimmen Flöten und Geigen besser entsprächen als sie selbst und als ob die Kehlköpfe der Sänger und Sängerinnen keine musikalischen Instrumente wären. Im Gegenteil: ein Instrumentalkonzert ist gewöhnlich nur ein Behelf in Ermangelung adäquaterer Darstellung — wo eine solche geboten werden kann, wird sie eine einsichtige Kunst begierig ergreifen. Und dass Beethoven mit dem Schlusschor einen glücklichen Griff gethan hat, beweist am besten der gewaltige Eindruck, den die Neunte jedesmal in den Herzen der Zuhörer hinterlässt.

Oft genug muss sich eben die Musik wie alle Kunst behelfen und die Stimmen der Natur mit denjenigen Mitteln darzustellen suchen, die ihr zu Gebote stehn. Die Nachahmung von menschlichen Lauten mit Hilfe musikalischer Instrumente betrachte ich als die nächste Stufe (2); sie schliesst sich an die vorige ungesucht an, weil, wie gesagt, unsere stimmbildenden Apparate nicht wesentlich von Blasinstrumenten verschieden sind. In Rubinsteins „Turmbau zu Babel“ ziehen die Semiten mit jüdischem Gemauschel, die Japhetiten mit einem Volkslied, die Hamiten unisono mit düsterem Getrampel ab; dies alles wird von Chor und Orchester hübsch gemalt — in Berlioz' Requiem, in dem Satze *Rex tremendae majestatis* hört man ein ganzes Volk in Höllenqualen verzweifelt aufschrein, ein grausiges Geheul, bis es aus den glanzvollen breiten A dur-Akkorden des Orchesters wie Trost und Rettung klingt — in Beethovens Pastoralsymphonie schildert der „Hirtengesang“ die frohen und dankbaren Gefühle nach dem Sturme — mit dem Schlusschor der Neunten, der gesungen wird, kann man das Finale der siebenten Symphonie vergleichen, das ohne Gesang in einen wahrhaft dithyrambischen Jubel ausbricht, in wilder Lust aufschreit und rast, als ob es von der Tarantel gestochen wäre. Das sind Worte Kretzschmars, der einen so trefflichen „Führer durch den Konzertsaal“ geschrieben hat; es wäre aber die Frage, ob wir in den wilden Dithyramben das Aufjauchzen Seliger

oder die Freude von Spielern, die diese ihre Freude auf ihren Instrumenten auslassen, hören sollen. Der Kehlkopf ist ein Organ, das Instrument ist ein Organ: durch beide Organe wird so Freude wie Schmerz ausgedrückt, wenn man sie beherrscht. Vielleicht wüsste das Beethoven selbst nicht.

Bei den Menschen ist es oft schwer, Tonerscheinungen und Tonkünstler, Naturlaute und beseelte Geigen auseinanderzuhalten und die eigentliche Meinung des Komponisten anzugeben; bei den Tieren, die nur ihren Kehlkopf zum Spielen haben, liegt sie am Tage. Hier ist die Stimme so charakteristisch, dass die Wiedergabe derselben unmöglich verkannt werden kann; die Nachahmung von Tier- und Vogelstimmen mittels musikalischer Instrumente bildet die dritte glänzende Hauptstufe (3). Fundgruben für diese Art Tonmalerei sind die Jahreszeiten von Haydn, auch die sogenannte Kindersymphonie; die Pastoralsymphonie Beethovens; und das Oratorium: Israel in Ägypten von Händel. Ähnlich der Pastoralsymphonie ist die *Scène aux champs* in Berlioz' erstem Werke, in der gleichfalls die Vögel zwitschern und der Wind in den Blättern säuselt, sie beginnt mit einem Dialog zwischen Oboe und Englisch Horn, welche sich Motive des Kuhreigens zurufen.

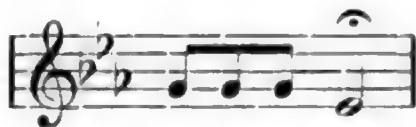
Wohl keine Vogelstimme ist so oft nachgemacht worden wie der Ruf des Kuckucks, nicht nur auf dem Klaviere. Es gibt Kuckucksuhren, an denen ein hölzerner Kuckuck die Stunden ausruft, wie an der Uhr des Strassburger Münsters ein Hahn kräht: sie enthalten zwei verschiedne Pfeifen, die durch einen doppelten, mit Hilfe des Uhrwerks niedergedrückten Balg angeblasen werden — die Nürnberger Kuckuckchen mit einem Blasebälglein unter den Füssen sind bekannt — am Maitage pflegte sonst der Küster auf der Orgel den Ruf des Vogels nachzuahmen, wobei natürlich auch der Kuckucksküster oder der Kuckucksknecht mit seinem närrischen Gelächter, seinem berühmten *Hudhud* nicht fehlen durfte — der Kuckucksruf, Nachti-

gallengesang und Wachtelschlag ertönt auch in der Pastoralsymphonie am Schlusse des zweiten Satzes. Hier verwendet man gegenwärtig Extrapfeifen — man hat es mit der Klarinette, mit der Oboe, mit dem Fagott, mit der Flöte versucht, auf der letzteren mit den Tönen Fis und D der mittleren Oktave, ohne doch die eigentümliche Klangfarbe des Originals vollständig zu erreichen. Auch für den Schlag der Nachtigallen und der Wachteln in der Haydnschen Kindersymphonie werden gewöhnlich extrakonstruierte Nachtigallen- und Wachtelpfeifen verwendet, dieselben jedoch im grossen Orchester nicht gebraucht; die Nachtigallenpfeife, die man in den Musikalienhandlungen zu kaufen bekommt, wird mit Wasser gefüllt oder in Wasser geblasen, um den glucksenden Ton hervorzubringen. Die Rolle des Waldvögleins im Siegfried wird erst von der Flöte, dann von einer Sängerin; der Kuckuck in Frankreich von einem *Appeau à Coucou*, am besten doch von Brehm übernommen.

Je sorgfältiger man die Natur mit ihren eignen, unerreichbaren Mitteln kopieren will, um so mehr zeigt sich die Schwäche und die Armseligkeit der menschlichen Imitation; näher kommt ihr wohl ein grosser Meister mit einem grundverschiednen Instrumente, das ihm wie eine Geliebte nichts versagt. So ein Meister war Paganini, der dämonische Künstler, nach dem Urteile aller Zeitgenossen. Auf seinem Guarnerius vernahm man ausser den der Violine eigentümlichen Tönen wahre Naturlaute, die sich bald dem einfachen Vogelgesange, bald dem Schlage der Nachtigall oder dem silberhellen Glockentone annäherten, bald flötend, bald leise verklingend wie ein Zephyr, bald aber auch stürmend in Doppelgriffen dahinrauschend und das ganze Orchester zu beherrschen scheinend. Die höchste Grossartigkeit gepaart mit einer makellosen Reinheit, Oktaven und Dezimenpassagen in pfeilschneller Geschwindigkeit, vierstimmig arpeggierte Akkorde, Läufe in sechzehnteiligen Noten, wovon die eine immer pizzicato, die nächste coll' arco vorgetragen wurde, alles so deutlich und präzis, dass auch

nicht die kleinste Nüance dem Gehör entging, rasches Herab- und Wiederhinaufstimmen der Saiten ohne Unterbrechung in den schwierigsten Bravoursätzen — dies, was unter andern Umständen an Charlatanerie gegrenzt haben würde, riss hier in solch unbegreiflicher Vollendung ausgeführt zum Staunen, zur sprachlosen Bewunderung hin. Man muss nicht denken, dass zum Vogelgezwitscher lauter künstliche Vöglein nötig sind: das Orchester verfügt sozusagen über alles, seine Mittel sind unerschöpflich, und die Schafherden, die Bienenschwärme, die Züge der Kraniche, der Heuschrecken, der Fische (in den Jahreszeiten, im Frühling, nach dem Chore: *O wie lieblich ist der Anblick der Natur*) sind ihm eine Spielerei, wobei ihm freilich die Genügsamkeit des Publikums, die Phantasie der Zuhörer und ihr unkritisches Ohr zu Hilfe kommt; es ist bemerkenswert, wie leicht sie jede, auch die schlechteste Ausführung eines Programms befriedigt, und dies wohl das beste Zeugnis für die sogenannte Programmmusik, die dem vagen, gedankenlosen Genusse ein Ende machen will. Der Genuss liegt für den Kenner gar nicht in der Schönheit der Töne, sondern in ihrer Ähnlichkeit.

Weltbekannt ist das Wort Beethovens, womit er den ersten Satz der C moll-Symphonie selbst charakterisiert hat: So klopft das Schicksal an die Pforte. Gemeint sind die vier Noten, welche kurz und bündig wie Hammerschläge hereinhallen:



Man erinnere sich an die Noten, nach welchen in England angepocht wird (Sprache ohne Worte, Seite 215).

Nach Karl Czernys wohlverbürgter, von Kretzschmar zitierter Erzählung soll dem genialen Beethoven dieses Motiv eine Goldammer, das Heimchen der Bäume, im Walde zugetragen haben. Ihr Gesang ist sehr einfach.

Fast ebenso beliebt wie der Ruf des Kuckucks ist in

der Musik das Quaken des Frosches, das, wie gesagt, in den Jahreszeiten, im Sommer, nicht fehlen darf, hier soll Haydn das Muster der französische Komponist Grétry und das sogenannte Froschkonzert gegeben haben: der Frosch ist, wie mir Herr Professor Kretzschmar freundlich mitteilt, die Flöte, die zuerst deutlich im Rhythmus *quă quă quā* macht, die andern Holzbläser, sowie erste Geigen und Bratschen stimmen dann mit ein. Den Hauptanlass zur Darstellung des Gequaks bot den Komponisten von jeher die zweite Ägyptische Plage, indem *Israel in Ägypten, Moses in Ägypten* bis in die neueste Zeit gern als Oratorium und Oper behandelt wurde (Händel, Rossini, Rubinstein). *Der Strom zeugte Frösche, die füllten das Land,* erzählt die Singstimme in Händels unsterblichem Werke, und das begleitende Orchester schildert mit Hilfe von Holzinstrumenten: Flöte, Oboe, Klarinette und Fagott in grossartiger, packender Weise das ekle, verdriessliche, unaufhörlich anwachsende, durcheinander kriechende, hüpfende, schreiende, quakende, laute Heer, wie es gleich darauf die Heuschrecken und das Hagelwetter schildert — es ist unausstehlich, es ist eine wahre Plage,

daȥ bezeichenet ze wâre
die tumben spottâre,
die mit unnuzeme chose
gotes hulde virliesent.

An alledem lässt sich die Musik noch nicht genügen: sie betrachtet alle Laute, die gesamte Welt der Töne als ihr Fach, sie hat sich jedes Geräusch und was nur hienieden hörbar ist, einverleibt. Mit dieser universellen Nachahmung der Naturlaute überhaupt ersteigt sie die vierte und letzte Stufe (4).

Sie wird dadurch in Wahrheit zu einem allgemeinen Echo und zu einem Bilde des Weltalls, soweit sich dieses dem Ohre offenbart. Zu dem Ende müsste sie eigentlich das ganze Rüstzeug der Natur und deren gewaltige Lautapparate benutzen dürfen — sie bleibt bei ihren Instrumenten und weiss damit wie der donnernde und blitzende

Salmoneus die Götter auszustechen. Wie eine Windsbraut jagen sie dahin, knatternd fliegen die Funken im Zickzack durchs Orchester, zerschmetternd schlägt es ein. Auch das Gewitter einer Jagd, einer Schlacht, des Weltgerichts wird gemacht — in der obenerwähnten Jagdszene in den Jahreszeiten sucht der Hund die Spur des Wildes, endlich stellt ers, und der Schuss fällt — ein Paukenschlag markiert den Knall. In Rubinsteins Oratorium schlägt der Blitz in den Babylonischen Turm, und das stolze Bauwerk kracht zusammen — dieses Zusammenkrachen des alten Eiffelturmes hört man in der Musik so gut wie den Abzug der Völkerscharen, die daran gearbeitet haben und einander nicht mehr verstehn, was wir im Obigen darlegten. Man hört es, man glaubts zu hören, denn es stürzen ja keine Balken, keine wirklichen Mauersteine; auch in Händels *Josua* erliegen die Mauern Jerichos nur dem ehernen Stosse der Posaunen, der Hörner und Trompeten.

Das ist es eben, was den Musikanten so grosses Vergnügen macht: die Dinge gleichsam uneigentlich wie die Klosterglocken auf dem Klaviere nachzuahmen und auch die heterogensten Laute mit ihrem grossen, immerhin beschränkten und nur auf vollkommene Töne und Klänge eingerichteten Orchester darzustellen — Naturereignisse, Naturlaute durch sich selber darzustellen, wäre ja gar keine Kunst. In so vielen Opern und Konzerten schnurrt irgend ein Spinnrad, oft recht anachronistisch, da das Ding erst im Jahre 1530 erfunden worden ist — es macht doch einen komischen Eindruck, diese Omphale am Spinnrad von Saint-Saëns, dieses *Rouet d'Omphale*, neben welchem Herkules sitzt, um sich plötzlich mit mythologischer Derbheit zu erheben — ihn charakterisieren die Posaunen, dem Stücke selbst geben gedämpfte Geigen, Harfe und Holzbläser ein verführerisches Kolorit. Im Fliegenden Holländer erscheinen die Rädchen auf der Bühne, aber die Figur ist nur Nebensache, sozusagen nur eine äusserliche Zuthat zu dem Hurren und Schnurren, das die Streichinstrumente, namentlich die

Celli auszuführen haben, indem sie sich mechanisch im Kreise drehn und immer dasselbe wiederholen, genau so wie in Hadyns Spinnstube, in den Jahreszeiten, im Winter, die Geigen den emsigen Lauf des Spinnrads malen. Ihn malen — wir kommen am Ende auf dieselbe Malerei, wie sie die Sprache braucht, um den Naturlauten beizukommen, und wie wir sie oben (auf Seite 43) angegeben haben; denn es versteht sich ja von selbst, dass, da sich die Naturlaute in einem Buche nicht roh aufgreifen und zeigen lassen, alles, was wir als solche angeführt haben, bereits den Stempel des Ahmlauts an sich tragen musste.

Vergleichen wir nun die sprachliche mit der musikalischen Nachahmung, wie sie einem Komponisten zu Gebote steht, so erscheint der Mensch freilich etwas im Nachteil, denn er hat kein Orchester, sondern nur ein einziges Instrument. Seinen Kehlkopf, seine *Vox humana*, wie sie allerdings der Stolz einer Orgel ist, der Dom in Freiberg und die Madeleine zu Paris hat eine, aber das ist doch nur eine Pfeife in dem Instrument der Instrumente, nur ein Register in einem vollen Werke, selbst wenn man die Jungfernstimme und die Engelstimme noch hinzunimmt. In Frankreich und Italien führt auch das edle, schwermütige, verschleierte Englische Horn den Namen *Voix humaine;* das Englisch Horn ist eine tiefliegende Oboe, deren Alt- oder Tenorlage es vertritt; nun die Oboe gilt allerdings für ein Instrument ersten Ranges, eben weil sie dem getragenen menschlichen Gesange näher kommt als sonst eins und sich allen seinen Modulationen, seinen leidenschaftlichen Akzenten anbequemt — sie ist die Repräsentantin der Jungfräulichkeit, ihr Charakter Keuschheit und Naivetät, in der sogenannten Harmoniemusik führt sie wie in den Chören der früheren klassischen Zeit noch heute die Melodie — aber besitzt sie etwa jene ausserordentliche Ausdrucksfähigkeit, dass man über ihr die ganze Welt vergessen könnte? — Nein, diese besitzt sie nicht; eine Oboe bleibt nur eine schöne, scharfe, penetrante menschliche

Singstimme, die sich von der Klavierbegleitung wie von einem matten Goldgrund purpurn abhebt, die gleich einem Monde über der Erde schwebt, aber höchst einseitig, ohne Universalität.

Indessen wir würden irren, wenn wir glaubten, der Hals des Menschen sei nichts weiter als eine Art Oboe: er ist ein weit vollkommeneres Instrument. Eine Oboe hat keine Konsonanten, sondern nur Vokale; wir vermögen nicht nur durch die wechselnde Gestaltung des Ansatzrohrs und Resonanzraums, sagen wir: der Mundhöhle, die eigentlichen Töne zu modifizieren, sondern auch mit Hilfe des Gaumens, der Zunge und der Zähne tonlose Geräusche hervorzubringen, welche, mit den musikalisch bestimmbaren Tönen kombiniert, unserer Stimme eine grosse Mannigfaltigkeit und damit Ausdrucksfähigkeit gewähren und sie zur Nachahmung vorzüglich geeignet machen. Die Konsonanten sind es, wenn ich so sagen darf, was die Sprache von der Stimme unterscheidet; sie fehlen den Blasinstrumenten, den Vögeln und, wie wir gesehen haben, anfänglich uns selbst.

Ein Engländer erzählt, dass er einst im Innern der Insel Ceylon abends durch den Wald geritten und nebst seinem Pferde auf Laute aufmerksam geworden sei, die wie URMF URMF geklungen hätten, sie rührten von einem zahmen, führerlosen Elefanten her, der sich abmühte, einen Balken, den er sich über die Zähne gelegt hatte, fortzuschaffen, nicht gut damit zustande kam und daher ärgerlich war. Der Elefant *urmfte* noch mehreremale in anderer Absicht und in anderem Tone — dieses URMF möchte ich doch einen Hoboisten, einen wackeren Künstler bitten, einmal auf seinem Instrumente zu versuchen; es würde von den vier Lauten viel zu hören sein.

Das ist es, was den obengenannten Virtuosen, was einen Jean Crassé in den Stand setzt, das Publikum durch seine Imitationen zu entzücken. Er ist ganz wie ein Holzbläser, er befindet sich genau in dem Falle des Oboisten,

der in Haydns Jahreszeiten, in dem den Sommer einleitenden Rezitativ den Morgenruf des Hahnes nachahmt. Man hat eine Menge sprechender Automaten: der Mechaniker Kempelen stellte (um 1788) eine Sprachmaschine her, eine Kiste, die einen Blasebalg enthielt und eine Stimme hatte wie ein Kind — das ist nicht mehr zu bewundern als der Flötenspieler des berühmten Vaucanson und der Trompeter in dem Akustischen Kabinett von Kaufmann. Wenn der Kehlkopf ein Blasinstrument ist, warum sollten sie zu Klingenthal keine Kehlköpfe fabrizieren? — Gibt man dem Kehlkopf noch einen Mund, Bewusstsein, Nachahmungstrieb dazu, so kann sich das Android hören lassen.

5. Die zwiefache Handhabe. Lautnachahmung und Abbildung.

Sichtbare und hörbare Nachahmung, die Schauspielkunst — Listen und Vorkehrungen zur Berückung der Vögel und der Fische — Töne, die ausgestossen werden und die Einzelheiten der äusseren Erscheinung sind für die Vorstellung der Anwesenheit gleichwertig — die Natur beut den Menschen ihre Gestalten und ihre Laute, daran können wir sie fassen und in unsere Gewalt bekommen — Ahmlaute nützen soviel wie Bilder — Wichtigkeit dieser Erkenntnis.

Wo fass' ich dich, unendliche Natur?
Euch Brüste, wo?

Faust.

Im Laufe der vorstehenden Untersuchungen, die uns unvermerkt in die höchsten Regionen der Musik geführt und in ihre Geheimnisse eingeweiht haben, wird dem geneigten Leser etwas klar geworden sein: wie die nachahmenden Künste mit verschiedenen Mitteln denselben Zweck erreichen und wie die Hervorbringung von Ahmlauten, vokal, instrumental, einen Erfolg hat, den man von der Malerei, der Plastik, der Schauspielkunst gewohnt ist. Die letztere pflegt ja beide Arten der Darstellung zu kombinieren, die Menschen abzubilden und zugleich ihre Stimme

nachzumachen — ein Devrient erscheint und spricht wie Egmont, ein Garrick verwandelt sich mit bewunderungswürdiger Biegsamkeit in das erste beste Gesicht und in das Organ dazu; bei einem Ballett kommt gewissermassen nur die eine Welterscheinung, bei einer Symphonie nur die andere zu Worte. Der obenerwähnte Vogelsteller bietet uns die beste Gelegenheit zu einem merkwürdigen Vergleiche. Alle kleinen Vögel pflegen den Steinkauz blindlings zu verfolgen und zu necken: um sie also anzulocken, bläst der Vogelfänger auf seiner Vichtelpfeife, welche den Ruf der Eule nachahmt. Er betreibt aber auch den Fang mit dem Kauz, indem er die kleine Eule mit Leimruten umgibt und unterhalb versteckte Lockvögel anbringt. Nehmen wir an, er hätte keinen lebendigen, sondern nur einen ausgestopften Kauz, und dergleichen Listen werden ja massenhaft angewandt, selbst der Fuchs stellt sich ja tot und liegt regungslos da, um Krähen zu erschnappen — so sieht man deutlich, wie sich das Geflügel auf zwei Arten betrügen lässt. Einmal durch die Stimme der kleinen Eule; das anderemal durch die Gestalt der kleinen Eule.

Verweilen wir noch ein wenig bei obgedachten Listen; wie es der Mensch mit den Tieren macht, ist, weil so primitiv, für uns besonders lehrreich. Sie sollen bald angelockt, bald verscheucht werden; damit ihm das gelinge, ersinnt der Arge lauter Truggestalten. Die Angelfischer haben eine reiche Auswahl künstlicher Köder: Nachbildungen von Fliegen, Maden, Käfern, Raupen und anderen Larven, die aus Vogelfedern, Pelzhaaren, Wollfäden und Flockseide fabrikmässig hergestellt und auf einfache oder doppelte Angelhaken gebunden werden, um Lachse und Forellen damit zu täuschen; zum Teil auch reine Phantasiegebilde, die ebensogut angenommen zu werden scheinen und die naturwissenschaftlichen Kenntnisse der Tiere bereichern mögen; für Raubfische künstliche, gläserne, metallne Fischchen und die sogenannten Löffelköder. Den Fischen werden also Phantome vorgehalten, die sie reizen

und ins Verderben locken — umgekehrt den Vögeln Vogelscheuchen aufgepflanzt und die Krautpopel ins Feld gestellt, um Hasen und Rehe zu erschrecken. An manchen Orten werden diese Popanze mit sichtlicher Liebe ausstaffiert; spasshaft zu sehen, wie bisweilen die drohende Erscheinung eines Weidmanns mit Flinte und Jagdtasche bis ins Einzelne ausgeführt ist. Ob nur die Tiere, deren Fähigkeiten wir gewöhnlich wie die der Kinder unterschätzen, die plumpe Täuschung niemals merken? — Es scheint nicht, selbst der schlaue Fuchs wagt sich in kein Gehege, das mit Scheuchen umstellt ist, sie erregen wenigstens seinen Verdacht; und die Blendwerke der Angelfischer und der Vogler bewähren sich nach wie vor, sie schlagen noch heute an wie vor Jahrtausenden. Schon die alten Römer bedienten sich bei der Jagd auf Wasservögel künstlicher Vögel, zum Beispiel um Wildgänse zu fangen einer Gans aus Holz. An einer dünnen Schnur befestigt, die am Lande gehalten wurde, schwamm sie unbeweglich auf dem Wasserspiegel; kamen nun die Wildgänse, um die Fremde zu verjagen, so zog der Jäger die Holzgans sachte an sich, die Wildgänse verfolgten die Fliehende und gelangten so in den Bereich der in der Nähe des Ufers ausliegenden Fangnetze. Also wird wenigstens erzählt; in den Pyrenäen, bei Pau habe ich selbst gesehen, wie sie, wenn die Ringeltauben gezogen kamen, auf einer Anhöhe einen hölzernen Sperber in die Luft warfen: die Tauben duckten sich und gerieten in die aufgespannten Netze, die sogenannten Tirasse, ähnlich wie die Wachteln bei Sorrent und auf der Insel Capri.

Und nun erinnern wir uns noch einmal an das Blatten und den Hirschruf von vorhin: war das nicht ganz dasselbe armselige, aber glückende Manöver? War es nicht ganz dasselbe Kunststück, nur in einem andern Medium ausgeführt? — Die Natur beut den Menschen zwei grosse Handhaben, um sie zu ergreifen und anzufassen: ihre Gestalten und ihre Laute. Sichtbar und hörbar erscheint uns

die Natur, und auf die eine und die andere Weise können wir sie durch Nachahmung in unsere Gewalt bekommen. Mag die Nachahmung auch schlecht sein, sie macht doch ihren Weg, sie findet den Pfad zum Herzen — es ist ja unglaublich, wie die Augen mit ein paar Strichen, die Ohren mit ein paar Tönen zufriedenzustellen sind, wie ein Nichts dem suchenden Intellekte auf die Spur hilft, man sehe sich doch nur die flüchtigen Skizzen der armen Narren an den Häuserwänden und auf den Tischen, was sage ich, die frühesten Leistungen der Bildenden Kunst an, ihre Behelfe, ihre Andeutungen, ihre konventionellen Zeichen — die Onomatopöie ist fürwahr ebensowenig ängstlich, ihre Anfänge sind so schwach wie die der menschlichen Bildnerei, sie bittet fortwährend um Nachsicht; freilich scheint es (und das spricht wieder für den Primat des Gehörs, das bei den weisesten unter ihnen, den Eulen und den Elefanten, so hochentwickelt ist), als ob die Tiere in Sachen der Laute strengere Richter seien und es mit der Imitation genauer nehmen als mit der sichtbaren Abbildung, da sie sich mit den künstlichen Fischen und den hölzernen Gänsen und den Krautscheuchen so leicht täuschen lassen, aber kein Kuckuck kommt, wenn er nicht richtig gerufen wird (Seite 79). Aber das ist das Wichtige, dass wir einsehn, wie der Jäger in dem Verstande des Tieres, das ihm gegenübersteht, die Idee eines andern Wesens ebensogut durch Ahmlaute, wie durch Popanze und Holzbilder auszulösen vermag; unschätzbar ist die Erkenntnis, dass Töne, die ausgestossen werden, und äussere Merkmale erwiesenermassen für die Vorstellung der Anwesenheit gleichwertig sind. Der Jäger blattet, der Rehbock springt aufs Blatt, weil er das Schmalreh fiepen zu hören glaubt, auch die Ricke thut es, weil sie ihr Kalb in Gefahr glaubt; die Figur eines bewaffneten Jägers steht als Krautpopel auf dem Felde, und dasselbe Reh entläuft, weil es den Jäger zu sehen glaubt. Zu hören glaubt — zu sehen glaubt — beidemale glaubt — — die Wirkung des Angstrufes und des Schreckbildes ist

dieselbe, nur das Subjekt zufällig nicht dasselbe. Wetter! Das ist ein sehr grosses Resultat; wer es auszunützen versteht, kann die Quellen des Nils entdecken.

---

6. Der Kehlkopf ein Welteroberer.

Hie bin ich, Herr — Wert der Ahmlaute für die Sprache — mit ihnen bringt sie die Dinge wie Drahtpuppen auf die Bühne — weil der Zuhörer mit dem Laut vorlieb nimmt — er schliesst vom Laut zunächst auf eine Störung, weiterhin auf den von der Störung betroffenen Gegenstand — Genesis der Nachahmung: erst kopieren wir uns selbst, indem wir unsere eignen Reflexlaute wiederholen, demnächst äffen wir fremde Reflexlaute nach, darauf spekulierend, dass der Hörer nicht bloss an gewisse tongebende Gefühle, sondern an die Existenz des Stimminhabers selber glauben werde — denn der Ton gilt ihm für das Ding, welches den Ton hervorbringt, die Stimme ist ihm gut für den Besitzer der Stimme — das Bild des Stimminhabers kann der Einbildungskraft durch Nachahmung aufgedrängt werden — der Freiherr von Hübner in Kanton, Karl von den Steinen am Xingu — die Bildung von Begriffen: die Dinge Träger von Lauten wie von Farben und anderen Eigenschaften — Verba und Adjektiva, Adjektiva und Participia, Dingnamen — aktive und passive Lautbezeichnungen, eine dritte Kategorie.

Ein Reisender ist so gewohnt,
aus Gütigkeit fürlieb zu nehmen.
Goethe.

Der blattende Weidmann und der krähende Lutzerhanns, beide mimen und schauspielern, richtiger: hörspielern. Der eine wie der andere will dem Gehirn die Anwesenheit eines Tiers vortäuschen und das Publikum überreden, dass ein Schmalreh oder ein Kikerikihahn da sei. Die Stimme genügt, den Glauben zu erwecken, die paar Töne sind, man sollte es kaum für möglich halten, den Zuhörern gut für das ganze, eigenartige Geschöpf, das so viele Eigenschaften hat. *Bon pour mille francs.* Geht das immer so? Ist jedermann zufrieden, wenn er ein fremdes Wesen nur schreien und piepsen hört, braucht es gar nicht mehr, um seine Sehnsucht zu stillen und die Einbildungskraft zu ersättigen? — Ei, so wäre ja ein Mittel gefunden, eine ganze

Welt mit Leichtigkeit hinzuzaubern; es wäre sozusagen ein Surrogat der Welt entdeckt, das jedermann an Zahlungsstatt annähme und gebrauchte; Worte hätte man wie Geld, denn jeder Ton gölte für das Ding, welches den Ton hervorbringt, wenn wir ihn allemal nachmachen können, so haben wir die Wirklichkeit in der Tasche und fragen mit Rothschild, was sie kostet. In der That stehen wir hier vor einer Hauptlebensquelle aller Sprache.

Man erinnere sich doch nur an die Gebärdensprache, die Zeichensprache, die Sprache ohne Worte. Sie läuft, was die vornehmsten, allen Menschen geläufigen Pantomimen anbelangt, auch auf eine Art Schauspielerkunst hinaus, sagen wir: auf die bewusste Reproduktion natürlicher Äusserungen, sogenannter Reflexbewegungen. Wenn wir beim Grusse den Hut abnehmen oder einem Freunde die Hand drücken, so wiederholen wir etwas mit Absicht, was wir im Drange des Herzens unwillkürlich thun. Und die Menschen glauben an unsere Mimik, sind überzeugt, dass wir in Hochachtung ersterben, wenn wir vor ihnen unsere Existenz verkürzen, unsern Handschlag nehmen sie für einen Eid. So wiederholen wir auch unsere Reflexlaute, wenn uns daran gelegen ist, den Menschen eine gewisse Meinung beizubringen, lächeln und jammern, johlen und seufzen ihnen etwas vor, sie sollen ebenfalls daran glauben, thuen es auch am Ende. Jetzt legen wir uns darauf, fremde Reflexlaute, überhaupt fremde Töne nachzumachen — zunächst sollen die Adressaten wiederum auf die Ursachen, bei Tieren auf die Gefühle schliessen, die sich erfahrungsmässig in solchen Tönen auszusprechen pflegen, wie der Rehbock in der Blattzeit aus dem Fiepen auf die Geilheit der Ricke schliesst; da es sich aber anscheinend von selbst versteht, dass, wo es fiept, auch eine Schürze und eine Rehgeis vorhanden sein muss, der Laut das Wesen, welches den Laut hat, notwendig nach sich zieht, so können wir in unserem Kalkul auch die näheren Ursachen überspringen und entweder allein oder wenigstens zugleich mit

darauf spekulieren, dass der Hörer die Stimme unmittelbar als Verräterin des Stimminhabers nehme. So zum Beispiel bei dem Passionsgockelhahn: wie der gerade dazu kommt zu krähen, ist ja ganz gleichgiltig, wahrscheinlich hat ihn das wiederkehrende Licht und der Gedanke an den Verdruss im Dienste des Mars, als er noch Alektryon hiess, nicht schlafen lassen — die Hauptsache ist, dass er durch das Krähen überhaupt seine Anwesenheit, sein Hie bin ich, Herr! — dokumentiert. Natürlich muss immer etwas vorausgegangen sein, wenn es einen Ton gibt, bei den Lebendigen wie bei den Toten; aber vor allen Dingen muss da sein, was also tönen kann; die Veranlassung mag sich jeder abklavieren und hinzudenken, so er Lust hat, wenn die Lautnachahmung nur erreicht, dass bei diesem Klange das Bild des Gegenstandes plötzlich vor seiner Seele aufsteigt.

Wenn wir nur durch unsere Künste jedes stimmbegabte Wesen der Einbildungskraft des Hörers beliebig aufzudrängen vermögen. Hübsch ist folgende, teilweise schon bekannte Anekdote. Auf seinem Spaziergang um die Welt kam der Freiherr von Hübner in die schwimmende Schifferstadt von Kanton. Hier wurde ihm von einem Chinesen etwas vorgesetzt, eine Art Huhn mit Reis, aber nicht Fisch noch Fleisch. Er nahm ein Stück, hielt es mit zwei Stäbchen von Bambus in die Höhe und machte wie die wunderseltsame Henne des Abraham a Sancta Clara fragend: *Gack Gack Gack Gack a Ga?* — Der Chinese deutete auf eine Berlocke, die Herr von Hübner an seiner Uhrkette hängen hatte und die den bekannten indischen auf einer Ratte reitenden Gott Ganesa darstellte. Hierauf kam ein anderes Gericht, eine Art Hasenpfeffer; der Freiherr nahm wieder ein Stückchen Fleisch, sah den Wirt an und quackte als alter Jäger wie ein Hase. — Jetzt antwortete der Chinese, der an dieser Unterhaltung Geschmack zu finden schien: *Mau Mau!* — Es kam ein dritter Teller, Herrn von Hübner deuchte es ein Hammelragout zu sein, er fischte

das Fleisch heraus und schrie: *Mä Mä?* — Aber der unbarmherzige weizengelbe Mann antwortete: *Hau Hau!* —

Derartige Gespräche werden auf Reisen unzähligemal geführt; Herr Karl von den Steinen sah sich in Brasilien veranlasst, den urweltlichen Indianern im östlichen Quellgebiet des Xingu mit Hilfe solcher Ahmlaute die ersten Begriffe von den europäischen Haustieren beizubringen. Er trug, was damals (1884) noch Mode war, ein unpraktisches Jägerhemd, welches das Staunen des ganzen Stammes hervorrief — sie wollten wissen, aus was für einer Pflanze das gemacht werde, aber der ausgezeichnete Forscher bedeutete sie, dass es keine schädliche Faser enthalte, dass des Menschen Wolle sein Himmelreich und ein *Mä-Mä* das Wolltier sei — welches *Mä* sofort im Chorus, von Männern und Frauen nachgeblökt ward. Der Reisende stellte deshalb seinen Freunden, die jede zu ihnen dringende Tierstimme auf das geschickteste nachzuahmen pflegten, nach derselben Methode auch noch andere nützliche Geschöpfe, zum Beispiel bellend und miauend unsere Hunde und Katzen vor, was ihnen viel Vergnügen bereitete. Ja, wird es nicht noch alle Tage und allerorten mit den Kindern so gemacht, diesem kleinen einfältigen Naturvolk, das die Welt gleichfalls erst kennen lernen soll? — Bei den Kindern dieselbe Empfänglichkeit für die Vorgänge der Aussenwelt, dasselbe Talent, überall die charakteristischen Laute aufzufassen, dieselbe Freude an dem Bäschaf, das immer ein Bäschaf bleibt, und sollte es auch das allerstummste Tannenschäfchen, ein roher Tannenzapfen mit hineingesteckten Holzfüssen sein, nach Art des Agnus Scythicus.

Aus solchen Unterhaltungen ist die Sprache hervorgegangen, die von Mutter Natur in den Lauten gleichsam einen Finger bekommen hat und nun dreist die Hand nimmt; die wenigstens zum guten Teile im Auffangen, Verarbeiten, Artikulieren, Vorlegen der herumsummenden Töne und Geräusche aufgeht. Wir bezeichneten die Stimme

als eine Handhabe, bei der wir die Dinge wie Geschirre angreifen und fassen können — wir würden vielleicht noch treffender sagen: die Stimme ist die Schnur, woran wir die Dinge halten, der Draht, mit welchem wir die Dinge regieren und wie Gliederpuppen vor der Phantasie des Zuhörers hin- und herspazieren lassen; mit der Stimme hat der Kehlkopf gleichsam die ganze Welt erobert und gefangen, sie gehorcht ihm wie eine Marionette, will sagen wie ein Mariechen, der brüllende Löwe und der Donnergott folgt ihm an einem seidnen Faden auf die Bühne wie Kasperle. Unglücklicher, mache dich nur frei von deiner einseitigen Weltbetrachtung! Sieh doch nur ein, dass deine Wirklichkeit, dein grosses Universum nichts ist als ein Traum, ein Gespinst und ein verwirrter Knäuel von Vorstellungen! — Zweierlei Garne sind der Hauptsache nach aufgewickelt: Gesichte und Gehöre, beide gleich wichtig für die Bildung der menschlichen Begriffe, beide für sich schon genug zu einer Welt, nur in der Wirklichkeit gewöhnlich zu einem Mischmasch verbunden — ein stummes Spiel, ein Ballett, eine Pantomime kannst du fassen, warum nicht eine blinde, unsichtbare Musik? —

Die Dinge sind für uns Gründe, auf denen die Eigenschaften wachsen: was leuchtet, nennen wir *Tag*, *Ziu* und *Zeus*, was dunkelt, *Erebus* — die Erde ist im Latein und schon in der Genesis (I, 9): die *Trockene* (*Terra* = *Tersa*, *ἡ Ξηρά*); das Silber ist in unzähligen Sprachen und schon im Ägyptischen (*Had*): das *Weisse;* der Safran ist im Arabischen: das *Gelbe;* Zuckersachen nennt der Italiener *Dolci;* *Aloe* klingt dem Kenner wie: *Hopfenbitter;* das Bier, die Abenddämmerung, der Bär, das Mädchen und speziell das Mädchen im Mädchen ist uns: das *Braune;* ein Linsengericht heisst in der Genesis (XXV, 30): das *rote Gericht*, Esau infolgedessen selbst: der *Rote* und sein Land, wie Westfalen: die *rote Erde* (*Edom*, rot). Die interessantesten, kulturgeschichtlich bedeutsamsten Ausführungen liessen sich an diese paar Eigenschaftswörter, zum Beispiel an das weisse

Silber knüpfen, dessen Begriff, wie gesagt, in unzähligen Sprachen, indogermanischen und unverwandten, aus der weissen Farbe gewonnen worden, das anderseits aber auch wieder für die weisse Farbe typisch gewesen ist; so haben die Griechen, die im Altertum *Ἄργυρος*, Silber, unverkennbar aus *ἀργός*, weiss, entwickelten, in der Neuzeit die Weisse vom Asper oder Weisspfennig, einer bekannten silbernen Scheidemünze des Mittelalters, entlehnt und für weiss das Adjektivum *ἄσπρος* angenommen; der Asper aber, neugriechisch *τὸ Ἄσπρον*, war eigentlich eine *rauhe Münze*, lateinisch *Numus asper*, das heisst eine frischgeprägte, durch den Gebrauch noch nicht unter das Normalgewicht gesunkene, abgeriebene und abgenutzte Münze, wie wir sagen: ein blanker Thaler; da im Oströmischen Reiche die Bezahlung von Staatsschulden in den schweren Kurantmünzen, den *Aspern* vorgeschrieben war, bürgerte sich das lateinische Wort in diesem Sinne ein. Diese Erklärung des griechischen Farbenamens macht alle andern Deutungen überflüssig. Eine schlagende Analogie bietet das französische *blafard*, trübweiss, bleich, welches von dem Münznamen *Blaffert*, mittellateinisch *Blaffardus* kommt, letzterer wieder aus *bleifarben* hervorgegangen und dem niederländischen Löwenthaler zu vergleichen, der in Ägypten: *Griscio*, grau, genannt wird (gewöhnlich *Abu Kelb*, Hundevater, indem der Löwe mit einem Hunde verwechselt wird, was den Menschen oft passiert ist, zum Beispiel den Markomannen, welche die Schlachtenlöwen der Römer für junge Hunde hielten, vergleiche *Rätsel der Sprache*, Seite 138). Wie das Silber, mag wohl auch das Korn (*der Weizen*), das Mehl *(τὸ Ἄλφιτον)*, das *Eiweiss*, das *Edelweiss*, der Schnee, der Wein, die Milch kurzweg als *weiss* bezeichnet werden. Nun, die Töne sind wie Farben, wie der Himmel leuchtet, so donnert er auch, wenn der Safran gilbt, so tönt das Erz und klingt die Schelle — warum sollten wir nicht laute, klingende, hallende, helle Körper haben so gut wie weisse und bunte? — Sie erscheinen uns wie die Götter in ver-

schiedener Gestalt und kehren bald diese, bald jene Seite ihres Wesens hervor.

Die Dinge sind in unsern Augen Gründe von Eigenschaften; sie sind unbekannte Ursachen von Wirkungen, die in unsere Sinne fallen, anonymen Briefschreibern zu vergleichen. Von den Dingen selber wissen wir nichts, wir lesen nur ihre Briefe. Es ist für die Auffassung der Materie ganz gleich, ob wir ihr Eigenschaften oder Kräfte leihen, ob wir annehmen, dass sie so und so sei, oder dass sie sich in einer bestimmten Weise äussere — Eigenschaften und Zustände, Eigenschaftswörter und Zeitwörter fliessen in eins zusammen, alle Eigenschaften kann man als den Ausfluss von Zuständen oder Thätigkeiten und umgekehrt alle Thätigkeiten als eine Eigenschaft betrachten, die zeitweilig hervortritt. Es scheint, dass Farben im allgemeinen lieber als bleibende Eigenschaften, Laute im allgemeinen lieber als vorübergehende Auslassungen angesehen werden. Wir sprechen von dem *blauen Himmel*, dem *gelben Bernstein*, der *grünen Wiese*, aber von dem *rauschenden Wasserfall*, dem *prasselnden Feuer*, der *tobenden Windsbraut*. Dass der Himmel *blaue*, der Bernstein *gilbe*, ja, dass die Wiese *grüne*, geht uns nicht so leicht ein, wie dass es *donnere*, der Wind *heule*, das Kind *schreie;* ja, bei *Rot*, *Weiss*, *Schwarz*, *Farbe* selbst sind solche intransitive Verba überhaupt nicht gebildet worden. In den Farben liegt gleichsam etwas Totes, in den Lauten etwas Lebendiges. Wie wenig Unterschied die Sprache zwischen den beiden Erscheinungen gleichwohl macht, geht eben daraus hervor, dass sie die lautbezeichnenden Verba auf Eigenschaften bringt, indem sie Partizipia daraus entwickelt — Partizipia sind ja nur Adjektiva, ein *tönendes Erz*, eine *klingende Schelle* steht einem *harten Eisen*, einer *silbernen Glocke*, was die Form anlangt, völlig gleich. Auch die passiven Partizipialbildungen sind nur Adjektiva, *geschickt*, *gewiss*, *gewandt:* offenkundige, das allgemeine Abzeichen des Participium Praeteriti, das *ge*— enthaltende Ableitungen von *schicken*, *wissen* und *wenden*, von einem

lateinischen *habilis* und *certus* gar nicht zu unterscheiden; überall ist der Sprachschatz durch Adjektiva und Substantiva bereichert worden, die sich bei näherer Betrachtung als alte Partizipien entpuppen, wie oben (Seite 74) *Freund, Feind* und *Heiland*. Unser *eigen*, das englische *own* ist eigentlich soviel wie: innegehabt, besessen, woraus erst der Sinn des Besonderen, Ausschliesslichen hervorgeht; wer denkt denn noch daran, dass das deutsche *alt* und das lateinische *altus* ein altes und noch dazu ein und dasselbe Partizipium vorstellen (gotisch *alan*, aufwachsen, lateinisch *alere*, auffüttern; also eigentlich: erwachsen, gross). *Alumnus*, Zögling, ist ein Partizipium Medii von demselben Stamme. Die klassischen Adjektiva: *magnus, plenus, σεμνός, ἁγνός* sind *nŏ*-Partizipia, wie solche auch den Hauptwörtern: *Do-num*, *Reg-num* zugrunde liegen; *tŏ*-Partizipia im Deutschen beispielsweise noch *kund, kalt, tot* und *laut*, substantivierte: *Gold* und *Gott*.

Wir ahnen noch gar nicht, was wir mit der harmlosen Imitation alles in unsere Gewalt bekommen haben. Aus den Ahmlauten entspriessen Verba, die in ihrer reichen Ausgestaltung als reine und zielende Lautbezeichnungen, dann wieder als Activa und Passiva ein Doppelleben führen, aus den Verben Adjektiva, das heisst Wörter, die den Laut als eine Eigenschaft auffassen; und auf diesem Wege treiben wir endlich direkt oder indirekt Dingnamen heraus, angenommene Träger der Eigenschaften, die wir kennen, Schattenbilder der Realität, nach der wir schreien wie der Hirsch nach Wasser, die Musikanten, die aufspielen, und ihre Instrumente, die doch die Musik eigentlich machen. Die Urverhältnisse des Zeitworts wiederholen sich im Hauptwort, es gibt hier ebenfalls ein Thun und Leiden, Selbstspiele, Schläger und Schlagwerke. Ein Vogel, der singt, ein Mensch, der spricht, ist für den kindischen Verstand ein Automat: Ursache und Wirkung sind hier nicht deutlich geschieden, die erstere bleibt dem Beobachter zunächst verborgen. Nicht so in der übrigen Welt, wo zum Hammer ein Amboss, zur Harfe ein Harfenspieler als

Gegensatz und notwendige Ergänzung hinzugehört, wie zum Aktivum das Passivum; wo wir nach diesem Schema zwei grosse Kategorien, Hammernamen und Ambossnamen, unterscheiden. Es gibt noch eine dritte Kategorie, diejenigen Dinge umfassend, über die ein gewisser Laut wie ein Segen gesprochen wird. Wir werden zu thun haben, die Scheuern zu füllen, die uns geöffnet sind; wir werden so ziemlich alle drei Naturreiche und noch etwas dazu einfahren. Der Kehlkopf ist ein Welteroberer.

7. Selbstahmlaute.

Selbstahmlaute nennen wir tierische Laute, welche von dem Imitator nachgemacht werden, um die Aufmerksamkeit auf sich selbst zu lenken — sonderbare, scheinbar widersinnige, aber nicht ungewöhnliche Praxis, es scheint, die Menschen haben gar keine eigne Stimme — die Indianer nehmen die Sprache der Nachtschwalben an, die nordischen Helden verstehen die Wolfssprache — Sigmund und Sinfiötle, ein Kapitel aus der Völsunga-Saga — wodurch sich diese Praxis empfiehlt: der fremde Laut ist einmal eingeübt, erwartet, dazu charakteristisch und dem Ohr vertraut, daher dem Eingeweihten wohl verständlich, derselbe entnimmt sich aus ihm, den Umständen nach, alles, was er braucht, wie die Arznei aus dem Vehikel — der Wolfsschrei Sigmunds und das Gebrumme des Bären Peter Leu.

Die Wawonaissa hört' er,
Hörte Whippoorwillens Klagen.
Freiligrath, Sang des Hiawatha.

Von uns selbst sind wir im Vorigen bei der Genesis der Ahmlaute ausgegangen, indem wir es für das Natürlichste hielten, dass der Mensch seine eignen Reflexlaute wiederhole und nachmache, wenn er etwa andern ein Zeichen geben wolle. Wir kalkulierten so — mit unserer Stimme, durch Husten, Räuspern, Niesen melden wir uns wie Don Quijote im Finstern oder draussen auf der Treppe, wenn die Thüre zu ist. Die Schweizer und Tiroler jodeln, die Kanarier pfeifen, gewöhnliche Menschenkinder schreien, rufen, singen einander zu. Wir gleichen allzumal dem

Trompeter von Säckingen, der seiner Liebsten eine Serenade bringt, um sich ihr in die Erinnerung zurückzurufen, aber die Trompete ist unser eigner Kehlkopf. Dieser Kalkul scheint verfehlt.

Es scheint, dass die Menschen selbst gar keine Stimme haben und dass sie noch eher fremde Laute nachahmen als ihre eignen.

Wenn sie sich gegenseitig Signale geben wollen, so ahmen sie bestimmte Tierstimmen nach, entweder weil diese charakteristischer sind als die menschlichen, oder weil eine nachgemachte Stimme dem Eingeweihten mehr sagt als eine natürliche, oder auch weil sie für einen Dritten weniger besagt. Die Praxis ist eine sonderbare, aber nichts weniger als ungewöhnlich.

Aus dem Lederstrumpf ist bekannt, wie sich die Indianer durch Nachahmung von Vogelstimmen untereinander verständigen, zum Beispiel in dieser Absicht die Klagetöne der amerikanischen Nachtschwalben, den in Amerika allbekannten Klagenachtschatten, das *Whippowil* oder das *Whippoorwill* hinausschrein. Damit würden sie sich strenggenommen gar nicht mehr als Indianer, sondern als Vögel verständigen, sie hätten gewissermassen die Sprache der Nachtschwalben angenommen — so wird die Sache in unsern eignen alten Erzählungen ausdrücklich dargestellt.

Wir brauchen keinen Buffalo Bill, um Naturmenschen anzutreffen, die nicht als Menschen, sondern als Tiere miteinander reden. Von den berühmten Wälsungen, Siegfrieds Ahnen und Brüdern, wüssten wir wenig, wenn uns nicht eine Prosabearbeitung der Wälsungenlieder der Edda nach einer besseren und vollständigeren Handschrift erhalten wäre: die altnordische Völsunga-Saga. Die zwölf ersten Kapitel gewähren uns in die Urzustände unseres Geschlechts, die rohe, ungebändigte, wölfische Kraft und Wildheit alter Zeiten einen merkwürdigen Einblick. Da sehen wir Sigmund und Sinfiötle, Vater und Sohn, ein furchtbares Heldenpaar: Sigmund, der Liebling Odins und

der älteste Sohn Wälses, ist der Zwillingsbruder der wunderschönen Signy; mit ihr, die von dem ungeliebten Manne keine wackeren Söhne hat und doch auf Blutrache und die Erhaltung ihres gewaltigen Geschlechts bedacht ist, hat er nach dem Rate der Götter Sinfiötle, einen echten Wälsung, einen reinen Abkömmling erzeugt. Das ist die grosse Szene, mit der Richard Wagners Nibelungenring beginnt, der Dichter hat für Signy: Sieglinde, für Sinfiötle: Siegfried eingeschoben. Als nun Sigmund mit Sinfiötle durch die Wälder schweifte, kamen sie an ein Blockhaus; darin schliefen zween Prinzen, über denen zwei Wolfsfelle hingen. Es waren Werwölfe, die ihre menschliche Gestalt vorderhand wiederangenommen hatten. Sigmund und Sinfiötle nahmen die Felle und schlüpften hinein — alsbald verwandelten sie sich in Wölfe, heulten wie Wölfe und verstanden die Wolfssprache.

Wenn sie sich trennten, so verabredeten sie folgendes. Sie wollten es jeder mit nicht mehr als sieben Männern auf einmal aufnehmen; wer aber in Not käme, sollte einen Wolfsschrei ausstossen. In der That leben ja die Wölfe gemeinschaftlich und rufen die Mitwölfe, die vortrefflich hören, im Notfalle durch Geheul herbei. Es dauerte auch nicht lange, so that Sigmund einen Wolfsschrei, weil er auf neun Männer gestossen war. Sinfiötle stiess kurz nachher auf elf, schrie aber nicht, sondern tötete sie allein, legte sich unter eine Eiche und schlief mitten unter den Erschlagenen.

Plötzlich wachte er auf, denn er hörte seinen Namen in der Wolfssprache rufen. Sigmund stand vor Sinfiötle und machte ihm Vorwürfe, dass er ihn nicht zu Hilfe gerufen hätte; der aber lachte den Alten aus. Das ärgerte Sigmund; er sprang nach dem Knaben und biss ihn in die Gurgel. So derb biss er zu, dass Sinfiötle wie tot hinstürzte. Der Wälsung, der (sehr im Gegensatz zu Siegfried) nicht die volle Kraft seines Vaters hat, wäre verloren gewesen, wenn nicht Allvater Hilfe gesendet hätte. Wie

Sigmund betrübt und seinen Zorn bereuend dasass, erblickte er zwei Wiesel, die sich blutig bissen — auf einmal lief das eine in den Wald und kam mit einem Blatte wieder, legte dem verwundeten Brüderchen das Blatt auf und stillte damit das Blut. So ein Blatt liess eben ein Rabe vor Sigmund niederfallen. Der legte es Sinfiötle auf die Bisswunde und der Schade war geheilt.

Es steht zu vermuten, dass wir in diesen Werwölfen die Wilden Männer der Urzeit, die sogenannten Waldschratel, und in den Wolfsschreien uralte Ahmlaute zu erkennen haben, wie sie den Indianern noch heute geläufig sind, Ahmlaute, bestimmt, die Aufmerksamkeit des Hörers auf den Nachahmer selbst zu lenken, fremde, tierische, den Tieren abgelernte und doch menschlich, persönlich klingen sollende Laute, wie wir es in der Überschrift ausdrücken: Selbstahmlaute. Wir fragen noch einmal: welche Gründe können die Menschen haben, dass sie so seltsam verfahren und bei der Natur borgen, wo sie doch selbst Geld haben? Laufen sie denn nicht Gefahr, ihren Zweck ganz zu verfehlen, denn wenn ich einen Wolf schreien, eine Nachtschwalbe klagen höre, wer sagt mir denn, dass das Sinfiötle und Langeflinte ist — dass es nicht in der That ein Wolf und in der That ein Whippoorwill ist? — Ich sollte doch meinen: eine Tierstimme mache man nur nach, um das Tier aufs Tapet zu bringen, wer aber Hilfe brauchte, müsste sich selber melden — hier soll es gerade umgedreht sein, der Wolf gehört, aber der Mensch gerettet werden! —

Peter Leu, der dem Messner in Westain die Birnen wegisst, hat diesem weisgemacht: die Bären holten sie — der Sohn des Messners will die Birnen hüten und stellt sich des Nachts mit einem Schweinespiess unter den Birnbaum — wie der lustige Pfarrer ihn gewahr wird, kehrt er das Rauche heraus, kriecht auf allen Vieren wie ein Tier auf den Wächter zu und brummt in seinem Pelze wie ein Brummbär — — — ha, darin ist doch Verstand! Peter Leu spricht wie ein Bär, der Dummkopf hält ihn für einen

Bären; aber unser Held Sigmund schreit wie ein Wolf, und Sinfiötle hält ihn für seinen Vater — warum verstellt denn der närrische Kauz seine Stimme und spricht wölfisch anstatt altnordisch, wenn er doch für keinen Wolf gehalten sein will, sondern für Sigmund, den Liebling Odins, den Besitzer des Siegschwertes, den trefflichsten und schönsten unter den Wälsungen? —

Ach was, es ist das ungefähr so, wie die Herrschaft französisch spricht, damit das Gesinde nichts verstehe; der fremde Laut wird nur gewählt, weil er einmal eingeübt, gewohnt und bezeichnend ist, er dient nur als Vehikel für die wirksame Arznei, und Sinfiötle spannt auf die Ankunft des Vehikels. Man muss sich eben klar machen, dass bei jedem Gespräche nicht bloss was gesagt wird, sondern auch wer es sagt, auf uns wirkt; wie vielmehr unter Verhältnissen, wo der Inhalt der Rede einfach ist wie eine Leibnizsche Monade und alles darauf ankommt, ob es Feind oder gut Freund ist. Es gibt ja tausend konventionelle Zeichen, denen jedweder vernünftige Inhalt abgeht, und die dennoch den Erfolg haben, den man von ihnen erwartet: dass das Publikum die Situation durchschaut. Was wird in den kleinen thüringischen Städtchen, in Mühlhausen und Frankenhausen nicht alles ausgeklingelt! — Durch Ausklingeln wird angezeigt, dass frischer Seehecht angekommen ist. Durch Ausklingeln wird bekannt gegeben, dass ein vollgepackter Möbelwagen gestohlen worden ist. Durch öffentliches Ausklingeln lässt die Polizei vor dem ferneren Genusse des Fleisches warnen. Gar kein Ausrufer nötig, die Bevölkerung weiss schon: es ist das kranke Rind. So hätten Sigmund und Sinfiötle verschiedenes ausmachen können, was zweckdienlich gewesen wäre: sie hätten in die Hände klatschen können wie die Araber — sie hätten die Finger in den Mund stecken und pfeifen können wie auf der Insel Gomera — sie hätten dreimal auf den Boden stampfen, Steine werfen, drei Pfeile schiessen können wie Jonathan bei dem Stein Asel (1. Samuelis XX, 19 ff.). Statt dessen

thun die alten Affen einen Wolfsschrei und die Indianer rufen *Whippoorwill.* Es ist freilich wahr, dass der Ahmlaut allenfalls verkannt und mit einem zufälligen Original verwechselt werden könnte, aber der Fall unwahrscheinlich; dagegen wird der Unbekannte, der von der Abmachung nichts weiss, höchstwahrscheinlich getäuscht. Dass die Sprache dem Menschen gegeben sei, um seine Gedanken zu verbergen, tritt bereits in ihren Anfängen hervor.



IV. Erweiterte Imitation: Klangbilder. Tonmalerei.

Welche Sprache darf sich mit der deutschen messen? Welche andere ist so reich und mächtig, so mutig und anmutig, so schön und mild wie unsere? Sie hat tausend Farben und hundert Schatten. Sie hat ein Wort für das kleinste Bedürfnis der Minute und ein Wort für das bodenlose Gefühl, das keine Ewigkeit ausschöpft. Sie ist stark in der Not, geschmeidig in Gefahren, schrecklich, wenn sie zürnt, weich in ihrem Mitleide und beweglich zu jedem Unternehmen. Sie ist die treue Dolmetscherin in allen Sprachen, die Himmel und Erde, Luft und Wasser sprechen. Was der rollende Donner grollt, was die kosende Liebe tändelt, was der lärmende Tag schwatzt und die schweigende Nacht brütet; was das Morgenrot grün und gold und silbern malt und was der ernste Herrscher auf dem Throne des Gedankens sinnt; was das Mädchen plaudert, die stille Quelle murmelt und die geifernde Schlange pfeift; wenn der muntre Knabe hüpft und jauchzt und der alte Philosoph sein schweres Ich setzt und spricht: Ich bin Ich — alles, alles übersetzt und erklärt sie uns verständlich, und jedes anvertraute Wort überbringt sie uns reicher und geschmückter, als es ihr überliefert worden.

Ludwig Börne.

1. Stille Musik.

Die Musik, die von profanen Ohren gar nicht vernommen, die in die Dinge hineingehört wird, in den Dingen schläft — was man unter Tonmalerei zu verstehen hat — das Programm und die Programmmusik — Farben und Töne spielen ineinander, wovon man ausgeht, bleibt sich gleich — woher haben wir die Vorstellungen der Höhe und der Tiefe, der Länge und der Kürze, der Langsamkeit und der Geschwindigkeit, des Geheimnisvollen — in den Tönen liegt eigentlich nichts Hohes und nichts Tiefes — hell ist ursprünglich nicht das Licht, sondern die Stimme, welche hallt.

Stille Musik ist eine Art von Unwitz, wie beredtes Schweigen: das Volk sagt von einem, der das Maul hält, er mache stille Musik. Wir brauchen den Ausdruck hier

im Ernste von der leisen Harmonie, die das Universum zu durchdringen scheint, die von profanen Ohren nicht, aber von der Sprache vernommen wird und ihr eben Gelegenheit gibt, die ganze Welt, auch die bisher verschlossenen Gebiete zu überspannen. Dass der Teufel, wenn man ihm den Finger biete, gleich die Hand haben wolle; dass man einem Gegenstande nur die Spitze des Fingers abzugewinnen brauche, um ihn zu vergewaltigen, erfuhren wir schon oben, da wir die Dinge, die Stimme haben, auf Geheiss des ersten besten Imitators wie Drahtpuppen aufmarschieren sahen. Sowie sich der Naturmensch dieser Allmacht bewusst geworden war, musste er daran denken, sie auf immer weitere Kreise auszudehnen und mit seiner Lautnachahmung auch diejenigen Wesen unterzukriegen, die nicht sprachen oder wenigstens nicht so laut und deutlich sprachen. Sie sprachen nämlich alle, der Andächtige, der Fromme, der Liebende hörte sie —

auch nicht der kleinste Kreis, den du da siehst,
der nicht im Schwunge wie ein Engel singt,
zum Chor der hellgeaugten Cherubim.
So voller Harmonie sind ewge Geister,
nur wir, weil dies hinfällge Kleid von Staub
ihn grob umhüllt, wir können sie nicht hören.

Lorenzo zu Jessika (Kaufmann von Venedig V, 1).

Auf die Ahmlaute folgen die Klangbilder und die Tongemälde. Was heisst Tonmalerei? — Wer seine fünf Sinne beisammen hat, kann darunter nichts weiter verstehn, als die musikalische Nachbildung unmusikalischer Vorwürfe, sozusagen die Verwandlung dieser Welt des Scheins in eine Welt von Tönen. Man wolle dieses neue Nachahmungsprinzip mit dem vorigen nicht verwechseln und einsehn, dass wir hier in der That einen grossen Schritt vorwärts thun. Indem der Kehlkopf die Naturlaute imitierte und die halbe Welt eroberte, zog er allerdings bereits die Sichtbarkeit in sein Bereich hinüber, denn der Ahmlaut riss gewissermassen den Inhaber des Lautes nach sich und pflanzte

ihn vor der Einbildungskraft des Hörers sichtbar auf. Immerhin ergriff doch der Kehlkopf nur die natürliche Handhabe, die ihm die Welt geboten hatte, was ihm selber ähnlich war; er hielt sich an wirkliche Laute und verwertete sie, wie er konnte, das war sein gutes Recht. Jetzt masst er sich das Recht mehr an, als dass ers hätte, die andere Handhabe ist eigentlich nicht für ihn da, sondern für die arme talentvolle Hand, den Zeichner oder Maler, aber der Schreier drängt sich vor und fasst sie auch, um es dann wieder zu machen wie vorhin. Er treibt Tonmalerei.

Zwar wird schon die treue, kunstmässige Wiedergabe der Naturlaute selbst, wenn sie mit Hilfe von Instrumenten bewerkstelligt wird, Tonmalerei genannt. Wenn Marschner im Hans Heiling das Heulen des Sturmwinds nachahmt, Liszt in einer symphonischen Dichtung schildert: *ce qu'on entend sur la montagne,* Haydn den Hahn krähen, das Heimchen zirpen und die Frösche quaken lässt, so gilt das für Malerei. Wenn man in ein Konzert geht, so erhält man ein Programm, einen Zettel, auf dem gedruckt steht, was aufgeführt werden soll. Zum Beispiel (A. D. 1783): *das vergnügte Hirtenleben, von einem Donnerwetter unterbrochen, welches aber wegzieht, und sodann die naive und laute Freude deshalb, vorgetragen auf der Orgel von Abt Vogler.* Ein Donnerwetter gehörte bis in unser Jahrhundert hinein zu den beliebtesten Nummern in den Programmen der Organisten auf ihren Kunstreisen. Daher pflegt man in neuerer Zeit überhaupt Musik, wo ein bestimmtes Programm vorliegt und ausgeführt, die Phantasie an gegebene Objekte gebunden wird, im Gegensatz zu der absoluten, unbetitelten Musik: Programmmusik zu nennen — Beethovens Pastorale, in der bekanntlich ebenfalls ein Donnerwetter mit Sturm und Regen losbricht (bezüglich ihres letzten Satzes sogar die neunte Symphonie, eine sogenannte Symphoniekantate), gehört der Programmmusik an, die damals (1808) in Österreich und Süddeutschland blühte, sich bald an ein Naturereignis, bald an einen Schiffbruch, bald an eine Schlacht,

bald an die Belagerung Wiens, bald (in der Missa solemnis) an Krieg und Frieden wagte und neuerdings auch von Berlioz und Liszt als das einzig Wahre anerkannt worden ist — die es besser wissen, verfehlen natürlich nicht, anstatt hier freudig den Keim eines gesunden Musikverständnisses durchzufühlen, dergleichen als ketzerisch, als materiell, als realistisch zu verschreien, bei ihren verschwommenen Phrasen und Empfindungen zu bleiben und sich dafür zu begeistern: dass die Musik nur die unklaren Gefühle, nur die süssen Seelenbilder, nur die liebliche Stimmung und was weiss ich alles Schönes und Poetisches wiedergeben könne und solle. Wie Lorenzo in der obenberegten Szene des *Kaufmanns von Venedig* haben sie Musik in sich selbst. Insofern sind sie ja recht, als der Ausdruck Tonmalerei für Donnerschläge, Naturstimmen und Volksgesänge nicht eigentlich angebracht und, um mich so auszudrücken, schief gewickelt ist, indem derselbe nur auf eine über ihr nächstes Feld übergreifende, unmusikalische Vorgänge darstellende Musik und auf eine Kunst passt, wo die gemeine Deutlichkeit der Dinge anstatt mit Farben: mit Tönen abgemalt wird. Ihre Befähigung dazu ist eins der Geheimnisse, die den Philosophen im Konzertsaal beschäftigen, aber bei einiger Bekanntschaft mit der Unklarheit unseres Weltbildes im allgemeinen einzusehn; dieses Bild ist fast unterschiedslos aus Farben und Tönen zusammengesetzt, Farben und Töne spielen fortwährend ineinander. Schon in der Tonleiter, der auf- und absteigenden Tonfolge liegt ja etwas der Sichtbarkeit Verwandtes, die Tonleiter ist wie die Himmelsleiter, die Jakob auf seiner Reise sah, die Engel Gottes stiegen daran auf und nieder, und der Herr stand oben darauf; wenn Jakob Froberger die *Himmelsleiter* auf der Orgel spielte, so brauchte er nur einen Läufer. Denn die höchste Oktave reicht bis an des Äthers bleichste Sterne, die tiefste scheinbar bis in den Grund der Hölle, daher auch die hellen Sopranstimmen den Engeln, die dumpfen Bässe den Verrätern gegeben werden — wäre es nicht

sonderbar, gleichsam verkehrt, wenn in der Hohen Messe, im Credo die Worte: *descendit de coelis* von unten nach oben und hernach die Worte: *et ascendit in coelum* von oben nach unten gesungen würden? — Das *Amen*, sagt ein Kritiker von der Missa solemnis, klang jauchzend hinaus und schwang sich wie mit starkem Adlerfittich in die Höhe; hinreissend sind die Momente, Kretzschmar vom Finale der Neunten, in denen sich Beethoven dem Sternenzelt und dem himmlischen Vater nähert, der darüber wohnt. Und doch liegt eigentlich in den Tönen nichts Hohes und nichts Tiefes, nur wir haben beim Singen das Gefühl, als ob die tiefen auch tiefer unten gebildet würden, die Soli, die in der Missa solemnis, im Kyrie, den Namen des Herrn dreimal anrufen, glauben sich demütig zu verbeugen, indem sie sich einmal über das andere von *Ky-* auf *-rie* hinunterlassen, aber der Unterschied liegt nur in der Spannung der Stimmbänder. An den Stellen, wo sich die Schwingungen verdoppeln, wiederholen sich nämlich die Töne in verjüngtem Massstabe und erzeugen die Oktaven, und wir haben das als Höhenverhältnisse und die Intervalle als Stufen oder Sprossen einer Leiter aufgefasst. Man kann damit vergleichen, wie das Piano, die Schwäche des Klanges von den Komponisten gebraucht wird, um das Wunderbare und Geheimnisvolle anzudeuten; *et invisibilium* wird in der Missa solemnis im Credo so leise gesprochen, so gedämpft, als ob das Unsichtbare auch nicht zu hören sein müsse, nicht laut gesagt werden dürfe. Welch ein merkwürdiges Verfliessen, welche Analogie der beiden Sinne, von denen aber der Gehörsinn immer sozusagen den Schlüssel des Verständnisses abzugeben scheint; auf ihn werden alle Brüche wie auf einen Hauptnenner gebracht, wenn er nicht schon durchklingt. Heller ward mein innres Leben, schöner da ich ihn erkannt... ja, was bedeutet denn ein helles inneres und äusseres Leben, ein heller Kopf, ein heller Sachse, ein helles Kleid? — Wir denken nicht daran, dass alle Helligkeit mit *hallen* zusammenhängt und erst vom Gehör auf das

Gesicht übertragen worden ist; *hell* war in althochdeutscher Zeit durchaus nur die Stimme und der Ton, und auch im Mittelhochdeutschen überwog diese Bedeutung noch, erst seit dem XVI. Jahrhundert nennt man die Sonne und die Sterne und die Lampe, solche Dinge sogar jetzt vorzugsweise *hell*. Genau so galt *grell* ursprünglich nur von Tönen, von Schreien, vom Diskant, nachmals erst von Farben, die *schrien, knallten, grell* verhält sich zu *gellen*, wie *hell* zu *hallen*, es zeigt die auf Seite 7 nachgewiesene Verstärkung, im Mittelhochdeutschen trat dieselbe auch bei dem Zeitwort ein, man sagte für zorniges Schreien: *grellen* und mit Ablaut: *grollen*. Erst aus der Äusserung des Zornes hat sich der Zorn entwickelt, wie die Feindschaft aus dem Anpfuien (Seite 74). Aber ich frage: kann es von dem Vorherrschen der Tonempfindungen im menschlichen Bewusstsein einen deutlicheren Beweis geben als die Adjektiva *hell, grell, knallrot?* — Auch die Vorstellungen der Länge und der Kürze, der Langsamkeit und der Geschwindigkeit sind durch das Ohr, wenigstens ebenso häufig durch das Ohr als durch das Auge vermittelt worden. Wie schmelzender Schnee taut es in Haydns Jahreszeiten im Frühling von den Dächern ab, ein frischer Nord fegt übern Rhein, die Flocken und die Schlossen treiben — ja eine Kunst, deren Seele die Bewegung ist, bringt es sogar dazu, dem Geiste die Ruhe, den Schlaf, die schweigende Nacht, eine endlose Wüste vorzuzaubern, nicht etwa bloss indem sie in der Seele die Empfindungen erweckt, die sich beim Sehen einzustellen pflegen, sondern ganz direkt — Raum und Zeit, die beiden Reihenformen unseres Denkens, die dennoch nur eine sind, weil sich das Nebeneinander psychologisch in ein Nacheinander auflöst, mischt die Musik wie zwei Spiele Karten und damit die Welt der Bilder und die Welt der Töne.

2. Tonerscheinungen.

Sonate, que me veux-tu? — eine Welt zeigen, die mit Tonwesen angefüllt ist — mit Engeln, mit Peris, mit Helden, mit Menschen, die uns anders ansprechen als gewöhnlich — einzelne konkrete Beispiele: ein Bass als Jagdhund — allerhand Figuren: Berlioz zeichnet die Gestalt seiner Geliebten, Mozart malt wie ein Niederländer — Farben und Töne für das Gefühl dasselbe, die Musik unsere Muttersprache, unser Deutsch — ein Blinder über die Farben — wir selbst reden wie ein Blinder von der Farbe — und es ward Licht — die musikalische Lichtwirkung beruht auf dem Wechsel der Tonarten und auf der Wahl hellklingender Instrumente — wir erinnern uns, dass hell ist soviel wie hallend — wenn die Sonne aufgeht, wirds hell — Trompeten und Violinen, die Lichtquellen des Orchesters — sie spielen in der Musik dieselbe Rolle wie die R-laute und die L-laute in der Sprache.

Der bekannte Fontenelle ist einmal in einem Konzerte, in dem es keine Programmmusik gab, ungeduldig aufgesprungen und in die Frage ausgebrochen: *Sonate, que me veux-tu?* Sonate, was solls? — Es soll eine andere Welt, ganz verschieden von der alltäglichen. Nicht doch, nur darin von ihr verschieden, dass die Einwohner dieser Welt wie Geister alles Irdische abgeworfen haben und als reine Tonerscheinungen durch die Lüfte ziehen. Die Töne waren ja nur eine Form, in der sich die Dinge hienieden aussprachen und deutlich machten, sie besassen eine Stimme wie eine Farbe und eine Gestalt; jetzt haben sie Farben und Gestalten von sich abgestreift, und es ist nichts übrig geblieben als der Laut. Die Stimme, die der Komponist seinen Figuren leiht, ist oft eine andere, als sie von Natur haben würden, wenn sie wirklich lebten, deshalb erkennt man sie eben nicht gleich; aber ihrem Charakter angemessen, in Übereinstimmung mit ihren übrigen (vorausgesetzten) Eigenschaften, denselben gewissermassen wie von einem Gotte nachgebildet und daher wohl geeignet, für sich allein ein Wesen zu vertreten, eine Persönlichkeit vor die Phantasie zu rufen.

Fontenelle hätte sich nur denken sollen, er höre fremde Menschen in fremden Zungen sprechen. Eine Solovioline,

die aus Himmelshöhen wie auf Engelsflügeln anmutig singend niederschwebt, hat wirklich etwas von einem Engel, ein Thema tritt ein wie ein Geist, eine Arie tröstet uns wie eine Freundesstimme — niemand kennt die Peris, niemand hat jene zarten Unsterblichen, Leidenden, Himmelssehnsüchtigen von wunderbarer Schönheit je gesehn, und doch hat Schumann die liebliche Figur in seinem berühmten Chorwerke: „das Paradies und die Peri“ gleich mit der ersten Melodie (*wie glücklich sie wandeln, die seligen Geister*) unvergesslich und wie mit einem Zauberstab entworfen. Den Charakter, die Thaten und die tragischen Schicksale eines Helden schildern bekanntlich Beethovens grosse Symphonien mit eignem Tiefblick, zugleich mit einem Zug der Trauer — am individuellsten die zur Verherrlichung Napoleons bestimmte Eroica, am ergreifendsten die mächtige, den Kampf gegen ein unerbittliches Fatum darstellende C moll, am tröstlichsten die Neunte mit dem Schlusschor über Schillers Lied an die Freude, der wie die ewige Seligkeit, wie der Himmel auf das qualvolle Ringen und Seufzen in der Zeit gesetzt ist. *Per aspera ad astra!* — Dass in der C moll-Symphonie das Schicksal in Gestalt einer Goldammer an die Pforte pocht und dass der Schlusschor die Neunte, die gleichsam für diesen Jubel nicht genug ist, zu einer Symphoniekantate, das heisst zu einem vollkommen nachahmenden Werk erhebt, ist uns nicht neu.

Je konkreter ein Fall ist, um so leichter wird es, den Tauschwert der musikalischen Laute einzusehn. In der bereits (Seite 128) erwähnten Jagdszene in Haydns Jahreszeiten gibt es eine Bassarie, die einen eifrigen, ruhelos laufenden und spürenden Hühnerhund darstellt. Mit hoher Nase in Zickzacklinien, aufgeregt, mit wachsender Hast sucht der kluge Hund das Terrain vor dem ihm folgenden Jäger ab, endlich fährt ihm die Witterung in die Nase, er bleibt unbeweglich wie eine Bildsäule vor dem gefundenen Wilde stehen, bis sein Herr kommt und schiesst — ja, wo ist denn der Hund, wo läuft er, wo bleibt er stehn? —

Der Bass ist es, die Bassgeige, der Bass! Diese Sechzehntelfigur, dieses klingende Perpetuum mobile, diese hüpfende, jagende Stimme, die nicht einmal die Stimme eines Hundes, aber der Zuhörerschaft gut für den Hund ist! — So bedeutet gleich darauf im Winter, wo sich ein Wanderer, ein Waldhorn, ein Tenor im Wald verirrt hat, eine Oboenmelodie den Schimmer des Lichtes, das ihn auf den richtigen Weg zurückbringt.

Tonwesen, Tonerscheinungen, nicht greifbar und nicht sichtbar, aber hörbar, das kommt ja auf eins hinaus: der Geist ist bereit, Besuche zu empfangen, wie die Gäste erscheinen, darnach fragt er nicht, in seiner Spannung denkt er gar nicht daran, dass sie nicht ihr gewöhnliches Kleid anhaben. Tonerscheinungen, die in ihrer eignen Sprache zu uns reden, deren ganzes Wesen in Noten aufgeht, Helden wie aus dem Nichts geschaffen, deren Erdentage gar keine andere Spur hinterlassen als eine musikalische. Es kann aber dem Meister auch beikommen, das ausdrücken zu wollen, was die Menschen Wesen nennen, einzelne Seiten des letzteren mit seinen Mitteln symbolisch anzudeuten. Er kann auch einmal nach der Vorlage arbeiten, die ihm die Sichtbarkeit und diese klotzige Welt beut. So hat zum Beispiel der geniale Berlioz, der in Gemeinschaft mit Liszt die sogenannte Programmmusik vertrat, in den *Träumereien*, mit denen sein: *Épisode de la vie d'un artiste* beginnt, die Gestalt seiner Geliebten, die fixe Idee der ganzen phantastischen Symphonie, gleichsam die Konturen derselben mehrmals, zuerst mit der Flöte angegeben — der Künstler ermordet sogar die süsse Melodie und wird dafür hingerichtet, mit der Guillotine hingerichtet, deren Beil sausend niederfällt. Ja, hat nicht Mozart in seinen Symphonien, in denen er, wie Richard Wagner sagt, *seinen Instrumenten den sehnsuchtsvollen Atem der menschlichen Stimme einhaucht*, zum Beispiel in seinem Schwanengesange, der Es dur eine Fülle origineller, frischer, lachender Figuren, darunter drollige, komische Gruppen, derbe, groteske, plumpe Kerle mit

der Phantasie und man möchte hinzusetzen: mit dem Pinsel eines David Teniers geschildert? — Und dann huscht wieder das Menuett wie auf Elfenbeinen anmutig und zart dahin. Man nehme die musikalischen Gedanken für Umrisse, jedes Thema für eine Linie, jeden Ton für eine Farbe, man lasse das Bild entstehen, wie jedes Bild entsteht: nicht auf einmal, sondern aus unzähligen einzelnen Lichtpunkten, die sich allmählich und mosaikartig im Gehirne zu einem Bilde zusammensetzen, und man wird es glaublich finden, dass ein Mozart malen könne.

Malen heisst eigentlich: ein Ding zeichnen, es mit einem Mal versehen, wie die Natur unser Gesicht gemalt hat, indem sie es (bei den Arabern durchaus kein Schönheitsfehler, im Gegenteil ein unentbehrliches Zubehör der Schönheit, das Pünktchen auf das I) mit einem Muttermal versah — *verleugnet nicht das braune Mal auf seiner Wange, denn auch die Anemone hat eins:* wer malen will, braucht Farben. Hat denn ein Mozart Farben? — eine Palette voll — Farben und Töne sind sozusagen für das Gefühl dasselbe, wie man eben daraus sieht, dass die Maler von *Farbentönen* reden, die Kritiker den *abgeklärten, duftigen Charakter der Tongebung* bewundern. Auch hier müssen wir daran erinnern, dass es die Töne sind, wovon das Gefühl des Menschen fast immer auszugehen pflegt, dass er diese Welt des Scheins gewissermassen nur durch Töne begreifen mag — die Kontraste *tönen sich ab,* das Nackte, die Gewandung, die Haare werden mild *von einander abgetönt*, die Luft ist *herbstlich getönt*, die *Tönung des Fleisches* ist gut, ein Gold *dumpf,* eine Landschaft *stimmungsvoll,* eine Farbenzusammenstellung *harmonisch* — man hat sogar *Farbenklaviere* konstruiert und durch Farbenspiele eine Art *Farbenmusik* und *Farbenakkorde* hervorgebracht. Bei aller Analogie, die zwischen Schall und Licht besteht, sind die beiderseitigen Erscheinungen doch wesentlich verschieden, indem die Töne eines Instrumentes gewöhnlich nacheinander, die Farben eines Bildes, wenigstens scheinbar, gleichzeitig zur

Empfindung kommen, die Musik mehrere Oktaven, die Malerei nur eine einzige Farbenoktave besitzt und so weiter. Das hindert die Seele nicht, Gehöre fortwährend auf Gesichte zu übertragen, die ganze Welt wird dadurch verschoben, wie es eben heisst, getönt und abgetönt; und während unsere vollkommensten Instrumente, mit Ausnahme von Pianoforte und Orgel, gar nicht imstande sind, Akkorde hervorzubringen, um Dreiklänge mit Instrumenten derselben Klangfarbe geben zu können, musste Wagner für drei Trompeten schreiben — wird man doch unter Akkord zu allererst etwas Musikalisches verstehen. Die Musik ist wie eine Muttersprache, in der wir denken, die wir allein ordentlich verstehn und in die wir übersetzen, was wir von fremden Worten hören. Die Musik ist unser Deutsch; es gibt Menschen, die nie etwas anderes gehört haben als Deutsch, das sind die Blinden; und obgleich wirs nicht Wort haben wollen, reden wir von den Farben gerade so wie sie.

Ein blindgeborener Engländer, so gebildet und so unterrichtet wie es die Verhältnisse zuliessen, wurde gefragt, ob er sich eine Vorstellung von der roten Farbe machen könne. Er antwortete, sie müsse klingen wie die Fanfare im zweiten Akte des Fidelio. So hat man wohl den Purpur der Posaune, das Blau des Himmels der Flöte ähnlich gefunden — Blinde, die von der Welt nichts haben als Musik, lieben derartige Vergleiche. Sie verstehen deutsch. *Mir vergegenwärtigt,* bemerkte ein anderer Blinder, *der Flötenton das Grün und die Orgel mit ihren ernsten Tonwellen und dem Gesange der andächtigen Gemeinde das Blau, wie man das Himmelsgewölbe schildert, welches Gott über der fröhlichen, sonnenbestrahlten Erde ja auch für die Blinden ausgespannt hat. Die Farbe der Nacht, die Trauer, welche die Wohnungen der Toten umhüllt, versinnbildlicht die Posaune, und die Pauke zeigt mir das am Himmel dräuende, sich in seinen Wolkenmassen wälzende Gewitter. Mir scheint, dass der Farbensinn bei uns Blinden ausgeprägter ist, als bei den Sehenden. Hellrot wird uns durch den Trompetenton versinnbildlicht, dunkelgrün und violett durch*

den Ton des Waldhorns, grau durch ein unbestimmtes Durcheinander von Tönen, rosa und purpurrot aber durch ein Gefühl des Sammetartigen. Wahrhaftig, so werfen auch wir, die wir nicht blind sind, die *Klangfarben* und die *Farbentöne* bunt durcheinander, wie wir auch die Gerüche und die Geschmäcke als gleiche Empfindungen behandeln, hier scheinen die letzteren massgebend zu sein, da wir doch wohl nur uneigentlich von einem *süssen*, einem *sauren* Geruche reden — nach den sauren Gerüchen, die er erzeugt, ist bekanntlich der Sauerstoff benannt. Die Farben thun sich dann im Menschenhirn wieder mit andern, scheinbar ganz fernliegenden Vorstellungen zusammen, die durch den Gedanken an die Farbenträger vermittelt zu werden scheinen — man erzählt von Leuten, die sich die Frömmigkeit himmelblau, die Freude apfelgrün, den Schlaf umbrabraun, eine unbezahlte Rechnung bleigrau, eine gute Einnahme rosenrot vorstellen — ich kannte eine Dame, die sich bei jedem Wochentage eine bestimmte Farbe, zum Beispiel beim Sonntage Goldgelb, beim Montage Silberweiss oder Wasserblau dachte; als ich ihr sagte, das sei mir noch niemals eingefallen, wunderte sie sich, denn sie glaubte, das thäten alle Menschen. Und so kommt es denn, dass die Töne mittelbar und unmittelbar die ganze Welt durchdringen.

Grün war Mohammeds Lieblingsfarbe, er pflegte sein Fes mit einem grünen Tuche zu umwinden, daher seine Nachkommen, die Scherife, noch heute den Grünen Turban tragen; grün ist die alte heilige Fahne des Propheten, die von den Gläubigen mit ins Feld genommen, auf einem Kamel vor dem Grosswesir hergetragen und unter vielen *Allah akbar!* Gott ist gross! geschwungen wird. *La couleur verte,* sagte ein weiser Muselmann, *tant recommandée par notre divin prophète, frappe ma vue à l'aspect d'une vaste prairie, et, dans ce moment, je sens mon esprit nager dans un calme si délicieux, qu'il me semble approcher de l'auteur de la nature. Je ressens la même paix, un calme égal, quand je me tiens assis sur le bord d'une rivière et que je contemple cette onde tranquille et*

toujours mouvante, qui fuit sans cesse sans jamais se dérober à mes regards, sans que son mouvement continuel lui ôte rien de sa limpidité. Elle me représente l'image de ma vie et la placidité que je lui désire pour parvenir, comme l'eau que je contemple, au terme que je ne vois pas et qui ne peut être qu'au bout de sa course. Wäre er mit der deutschen Musik bekannt gewesen, so hätte er auch sagen können: ich empfinde dieselbe Ruhe, die gleiche Befriedigung, wenn ich das Waldhorn blasen höre oder bei der D dur-Tonart, die mich wie junger Frühlingswald anmutet, während ich bei F moll an eine Herbstlandschaft denken muss.

Und es ward Licht. Die Erscheinung des Lichtes bildet den Triumph der Tonmalerei. Es ist eine weltberühmte Stelle in der „Schöpfung“ Haydns, dieses: *und es ward Licht.* Ja, die Musik hat ihre Lichter, ihre Sonnenaufgänge, ihr Helldunkel, ihren Sonnenschein in E dur und ihre Mondscheinsonaten in Cis moll. Wer sich die wunderbare, so deutlich empfundene Klangwirkung des musikalischen Lichts zergliedert, findet, dass sie auf zwei Ursachen beruht. Erstens auf dem Wechsel der Tonarten, indem eine sogenannte düstre Tonart in eine sogenannte helle Tonart übergeht, trübe Akkorde plötzlich in einen reinen Grundakkord aufgelöst werden. Dur klingt hell, Moll dunkel und verschleiert; Dur-Tonarten mit Been sind helldunkel, Moll-Tonarten mit Kreuzen haben etwas Fahles, sie gleichen einem Zimmer, das unsicher und gelblich beleuchtet wird. In der „Schöpfung“ ist die Tonart erst C moll — mit dem Worte Licht setzt auf einmal, blendend wie eine Siriussonne, der glänzende grosse C dur-Dreiklang ein, und nun flutet das Licht in ungezählten rauschenden, hellen, hellenden, hallenden Luftwellen herein:

eine Welle sagts zur andern:
ach, wie kurz ist unser Wandern!
Und die zweite sagt zur dritten:
kurz gelebt ist kurz gelitten.

Daran kann man merken, was die armen Menschen meinen: dass es *hell werde,* wenn die Sonne aufgeht, denn *hell* ist laut und hallend, C dur aber noch viel *heller* als C moll. Zweitens beruht der Glanz des Tons auf der Instrumentation, der Wahl hellklingender Instrumente, namentlich der Trompete, die wie ein Lichtstrahl wirkt. Ein schmetternder C dur-Dreiklang bezeichnet auch bei Richard Wagner das Aufschimmern des Rheingoldes, in der Götterdämmerung, auf dem Walkürenfelsen ist es Nacht, aber wie die drei Nornen verschwinden, dämmerts, die Trompeten und die Violinen kämpfen sich durch, und wie Siegfried auftritt, tagt es, und eine Fanfare bricht hervor gleich einem Morgen. Auch im „Propheten“ wird der Sonnenaufgang zu einer feierlichen Fanfare. Wie dagegen Lohengrin auftritt und auf seinem lieben Schwane gezogen kommt, wird das geisterhafte Flimmern des Lichtes durch Tremolo der Geigen in hohen Lagen und der hellen Tonart E dur ausgedrückt. Die glänzenden, schmetternden Trompeten und die klaren, eindringenden, nervös zitternden Violinen sind gleichsam die Lichtquellen des Orchesters, die Sonnen und die Sterne der Musik, in der sie eine Rolle spielen wie in der menschlichen Sprache die beiden Zitterlaute R und L, denn die Sprache bemüht sich ja ebensogut wie Haydn: *und es ward Licht* zu sagen und zu übersetzen, *was das Morgenrot grün und gold und silbern malt;* wenn, wie Richard Wagner in seinen Gesammelten Schriften bemerkt: Mozart den unversiegbaren Strom reicher Harmonie in das Herz der Melodie leitete, *gleichsam in rastloser Sorge, ihr, der nur von Instrumenten vorgetragenen, ersatzweise die Gefühlstiefe und Inbrunst zu geben, wie sie der natürlichen menschlichen Stimme als unerschöpflichem Quell des Ausdrucks im Innersten des Herzens zu Grunde liegt* — so hat einer der grössten Tonkünstler der Sprache sogar in erster Linie die Gabe zuerkannt, in Tonerscheinungen zu treten, die Geister des Alls zu rufen und gleichsam die Toten mit Lauten zu beschwören.

3. Leise Sprache. Wo eine solche angeht.

Der natürliche Fortschritt: die Sprache, die in den Dingen schläft — Grenzen der direkten Imitation: die musikalische Ausdrucksfähigkeit der Welt wird unterschätzt, es gibt wenig Tiere, überhaupt wenig Wesen, die stumm und daher nicht zu imitieren wären — man möge sich das Eichhörnchen, den Klapperstorch und die Klapperschlange zur Lehre dienen lassen — der Wald wird lebendig, nicht bloss die Luft, auch das Wasser gibt ihm Redegelegenheit, Schilderung eines Eisbruches in den Böhmischen Wäldern von Adalbert Stifter — die Pflanzenwelt ist aber auch an sich nicht stumm — selbst die Blume blüht und die Schote platzt — die Bofiste und was sich daran knüpft, zum fünften Mal die Sprache vom Volk als ein Brechen und ein Herausplatzen roher Naturlaute aufgefasst — blühen und blasen, das blühende Licht von Geibel — das blaue Ländchen der Übertragungen — auch im Pflanzenreich scheint das Klappern zum Handwerk zu gehören — ganz abgesehen von dem Leben, das der Wind in den Urwald bringt, und dem Spektakel einer Walpurgisnacht — nicht einmal die Steine schweigen — bei vielen Dingen kommt es nur darauf an, sie an den richtigen Platz zu bringen, ihnen Gelegenheit zu geben, zum Beispiel sie zu essen — man stösst gleichwohl auf spröde Stoffe, zugleich auf gewisse Eigenschaften und Zustände der Stimminhaber, die der Beachtung wert sind, aber der gewöhnlichen Imitation entschlüpfen, weil sie nur leise sprechen — hier setzt eine neue Nachahmung ein — das Gleichnis, das Bruder Berthold von der Herrlichkeit Gottes macht, auf die Sprache angewandt.

Die stille Musik leitet auf eine leise Sprache, die in den Dingen schläft; die Tonerscheinungen ziehen neue Ahmlaute nach sich, in denen sie abgebildet werden. Es ist eine einfache Folgerung, dass es auch der Kehlkopf mit der Tonmalerei versuche, wenn er der Welt eine lautliche Seite nicht mehr abgewinnen kann, dass er sogar aus Laune Klangbilder benutze, wo er es gar nicht nötig habe. Wir müssen gleichsam wieder von vorn anfangen und untersuchen, wie der treffliche Imitator eigentlich daran ist, welche Schranken seinem Talent gesetzt sind, wo seine Kunst aus Mangel an Stoff aufhört, wie weit sein Original reicht; denn wo nichts ist, da hat der Kaiser sein Recht verloren.

Man ist geneigt, die musikalische Ausdrucksfähigkeit der Welt und damit die Lautnachahmung zu unterschätzen —

sie hat fast keine Grenzen; es gibt in der That wenig Dinge, die still wären und sich nicht an dem allgemeinen Konzerte beteiligten, sich nicht durch die eine oder die andere Thür in den Saal einschlichen, um nach Kräften mitzuwirken. Sogar gewisse Fische brummen und singen, wie schon Aristoteles wusste, wir haben deshalb ein ganzes Kapitelchen in petto; viele Tiere heissen stumm und sinds nicht. Rückert, wie Salomo vogelsprachekund, spricht dem Eichhörnchen, dem kleinen verzauberten Prinzen alle Stimme ab:

Du lässest hören nicht einen Ton,
Und doch, es regt sich die ganze
Kapelle gefiederter Musiker schon,
Dir aufzuspielen zum Tanze! —

Das ist ja gar nicht wahr, das Eichhörnchen murrt, murxt, grunzt und pfeift; im Schreck stösst es ein lautes *Duck Duck* aus. Das letztere meinen wohl die Wenden, wenn sie als den Ruf des Eichhorns: *Cuk!* — angeben — sie haben demselben besondere Aufmerksamkeit geschenkt und eigne Wörter damit gebildet (*cukać*, *cukanje*). Wirklich stumm ist der Storch, er hat nur ein heiseres, unbeschreibliches Zischen und eine unverhältnismässig kurze Zunge, dafür klappert er aber laut und ausdrucksvoll mit seinem Schnabel, *crepitante ciconia rostro*, wie Ovid in den Metamorphosen sagt, indem er die Kiefern wie Kastagnetten zusammenschlägt, was ihm den volksmässigen Namen: *Klapperstorch* eingebracht hat; diese Kleppersprache ist keineswegs arm, sondern vieler Modulationen fähig:

gloctorat immenso de turre ciconia rostro.

Bei Dante (Inferno XXXII, 36) klappern die Verräter, die im ewigen Eise stecken, wie Störche mit den Zähnen. Das Rasseln der Klapperschlange, das mit dem Gerassel von Wicken oder auch mit dem Wetzen eines Schleifsteins verglichen wird, scheint nur ein reflektorisches Zeichen der Erregung zu sein, die auch anderen Schlangen bis in die Schwanzspitze fährt.

Diese Tierchen wolle man sich zur Lehre dienen lassen;

so geht es uns oft. Entweder es ertönt eine Stimme, wo man sichs nicht versieht, oder es klappert und rasselt irgendwo. Das Hübsche ist, dass erst die Klapperschlange das Eichhorn und dann wieder der Storch die Klapperschlange fressen kann, und dass sich dabei alle drei hören lassen werden.*) Alle Dinge sind wie die Eichhörnchen, die Störche und die Klapperschlangen, und wenn die letzteren wie Wickensamen rasseln, so mahnt uns diese Beobachtung daran, dass das Klappern auch zum Handwerk der friedlichen Pflanzenwelt gehört. Es gibt ja auch *Klapperrosen* und *Klapperblumen*. Die Klapperrose, auch Klatschrose genannt, ist keine Rose, sondern Mohn, nämlich der als schwervertilgbares Unkraut im Getreide vorkommende Klappermohn oder Klatschmohn, Papaver Rhoeas, die Plage der Saatfelder. Die Kinder legen die roten Blumenblätter kunstgerecht zusammen und zerschlagen sie sich wie Knallerbsen auf der Stirne oder auf der Hand, daher der Name. Man könnte demnach versucht sein, auch die französische Bezeichnung der Klatschrose: *Coquelicot* unmittelbar onomatopoetisch zu erklären, wir kommen beim Kikeriki darauf zurück, bringen auch noch eine andere, vielleicht bessere Erklärung. Man sieht daraus, dass es häufig nur darauf ankommt, etwas mit den Dingen vorzunehmen, ihnen Gelegenheit zu geben, gleichsam das Wort zu erteilen, sie zu Worte kommen zu lassen; dann zeigen sie auf einmal, was sie können.

Man muss viele Dinge essen, damit sie die charakteristischen Laute von sich geben, die in ihnen schlummern.

*) Der Storch frisst wenigstens grosse Nattern und Kreuzottern; übrigens ist der wahre Apollo dieses Python das Schwein, das unter lautem Grunzen auf den Giftwurm losstürzt, ihm einen Fuss auf den Nacken setzt, ihn zerquetscht und ruhig auffrisst. Die Probe, die Sigmund mit Sinfiötle anstellte, um zu sehen, ob er Herz habe, war die: dass er ihm eine Klapperschlange in den Teig mitzukneten gab. Die Nadowessier verehrten die Klapperschlange, vgl. *Sprache ohne Worte*, Seite 50, ihr Name, eigentlich: *Naddowessju*, bedeutet angeblich: Klapperschlange, die französische Bezeichnung des mächtigen Indianerstamms: *Sioux* ist nur eine Aphäresis von *Naddowessju*, vgl. *Rätsel der Sprache*, Seite 56.

Eine Wurst ist ein träges, indolentes, phlegmatisches Wesen — weil sie sich gleichmütig hinunterschlucken und alles mit sich geschehn lässt, hat sie der Fürst Bismarck zum Typus gänzlicher Wurstigkeit gemacht; dennoch ermannt auch sie sich gelegentlich zu tapferer Gegenwehr. Sie knackt. Jene unverwüstlich harten märkischen Knackwürste, die lose in der dünnen, durchsichtigen Schale hängen, müssen voneinander gebrochen werden, und dann geben sie einen Knacks, wie wir ihn auf Seite 40 erörtert haben. Auf derselben Seite ist die Knackwurst, die zu den rohen, nur geräucherten Fleischwürsten gehört, bereits mit der Bretzel und den Krachmandeln verglichen worden, für den Liebhaber könnten wir in der Manier eine ganze Speisekarte zusammenstellen, etwa folgendermassen beginnend.

Knäckebröd, das schwedische dünne, harte, knackerige Brot, in Livland *Knackerbre.* Etwa ebenso der *Knachen*, das Brot der Meissner Fürstenschüler? —

Croquettes, knusperig gebackene Reis- oder Kartoffelklösschen, die zwischen den Zähnen krachen oder krochen, *Krock* machen, französisch: *Croc. Croquet* ist eine Art Zwieback, *Croquante* eine Art Makrone, *Croquembouche* eine Art Eisbonbon, es gibt im Französischen zahllose, zum Teil scherzhafte, etwa unserem *-fresser* entsprechende Zusammensetzungen mit *Croque-*, ich will nur an *Croque-mort* erinnern, wie man in Paris die Leichenbitter nennt.

Knackbeeren, Hügelerdbeeren oder Breslinge, angeblich beim Brechen knackend, in Ungarn *Knetschbeeren;* die Walderdbeere heisst *Knickbeere. Krackbeeren* sind Heidelbeeren.

Diese guten Sachen würde ich der Harmonie wegen empfehlen mit Brausewein und Sauser zu begiessen und auf Krachporzellan zu servieren. So heisst bekanntlich ein graues chinesisches Porzellan mit zahllosen feinen Rissen, das uns an eine kindliche Deutung des Wortes *Porzellan* selbst erinnert (Rätsel der Sprache 244).

So fängt nun auch die Pflanzenwelt gewöhnlich erst an zu sprechen, wenn der grosse Störenfried, das himmlische Kind hineinfährt und den Bäumen die so notwendige Bewegung macht. In den frischen Eichenhainen webt und

rauscht der deutsche Gott, singt Uhland; in Dodona horchten weise Frauen, die sogenannten Tauben, wie das Rauschen auf den Wipfeln des alten heiligen Orakelbaums einherging; oder auf das Tingeltangel des ehernen Beckens auf der Säule, das von der Figur eines Knaben angeschlagen ward, so oft der Wind ging, und schier unaufhörlich schwätzte (*Δωδωναῖον χαλκεῖον*). Denn freilich war der Wind die angebliche Stimme Gottes in dem zugigen Dodona, der Eichwald könnte nicht brausen, wenn ihn nicht der Sturm aufwühlte, durch den Orkan, der die mächtigen Bäume wie Grashalme knickt und zusammenschüttelt, kommt erst das rechte Leben in den Urwald. Hurrikan! — sagten die Kariben, von denen wir so viele Worte und nun eben auch das Wort *Orkan* (nicht unähnlich dem *Hurliburli*, dem *Hurlachei* und *Hurnigel* von Seite 46) angenommen haben, Huiranrukan! — wenn die verheerenden Wirbelstürme kamen, die von den Antillen aus über Westindien mit Donner und Blitz hinweggehn; und die tropische Wildnis antwortete zitternd dem Rufe des Tyrannen. Vorbei mit der goldnen Ruhe, mit der stillen Majestät, der Feierlichkeit des Sommers! Nun ists ein Aufruhr und ein Spektakel wie am Harz in der Walpurgisnacht! Höre, wie es Goethe prachtvoll schildert,

Höre, wie's durch die Wälder kracht!
Aufgescheucht fliegen die Eulen.
Hör'! Es splittern die Säulen
Ewig grüner Paläste.
Girren und Brechen der Äste,
Der Stämme mächtiges Dröhnen,
Der Wurzeln Knarren und Gähnen!
Im fürchterlich verworrenen Falle
Übereinander krachen sie alle,
Und durch die übertrümmerten Klüfte
Zischen und heulen die Lüfte.
Hörst du Stimmen in der Höhe?
In der Ferne, in der Nähe?
Ja, den ganzen Berg entlang
Strömt ein wütender Zaubergesang! —

Ist der Wind nicht so heftig, so säuselt es nur in den Blättern und den Zweigen, zum Beispiel in dem leichten lockeren Laub der Birke oder der Trauerweide, deren Ruten die Soldaten in Jerusalem genommen haben, um den Heiland zu stäupen.

Nach der Analogie könnte man freilich auch sagen, dass das Wasser, ich meine nur das himmlische Wasser, den Regen, den Schnee, das Eis, das Glatteis, in dem Wald rumore und die Ursache vieler Geräusche sei — wer erinnerte sich nicht an den unglaublichen Schaden, den einmal das Glatteis in den Böhmischen Wäldern angerichtet, den Stifters „Urgrossvater“ erlebt und so unübertrefflich beschrieben hat. *Der Wald erschien, als sei er lebendig geworden, in seiner ganzen Tiefe herrschte ein ununterbrochnes Rauschen, wie die Zweige und Äste krachten und auf die Erde fielen — ein helles Krachen gleichsam wie ein Schrei ging vorher, dann folgte ein kurzes Wehen, Sausen oder Streifen, und dann der dumpfe dröhnende Fall, mit dem ein mächtiger Stamm auf der Erde lag. Der Knall ging wie ein Brausen durch den Wald und durch die Dichte der dämpfenden Zweige; es war auch noch ein Klingeln und Geschimmer, als ob unendliches Glas durcheinandergeschoben und gerüttelt würde. Es war, als ob viele tausend oder gar Millionen Glasstangen durcheinanderrasselten und in diesem Gewirre fort in die Entfernung zögen.* (Studien. Die Mappe meines Urgrossvaters, Seite 376.) Man nennt das Eisbruch oder Schneebruch, dadurch werden die Bäume am Schaft, im Wipfel und an den Ästen einzeln oder in Horsten und grösseren Massen gebrochen; nassfallender Schnee mit darauf folgendem Frost, abermaligem starken Schneefall und hinzutretendem Wind bewirken in Nadelholzrevieren oft bedeutende Waldverwüstungen. Bei eintretendem Tauwetter knallen die wiedererwarmenden Baumstämme, dass die Vögel erschrocken aus dem Nest auffliegen. Umgekehrt, wer ahnt wohl in Deutschland (obgleich die Gefahr auch bei uns keineswegs ausgeschlossen ist) die Schrecken eines russischen Waldbrands, diese furchtbare prasselnde, krachende,

rasende Götterdämmerung! — Ja, nach der Analogie käme am Ende auch durch die Kohlenbrenner, die Holzhauer, die Spechte, die Kinder, die Touristen Leben in den Wald; es fragt sich doch aber, ob denn immer ein gewaltsamer Eingriff in ihr stilles Leben notwendig ist, damit die Pflanzen einmal den Mund aufthun, ob denn die Bäume so lange stumm bleiben, bis ein Gott kommt, der sie wirft, oder bis sie lebensmüde und morsch von selbst zusammenstürzen.

Waldweben. Man spitze nur die Ohren, man lege sie an die Brust der Natur an wie ein Arzt, so wird man Wunder hören. Dass auch die Pflanze den Schöpfer preist, dass sie wirkt und schafft und atmet, dass es noch immer Laute nachzuahmen gibt. Wir denken wohl, eine Blume blühe weiss oder rot — sie blüht auch laut; und die Frucht ist nicht nur dazu da, uns mit ihrem Duft zu letzen und unsern Durst zu löschen, sie ergötzt auch das Gehör. Die Schote springt auf wie eine Thüre, die Knospe öffnet sich wie ein Schloss, hundert Jahre braucht die Aloe, um zu wachsen, dann treibt sie in wenigen Tagen den schlanken Schaft empor, es knallt, und der mächtige Kandelaber brennt.

Die Schale platzt, macht wieder
Der Kern sich freudig los;
so fallen meine Lieder
gehäuft in deinen Schoss. (Goethe.)

Grimm betont die nahe Verwandtschaft zwischen *blühen* und *blasen*, als welche dem Buchstaben wie dem Begriffe nach gar nicht zu verkennen sei: die Blume breche und gehe aus der Knospe wie die Luft aus dem Munde; das lateinische *florere* = *flosere* liege unserem *blasen*, *flare* unserem *blähen* und *blühen* parallel, im englischen *blow* seien beide Vorstellungen geeinigt. Man müsste sich also etwa denken: die schwellende Knospe blase gleichsam die Backen auf, welche endlich gesprengt werden und aufbrechen; wie das Blut aus der Wunde quillt, blühte die rote Rose aus dem berstenden Balg hervor. Der Wind, ohne den die Blüten nicht befruchtet werden würden, ihr Freund und ihr Ehe-

vermittler, hätte in ihnen selber seine Wohnung aufgeschlagen. Die Anschauung ist beliebt: auch die *Bofiste*, will sagen: die *Bov-fiste* oder *Bubenfiste*, diese Blasen der Erde, die zur Zeit der Reife durch ein Loch an der Spitze einen braunen Staub entleeren, sind von den Völkern aller Zeiten mit Winden, übelriechenden, leisen und doch der Nachahmung nicht entgangenen Winden verglichen worden, nicht bloss mit *Buben-*, sondern auch mit *Weiberfisten*, mit *Fuchsfisten*, *Hundsfisten*, *Krähenfisten*, namentlich *Wolfsfisten* (*Lycoperdon*, französisch *Vesse de Loup*, spanisch *Pedo de Lobo*, *Cuesco de Lobo*). In Italien heissen die kleinen weissen Kugeln, auf Grasplätzen und in Wäldern häufig, meist einfach: *Vesce* — *è una bella Vescia*, sagte ein Florentiner Maler, mit dem ich Pilze suchte, so oft wir einen Bofist fanden, *trovato falso;* in Wahrheit, was ich damals noch nicht wusste: *Vento che esce senza strepito dalle parti di sotto.* Wir haben den Ausdruck bereits auf Seite 64 erwähnt, lateinisch *visire*, griechisch *βδεῖν*; *Vesica*, Blase, von den Etymologen unziemlich mit *Wanst* zusammengestellt, wird nur eine Weiterbildung, italienisch *Vescica* aus *Vescia*, französisch *Vessie* aus *Vesse*, ebenfalls *Vent qui sort du corps sans bruit*, hervorgegangen sein. Es ist traurig, aber die Sprache hat ein gut Teil ihrer üblichsten Begriffe von diesen ekelhaften Naturlauten entlehnt; Lügen und Aufschneidereien platzen bei unsern Klassikern, bei Goethe, bei Gustav Freytag wie Bofiste entzwei, mein Maler wird mir (um auch hier noch *Sprache* zu entdecken, dies ist nun das fünfte Mal) ohne jeden Anstand versichern: *son tutte Vesce quelle che dice costui*, wörtlich: es sind lauter Fiste, was der sagt; mit dem anlautenden *S* von Seite 7: *svescia*, er schwätzt, er kann nichts bei sich behalten; *sta zitto; se no, quello Svescione racconta ogni cosa*, pst! die alte Klatsche erzählt alles wieder — und doch sollte ein gebildeter Mann das Wort *Bofist* so wenig in den Mund nehmen wie das Wort *Pumpernickel* oder, was hier am besten entspricht, den Ausdruck *Pet* für eine Art Beignet (Seite 65). Eine berühmte Distel, die Wappenblume Schott-

lands, die als Gemüse gegessen wird, führt, weil sie auch der genügsame Esel nicht verschmäht und der arme Kerl dann davon zu leiden haben mag, schon bei den alten Botanikern den Namen *Eselsfurz* (*Ὀνόπορδον*, bei Plinius *Onopordon*, italienisch *Onopordo*, französisch *Pet d'âne*). Also könnte man wohl auch die duftende Blume wie ein liebliches Lüftchen angesehen haben, das aus der Knospe weht, um so mehr, da die Blumen von der Luft zu leben scheinen, wie ein Koisches Gewand aus Luft gewebt sind, in der Luft ihre Hochzeit feiern und hierauf in die Luft zurückkehren wie in ihr Element — freilich wäre das eine nur allzu bildliche, fast mythische Auffassung.

An ein wirkliches, lautes Blasen, an Winde, wie sie der zornige Lear auf der Heide haben will, ist doch am Ende beim Blühen nicht zu denken, nicht einmal beim Atmen. Auch die Pflanzen atmen wie die Menschen, und zwar genau so wie wir Sauerstoff ein und Kohlensäure aus — es ist nicht richtig, sich die Sache umgekehrt vorzustellen: bei der sogenannten Assimilation wird von den Pflanzen Kohlensäure aufgenommen und Sauerstoff abgegeben, aber nicht bei der Atmung, die nur bei Tage von dem energischer verlaufenden Assimilationsprozess verdeckt wird und erst während der Dunkelheit rein hervortritt. Nun auch die grössten Stauden, auch die Baumriesen atmen leise, so lebhaft sie auch atmen, namentlich in der Jugend, und schnarchen auch des Nachts nicht; in allen Wipfeln spürst du kaum einen Hauch. Gewisse Blätter, zum Beispiel die mächtigen, grossen Straussenfedern vergleichbaren Blätter der Banane entwickeln sich so schnell, dass man sie fast wachsen sehen kann — gehört hat sie noch niemand, daher es von einem überklugen Menschen sprichwörtlich heisst, dass er das Gras wachsen höre. Dieses Sprichwort ist sehr alt — Heimdall, der nordische Gott, der Wächter des Himmels, der von seinem Vater Odin Weisheit und Stärke erbte, der nie schläft und Tag und Nacht gleich weit sieht, hört nach dem Zeugnis der Edda

wirklich das Gras der Erde und die Wolle der Lämmer wachsen. Das Volk setzt wohl auch noch hinzu: er höre *die Flöhe husten und die Mücken feisten* (fisten). Wie wundersam lässt Geibel in seinen Liedern an Ada das Licht blühen!

Es war im tiefsten Waldrevier,
Im Moos zu Füssen ruht' ich dir;
Kein Lüftchen ging vom blauen Zelt,
So still der Ort, so fern die Welt.
Da sah auf deinem Angesicht
Ich blühn des Himmels reinstes Licht...

sollte dennoch vom blauen Zelte ein „Lüftchen gegangen“ sein? — Nein, wir kommen hier bereits ins blaue Ländchen der Übertragungen, in die stille, geheimnisvolle Sprache, die den Tageslärm ergänzt, ihn nicht selten an Bedeutung, an Charakteristik übertrifft, aber die nur das heilige, aufgeschlossne Dichterohr vernimmt.

Ja, das süsse Licht, der stille Mond, das blaue Zelt! Feuerblühende Himmelsrose! Jupiter non tonans! — Es ist nicht zu leugnen, dass manche Dinge überhaupt nicht in die Ohren fallen, viele ganz andere und merkwürdigere Eigenschaften besitzen als die Stimme. Das letztere hätte nun eigentlich nichts auf sich, da ja die Stimme genügt, die Vorstellung des Ganzen auszulösen, und sie gleichsam als Draht dient, woran wir die Puppen halten und aufmarschieren lassen; aber dieser Draht wird bereits im Pflanzenreich so schwach, dass wir ihn kaum noch ergreifen können, er verdünnt sich zusehends, bis er in der Sternenwelt und im Äther vollständig versagt. Es wird immer stiller und stiller um uns her, je mehr wir uns der Einsamkeit ergeben und die Gesellschaft von unsersgleichen fliehn; und da der Begriff des Lebens vorzugsweise an die Hervorbringung von Lauten gebunden ist, mutet es uns nachgerade an wie eine Totenstille. Selbst die Bäume im Walde, die wir lieben, weil sie ruhig wachsen und gedeihen und unschuldig den Willen Gottes thun, erscheinen uns doch eben weil sie dabei so ruhig bleiben wie geheimnisvolle chemische

Werkstätten, die sich immerfort auf chemischem Wege selbst erschaffen, gewissermassen nur die Form von Organismen haben, vegetieren und nicht leben. Und in solcher Stille bildet sich vielleicht manches andere Talent, aber kein Nachahmertalent. *Un bel tacere non fu mai scritto,* sagt ein toskanisches Sprichwort: ein schönes Schweigen wurde nie geschrieben. Es ward auch nie gesprochen. Vor der Majestät des Sonnenaufgangs, vor der erhabenen Alpenkette, dem Alpenglühen, dem Feuer und der zauberhaften Verklärung der Welt am Abend stutzt der Imitator, hier stocken die Geschäfte, hier weiss er nicht anzusetzen; ja schon der Wärme des Zimmers, der Süssigkeit des Honigs, dem ambrosischen Leib des Weibes stünde er mit seinen gewöhnlichen Mitteln ratlos gegenüber. Die Sinnlichkeit, die so reich, so glänzend, so mannigfach um ihn flutet, bliebe ihm verschlossen, bekannt und doch fremd, sie gliche einer Gottheit, die er bewundern und doch nicht besitzen dürfte, unnahbar, unverwundbar, bis auf die Achillesferse, welche tönt.

Hier hebt das an, was wir leise Sprache nennen: der heitere Himmel, der hohe Tag ist, wenn ich so sagen darf, eine latente Jupitersymphonie. Ich erinnere mich an eine Predigt des Bruder Berthold von Regensburg, in der er ein Gleichnis von der Herrlichkeit Gottes macht und dieselbe schildert, wie der sterbende Sokrates im Phädon die jenseitige Welt. *Seht, alles, was wir davon immer sagen können oder mögen, das ist ganz dem gleich, wie wenn uns ein Kind sagen sollte, wenn es möglich wäre, dieweil es in seiner Mutter Leib verschlossen ist, von aller der Pracht und dem Glanz, den die Welt darbietet, von der lichten Sonne, von den lichten Sternen, von edler Steine Kraft und von ihrer mannigfaltigen Farbe, von der Kraft der edlen Gewürze und von ihrem Geschmacke, und von dem reichen Schmuck, den man aus Seide und aus Gold macht in dieser Welt, und von der mannigfaltigen süssen Stimme, die die Welt hat, von der Vögelein Sang und vom Saitenspiel, und von der mannigfaltigen Blumen Farbe und von aller der Pracht, die die Welt hat. So*

unmöglich und so unbekannt es einem Kinde davon zu sprechen wäre, das noch verschlossen ist in seiner Mutter Leib, welches nie etwas ersah, weder Böses noch Gutes, noch irgend eine Freude empfand; so unmöglich es dem Kinde ist, davon zu reden, ebenso unmöglich ist es auch uns, zu reden von der unsäglichen Wonne, die da im Himmel ist, und von dem wonniglichen Antlitze des lebendigen Gottes. Plato vergleicht die Menschen nicht mit Kindern im Mutterleib, sondern mit Fischen im Meer, die nicht wissen, wie schön die Welt ist, die droben liegt. Und mit beiden wollen wir anjetzt die Nachahmer vergleichen, die wohl die mannigfaltige süsse Stimme der Welt, der Vöglein Sang und das Saitenspiel aufgefangen haben, aber denen es unmöglich ist, von dem wonniglichen Antlitze des lebendigen Gottes zu reden.

4. Der sehend gewordene Blinde. Licht und Farben.

Ein Mensch, der ganz Ohr ist — der furchtbar herrliche Sturm des ersten Sehens — weg mit den Reflexlauten, sie haben mit Sprache nichts zu thun — die Sprache kann aber die Gesichte auch nicht wiedergeben, weil sie blind ist — Sesam, öffne dich! — es gibt nur eine Zauberformel, die wirkt, wenn wir der Sichtbarkeit beikommen wollen, so müssen wir sie in Laute übersetzen — wie es Ditha, die Tochter des Juden Abdias macht — das Elektrische Licht, zwei Wurzeln — Ausdrücke für das Licht werden mit Hilfe der R- und L-laute gewonnen: der Name der Roxane, der Gott Loke, die wabernde Lohe, Luna — die weisse Farbe, die Blässe eines litauischen Apis, das Sehen, ein innerliches Leuchten — die rote Farbe: der Rost, der Mars, das Blut — das Flachsfeld — hervorragende Farbenträger werden typisch, sie bilden in den neueren Sprachen die Grundlage von Farbenbezeichnungen, in der Urzeit handelte es sich um Namen für sie selbst — das heisst, um primäre Farbenbezeichnungen, welche die Sprache gewann, indem sie das Flimmern und Schimmern als einen Zitterlaut auffasste — die Lichtstrahlen schwirren wie Pfeile, die Flamme züngelt wie das Wasser in Wellenbewegungen hin und her, diese Schwingungen ahmt der Kehlkopf nach — er ahmt im Grunde immer nur sich selbst und seine eigne Welt nach — das echte Weiss, das echte Blau und das echte Gelb: Silber, Blei und Gold — anderweitige gute und schlechte, wahre und falsche Gelblinge — das Rot, das echte Rot, Karmin und Kochenille, die primäre Farbebezeich-

nung im heutigen Griechenland von der sekundären verdrängt — der Purpur, die Orseille, Entdeckung dieser Flechte — Anilin — allgemeine Kennzeichen einer ursprünglichen Anschauung: die Farbe muss waschecht sein — die alten Indogermanen bereits Anhänger der Undulationstheorie — neben den flüssigen Konsonanten, die das ruhige Licht versinnbildlichen, wurden für Lichtblicke und Blitze Laute gewählt, die knallten, namentlich BH und GH: die Photographie — Kombination der beiden Lichtarten untereinander — die Namen für Licht und Farben beruhen auf einer Übertragung, wie sie überhaupt im grossartigsten Massstabe vor sich geht.

Die Welt des Imitators ist die eines Blindgeborenen, ja zugleich eines Geruch-, Geschmack- und Gefühllosgeborenen. Er hört nur. Er sieht wohl, er fühlt, riecht und schmeckt, aber für ihn zählt nichts, als was er hört. Es bleibe einmal dabei, denken wir uns einen Menschen wie Heinrich Landesmann, aller Sinne bis auf einen einzigen entbehrend; er soll sein wie die Marmorstatue des französischen Philosophen, der man zunächst nur das Gehör gegeben hat und die nur Klängen zugänglich ist. Dieser Hörer, der sozusagen ganz Ohr ist, scheint nicht gerade arm zu nennen — unglaublich, was er mit dem einen Sinne von der Wirklichkeit erfahren, wie viel er aus seinen Lauten herausgeschlagen hat. Nun aber wollen wir einmal annehmen, der Blinde bekäme plötzlich durch ein Naturwunder, wie Ditha durch ein Gewitter oder König Renés Tochter durch die Liebe, das Gesicht und öffnete seine Augen, erlebte den furchtbar herrlichen Sturm des ersten Sehens und erblickte mit eins das Paradies der Erde — wie würde er es machen, seines Schreckens, seines Entsetzens, der tödlichen Erregung Herr zu werden? — Ei, das Herz muss ihm klopfen, alle seine Pulse schlagen, das Gehirn fiebert wie eines Kranken — überwältigt, hingerissen, geblendet, hält er die Hand vor die Augen, stampft heftig mit dem Fuss und kreischt — ja, er thut wieder einen Schrei, wie ihn der Urmensch (Seite 90) that, wie ihn seine Mutter bei der Geburt, wie er ihn selbst schon als Kind gethan hat (Seite 98); wenn sich ihm jetzt seine Mutter nähert, um ihn ans Herz zu drücken, so fürchtet er sich, und es kommt ihm vor, als

wolle sich ein Ungeheuer über ihn legen, weil er seine Mutter noch nicht kennt, weil er zum erstenmal eine Menschengestalt, die im Lichte wandelt, schaut. Nun wir wissen, dass er mit seinem Schrei, mit seinem O! und Ah! nichts malen, nichts ausdrücken will, dass das wie das Arbeiten in seinen Gesichtszügen nur eine Reflexerscheinung ist, von der überraschenden Tageshelligkeit ausgelöst, ihr nicht entsprechend, keinerlei Empfindungshieroglyphe. Die Vorstellung des Lichtes selbst entspricht dem Lichte nicht, wer weiss denn, wie der Äther eigentlich aussieht, wenn er durch den Weltraum zittert, nur in unserem Auge bildet sich das Spektrum; und was auf die innerliche Vorstellung hin dem Munde unbewusst entschlüpft, sollte lichtähnlich sein? — Der Reflexlaut hat für gar niemand Bedeutung als für den sehend gewordenen Blinden und seinen in Aufruhr versetzten, zur Gegenwehr bereiten Organismus — was er so schreit, geschieht vielmehr als dass er es hervorbringt, um den Lichteindruck irgendwie zu realisieren — es ist vielmehr ein Akt der Selbsterhaltung als der Sprache.

Den Eindruck wiedergeben, das ist nun auch viel verlangt; wie kann denn die Sprache das Licht ausdrücken? — Sie redet ja wie der Blinde von der Farbe. Die Sprache ist eben blind, weil sie gar kein Sehwerkzeug besitzt. Man verlangt doch von einer Sängerin kein Aquarell und von einer Köchin keinen Rock; man will doch mit den Augen nicht hören und mit den Ohren nicht sehn; so kann man auch von dem Kehlkopf nicht fordern, dass er sich an eine inkommensurable Welt mache, zu der ihm der Schlüssel fehlt. Sesam, öffne dich! — Die Sprache in dem beschränkten Sinne, in welchem wir sie hier fassen, enthält nur Laute, die in die Ohren gellen, und damit etwas anderes als Laute reproduzieren wollen, erscheint eine Ungereimtheit.

Die Sache ist, dass der Blinde, obgleich er jetzt sieht, in der That keine Worte findet und daran nicht reicher wird als vorhin, weil Augen und Ohren nicht zusammenpassen, sondern wie zwei getrennte Welten auseinanderfallen,

keine gemeinsamen Masse, keine Berührungspunkte haben. Die Statue kann sehn? — Es nützt ihr nichts; die Sichtbarkeit als solche ist wie ein Schatz in einer verschlossnen Höhle, eine eiserne Thüre liegt davor, an der kein Schloss zu sehn ist.

Und doch nennen wir das Licht; und doch beteten die Indogermanen zum Vater Zeus, und doch lehrt der Jude Abdias in der schönen Stifterschen Studie seine Tochter Ditha sehen und zeigt ihr die Lampe des Tags, die Sonne, zeigt ihr das unendliche, tiefe Blau, den Himmel, in dem die silbernen Länder, die Wolken schwimmen, und sagt ihr: das sei blau, das weiss. Es muss also doch wohl in die Höhle zu kommen sein, wer nur das Zauberwort kennt. Man erinnert sich aus dem arabischen Märchen, dass der arme Ali Baba in Persien so ein Zauberwort gelernt hat, das einen Felsen sprengte und ihm die Vorratskammer der vierzig Räuber erschloss, nämlich eben die berühmte Formel: *Sesam, thu dich auf!* — dass aber sein schlechter Bruder Kasim, der mittlerweile ebenfalls in die Räuberhöhle gedrungen ist, nicht wieder hinauskann, weil er das rechte Wort *Sesam* vergessen hat und um aufzuschliessen sagt: *Gerste, öffne dich!* — Diese beiden Brüder sind vorbildlich für die Menschen, die mit der Sprache zum Guten der Welt gelangen und ihre unermesslichen Reichtümer erwerben wollen. Es gibt nur eine Zauberformel, bei der die Thüre des Felsens angelweit aufspringt, das ist die Formel *Sesam;* keiner anderen weicht sie. Ins Deutsche übersetzt, heisst das: nur durch Lautnachahmung zwingen wir die Welt, der Kehlkopf muss der Sichtbarkeit eine lautliche Seite abzugewinnen suchen, auf einem anderen Wege kommt er den Dingen nicht bei. Und das thut er. Der Blinde denkt sich die Farben als wie Töne, er vergleicht den Trompetenton dem Rot, die Flöte dem Himmelblau; sehend geworden, macht er es nicht viel anders, er geht immer von der Musik aus, in seinem Kopfe laufen die Farben und die Klänge durcheinander. Das liebliche Kind,

das von seinem Vater elf Jahre lang die Stimme als das Gewisseste gekannt und nun auf einmal eine ganz neue Erscheinung hinzubekommen hat, fasst nach seinen Händen und streichelt darüber hin, um sich zu überzeugen, dass alles dasselbe geblieben sei; das alte Gesicht, die dunkle, verfallene Gestalt, das weisse Haar kann sie gar nicht recht begreifen, ohne von ihren bisherigen Vorstellungen zu zehren und diese auf die neuen Eindrücke zu übertragen. Zum ersten Mal wirklich ans Licht gekommen und nun wieder im Finstern, erzählt Ditha dem alten Abdias von *fernen, bohrenden Klängen, die da gewesen, von schneidenden, stummen, aufrechten Tönen, die in dem Zimmer gestanden seien. So sprach sie,* heisst es später, *auch von violetten Klängen und sagte, dass sie ihr lieber seien, als die, welche aufrecht stehen und widerwärtig seien, wie glühende Stäbe.*

Wir haben unser Augenlicht von Anfang an gehabt, wir haben unsere Eltern und die Tische und die Stühle und die Fenster und die Blumen im Zimmer gleich gesehn, es sind keine neuen Bekanntschaften für uns, doch geht es uns wie Ditha, alles ist uns fremd bis auf die Stimme, weil wir nur von ihr und mit ihr sprechen — wie der sehend gewordene Blinde machen wir uns das Reich des Lichts verständlich, indem wir es als ein Gemisch von schneidenden, stummen, aufrechten Tönen ansehn — die Lautsprache ist eine Blinde, die ihr Lebtag nicht sehen lernt, aber das Licht als eine neue Lautgattung behandelt und durch diesen Kunstgriff die Menschen täuscht, dass sie denken, sie hätten mit einem Taschenwörterbuche die ganze Welt im Sacke.

Während der Internationalen Elektrischen Ausstellung zu Frankfurt a. M. in diesem Jahre wurde ein Ballett aufgeführt: den Sieg des Lichts darstellend. Eine Apotheose des elektrischen Lichtes, um das sich alle andern Lichter huldigend gruppierten. Wie nennt denn ein Edison sein Licht? — *Electric Light;* das ist etymologisch ganz dasselbe wie *Elektrisches Licht.* Elektrisches Licht ist im letzten Grunde

(vergleiche Seite 117) soviel wie Sonnenlicht, Sonnensteinlicht; nicht zufällig in dem Beiwort und dem Hauptwort, in *elektrisch* und *Licht* ein *L*, beziehentlich *R* enthalten. *Elektrizität*, erfuhren wir, geht auf eine Wurzel ALK oder ARK zurück, die strahlen bedeutet hat; die Wurzel, welche leuchten bedeutet hat, ist ähnlich, sie lautete LUK oder RUK. *L* und *R* sind für den Sprachforscher fast ein und derselbe tönende, zitternde, gleitende Laut, man nimmt an, dass in der indogermanischen Ursprache allein *R* vorhanden gewesen und das *L* allemal aus einem *R* hervorgegangen sei; man möge sich daher nicht wundern, wenn LUK und RUK, ALK und ARK einfach gleichgestellt wird. Diese beiden Zwillingslaute *L* und *R* haben sich nun mit fast wunderbarer Treue jahrtausendelang in den Worten für Licht und was damit zusammenhängt erhalten. Man kennt die schöne Roxane, die Braut Alexanders des Grossen, die Perle des Morgenlandes; die Hochzeit Alexanders des Grossen und der Roxane hat Aëtion und nach ihm Raffael gemalt. Das Gemälde des letzteren hängt im Palast Borghese unter Glas. Der Besieger Asiens wird von Liebesgöttern zu der baktrischen Fürstentochter, die auf dem Brautbette sitzt, geführt; sein Vertrauter Hephästion leuchtet ihm mit der hochzeitlichen Fackel. Eine Kienfackel nennt der Böhme *Lauč*, der Russe *Lutschina*. Ungesucht kann der Etymolog behaupten, dass hier eine doppelte Roxane zu sehn ist und der Schein der einen auf die andre fällt, denn der Name *Roxane*, griechisch *Ῥωξάνη*, persisch *Raokhshnâ* hängt eben mit der Wurzel RUK zusammen, er bedeutet die Leuchtende, mein Augenlicht, *Lux mea*, es ist ein Name wie *Bertha*, der ebenfalls die Glänzende bedeutet. Sie trägt ein goldenes Armband und einen goldenen Stirnreif, das Geschmeide leuchtet auch, der Inder wird es *Rukmas*, so viel wie Goldschmuck, nennen; die Vorhänge sind heruntergelassen, sonst würde man unsere Roxane auch mit dem durchlauchtigen Fenster vergleichen können, das im Zend *Raocana* heisst. In den jüngeren Sprachen ist

das *L* der allgemeine Lichtbuchstabe, der die *Luna* und das *Lumen*, die wabernde *Lohe* und den bösen *Loke* charakterisiert — die indogermanische Wurzel LUK, die in *Lux*, *Lu(c)na*, *Lu(c)men*, *Lucerna*, *Λύχνος*, *Diluculum*, Morgendämmerung, *Ἀμφιλύκη*, Zwielicht, und allen Leuchtern und Lichten Europas enthalten ist, erscheint im Germanischen als LUH, wie denn auch *Licht* erst aus *Lieht* entstanden ist, *Loke* und *Lohe* sind eins, der Gott ist wie der indische *Agni* (lateinisch *Ignis*) eine Personifikation des Feuers. Aber nicht bloss das eigentliche brennende Licht gewann man aus dieser Wurzel, sondern auch die Lichtfarbe, die weisse Farbe, die wie ein Abglanz des Himmelslichtes aussieht.

Der ägyptische Apis war schwarz bis auf gewisse Stellen, die für ihn als charakteristisch angesehen wurden: auf der Stirn hatte er ein weisses Viereck und an der rechten Seite einen weissen Fleck, ähnlich dem Monde, wenn er zu wachsen anfängt. Solche weisse Flecke und die damit behafteten Tiere nennt man in Deutschland Blässen; sah der litauische Bauer eine Blässe auf der Stirne einer Kuh, so erschien ihm dieselbe wie ein Mond, darum nannte er die Blässe: *Laŭkis*. Die Mutter des Apis sollte ja sogar nach bekannten Mustern durch einen himmlischen Lichtstrahl befruchtet worden sein (Herodot III, 28). Und wenn der griechische Tischler eine Tanne sägte und das Kernholz weiss war, weisser als das der Fichten und der Kiefern, so ahnte er in dem weissen Kerne einen Rest der im Baume aufgespeicherten Sonnenkraft, darum nannte er ihn: *τὸ Λοῦσσον*. *Λευκός*, eigentlich leuchtend, hell, war soviel wie weiss im alten Griechenland und synonym mit dem oben (140) erwähnten *ἀργός* (von Wurzel ARG, glänzen, licht sein). Ja, im Griechischen wurde von dem Begriffe des Leuchtens der des Sehens selbst, das *Λεύσσειν* abgezweigt, welches gleichsam ein innerliches Leuchten, wie das Hören, wir werden darauf zurückkommen, ein innerliches Lauten ist. Ganz deutlich zeigt diesen Übergang das deutsche *blicken*, welches etymologisch eins mit dem

griechischen *φλέγειν*, brennen, und dem lateinischen *flagrare*, brennen, *fulgere*, glänzen, ist und das Frequentativum *blitzen* ergeben hat (Seite 75).

Nächst Weiss ist Rot die ausgeprägteste Lichtfarbe — seine ausgesprochenen Beziehungen zu Feuergottheiten verdankt der Hahn nicht zum wenigsten dem roten Hahnenkamme. Auch die Farbe aller Farben, welche die Russen einfach die schöne (*krassnŷj*) Farbe nennen, muss natürlich mit einem *R* anlauten, und der trompetenähnliche Laut hat sich hier in allen Sprachen bis auf den heutigen Tag ungeschwächt erhalten. Die indogermanische Wurzel, die rot sein bedeutet, ist RUDH, germanisch: RUD, lateinisch: RUF; dieselbe liegt im englischen *red*, im deutschen *rot* und im lateinischen *rufus*, *rubeus*, woraus französisch *rouge*, fast unmittelbar, in den andern Sprachen mit dem *ro*-Suffixe verbunden vor: griechisch, mit prothetischem *ἐ*, *ἐ-ρυθ-ρό-ς*, lateinisch *ruf-ru-s* und, mit Übergang von *f* in *b*, *ruber*, sanskrit *rudh-ra*, *rudh-ira*. Das italienische *rosso* geht auf lateinisch *russus* und dies auf *rud-tus* zurück. Ungezählte Dingnamen sind aus diesem wichtigen Adjektivum auf dem Seite 139 ff. angegebenen Wege hervorgesprosst, zum Beispiel die Namen des Rostes, der Rose als Krankheit und als Blume, des Planeten Mars und des Blutes, das die deutschen Frauen wohl den *roten König* nennen. Im Sanskrit heisst das Blut (angeblich auch der Safran, was auf Farbenblindheit schliessen lassen würde) schlechthin: das Rote (*Rudhiram*) und der Mars schlechthin: der Rote (*Rudhiras*). Die rote Rose wird niemand von unserem Stamme trennen wollen; der *Rost* ist sozusagen der Rotlauf, die Rose des Eisens, eine Krankheit, die das feuchter Luft ausgesetzte Metall befällt, wie eine ähnliche rote Krankheit auch im Getreide von den Rostpilzen hervorgebracht wird; das lateinische *Robigo*, das französische *Rouille* gleichen Ursprungs wie *Rubrik*: lateinisch *Rubrica*, Rötel, dann der mit roter Farbe, mit *Rubrum* geschriebene Titel eines Gesetzes oder eines Aktenstückes, endlich so viel wie Abteilung über-

haupt. Der Rost gibt nachher selbst wieder einen beliebten Farbentypus ab, der Himmel wird rostfarben vor einem Hagelwetter; wie denn in allen Sprachen aus so hervorragenden Farbenträgern wie die Rose und das Blut neue, sekundäre Farbenbezeichnungen entwickelt zu werden pflegen. Weil diese Entwickelung so ausserordentlich gemein ist, kommt man erst auf den Gedanken: es möchten alle Farbennamen durch die Bank von realen Farbentypen, vom Silber (140), vom Schnee, vom Golde, vom Himmel, von der Asche, vom Russe, von Feuer und Wasser entnommen, primäre und ursprüngliche gar nicht aufzutreiben sein — der Gedanke ist für die neueren Sprachen zutreffend, für die Urzeit, die noch nicht so viel Begriffe hatte und die nötigen Dingnamen erst aus Eigenschaften machen musste, nicht.

Vater, sieh nur, wie der ganze Himmel von den Spitzen dieser grünen stehenden Fäden klingt! — ruft Ditha, wie sie mit Abdias vor einem grossen blühenden Flachsfeld steht. Der Flachs oder Lein blüht bekanntlich schön blau. Das Kind hat gar keinen Namen für die Farbe, sondern hält sich an den Himmel, es ist gerade so gut, als ob sie sagte: der Flachs blüht himmlisch — wie die Italienerinnen für die *Occhi celesti* oder altertümlicher (mit Tacitus und Horaz) die *Occhi cerulei* der deutschen Rasse schwärmen. Gleich darauf spricht Ditha wieder mit Bewunderung von der Flachspflanze: wie sie den Menschen die weichen silbergrauen Fasern gebe und wie sie zu dem weissen lichten Schnee zu bleichen sei, was sie damals, als noch das traurige schwarze Tuch in ihrem Haupte war, nicht verstanden habe; sie betrachtet das Linnen als schneeig anstatt zu sagen, es sei weiss. Stifter, der Sohn eines Leinewebers, hat sein lebelang schöne weisse Wäsche geliebt und gepriesen, ein andermal als ein feines, weisses Silber. Das Silber, sahen wir oben (140), hat den Neugriechen das Adjektivum *ἄσπρος*, weiss, abgeworfen; *Ἄσπρον* aber, welches Silber bedeutete, war selbst nicht etwa das Weisse,

sondern ein Rauhes, ein *Asper*, eine silberne Scheidemünze. Dafür aber bedeutete der alte Name des Silbers: *Ἄργυρος*, lateinisch *Argentum* wirklich soviel wie Weiss. So scheint auch weder *Himmel*, noch *Caelum* eine Beziehung zur Farbe zu enthalten, sondern das Himmelsgewölbe, die Himmelsdecke, sozusagen das Hemd der Erde vorzustellen (HAM, bedecken, verhüllen), wenngleich die Menschen die Bezeichnung *himmelblau* davon entlehnen; dafür aber haben wir wiederum ein Metall, welches wirklich blaut.

Dieses Metall ist das Blei. Reines Blei ist auf frischer Schnittfläche bläulichgrau, fahl, *livid*, von starkem Metallglanz und abfärbend; vom Volke wird es einfach für blau gehalten, wie man daraus sieht, dass die Soldaten die Bleikugeln: *blaue Bohnen* nennen. Man darf annehmen, dass Blau ursprünglich eine ungewisse, schillernde Farbe und diese dem Menschen, wie so vieles andere, zuerst an seinem eigenen Leibe aufgefallen sei. Wenn einer braun und blau geschlagen und gehörig durchgebleut wird, so reissen die Blutgefässe und es entstehen unter der Oberhaut striemenförmige, dunkelschwarzrote Blutunterlaufungen, die späterhin infolge der Zersetzung und Wiederaufsaugung des Bluts violett, blau, grünlich und gelblich werden und nachgerade alle Regenbogenfarben durchmachen. Da bei Schlägereien so häufig die Augen unter den Augenlidern (*sub ciliis*) getroffen werden, so hiess es im Mittelalter: *suggillare aliquem*, einem eine solche Quetschung beibringen, und weil dieselbe nach allem das kleinere Übel ist, so sagt man von dem Getroffenen noch heute: *er sei mit einem blauen Auge davongekommen*. Dieselbe Bleifarbe zeigen die sogenannten blauen Ringe um die Augen, die auf Ausschweifungen schliessen lassen, und die Leichen. Da, wie gesagt, bei der *Sugillation* alle Regenbogenfarben zum Vorschein kommen und wir nur dieselben in der blauen zusammenfassen, so begreift man, wie das lateinische Adjektivum *flavus*, welches unserem *blau* auf das genaueste entspricht: gelb bedeuten und auf Honig und Blondköpfe und den Tiberstrom angewendet

werden kann; es ist eben auch zunächst die Farbe, die das *Flagellum* abfärbt, ein *flavus* soviel wie ein *flagvus*, ein *Livor* soviel wie ein *Fligvor*, *fligere*, schlagen, unserem *bleuen* völlig gleich. Grimm, der zuerst auf diesen schönen Zusammenhang aufmerksam gemacht hat, lässt sogar die Möglichkeit offen, dass der Name Blei mit auf das Metall gehe, das soviel gebleut, geschlagen und gehämmert werde.

Um noch ein drittes Metall anzuführen, das wie Blei und Silber gleichsam reichsunmittelbar, das heisst nach seiner Farbe benannt, auch für dieselbe typisch geworden ist, aber eine Menge schwächerer, an sich ganz farbloser Farbentypen zu Nebenbuhlern hat, so nennen wir das Gold. Ein mir befreundeter italienischer Offizier behauptete einmal, alle guten Sachen seien gelb. Er dachte an das Gold, den Schwefel, den Weizen, den Safran, das Eidotter, die Apfelsinen — an das Gold wohl zu allererst, denn nichts ist gelber, glänzender, glühender als das Gold, das alle Völker nach seinem Glanze nennen (*Gold*, wohl gleich dem russischen *Soloto* ein Partizipium von einer indogermanischen, dies besagenden Wurzel GHEL; lat. *Aurum* = *Ausum*, wie *Aurora* von *urere*, brennen, sanskrit *ush*, brennen, glänzen; *Χρυσός*, hebräisch *Chârûz*, חָרוּץ, ein semitisches Lehnwort, angeblich: das Ausgegrabene, aber wahrscheinlich ebenfalls: das Gelbe bedeutend, jedenfalls war dies der Sinn des gewöhnlichen hebräischen Wortes für Gold: *Sahab*, זָהָב, arabisch *Deheb*). Gold ist sozusagen metallnes Feuer — Ali, der Sohn Zahers, sieht mitten auf dem Meere etwas wie ein grosses Feuer, wie er näher kommt, entpuppt sich das Feuer als ein grosses goldnes Schloss, das ein blendendes Licht verbreitet, das in der Sonne wie ein Stern leuchtet; es steht in der Traumsprache ohne weiteres für das Eigelb oder Eirot, wie das Silber für das Eiweiss, wie aus der bekannten Anekdote hervorgeht, die wir *Sprache ohne Worte*, Seite 70, erwähnt haben. Und da wieder eine Livree, *une Livrée Omelette*, die Farbe des aus besagten Eiern bereiteten Pfannkuchens haben kann, so bedeutet es

am Ende auch den Eierkuchen. Das Gold scheint wirklich verdichtetes Sonnenlicht zu sein, daher es auch im Mittelalter der Sonne gewidmet war und bei den Alchimisten *Sol* hiess, wie das Silber dem Monde gewidmet war und *Luna* hiess, das Blei dem Planeten Saturn gewidmet war und dessen Namen trug; die alten Planetenzeichen, die in den Kalendern die Sonne und den Mond, den Sonntag und den Montag abzubilden pflegen, bezeichnen auch Gold und Silber (☉ ☾). Es sollte mich wundern, wenn nicht noch eine Brücke gefunden werden könnte, welche die indogermanischen Sonnen- und Goldnamen, namentlich *Ἥλιος* und *Gold* verbindet; ich sollte denken: ist von *Gold* zu russisch *Soloto* (золото) zu kommen, müsste man auch zu dem lateinischen *Sol*, russisch *Ssolnze* (солнце) gelangen können. Natürlich ist nun auch Gold der Haupttypus der gelben Farbe und *goldnes Haar* in allen Sprachen soviel wie: blondes Haar; das hindert die Leute nicht, an seiner Statt auch zu andern guten Sachen zu greifen, die gelb sind, und die Germanen: *semmelblond*, den Chinesen: den *weizengelben Mann* zu taufen, wobei wir uns erinnern, dass der Weizen (140) für eine Ableitung zu der Wurzel von *weiss* gehalten wurde — in einem Briefe des Johannes Damascenus, der interessanten, aber apokryphen *Epistola ad Theophilum Imperatorem*, welche die erste Überlieferung von der Gestalt Christi enthält, wird die Gesichtsfarbe des Erlösers: als *hellbraun wie die des Weizenkorns* beschrieben. Ein Chemiker würde vielleicht sagen: *leberfarben*, weil er gelbbraune Präparate, welche Schwefelmetalle enthalten, als *Lebern* (*Hepata*) bezeichnet. Der Name der *Galle*, welche grün ist und sobald sie aus der Gallenblase austritt, das Fleisch merklich gelb färbt, hängt wirklich mit *gelb* zusammen und ist reichsunmittelbar wie das *Gold;* oder wie das *Chlor*, ein gelblichgrünes Gas von der Farbe der Reseda (*Χλωρόν*).

Seine Durchlaucht, sagt der Hofmarschall von Kalb zum Präsidenten, *haben heute einen Merde d'Oie-Biber an.* Eine gelbgrüne Modefarbe der Schillerschen Zeit, wie das *Caca*

du Dauphin. Wenn sich die Menschen, um auch das nicht fehlen zu lassen und das Halbdutzend voll zu machen, nicht entblöden, nach dem unvernünftigen Erbrechen, dem Niesen, dem Husten, dem Spucken, dem Fisten auch noch den Stuhlgang zum Typus der sprachlichen Äusserung zu machen und die Geschwätzigkeit als eine Sprechdiarrhöe, eine *Λογο-διάῤῥοια* hinzustellen — die Italiener schier unermüdliche *Cacatori* sind und einmal über das andere einen *Cacasentenze*, einen *Cacapensieri*, einen *Cacadubbi* finden — ich erinnere mich an einen edlen Florentiner, dem man eine Heirat vorschlug, und der die Zumutung mit den charakteristischen Worten abwies: *Chi? quella Cacadispetti? Non la piglierei fosse ricoperta d'oro*, ein Deutscher würde etwa sagen: wen? dieses — lose Maul? Ich nähme sie nicht, und wäre sie dreimal vernickelt und vergoldet . . . ich sage, wenn dergleichen Redensarten gäng und gäbe sind, so wird man sich nicht verwundern dürfen, wenn dieselben Menschen ihre ekelhaften Auswurfsstoffe auch für Farben sprechen lassen, und wenn Seine Durchlaucht einen gänsdreckfarbigen Biber auf französisch trägt. Englisch *Goose-turd-green* oder bloss *Goose-green, Gosling-green*, Gänschengrün. Es ist merkwürdig, dass selbst die schmutzige Wäsche einen sehr bekannten Farbentypus abgegeben hat und ein falbes Pferd nach einem alten abgetragenen Weiberhemde: *Isabelle* heisst. Die Erzherzogin Isabella, Regentin der Niederlande, gelobte bei der Belagerung von Ostende kein frisches Hemd anzuziehn, bis die Stadt genommen wäre. Die Belagerung dauerte aber volle drei Jahre (bis 1604), und das Hemd der Serenissima gilbte schliesslich wie Milchkaffee, der damals noch nicht getrunken ward. Ja, ein Freund, der die Korrekturbogen gelesen hat, macht mich darauf aufmerksam, dass der französische auf Seite 65 ff. erwähnte Name des Löwenzahns oder der Pfaffenröhrlein: *Pissenlit* wohl vielmehr mit den runden gelben Flecken zusammenhängen möge, welche die gewöhnlich haufenweise zusammenstehenden Butterblumen in den Wiesen bilden

und die, wie er sagt, täuschend an ähnliche Flecken in Kinderbetttüchern erinnern. Allerdings gilt Taraxacum wohl mehr im allgemeinen für abführend und mildlösend als gerade für harntreibend, so dass der Ausdruck auffiele. So geht es in der Gedankenfabrik, wo die Schifflein herüberhinüberschiessen. Grün und gelb ist eigentlich nicht so unschuldig, es heisst des Teufels Farbe. *Gänsekot* ist der stehende Bergmannsausdruck für ein gelblichgrünes, auch rotes und braunes, spreckliches Mineral, *Gänsekötigerz* findet sich in Joachimsthal, Andreasberg, Schemnitz und Allemont im Dauphiné (*Mine d'argent Merde d'oie*). Nun, diese niedrigen Dinge gilben gewissermassen nur zufällig, sie haben wie die Kanarienvögel gelbe Federn und wie die Zitronen, die den Griechen das Adjektivum *κίτρινος*, gelb, eingebracht haben, eine gelbe Schale, aber keine gelben Namen, sie sind keine wahren Gelblinge, wie die Eierschwämme oder Gelchen, die man auch Chrysegelchen nennt und die wir mit zu den goldnen, urwüchsigen Vertretern dieser Lichtfarbe rechnen müssen.

Die Griechen nannten Scharlach: die wahre oder echte Farbe, *τὸ Ἀληθινόν*; analog hat man den französischen Namen des Krapps, *Garance* aus *Warentia, Verantia* erklärt und mit dem lateinischen *verus*, wahr, zusammengestellt. *Quia Verantiae color verans est, sive verus, hoc est vere ruber et coccineus: verare enim est ἀληθεύειν*, heisst es in einem alten Glossare, das Du Cange zitiert. Das stimmt vortrefflich zu der Thatsache, dass der Krapp, der schon den Alten bekannt war, von jeher auch den echten Namen der roten Farbe bekommen hat, indem er bei den Griechen: *Ἐρυθρόδανον*, bei den Römern: *Rubia*, bei den Deutschen: *Röte, Färberröte* hiess, in Breslau gab es bereits 1574 eine sogenannte *Röteordnung*. Denn wie viele Namen bestehn in den europäischen Sprachen für die rote Farbe! — Da wird bald das Blut, bald das Feuer, bald der Rost; bald der Fuchs, bald der Krebs, bald die Forelle, bald der Lachs; bald der Bordeaux, bald das Auge des Rebhuhns, das

blassrötliche *Oeil de Perdrix* zugrunde gelegt. Ein besonders grosser Typus ist die Kochenille, die zur Bereitung des Karmins benutzt wird, an die Stelle des antiken Purpurs trat und im heutigen Griechenland geradezu das alte indogermanische *ἐρυθρός* verdrängt hat. Rot heisst heutzutage *κόκκινος*, auch in der obenangeführten lateinischen Glosse steht *coccineus* wie sinnverwandt neben *ruber*, und doch ist es viel weniger echt als *ruber*, etwas Rotes liegt gar nicht drin. *Κόκκος* oder *Coccum* hiess im Altertum ein Kern oder eine Beere, z. B. der Kern eines Granatapfels oder die Brennwurzbeere, das von den alten Ärzten vielfach eingegebene Purgierkorn; *Cocco*, verkleinert *Coccola* ist noch heute in Italien gäng und gäbe (*Coccola di ginepro*, Wachholderbeere, *Coccola di cipresso*, Cypressenzapfen u. s. w.). Als Kerne oder Beeren wurden nun auch die sogenannten *Kokkelskörner*, die Weibchen der Schildläuse angesehen, deren tierische Natur man wie bei der Bernakelgans und beim Agnus Scythicus verkannte. Die Schildläuse leben an Sträuchern, die Kermesschildläuse an der Kermeseiche, die Kochenillen an der Fackeldistel; nach der Begattung schwellen die Weibchen an, zeigen auf der Oberfläche keine Gliederung mehr und auch Verwachsungen an der Unterseite, wo die Fühler und Beine undeutlich werden, hierauf legen sie die Eier unter sich in einen zähen Filz ab und bleiben nach dem Tode als schützendes Schild über ihnen sitzen. Daher kommt es, dass man diese rotbraunen kugeligen weiblichen Kerfe, welche den kostbaren Farbstoff enthalten, jahrhundertelang für Körner angesehen hat, noch im Jahre 1725 wettete der Holländer Melchior van Ruyscher um sein ganzes Vermögen, dass es vegetabilische Gebilde wären, zur Entscheidung des Streites wurden die Gerichte herangezogen und Züchter in Mexiko vernommen. Zunächst nannte man die Kermesschildläuse, welche schon den alten Griechen und Römern bekannt waren und im griechischen Archipel, besonders aber auf Kandia gesammelt wurden, *Κόκκοι*, und daher das Adjek-

tivum *κόκκινος*, scharlachrot, welches schon beim Aristophanes vorkommt, sich aber im Neugriechischen zur Hauptbezeichnung der roten Farbe emporgeschwungen hat, lateinisch *coccinus;* später, als man (um 1526) die noch berühmtere mexikanische Schildlaus kennen gelernt hatte, bildete man hier den Namen *Coccinella* (spanisch *Cochinilla*, italienisch *Cocciniglia*, französisch *Cochenille*), gleichsam *Rote Ware*. In Indien scheint man dagegen die tierische Natur der Schildläuse längst erkannt zu haben, denn sie heissen im Sanskrit Würmer: *Krimi* = persisch *Kirm*, ihr Rot wurde danach *Krimidscha*, wurmerzeugt, genannt, was als *Kermes*, mit dem Artikel: *Al-Kermes*, in das Arabische überging. Das arabische Wort fällt den Reisenden in Italien auf, denn *Alchermes* heisst hier ein sehr geschätzter und wohlschmeckender Likör, welcher mit Kermes oder Kochenille rot gefärbt und im Kloster Santa Maria Novella zu Florenz fabriziert wird; man trinkt ihn in der anstossenden Apotheke. Neben den echten Kermeskörnern werden auch die Kermesbeeren, die Früchte von Phytolacca decandra zum Färben von Getränken und Zuckerwerk benutzt, obwohl der Saft abführend und brechenerregend wirkt; sie sind wirklich ein vegetabilisches Produkt. Von *Kermes* wurde im Arabischen das Adjektivum *kirmasi* oder *karmesi*, hochrot, abgeleitet, woraus unser *Karmesin* oder (halbfranzösisch) *Karmoisin* entstand, während gleichzeitig das persische *Kirm* von den Romanen in *Carmin*, unser *Karmin* verwandelt ward. *Karmesin* und *Karmin* entsprechen demnach sachlich genau dem neugriechischen *κόκκινος*, das eine hübsche Probe der neu aufgekommenen sekundären, unechten Farbenamen ist.

Wir sagten, dass die Kochenille, die ein Insekt ist, an die Stelle der antiken Purpurschnecke getreten sei; und wie wieder die Kermesbeere ein Surrogat der Schildlaus abgab, so haben die Franzosen den Purpur mit der Orseille nachgemacht. Um das Jahr 1200 blieb ein Florentiner namens Nardo in der Nähe von Jaffa an dem Felsen stehen, an den einst Andromeda geschmiedet gewesen war; an dem

Felsen wuchs eine Flechte, die sich in dem Harn wundervoll rötete. Auf diese Weise entdeckte er den berühmten Farbstoff und brachte das Geheimnis der Orseillefärberei nach seiner Vaterstadt, wo er die Flechte auf seinem Grundstück zog. Er nannte sie, so heisst die Färberflechte bei den Botanikern noch: *Roccella*, und da sie ihm grosse Reichtümer einbrachte, bekam er von ihr den Beinamen *Roccellaio* oder *Rucellaio*, seine Söhne wurden danach *Rucellai* und deren Nachkommen *de' Rucellai* genannt. So entstand die vornehme, mit den Medici verschwägerte Familie. Wie sich aber im Italienischen *Rolando* in *Orlando*, *Reliquia* in *Orliqua*, so verwandelte sich *Roccella* in *Orcella* und weiter in *Oricella* und *Oricello*, daher der Familienname auch *Oricellai* lautet. Aus *Orcella* entstand das französische *Orseille*. Geht man in Florenz von der Piazza Santa Maria Novella die lange Strasse hinunter, welche nach den Cascinen führt, so kommt man an einem Gitterthor vorüber, das die Aufschrift trägt: *Orti Oricellari*. Das sind die Gärten Cosimo Rucellais, berühmt durch die geistreichen Zirkel des Kardinal Medici, eines Verwandten der Rucellai, und durch Machiavelli, der hier zwei Bücher geschrieben hat, aber viel interessanter durch die Orseille, die ihnen und den Besitzern den Namen gegeben hat. Sie soll schon den alten Römern bekannt gewesen sein; man glaubte, die Purpurschnecke frässe die Purpurflechte. Durch die Anilin- und Phenolfarben hat wieder die Orseille an Bedeutung verloren; Anilin, eine organische Base, entsteht bei der Destillation des Indigos; Indigo aber heisst im Portugiesischen *Anil*. Das Wort gebrauchten ursprünglich arabische Schriftsteller (*an-Nîl* = *al-Nîl*), welche es aus dem Hindostanischen entnahmen; im Sanskrit heisst *nîla:* blau, und vermutlich danach der Nil. Die *Blauen Berge* im südlichen Indien, die herabfielen, als Rama mit seinem langen Schwerte, das einem Kometen gleicht, den Mond anhieb, heissen bekanntlich: *Nilgiri*.

Ach, alles wird verfälscht und nachgemacht bis auf die Schildläuse. Die Kunst, tyrischen Purpur zu färben,

ging verloren, an die Stelle der Purpurschnecke trat die Kermesschildlaus, an die Stelle dieser wiederum die Kermesbeere (Phytolacca); die Kermesschildlaus musste der mexikanischen Kochenille oder der Nopalschildlaus weichen, nun hiess die Kermesschildlaus: unechte Kochenille, und sie fand abermals eine Rivalin in einer andern Schildlaus: in der sogenannten polnischen oder deutschen Kochenille. Zugleich kam für den guten, aus Schnecken gewonnenen Purpur die Orseille oder der französische Purpur auf, und nachdem auch dieser Farbstoff durch minderwertige ersetzt worden war, entdeckte man (1858) die Teerfarben und das Anilinrot, das wegen der Ähnlichkeit mit der Farbe einer Fuchsia: *Fuchsin* genannt ward. Und wer weiss, wie viele Sorten Purpur noch in den Handel kommen werden. Aber auch der echte antike Purpur war dem Namen nach eine Imitation, derselbe dem *Pur Pur* des Brunnens abgelauscht, worüber wir Seite 44—46 ausführlich gehandelt haben.

Wie wollte denn der Mensch, der sehendgewordene Blinde die hochrote Farbe anders fassen, als indem er ihren Schimmer, ihr flackerndes Feuer, die hin- und herzüngelnden Flammen des Rots mit der Brandung des Meeres verglich, die Wellenbewegung des Wassers auf das lodernde Gemälde übertrug und nun so machte, wie er beim Brunnen oder mitten auf den Wogen zu machen pflegte? —

Und es wallet und siedet und brauset und zischt,
Wie wenn Wasser mit Feuer sich menget.

Noch einmal: eigentlich brennt nicht das Feuer, sondern das Wasser, *brennen* ist, wie *branden* zeigt, soviel wie wallen oder sieden, und das *πορφύρεον Κῦμα*, das den Kiel des homerischen Schiffes trägt, gar nichts anderes als die tosende, rauschende, *burrende, brandende, heisse* See, an Farbe dabei ursprünglich nicht zu denken. Aber ein Purpurgewand brannte auch so, man konnte es gleichfalls leise burren und purren hören, daher wurde im Griechischen *Πορφύρα*, lateinisch *Purpura*, Name der Purpurschnecke und des Purpurs (griechisches *Φ* entspricht deutschem *B*, *Πορ-*

redupliziert). Es ist natürlich, dass sich die Phantasie an dasjenige Element klammerte, welches einigermassen laut und verständlich zum Ohre sprach, und dass die Zunge dieses zuerst nachahmte, um den Ahmlaut hierauf dem leise sprechenden Lichte unterzuschieben; sonst würde man ebensogut sagen können, dass die Sache umgekehrt gewesen, die *Brandung* auf den *Feuerbrand* gefolgt sei, was dem gesunden Menschenverstand näher zu liegen scheint. *Branden* ist holländisch; die Holländer haben gar kein anderes Wort für brennen als *branden*, ein Brennglas nennen sie ein *Brandglas*.

Und nun kommen wir zum Schlusse. Auch das Licht ist sprachlich betrachtet nur eine Imitation. Eine Imitation, die hauptsächlich auf den beiden naheverwandten Zitterlauten *R* und *L* beruht; diese ahmen das Flimmern und Zittern, die Vibrationen des Lichtes nach, wie das bereits oben (Seite 162) bei der Musik angedeutet ward. Am einfachsten ist es wohl auch hier vom Wasser auszugehn und eine Übertragung seiner Wellenbewegungen auf die des Äthers anzunehmen, wie das ja in der Physik thatsächlich geschieht; *R* und *L* sind eben auch für das Wasser und alle Flüssigkeiten die eigentlichen, passenden Laute, vergleiche Seite 39 und 49. Unbedingt nötig ist diese Annahme nicht — die Menschen konnten wohl auch in den beiden *flüssigen* Konsonanten, bei denen der Atemstrom in rollendem Triumphe durch die Thäler des Mundes bricht oder wie eine ruhige Quelle sanft hingleitet, unmittelbar etwas Lichtähnliches empfinden; aber höchst wahrscheinlich. Die alten Indogermanen waren bereits Anhänger der *Undulationstheorie*, der noch heute alles huldigt. Bei einem Gewitter droht der Himmel *sich in Feuerbächen herabzugiessen* (Schiller) — *zu sehn, wie aus dem Lichtstrom Bäche fliessen, und Strahlen sich in Farben leise giessen* (Herder) — *wohl bedarf die Welt, in ihrer unfrommen Einseitigkeit, auch solcher Licht- und Wärmequellen* (Goethe). Thatsache ist, dass viele der wichtigsten indogermanischen und semitischen Licht- und

Farbenamen, so eben das Wort *Licht* selbst mit seinen zahlreichen Verwandten, aber auch das arabische *Nûr* und das hebräische *Ur* (אור), beide soviel wie Licht, vergleiche hebräisch *Ner* (נֵר), Lampe — im Anlaut oder wenigstens im In- und Auslaut ein *R* oder ein *L*, und zwar ursprünglich, enthalten haben. Wenn nämlich die flussähnliche Ankunft und Verbreitung des Lichts geschildert werden sollte — für Lichtblicke, aufleuchtende Flammen und Blitze, die den Wolkenschleier zerreissen, waren die Liquidae nicht geeignet.

Hier bedurfte es eines anderen Bildes, das von der Luft und vom Winde hergenommen ward. Wie Schiesspulver knallend abbrennt, so macht der Knall an sich einen Eindruck wie ein Blitz, daher eben, was wir schon erwähnten, ein schreiendes Rot *knallrot* heisst und eine prahlende Dirne im Sonntagsstaate *knallt*. Lehrreich ist das französische Wort *Eclat*, das zunächst einen plötzlich hervorbrechenden Lärm, dann Glanz und Aufsehen bezeichnet. Man könnte daher wohl auch denken, dass die Klatschrose, die wir oben (Seite 165) als einen Beleg für die Explosionsfähigkeit der Pflanzenwelt anführten, ihren Namen einfach der scharlachroten Farbe verdanke und das Kinderspiel, welches Hieronymus Bock zur Erklärung desselben anführt, unschuldig daran sei, denn auch *klatschrot* wird gesagt, wie *klitschrot*, *feuerklitscherot*. Hochrote Farben scheinen dem Volke als solche zu klatschen und zu klappern, überflüssig, sich die Ausdrücke erst durch wirkliche Klitsche, von denen die Backe rot wird, *knallrot* durch sogenannte *Knallschoten* zu erklären. So haben also die alten Indogermanen den plötzlichen Feuerschein mit der Wurzel BHA bezeichnet, also, man denke an *[lei]bh[aft]*, durch ein *B* mit nachstürzendem Hauch, das im Griechischen als *Φ*, im Lateinischen als *F*, im Deutschen aber (so die Ausdrücke wirklich deutsch und nicht wie *Flamme* blosse lateinische Lehnwörter sind) als *B* erscheint; da hierbei die Luft die zusammengepressten Lippen mit sanfter Gewalt forciert, so

klingt das ähnlich wie wenn eine Blase platzt, und das war ihnen eben für die Sonne, die durch die Wolken bricht; nachgerade selbst für das Licht, das dem Verstand aufgeht, symbolisch. Auf griechisch hiess das Licht: *Φῶς*, das Wort hat jedermann im Munde, da es in *Phosphor* und *Photographie* enthalten ist; *Φῶς* steht für *Φάοτ-ς* und geht auf die Wurzel *Φα*, im Sanskrit *Bhâ*, lateinisch *Fa*, scheinen, erscheinen, zurück. Sie wurde vielfach erweitert und gebraucht. Wenn etwas erschien, so gab es ein *Phänomen* — wenn jemand Erscheinungen hatte, so besass er *Phantasie* — wenn der Meister seinen Schülern etwas mit seiner *Φωνή* klarmachte und offenbarte, so sagten sie: *αὐτὸς ἔφα* (*φημί*, sage, eigentlich soviel wie deutlich machen, erkennen lassen) — seine Erzählung war eine *Fabel*, was aber das Schicksal sprach: das *Fatum* (der Spruch), und mehrere *Fata* bildeten eine gute *Fee* nach Art der Fee Pari Banu, *Banu* heisst im Zend: Strahl und gehört zur Familie — die *Fama* ist eigentlich die Rede, *infam* was einen schlechten Ruf hat und so weiter. Der Früchte sind unzählige, die diese unscheinbare, nicht doch, diese höchst scheinbare Wurzel in den beiden klassischen Sprachen getragen hat und die in den modernen Sprachgebrauch übergegangen sind — die ursprüngliche sinnliche Bedeutung zeigen noch recht auffällig unser *Fackel* (lat. *Facula, Fax**) und unser *Fenster* (lat. *Fenestra*). Für das Fenster, das Auge des Hauses, hatte die althochdeutsche Sprache den Ausdruck: Augenthor (gotisch *Augadaurô*).

Schimmern wird gleich *scheinen* zu einer Wurzel SKI gezogen, die etwa dasselbe wie BHA, nämlich ebenfalls: erglänzen bedeutet und, welch merkwürdiger Fall von Gegensinn! — sogar den Begriff des Schattens (*Schemen*, *Σκιά*) ergeben hätte; da wir wissen, wie gefällig das *S* ist und wie gern es bei der Artikulation mithilft und die Ma-

*) *Facies*, Gesicht, Antlitz, gehört dagegen zu *facere*, machen, thun, wie *Figura* zu *fingere;* und dies zu *τίθημι*, setze, wie *Fas*, das göttliche Gesetz, das dem *Jus* der Menschen gegenübersteht, zu *Θέμις*.

lerei derselben hebt, so dürfen wir (wie auf Seite 62) eine ursprüngliche Form: KI oder GHI erschliessen, die etwa wie *[za]gh[aft]* zu sprechen gewesen wäre. Die indogermanische Aspirata GH, die im Griechischen als *X*, im Gotischen als *G* erscheint, war natürlich ebenso geeignet das Hervorbrechen, den *Eklat* des Lichtes zu versinnbildlichen, der Kehllaut entrang sich der Brust wie Wetterleuchten, wie der Funke dem Feuerstein entsprang er dem Innersten; diese Aspirata finden wir daher in der indogermanischen Wurzel GHEL, die uns oben das glühende Gold und die Lichtfarbe Gelb ergeben hat, und zwar durch den Bach des Lichtes, der im *L* rinnt, noch verstärkt.

Auf der Kombination der hellen lautlichen Lichter untereinander oder vielmehr auf der Ergänzung der einen Lichtart durch die andere, des aufgehenden Lichtes durch das fliessende Licht beruhen alle die glänzenden Namen, die Sonne, Mond und Sterne, Feuerflammen und Blitze, Edelmetalle und -steine von unsern Vorfahren erhalten haben. Diese Namen wälzen ununterbrochen feurige Wellen wie ein *Pyriphlegethon,* und der Sprachforscher ergreift sie *in flagranti.* Noch heute, wo die Artikulation so unendlich viel an Farbe und Echtheit verloren hat, glaubt man in einem Wort wie *Flamme* den heissen Atem des Elements zu spüren und das Flackern der brennenden Scheite, die Glut Lokes zu vernehmen — mit recht. Denn hören lässt sich dergleichen allerdings. Die leise Sprache der Sichtbarkeit wird verständlich, sobald man an ähnliche Dinge denkt, die lauter reden, wie beim Feuer an das Wasser und die Luft. Wir haben hier eine Probe von der Übertragung, die im Leben der Sprache ohne Unterlass in grossartigem Massstabe vor sich geht.

---

5. Uneigentlicher Gebrauch von Lautbezeichnungen. Tierstimmen dem Menschen beigelegt.

Gelinde Zweifel, die uns am häuslichen Herd aufsteigen: man wirft manche Etymologie ins Feuer — in das reinigende, das reine, das pure Element — wie es zu dieser Eigenschaft und wie diese Eigenschaft in der Sprache zum Ausdruck kam — Feuer und Schwefel — wir erinnern uns an das Anpfuien — der Glutatem Dietrichs von Bern: die Menschen gelangen zur Bezeichnung des Feuers durch den Atem, wie zur Bezeichnung des Wassers durch den Harn — Lautnachahmung ist und bleibt die Ultima Ratio — die Sprache möchte verstanden werden — sie gibt dem Hörer mit den Ahmlauten ein Andenken, hat sie keins, so muss sie eins erdichten — löblicher Kommunismus, den sie zwischen den Lautwesen eingeführt hat: die üblichen Lautbezeichnungen gelten nicht bloss für die eigentlich gemeinten Laute, sondern es geht eine massenhafte Übertragung vor sich — zumal tierische und menschliche Laute müssen für die ganze Natur herhalten: *Chantepleure* — mit unseren Lauten hauchen wir der Natur unser Leben ein, Schillers Klage ist verfrüht, die Natur keineswegs entgöttert, ein singender Baum — zu den heiligen Tönen will der tierische Laut nicht passen, trotzdem werden auch Tierstimmen auf Menschen übertragen — unsere alten Worte für die Sprache, auch die holländischen und die dänischen, klingen so, als ob gar keine Menschen gesprochen hätten, man muss sich durch Namen nicht irre machen lassen — freilich kam den Menschen in der Urzeit ihre Sprache wirklich wie ein Geschnatter und Geschnacke und Gedahle vor, denn Beobachtung geht der Selbstbeobachtung voraus, man denke an die Selbstahmlaute — auf hoher Kulturstufe setzten sich erst gewisse Ausdrücke für die Menschensprache fest, dann erschien die Tiersprache als unvollkommen und ward unserer Sprache entgegengesetzt — Dohlen und Elstern, Gänse und Hühner werden typisch, Gekläff, Gekauder, Jargon.

Es ist häufig so, dass die Etymologen, zumal die unerfahrenen, anfangen Vergleiche zu ziehn und sich für den mysteriösen Zusammenhang zwischen Worten und Begriffen zu begeistern, und dass dann plötzlich das Problem weiter zurückgeschoben wird, indem eine direkte Bezeichnung des Gegenstandes gar nicht vorliegt und der Rock gar nicht auf den Mann passt. Durch die lange Vergesellschaftung gewisser Laute und gewisser Ideen sind die Menschen in einen Traum eingewiegt worden, in den Glauben: es müsse sich gleichen, was so lange zusammengewesen ist wie ein

altes Ehepaar, das seine goldne Hochzeit feiert — da müssen sie es erleben, dass beide Teile schon früher einmal verheiratet gewesen sind und diese alten Eheleute eigentlich unrechtmässig zusammenleben und es mit der goldnen Hochzeit auf einmal Essig ist. Nicht nur dass der Rock, der so gut zu passen scheint, die Falte erst mit der Zeit angenommen hat, er war auch ursprünglich für eine ganz andere Person zugeschnitten als für diejenige, die ihn wirklich anhat. Ein uraltes indogermanisches Beiwort ist *dünn*, altindisch *tanus*, lateinisch *tenuis*. Im Englischen lautet es: *thin* und sieht gleichsam noch dünner aus als bei uns. Ja, *dünn* ist eigentlich eine Schnur, die gespannt und angezogen und durch die Spannung zum Tönen gebracht wird, wie ein gedrehter Lämmerdarm; *dünn* ist eigentlich was *gedehnt* wird und *dehnen* ein unmittelbares Klangwort, auf das wir schon einmal (Seite 22) zu sprechen gekommen sind, *dehnen* bedeutet: machen, dass ein Ding *dehnt*, *dent* und *dennt*, man *dehnt* eine Schnur, wie man eine Sense *dengelt* oder eine Glocke *läutet* — in der That enthält das Wort dieselben Laute, mit denen die Menschen glockenähnliche Töne wiederzugeben pflegen. Man möchte doch sagen: der Begriff, den wir eigentlich mit *dünn* verbinden, den uns vielleicht das deutsche *dünn* glücklich auszudrücken schien, entschlüpft uns unter den Händen wie das eingeseifte Seil bei der italienischen Cuccagna. Ein Seil ist nur deshalb *dünn*, weil es *tönt*, und eine Stimme nur deshalb *laut*, weil sie gehört wird, *θεὰ δέ μευ ἔκλυεν αὐδῆς* (Odyssee X, 311); das sind doch zum mindesten höchst indirekte Bezeichnungen. Ich hatte einen Freund, der behauptete steif und fest, in dem lateinischen *clam* — *clam*, *vi aut precario*, heimlich, gewaltsam oder bittweise, auf Widerruf, liege etwas Diebisches; nun *clam* ist ein Adverbium wie *palam* oder *coram* und heisst eigentlich: *calam* (*calo*, *oc-culo*, verberge); *Kalam* aber heisst im Orient ein Tintefass und eine Schreibstube, es klingt genau so, und dabei denkt man an den lateinischen *Calamus*. Die Tinte in besagtem Tintefasse ist recht *kumsig*, man

kann gar nicht damit schreiben, ja, *kumsig* ist sie, besser lässt sich das nicht bezeichnen; je nun, *Kums* oder *Kumst* ist wörtlich ein *Compositum*, ein *Kompost*, ein *Kompott*, in Ostpreussen nennt man den Kohl, namentlich das eingemachte Weisskraut: *Kumst* oder *Kumbst* — da wendet sich das Blättchen. Wer sich bemüht, zwischen seinen Worten und den Bedeutungen derselben Verwandtschaften zu entdecken, erlebt manche bittere Enttäuschung, unter anderen vielleicht auch die, dass *bitter* soviel wie *beissend* und *gallenbitter* gar von einem beissenden Gelbling hergenommen ist (185). *Wahrhaft merkwürdig bleibt*, sagt ein veralteter Schriftsteller, *merkwürdiger* als *Sack*, *das Wort Pein, das in allen alten und neueren Sprachen dasselbe ist. Hebräisch Pun* (?), *griechisch Πόνος* (musste heissen: *Ποινή*), *arabisch Panan* (?), *lateinisch Poena, italienisch und spanisch Pena, französisch Peine*, englisch *Pain* (und Pine) — *deutsch Pein!* — Nun, *Pein* ist lateinisch und *Poena* griechisch, *Ποινή* aber bedeutete Strafe oder Busse, was in Italien: *Multa* hiess — man hat an *Φόνος*, Mord, gedacht und *Ποινή* als Blutrache erklärt, richtiger ist wohl die Ableitung von dem Sanskritverbum *pû*, reinigen, wonach die *Pein* eigentlich: die Reinigung vom Verbrechen, die Sühne der Schuld darstellte; durch die *Pein* wird die Sünde gleichsam abgewaschen und der arme Sünder *purus*.

Der Mörder, den vergossenes Blut befleckt, wäscht sich die Hände, Pilatus thut das, da er den Heiland kreuzigen lässt, im voraus, Lady Macbeth thut es hinterher, sie kriegt ihre Hand nicht rein — das Wasser hat eine reinigende Kraft, wenn eure Sünde gleich blutrot ist, soll sie doch weiss wie Wolle werden. Eigentlich aber ist das reinigende Element nicht das Wasser, sondern die Luft, welche den üblen Geruch hinwegnimmt und dem Menschen allaugenblicklich zu Gebote steht, er braucht ja nur zu blasen und zu pusten. Wie wunderbar sich alles zusammenfügt! — Dieses Verbum *pû*, das reinigen bedeutet und aus dem das lateinische *purus* entsprossen ist, gleicht dem *Pu*, das wir

(Seite 73) bei Gelegenheit des Anpfuiens besprochen haben, auf ein Haar. *Pû* heisst eigentlich nicht läutern, sondern einfach: wehen, blasen, hauchen, griechich *πνεῖν*, wozu man eben *Pu* macht — das ist genau so wie man die Fenster öffnet, wenn der Ofen raucht oder ein schlechter Geruch im Zimmer ist. Daraus ist erst der Begriff der Reinigung hervorgegangen, und weil nun eben das Wasser ein Hauptreinigungsmittel war, so nahm *pû* natürlich auch die Bedeutung: reinwaschen an. Statt die Fenster aufzumachen, brennt man wohl auch ein Räucherkerzchen an: so bat Odysseus (Odyssee XXII, 481), nachdem er die Freier erschlagen hatte, die alte Eurykleia, Feuer und Schwefel zu bringen, damit er das Zimmer schwefeln, modern ausgedrückt: mit gasförmiger Schwefliger Säure behandeln könne, welche die krankheiterregenden Pilze tötet:

οἶσε θέειον, γρηῦ, κακῶν ἄκος, οἶσε δέ μοι πῦρ,
ὄφρα θεειώσω μέγαρον;

die Alten glaubten, der Schwefel, diese gute gelbe Sache, dieses Heilmittel (*ἄκος*), heisse geradezu: das Göttliche, *τὸ θεῖον*, doch bedeutet sein griechischer Name *θεῖον:* Räucherpulver und hängt mit dem lateinischen *Fumus*, Rauch, zusammen (sanskrit *Dhûmas*, Rauch, griechisch *θυμός*, Mut, vgl. Seite 50). Der *Thymian* diente zu demselben Zwecke. Und vor allen Dingen diente diesem Zwecke das Feuer selbst, das wie das Wasser von jeher für reinigend galt und dieses Ansehen ursprünglich dem Umstand verdanken mochte, dass es den auf der Erde schlafenden Menschen vor wilden Tieren geschützt und im Anschluss daran ein Hauptmittel abgegeben hatte, ihm die bösen Geister abzuhalten; das Feuer, durch welches Silber und Gold und bei der Leichenverbrennung die Seele selber geläutert ward:

wenn der Funke sprüht,
wenn die Asche glüht,
eilen wir den alten Göttern zu.

Aus diesem Grunde hiess vielleicht das Feuer schlechthin: das reine, reinigende Element, diesen Sinn scheint eben

das deutsche *Feuer*, mittelhochdeutsch *Viur*, althochdeutsch *Fûir* zu haben; es ist mit dem griechischen *Πῦρ* und dem lateinischen *purus*, rein, urverwandt (sanskrit *Pâvakas*, Feuer). Wir sehen, wir dürfen uns nicht verleiten lassen, hinter dem Worte *Feuer* an sich eine Lautmalerei zu suchen, wie wir sie in *Flamme*, im *Blauen Ländchen* und auf den *Phlegräischen Feldern* feinsinnig wahrzunehmen glaubten, um so weniger als das *-r* in *Feuer* nur ableitet; was uns oben an ein aufgehendes Licht gemahnte, war die indogermanische Aspirata *BH*, die im Griechischen als *Φ*, im Lateinischen als *F* und im Deutschen als *B*; aber nicht ein *P*, welches im Griechischen wieder als *Π*, im Lateinischen auch wieder als *P*, aber im Deutschen als *F* erscheint. *Flamme* ist ein lateinisches, *Feuer* ein deutsches Wort, daher zwischen beiden *F* ein grosser Unterschied. Vielmehr muss uns *Feuer* des Anlauts wegen zu allererst an das *Hagion Pneuma*, noch lauter an den heissen Atem Thors und des edlen Berner Helden mahnen, dem die Glut aus dem Munde schoss, so oft er zürnte. Diese dichterische Hyperbel findet sich auch bei andern Völkern, zum Beispiel bei den Arabern: Funken sprühten dem König Omar Alnuman aus der Nase, wenn er zürnte — in der Geschichte des Fischers Djaudar aus Kairo erscheint ein Geist Misram, der mit seinem Feuerhauche den Gegner verzehrt wie Dietrich — in derselben Geschichte sprüht Feuer aus den Nasenlöchern Schilschanums. Mit Fug und Recht könnte man sagen, dass die Menschen auf die Bezeichnung des Feuers durch den Atem genau so gekommen seien, wie auf die Bezeichnung des Wassers durch den Harn (70); der Glutatem Dietrichs gab später den rechtgläubigen Katholiken Veranlassung, den grossen König Theoderich, weil er ein Arianer war, in die Hölle zu stecken und auszusprengen: dass er im Ätna brenne. Also litt er, nachdem er bei Lebzeiten mit seinen Feinden reine Bahn gemacht hatte, nun selber die ewige Pein und ward selbst gereinigt! — Ei! es ist wirklich schön und wahrhaft merkwürdig, dass die *Höllenpein*, die im Feuer

besteht, auch etymologisch mit dem Worte *Feuer* zusammenhängt, aber von Haus aus liegt doch in beiden Begriffen nichts weiter als ein Hauch und eine *Apertio Oris*, wie sie der Papst mit den neuernannten Kardinälen vorzunehmen pflegt, hier von selbst zum *Pusten* erfolgt.

Und so ist es uns auch vorhin beim himmlischen Licht gegangen — die Laute, welche die Sprache dazu nahm, passten eigentlich auf alles andere eher als aufs Licht. Auf das fliessende Wasser, den rinnenden Bach, den blasenden Wind, irgendeinen Knall — alles Laute, die in der Natur wirklich zu hören waren und die nun von der Phantasie auf stille und absolut unhörbare Erscheinungen, um sie dem Kehlkopf dienstbar zu machen, übertragen wurden. Denn die Analogie, die der unerfahrene Wortdeuter zwischen Lauten und Begriffen sucht, wurde hier vom Volke, da es zu sprechen anhob, thatsächlich empfunden und ausgebeutet, auf diese Weise kam es eben zu einer Sprache, die über eine blosse Imitation der Naturlaute hinausging. Erst wurde die wirkliche Musik, dann die stille Musik nachgeahmt; erst die laute Sprache aller Dinge gelernt und wiedergegeben, darauf die leise Sprache. Wehe uns! — So ist die Lautnachahmung nach wie vor unsere *Ultima Ratio?* Wohlgemerkt, damit ja niemand missverstehe, um es noch einmal klar zu formulieren: soll nicht nur was schreit und brüllt, bricht und knickt, sondern auch was glänzt und strahlt, brennt und friert, duftet und blüht, alles, alles auf Nachahmung beruhn und wenn es benannt wird, in seinem Namen einen Ton der natürlichen Melodie, einen Anklang an die Stimme des Originals enthalten; die Sprache bis ins Tezet imitieren und immer wieder imitieren und wo sie nicht mehr imitieren kann, alten Ahmlauten nachtreten? —

Ja, weil der Sprache gar nichts anderes übrig bleibt; aus Lauten zusammengesetzt, ein merkliches Verkehrsmittel, eine Musik, die verstanden werden will, kann sie nichts besseres thuen als die Ohren spitzen und aufhorchen, was vorgepfiffen wird: das pfeift sie dann nach. Soll sie etwa

ins Gelag hinein pfeifen und den Leuten etwas vorphantasieren? — Sie möchte verstanden werden. Soll sie als Meisterin vom Himmel fallen, die Vorlagen in den Wind schlagen, keinem Original nachtreten, selbst Original sein? — Sie möchte verstanden werden. Soll sie pfeifen, wie geschrieben stehet: das kein Auge gesehen hat, und kein Ohr gehöret hat, und in keines Menschen Herz gekommen ist? — Aber, zum Teufel! — sie will verstanden werden.

Sind wir allwissend, dass wir Faseleien enträtseln können? Lesen wir Gedanken wie Mr. Stuart Cumberland? Braucht unser herrliches Gedächtnis keine Krücken, fällt uns die Hauptsache ein, ohne dass wir daran erinnert werden, haben wir Visionen? —

Wenn wir wollen, dass jemand an uns denke, so geben wir ihm ein Andenken, und so wählt auch die Sprache ein Andenken, das sie dem Liebling schenkt, damit er auf die wichtigen Dinge komme — sie muss alle Register ziehn, und findet sie keins mehr, so muss sie eins erdichten und dem armen Stummen eine Stimme leihen, wie man einem Freunde einen Frack leiht, in dem er mit zum Balle gehn kann — sie thut das gern und aus alter Angewohnheit, nach der freundlichen Sitte ihres Hauses, die allen Dingen von ihrem Überflusse mitteilt und unter den Lautwesen selbst eine Art Kommunismus einführt.

Es braucht keinen besonderen Scharfsinn, um die Beobachtung zu machen, dass die üblichen Lautbezeichnungen nicht bloss für die eigentlich gemeinten Laute gelten, sondern von den wahren Vätern des Lautes auf andere, vielleicht sehr unähnliche, aber ähnlich lautende Gegenstände übertragen werden. Die Ahmlaute, die oben einzelnen Menschen und Vögeln gelingen wollten, sind, so scheint es, über die ganze Erde und alle Elemente ausgeteilt, wenn man so hinhört, kann sie jedermann, wenigstens thut die Sprache so, als ob sie jeder könnte: der rollende Donner Gottes wird nicht nur von den Geschützen oder von der Nordsee oder von den Wagen, die *zum Ziele*

donnern, oder von den Gletschern, die *des Nachts so donnern,* sondern von dem kleinen Herrn der Schöpfung selber nachgemacht — wenn er recht laut und heftig spricht, wenn er mit seiner Beredsamkeit die Versammlung erschüttert, so *donnert* er wie Zeus — ein Greis sitzt er auf dem Divan, aber trotz seines hohen Alters sieht er noch wie ein reissender Löwe aus, und seine Stimme hat noch die Kraft des Donners — selbst seine gute Frau ist bisweilen ganz unmässig *aufgedonnert*, ein Volksausdruck, der uns an das *Knallen der Farben* (154) und den *Eklat* (193) erinnert. Hat er ausgeredet, so *donnert* wiederum der Beifall, er findet *rauschenden* Beifall, als käme die Meeresflut angerauscht, durch die aufgeregte Menge geht ein dumpfes *Brausen.* Zumal tierische und menschliche Laute, uns immer die vertrautesten, müssen für die ganze Natur herhalten — sie werden unvorsichtig ausgeliehen und jedem Drecke zugeschrieben. Als lebte alles. Wenn das Wasser kocht, *singt* der Theekessel, die geschmolzene Butter *kreischt*, der Platzregen *klatscht* wie mit Händen, die Rolle *quietscht* wie ein Ferkel, die englische Glocke *bellt,* die Guitarre, die das arabische Mädchen auf dem Schosse hat und stimmt, gibt einen rührenden Ton von sich, wie ein kleines Kind, das *nach seiner Mutter schreit.* Der Grenadier will wie eine Schildwache im Grabe liegen, bis er einst *Kanonengebrüll* hört — die Mordschlacht *brüllt,* der Wirbel *brüllt,* der Firn *brüllt,* die Vulkane *brüllen:* der Italiener hat dafür das Wort *Boato*, wobei er eingestandenermassen an das Brüllen der Rinder, *il Muggito de' Buoi* denkt. Zwischen dem Meerbusen von Suez und dem von Akaba ragt der vielgipfelige Gebirgsstock des Sinai empor, der Horeb, auf dem die Zehn Gebote gegeben wurden. Mit dumpfem Brausen schlagen die Wellen des Roten Meeres gegen das sandige Gestade, vor dem sich Korallenbänke hinziehn; mitunter vernimmt man durch das Tosen der Brandung wie ein Seufzen, ein ganz eigenartiges Schluchzen, was die Eingebornen: *das Weinen des Meeres* nennen. Dichter lassen wohl auch die

Wolken (67), Winzer ihre Reben *weinen* und den Wein *ausweinen* — wüssten wir nicht, dass *Wein* das lateinische *Vinum* und wahrscheinlich ein uraltes semitisches Fremdwort sei, wir könnten denken, dass der Wein seinen Namen vom Weinen habe, denn auch in den Weinkellern und in den Branntweinbrennereien *weint* es laut. Die kupfernen Destillationsgefässe nennt man Blasen, und wenn das Destillat abträufelt, so heisst es: die Blase *weine*, obgleich hier offenbar ein anderer Vergleich näher läge (Seite 69). Die Vorstellungen laufen durcheinander, daher Fischart ein andermal von *glasschwitzigem Weine* spricht, *davon das Glas wie Katharinaberg Öl weine*. Das Höchste leistet die französische *Chantepleure*, die sogar singt und weint. *Chantepleure* ist ein Trichter, wie ihn die Küfer brauchen, um Wein nachzufüllen; die Röhre des Trichters endigt wie eine Giesskanne in eine Brause, damit der alte Wein im Fasse nicht getrübt wird. Das Wort hat den Etymologen viel Kopfschmerzen gemacht; der Chevalier De Cailly quälte sich damit zu Tode, er konnte nicht begreifen, warum das Ding: *Singeweine* hiesse, er machte in seiner Verzweiflung einen Vers:

depuis deux jours on m'entretient,
pour savoir d'où vient
Chantepleure;
du chagrin que j'en ai je meurs.
Si je savais d'où ce mot vient . . .

Der arme Ritter ist wirklich zu bedauern, das Rätsel doch so leicht; er hätte nur das Ohr anlegen und horchen sollen, wie das edle Nass durchsickert. Weinend sickert — das Singen könnte man ihm allenfalls erlassen, es ist wohl möglich, dass das *Chante* auf einer Umdeutung beruht und unser *kanten* ist, bekanntlich wird der Wein bei der Lagerbehandlung *dekantiert* und auch vor der Mahlzeit abgegossen, so dass der Bodensatz in der Flasche zurückbleibt; die Karaffe, in welcher der Bordeaux, mit Schnee und Eis gekühlt, auf dem Tische steht, und aus der man sich einschenkt, heisst in England: *the Decanter*, in Italien und

Spanien: *la Cantimplora.* Im Mittelalter nannte man eine Wasseruhr, ein enghalsiges Gefäss mit durchlöchertem Boden, durch den das Wasser in einer bestimmten Zeit abfloss, desgleichen einen gewöhnlichen Heber oder Siphon: *Cantaplora.* Das Verbum *decantare,* abgiessen, nicht ausgiessen, ist ein prägnanter Ausdruck, soviel wie über die Kante, den Rand des Gefässes giessen, indem man das letztere kippt und *kantet,* gleich einem Schiff, das *kentert; Chantepleure* besagt demnach etwa: Stürze mich, so weine ich.

Wie Phaethon in den Eridamus gestürzt ist und seine Schwestern ihn beweinen, werden sie in Pappeln verwandelt, und die Thränen der Bäume fallen als Bernsteintropfen in den Strom — freilich, die Natur ist beseelt, Nymphen und Elfen beleben die Wälder und die Schilfe, eine Dryas lebt in jedem Baum. Schiller hätte sich seine Klagen ersparen können, die Götter Griechenlands regieren die schöne Welt noch, der Geist, der vom höchsten Sternenzelte bis zu den tiefsten Wogen zieht, hat seine gewaltige Stimme nicht verloren:

Die Berge spüren seinen Hauch,
Er flüstert rings im Riede;
Cypressenkron und Myrtenstrauch
Durchströmt er in lispelndem Liede. (Amaranth.)

Da Leben, wie wir nun schon mehrfach erfahren haben, mehr als an etwas sonst an Laute gebunden ist, so hauchen wir der Natur mit menschlichen Lauten, wie der Dichter der Metamorphosen, menschliches Leben ein. Wenn der Buchenwald *ächzt* und *klagt,* die Ilm bei Berka leise *murmelt,* das Schilf am Flussufer wie eine verzauberte Prinzessin, wie eine Syrinx *lispelt* und im Morgenwinde ein geheimnisvolles *Geflüster* durch das Espenlaub und durch die Pappelallee geht — scheinen uns nicht unzählige Geister zu umwehen, klingen uns nicht Menschen- und Engelstimmen silbern und hell entgegen, heisst das nicht: wir leiden wie ihr andern, wir leben und atmen wie ihr andern, wir haben eine Sprache wie ihr andern? — Die sogenannte

Mythologie ist eine uralte Poesie des Menschengeschlechts, die noch heute das All durchdringt, und wenn wir ihr auf den Grund gehn, so liegt diese Poesie vor allem darin, dass wir einmal über das andere Naturstimmen in Menschenstimmen übersetzen und gleichsam einen *singenden Baum* erschaffen, dessen Blätter ebensoviele Zungen und Kehlen sind, wie ihn das arabische Märchen auf einem Berge an der Grenze Persiens wachsen und nebst dem sprechenden Vogel und dem Goldwasser der Prinzessin Parisade in die Hände fallen lässt (Geschichte der zwei neidischen Schwestern).

Bis hieher haben wir zwischen tierischem und menschlichem Leben keinen Unterschied gemacht und die Animalität schlechthin den Pflanzen und der sogenannten toten Natur entgegengesetzt; es leuchtet aber ein, dass die lebendigen Wesen selbst ihre eigentümlichen, spezifischen Stimmen haben, dass gewisse Laute den Menschen, gewisse andere den Tieren mehr oder minder ausschliesslich angehören, zu den heiligen Tönen, die Fausts Seele in seinem Studierzimmer umfassen,

will der tierische Laut nicht passen.

Die Menschen freilich, die sprechenden Menschen, die sich soviel mit ihrer Sprache wissen, fühlen sich, wenn es darauf ankommt, keineswegs erhaben, wenigstens gibt es fast kein Geschnatter und Gebrüll, das sie sich nicht gelegentlich selbst zuschrieben. Hermann Brunnhofer hat in einer interessanten Abhandlung: die Tierstimme in der Menschensprache der Urzeit die hauptsächlichsten Ausdrücke zusammengestellt, welche die Indogermanen für sprechen haben, als *brû* im Sanskrit, *du* im Zend, *φάναι* im Griechischen, *loqui* im Lateinischen, *glagolati* im Kirchenslawischen und so weiter bis herab zu dem deutschen *sprechen* selbst — und ist zu dem Resultat gekommen, dass dieselben von Haus aus nichts weiter als ein Brummen, ein Kreischen, ein Brüllen, ein Schreien, kurz das Ausstossen ganz unartikulierter Laute bezeichnet haben. Er zieht

daraus den Schluss, dass die Sprache der Indogermanen ursprünglich auch nichts weiter gewesen sein und sich von dem Fledermausgeschwirre der Troglodyten Herodots und dem Truthahngekauder der heutigen Hottentotten nicht viel unterschieden haben möge. Dieser Schluss dünkt mich etwas übereilt — ebensogut könnte man behaupten, dass das Laub der Bäume wirklich *lispele* und der Wiesenbach thatsächlich *murmele*, während das doch eine offenkundige Übertragung von unserer Seite ist. Nein, jene Ausdrücke sind mir bloss ein Beleg dafür, dass die Menschen den Begriff ihrer eigenen Sprache nur durch eine Metapher gewonnen haben, sofern sie nicht, wie *sprechen* ganz und gar allgemein und ohne jede bestimmtere Beziehung das Hervorbrechen der Stimme und die plötzliche Explosion bezeichnen (Seite 7—9).

In Schweden *knurren* die Tauben wie die Hunde (*knurla*). Die Stimme der meisten Affen, bemerkt ein Naturforscher, ist grunzend. Nun, die Schweine *grunzen*. Hier, heisst es in der Zeitung, fing er an vor Wut und Angst zu brüllen. Nun, Löwen *brüllen*, Stiere *brüllen*. In Frankreich betrachtet man auch das Schreien der Brunsthirsche als *Rugitus* und nennt die Brunft: *le Rut;* auf Seite 85 sahen wir den *Rugitus* von dem *knurrenden* Magen ausgehn. Der Prophet denkt sich gar die Stimme Jehovahs als ein Gebrüll: *Le Seigneur rugira du haut de Sion et sa voix retentira du milieu de Jérusalem* (Joel III, 21: und der Herr wird aus Zion brüllen; in der Vulgata: *rugiet*, hebräisch ישאג). Es sind auch Kriegsgesänge bei ihnen üblich, erzählt Tacitus im 3. Kapitel seiner Germania, deren Vortrag: *Barditus* genannt, die Begeisterung entflammt; diese Stelle gab Klopstock Veranlassung, einen Schlachtgesang in dem wildkräftigen Tone der germanischen Urzeit: ein *Bardiet* zu nennen, als ob die alten Germanen Barden gehabt hätten. Die Stelle ist gefälscht, es heisst nicht *Barditus,* sondern: *Baritus* oder *Barritus,* und das war bei den römischen Soldaten die Bezeichnung des Schlachtgeschreis, eigentlich aber soviel wie Elefanten-

geschrei. *È fama che gli elefanti tra di lor favellino, barrendo colla bocca in suon mortale.* So ist das griechische Wort für schwätzen und reden: *λαλεῖν*, woher *Pasilalie*, Weltsprache, *Alalie*, Sprachlosigkeit u. s. w., eigentlich ein *Lallen*, das Kindern angehört, lateinisch *lallare*, sanskrit *lalalla;* die gesprächigen Griechen *lallten*, wie die Sachsen *datschen* und andere Menschen *dahlen*.

Auf hoher Kulturstufe pflegt allerdings die gebildete Volkssprache dem Geplapper der Kinder und der Tiere mit Bewusstsein entgegengesetzt zu werden: tierische Laute sind da gleichbedeutend mit unvollkommenen. Seit alter Zeit gelten die Barbaren für Leute, die entweder gar nicht oder doch nicht ordentlich sprechen können, das besagte eben das griechische *Βάρβαρος*, das so deutlich an *βορβορύζειν*, kollern, und an das lateinische *balbutire*, stammeln, anklingt — die Barbaren stehen da wie Klötze, wie Stöcke, wie Mehlsäcke, daher heissen sie (wie die Deutschen in Russland) *Njemetz*, die Stummen, die Sprachunfähigen; oder (wie die Sklaven auf Cuba, die kein Spanisch können) *Bozales*, die Maulkörbe — und wenn sie ja den Mund aufthun, so *krächzen* sie wie Raben, *kaudern* sie wie Truthähne, ihre Sprache ist ein misstönendes *Kauderwelsch*. Genau so machen wirs mit unsern eignen Landsleuten, wenn sie keine gute Aussprache, keine schöne Stimme haben, wir vergleichen sie mit den Tieren, namentlich gewissen Vögeln, die für uns Typen der unverständlichen und der garstigen Rede sind.

Von einem schlechten Sänger sagen wir: er *krähe*, alte Weiber fangen an zu *krähen*, wenn sie etwas im Kopfe haben, noch abscheulicher ist *krächzen* — wenn einer schlecht vorliest, so sagt der Franzose: *qu'il ânonne*, er liest wie ein Eselchen — und wenn der Kandidat auf der Kanzel mit einer süssen flötenartigen Stimme predigt, so findet man: er spreche nicht, er *zirpe*.

albern wie ein Stutzer plaudern,
wie ein Waschweib wirst du kaudern. (Schiller.)

Dass die Zeitungen, die *Gazetten* nach der Elster, italienisch *Gazza*, genannt worden seien, weil sie wie Elstern plaudern, ist gewiss eine reizende Vermutung, die Elster in der That ebenso geschwätzig, wie diebisch, im Frühlinge, vor und während der Paarungszeit kann sie ihr rauhes *Schak* und *Krak* stundenlang wiederholen, überall, in Italien, Deutschland und Frankreich, gilt sie für eine Plaudertasche (*jaser comme une pie*). Die Italiener sprechen ganz in demselben Sinne auch von der (Seite 109 erwähnten) Kalanderlerche: *Dio mio, che Calandra, non si cheta mai.* Auf dem Lande sind die schnatternden Gänse und Enten, die unersättlich gackernden Hühner wie gemacht, um Vorbilder für den Wasch und Klatsch der Weiber abzugeben — es ist bemerkenswert, wie sich *waschen, klatschen, klappern, kläpfen* selbst von einfachen Naturlauten zu Sprachlauten und zu den unruhigen Bewegungen menschlicher Plappermäuler aufgeschwungen haben; von den Gänsen, genau betrachtet von den Gänserichen (wie denn in der Sprache häufig ein Geschlecht herhalten und gleichsam für beide leiden muss, vergleiche *Rätsel der Sprache,* Seite 95) haben die Franzosen das Wort *Jargon* für die eifrige Unterhaltung am Kaffeetisch, demnächst für das Kauderwelsch gewisser Klassen und das unverständliche Gerede geschlossener Gesellschaften entlehnt, das *Jargon* ist ein Gegänser, denn: *le Jars jargonne.* Alle anderen Erklärungen sind unwahrscheinlich.

Es liegt für unser Gefühl, einzelne Lieblinge der Schöpfung ausgenommen, immer etwas Verächtliches darin, die Sprache eines Menschen mit der eines Tieres zu vergleichen; selbst die reinen Naturlaute möchten wir für uns behalten und nicht gern mit den Kolkraben kolkern (85, 87) oder, wenn wir husten, mit den Hunden bellen oder, wenn wir verliebt sind, mit den Tauben girren oder, wenn wir lachen, wiehern wie ein Pferd — und doch begegnen wir derartigen Vergleichen auf jedem Schritt und Tritt, mit ihnen schlägt sich *Frau Schnips* bis zur Himmelspforte durch:

Das Mäulchen samt dem Zünglein flink
Sass ihr am rechten Flecken;
Sie schimpfte wie ein Rohrsperling,
Wenn man sie wollte necken.

Da kam Hans Mors und zog den Strich
Durch ihr Schlaraffenleben.
Zwar belferte sie jämmerlich,
Doch musste sie sich geben.

Sie klaffte fort, den Weg hinan,
Bis vor die Himmelspforte —

klaffen, mit der Nebenform *kläffen*, desgleichen *belfern* ist bekanntlich soviel wie bellen, namentlich einen kleinen Hund, einen infamen Köter lässt man *kläffen*, französisch *glapir*, in Ostpreussen *keitern* und ins Menschliche übersetzt: keifen, zanken, schimpfen. *Bellen* selbst wird wie *knurren* gar häufig auf den Eifer der Menschen angewandt, *eifern* ist wahrscheinlich nur eine Iterativbildung zu *(k)eifen*, das zanken und bellen ausdrückend. Was wir bei den Selbstahmlauten erfahren haben: dass die Menschen die Sprache der Tiere besser zu kennen und lieber nachzuahmen scheinen als ihre eignen Laute, fällt uns hier abermals aufs Herz — sie thuen immer wieder so, als ob sie erst von den Tieren sprechen gelernt hätten, und so sehr sich unsere Eitelkeit dagegen sträubt: sie habens in der That.

Das macht nichts aus, dass wirs zuletzt so herrlich weit gebracht haben und nun mit Geringschätzung von der Höhe unserer Kultur auf die tierischen Laute herniedersehn — unsere Sprache ist doch nur ein erbärmliches Geschnatter und Geschnacke. Wie sollten wir sie denn höher schätzen, wenn sie es selbst nicht thut? — *Snateren* und *snakken* sind in den Niederlanden noch heute die üblichen Ausdrücke für menschliches Geschwätz, in Dänemark heisst reden, sprechen: *snakke*, wir selbst brauchen das Wort *Schnake*, das vielleicht eine tiefe Beziehung zu dem gleichnamigen Insekte hat, für eine lustige Erzählung, für Gerede das Wort *Schnack* und die Ablautformel *Schnickschnack* für

dummes Zeug. Nun *schnacken*, in Bayern *schnackeln* sie beim Tanze mit der Zunge und mit den Fingern, ist um kein Haar besser und vornehmer als *schnattern*, letzteres nur eine Iterativbildung zu *schnatten* und dies eine dental auslautende Nebenform von *schnacken*, wie denn die Explosivlaute bei Naturausdrücken häufig wechseln. Das sind Verba wie im Lateinischen *blaterare* und *blatire*, wie im Französischen *caqueter* oder *babiller*, wie unser eignes *babbeln*, *schwafeln* oder *dahlen*, welches letztere zwar nicht ohne weiteres mit dem englischen *to tell*, erzählen, und dem holländischen *tellen*, zählen, respektive mit *Tale*, Erzählung, und holländisch *Taal*, Sprache, zusammengestellt werden darf, sintemal *tellen* im Hochdeutschen: *zellen*, *Tal* im Hochdeutschen: *Zal* ergeben muss und (*zählen*, *Zahl*) ergeben hat, eher liesse sich an das lateinische *fari* denken, immerhin als ein nahe verwandter Naturausdruck betrachtet werden kann. So hängt doch das verächtliche deutsche *dalken*, schwerfällig, kindisch reden, sicherlich mit dem englischen *to talk*, sprechen, und dem niederdeutschen *Talk*, Geschwätz, zusammen. *Taalman Kip* war der Name eines holländischen Ministers, derselbe bedeutet wörtlich: Dolmetscher Huhn. *Kip* ist Lockruf für Hühner und, wie gewöhnlich: Huhn; *Taalman:* Sprachmann, wie *Taalmeester:* Sprachlehrer. Der Dolmetscher heisst auf holländisch und schwedisch auch *Tolk*, und vermutlich steckt die Wurzel in dem interessanten Worte *Dolmetsch* selbst. Wir haben einen Vogel, welcher dahlt und namentlich während der Zeit der Liebe allerliebst schwatzt, auch menschliche Worte und den Hahnenschrei nachahmen lernt, das ist die Dohle. Kein Zweifel, dass sie, die eigentlich *Dahle* (mittelhochdeutsch *Tâhele*, althochdeutsch *Tâhâ*, *Dâhâ*) heisst, ihren Namen von ihrem vielen Plaudern und Dahlen hat; in Norddeutschland ist *Tâlke:* Dohle und Schwätzerin, genau so wie die Elster identisch mit einer Plaudertasche war. Ganz denselben Ruf hat die Dohle in Italien, wo sie, das Wort entspricht dem deutschen: *Taccola* heisst; denn es ist nicht ganz richtig, wenn Diez *Taccola* mit Elster über-

setzt, Dohlen und Elstern haben zwar etwas Ähnliches, werden aber unterschieden, es gibt *Gazze* und *Taccole*, das wissen die neun Töchter des Pieros, die sich mit den Musen in einen Wettstreit einliessen und in Vögel verwandelt wurden. Die alte *a*-Form lebt noch in Bayern fort, berühmt sind die *Domdachln* in Regensburg, die in den hohen steinernen Pyramiden der beiden Domtürme nisten und durch ihr durchdringendes Geschrei jedem Fremden auffallen. Es wäre daher nichts Gesuchtes, wenn man sagte: dass die Holländer ein Huhn und eine Dohle zum Minister hätten.

Beobachtung geht der Selbstbeobachtung voraus. Man muss annehmen, dass den Menschen der Urzeit ihre Sprache wirklich wie ein Geschnatter, ein Gebabbel, irgendein unartikulierter Naturlaut vorgekommen sei; dass sich allmählich, wie die Bildung fortschritt, einzelne unter diesen unwürdigen Ausdrücken für die Menschensprache festsetzten und nun die, welche den Tieren und den Kindern verblieben, auf Menschen angewandt, halb niedrig, halb komisch klangen. Indessen wolle man sich durch blosse Namen nicht irre machen lassen — man hat nicht gerade nötig, mit Brunnhofer anzunehmen: dass eine Sprache, die ein Gebrüll genannt wurde, auch wirklich nichts weiter als ein Gebrüll gewesen sei. Vielmehr mag hier nur eine jener leichtfertigen, unüberlegten Übertragungen stattgefunden haben, denen wir die edle Sprache des Menschen in diesem Buche nun schon so oft ausgesetzt sahen und deren Reihe (auf Seite 5 ff.) mit dem Erbrechen anfing. *Τόσον ἔβραχε χάλκεος Ἄρης* (Ilias V, 859) — dieses homerische *ἔβραχε*, das von den Etymologen nicht uneben mit dem *Barritus* der römischen Elefanten und Soldaten und dem *Βρύχημα* der Löwen zusammengestellt wird, hätten wir damals mit anführen können; da es ein echter Naturausdruck ist, so darf man auch erwähnen, dass im Türkischen ***bagyrmak:*** schreien und, es wird das wie beim heiligen Hieronymus und beim heiligen Urmenschen sein, ***Bagyrsak:*** Darm und Eingeweide

heisst. Wer die Übertragung begriffen hat, besitzt den Hauptschlüssel zum Märchenschloss der Sprache und zu allem sprachlichen Wesen und eben zum Wort *Sprache;* Nachahmung und Übertragung, Imitation und erweiterte Imitation ist alles.

Wie aber unsere Lautbezeichnungen uneigentlich gebraucht und auf heterogene Laute übertragen werden konnten: also waren sie auch für absolute Nichtlauter zu gebrauchen. Das ist nur eine andere Art Metapher. Man beliebe weiterzulesen.

6. Lautbezeichnungen auf Nichtlauter übertragen. Wert der Sprachlaute im einzelnen.

Fünf Brüder, die alles gemein haben — unter den fünf Brüdern ist der Gehörssinn der älteste, er nimmt eine führende Stellung ein — daher die Annahme: dass die ganze Welt spreche, im gewöhnlichen Sinne, mit menschlichen Lauten spreche und wir ihr nur nachzusprechen haben — die erweiterte Imitation um nichts wunderbarer als die unmittelbare Nachahmung, Sinnesschärfe und Talent kommen dabei ebensogut zur Geltung — wie fein die Menschen hören, wie empfindlich sie gegen Fehler in ihrer eignen Sprache sind — weil die Natur, der sie nachsprechen, selbst so peinlich gewesen ist — das Alphabet der Urweltsprache: von den Vokalen ist wenig zu sagen, sie dienen nur dem Ausdruck der Stimme überhaupt, das wird dreimal wiederholt und doch von Länge und Kürze, Langsamkeit und Geschwindigkeit manches vorgebracht — destomehr von den Konsonanten, die den Dingen in den Mund gelegt werden, indem man ihnen menschliche und tierische Naturlaute vermöge einer poetischen Übertragung zuerteilt — notabene, wenn die Konsonanten nicht mechanisch vor- oder angetreten sind oder die Malerei bloss verstärken — jeder Konsonant hat eine eigne Ausdrucksfähigkeit, es gibt Kratzbuchstaben, Springbuchstaben, Stehbuchstaben und Schwimmbuchstaben, wie der Mund platzt, so platzen viele Körper, wie der Mensch bricht, so bricht viel — der Auswurf des menschlichen Mundes vorbildlich für alle Sprünge und Wurfbewegungen, eigene sowie fremde — aber es ist ein grosser Unterschied, ob der Explosivlaut im Anlaut oder im Auslaut erscheint, im letzteren Falle klingt der Verschluss vor, die Explosion wird ignoriert; Rückblick auf die indogermanische Wurzel LUK — ein doppelter Typus ist das *R:* Hundebuchstabe und Flussbuchstabe, respektive Lichtbuchstabe, dieser mit *L* identisch — die Laute werden auf natürlichem

Wege frei, wenn die tierische Maschine im Gange ist, darauf zwingt man sie bestimmten Wesen auf und erschafft Typen nicht bloss für die Welt der Töne, sondern auch für die Welt des Scheins, die wir vermöge einer Art Halluzination zu einer lauten machen — Gehörshalluzinationen und -illusionen, die Einbildungskraft hilft uns in die Sichtbarkeit hinein — Rekapitulation.

Löblicher Kommunismus, heilige Ordnung, die das Gleiche frei und leicht und freudig bindet, Idee der ersten Christen! — Unsere eigenen Sinne scheinen Anhänger dieser gefährlichen Theorie. Sie wollen alles gemein haben und teilen sich wie Brüder gegenseitig mit; der Ananias, der etwas unterschlägt, mag sich nur pappen lassen. Was einer hat, gehört allen; man gibt einem jeglichen was not ist. Wo wäre die Eigenschaft, der leise Duft, der Posten, den ein Sinn für sich behalten dürfte? — Hat die Zunge ein wenig Süssigkeit geschmeckt und erfahren, wie Honig thut, gleich kommt die Nase und sagt: mir duftet die Lindenblüte süss. Das Ohr will nicht zurückstehn und verlangt eine süsse Melodie, süsse Klänge, süsse Worte. Ach, und das süsse Gefühl, die süsse Liebe! — Dass es aber auch für die Augen etwas Süsses gibt, beweist mir mein Jud Süss. Mit der Bitterkeit ist es geradeso — bitter wäre wohl eigentlich nach unsern Auseinandersetzungen (198) der Hund, indem er beisst; demnächst der Rauch, der uns in die Augen beisst, die Winterkälte, die uns in die Finger beisst — das Bitterste ist doch die Galle, die uns gleichsam in die Zunge beisst. Die Griechen sticht sie in die Zunge wie eine Pike, sie gewannen den Begriff der *Πικρότης* aus dem Stechen, *πικρός* kann in jedem Sinne mit *pikant* verglichen werden, *Mixed Pickles* sind *Πικρά*. Reich ist die Entwickelung des griechischen Begriffs, fast noch reicher als die des deutschen. Da wir uns in der Einleitung (Seite 17 ff.) um die physiologische, zum Sehen und Hören erforderliche Zeit gekümmert haben, so ist dem Leser vielleicht die Thatsache willkommen: dass natürlich auch über dem Eintritt der Geschmacksempfindung eine gewisse Zeit vergeht, ganz kurze Zeit beim Salze, etwas mehr bei

Süssigkeiten und Säuren, die meiste bei einem Bittern. Als ob uns die gütige Natur die Bitterkeit des Lebens so lange als möglich ersparen wollte. In einem Russischen Salat schmeckt man den Hering eher als die saure Gurke und in einer Makrone den Zucker früher als die bittere Mandel. Daher man es gleich gewahr wird, wenn die Suppe versalzen ist, aber den Wermut erst merkt, wenn man den Absinth im Magen hat. *L'amaro tienlo caro*, sagen sie in Italien. Isoliert, vom Geruch, namentlich aber von seinem Lebensgefährten, dem Gesicht getrennt, versagt der Geschmackssinn überhaupt — der geübteste Weinkenner vermag im Dunkeln nicht Rotwein und Weisswein zu unterscheiden; als woraus man sieht, dass die Sinne nicht bloss verträglich, sondern auch wie die Sympathievögel unzertrennlich sind.

Unter den fünf Brüdern ist der Gehörssinn der älteste und wie billig der führende, überall eintretende und verantwortliche. Seinen Namen trägt die ganze Sippschaft, er herrscht, er schmeckt, wie es gleich wieder heisst, bei allen Sinnen vor. Der nächstälteste ist der Gesichtssinn: schon dieser ordnet sich dem Erstgeborenen in allen wesentlichen Punkten unter, davon haben wir Proben — die drei Jüngsten folgen dem Grossen erst recht, unternehmen nichts ohne seinen Rat, erhalten von ihm wie von einem Ammon und Leithammel die Richtung. Und so kommt es, dass nachgerade die ganze Sinnenwelt nach der Pfeife des Gehörssinns tanzt und alle Empfindungen, wie es auch wieder heisst, von ihm gefärbt erscheinen, was wir die letzten Kapitel über so ausdrückten, dass wir den Dingen eine stille Musik zuschrieben — nicht als ob sie dieselbe wirklich in sich gehabt hätten, aber die eigentümliche Geistesbeschaffenheit, der natürliche Hang der Menschheit zu Tonerscheinungen brachte es so mit sich, diese Hauptneigung bewirkte, dass man auch dort etwas zu hören glaubte, wo nichts zu hören war, sie verlieh gewissermassen allen Wesen eine musikalische Tendenz.

Der ganzen Welt eine Sprache, eine Lautsprache, eine aus Vokalen und Konsonanten zusammengesetzte Sprache — diesen simpeln Sprachbegriff haben wir schliesslich für das tiefe Mysterium einer Sprache ohne Worte eingetauscht. Es ist ja nur die letzte Konsequenz der entwickelten Anschauung: die menschliche Sprache als das allgemeine Echo der um uns webenden Naturlaute aufzufassen und die Rudimente der Worte, die wir brauchen, auch in die nichtlautende Wirklichkeit als nachahmungswürdige Vorbilder zu verlegen. Die Menschen lebten zuallererst in Lauten, viel mehr als in Farben oder Düften und andern Erscheinungen; eine Welt, die sie nicht kannten, offenbarte sich ihrem suchenden Gemüt in Klängen, Töne waren die Form, in welcher sich ihnen das Rätsel des Daseins löste, tönend schloss die Erde wie eine Memnonssäule den harten Busen auf und zeigte ihr Inneres. Sie ergoss sich in Klagen wie die vielbrüstige Artemis, sie brach aus wie die Orgel im Glaspalaste zu Sydenham, die 4598 Pfeifen hat, sie, die reiche Göttin warf mit Wurzelkeimen um sich wie ein Säemann mit Korn. Es kam nur darauf an, die Keime aufzufangen und ihnen das gute Land zu gewähren, in dem sie wachsen konnten. Die Sprachforscher denken nur immer an das Volk, sie hören gewissermassen erst, wenn ein Mensch auf die Kanzel steigt, sie haben fortwährend ihre Wurzeln im Kopfe, ihre einsilbigen, dreibuchstabigen Wurzeln, die ihnen wie Manna vom Himmel zu fallen scheinen. Nun ja, die Wurzeln sind freilich die ersten Abzüge vom Satze der Natur, aber sie gleichen doch nur den Worten, die der Schriftsetzer aus Typen zusammensetzt, die Typen hat der Setzer nicht erschaffen, er nimmt sie aus den Fächern des Kastens, der vor ihm steht. Die Natur ist der grosse Setzkasten, aus dessen Fächern der Mensch die verschiedenen Lettern in den Winkelhaken seines Verstandes schiebt, wo er Zeilen zusammenstellt. Die bleiernen Lettern heissen Typen, weil alle Buchstaben, die auf dem Papier erscheinen, Abklatsche derselben sind; der Vergleich

ist umso treffender, als wir in unserem Munde auch nur eine beschränkte Anzahl solcher Typen zur Verfügung haben, die in allen Sprachen des Erdkreises wiederkehren. Denn wollen wir ganz genau und recht aufrichtig sein, so müssen wir sagen: der Setzkasten ist der Mund, in dessen Fächern die Laute der Sprache wie bewegliche Lettern liegen; die Menschen stellen sich vor, dass alle Wesen, auch die stummen Wesen, so einen Mund besitzen und so sprechen wie wir; darum sind unsere Laute auch wie Typen zu gebrauchen. Aus Farben und Lichtern, aus Spitzen und Ecken fühlen wir sie feinhörig heraus, die stille Welt, die Faust im ewigen Abendstrahl zu seinen Füssen sieht, spricht ihn leise gedämpft mit Mutterlauten an, so gut wie die rührende Trommel der Natur; diese Laute kann er nachmachen — setzen, wenn er Lust hat, denn es ist ja seine Sprache, sein eignes Stammeln und Artikulieren, was er ahnungsvoll vernimmt.

Und sein Nachahmertalent bewährt sich von neuem glänzend: die grössere oder geringere Korrektheit in der Auffassung der Naturlaute, den mehr oder weniger glücklichen Takt, womit der arme Imitator vorhin das Jauxen eines Hundes, das Aufkreischen des gegriffenen Huhnes traf, bemerken wir abermals. Die musikalische Tendenz der Welterscheinung zugegeben, ist die erweiterte Imitation nicht wunderbarer als die gewöhnliche Nachahmung; Sinnesschärfe, Geschick, Anpassungsfähigkeit kommen in dem Phantasielande der Übertragungen zu derselben Geltung wie in der nüchternen Welt der Töne. Es ist ja eben kein fremdes, sondern immer das alte Land, in dem sich der Kehlkopf tummelt, er klebt an der Scholle des Gehörs, er verlässt seine Heimat nicht wie Kant, er kann sie niemals verlassen, und wäre er nach Thule verschlagen und hätte er die Linie passiert, er befände sich immer noch zu Hause in Königsberg, weil er sich nach Hause träumt:

caelum, non animum mutant, qui trans mare currunt.

Es gibt ein reizendes Lustspiel: Durchs Ohr, das darauf hinausläuft, dass die Menschen *durchs Ohr* am häufigsten zusammengeführt, am wirksamsten bezaubert werden, und wie für uns (10) geschrieben ist; *durchs Ohr* zieht nicht bloss die Liebe, nein jedwede irdische Bekanntschaft, alle Erinnerung und Wissenschaft des flüchtigen Lebens ein, bis in den tiefsten Traum verfolgt uns, wie Bruder Berthold sagt, die mannigfaltige süsse Stimme, die die Welt hat, eben der Weltentraum, den wir haben, handelt von gar nichts anderem, wir gehen ins Freie und glauben uns umzusehn, und doch kommen wir aus den Sinnestäuschungen, den Gehörshalluzinationen nicht heraus. Man weiss, wie gut die Menschen hören, dass sie es merken, wenn eine Saite nur um ein Zweitausendstel verkürzt wird oder ein Sänger nur um den hundertundneunzigsten Teil einer Note höher singt; man weiss, wie empfindlich sie gegen die geringste Abänderung in ihrer eignen Sprache sind. Reicht nicht ein einziger Hauch, eine etwas stärkere Artikulation, eine Länge oder Kürze, die ein Fremder versieht, hin, um unser Ohr zu stören und das Verständnis zu erschweren, ja zu hintertreiben? Unterscheiden wir nicht

Rogen, *Roggen*, *Rocken* und *Rochen*,
Flug, *Pflug* und *Fluch*,
Muhme und *Mumme*,
Muse und *Musse*,
Medrese und *Mätresse*,
Kuhmist und *Kumys*,
Backware und das *(Looking) backwards* von Bellamy,
Pirogen und *Piroggen*, *Lokomotive* und *Lokomobile*,
Geiser und *Kaiser*, *Littré* und *Littrow*,
Brugmann und *Bruchmann*

und ähnliche Namensvettern aufs allerdeutlichste, wenngleich gerade die beiden Gelehrten zu ihrem beiderseitigen Leidwesen so gern verwechselt werden? — Woher kommen denn aber jene feinen Abstufungen, wie sie in den verschiedenen Naturausdrücken und am Ende auch in den obigen Worten, die zwar der Natur nicht mehr nahe stehen,

aber ihr doch auch einmal nahe gestanden haben, zu Tage treten? Wie geht es denn zu, dass wir eine spezifische Bezeichnung für das *Ticken* der Uhr und eine andere für das *Tippen* des Fingers haben, dass wir die Thüre *knarren*, aber den Hund *knurren* lassen? — Die Ursache ist doch wohl die, dass wir solche Abstufungen erst in der Natur, sozusagen der Urweltsprache selber gewahr geworden sind und sie, soviel an uns war, mit unsern Ahmlauten haben wiedergeben wollen. Die Natur hat uns vorgesprochen, wir sprechen ihr nach. Freilich wirkt nun die angeborne Lust zur Übertragung der Sauberkeit des Gehörs entgegen: man muss eben nicht bloss mit der Kunst, sondern zugleich mit der Bequemlichkeit und der Phantasie des Imitators rechnen; sie verführt ihn, den gewonnenen Ahmlaut flugs auf einen andern Naturlaut anzuwenden, der ihm gerade zwischen die Finger kam, wie wir eben erst die schmerzliche Erfahrung machen mussten, dass nicht bloss die Hunde, sondern auch die Tauben, die Menschen, ja, die leeren Eingeweide *knurren*. Von Anfang an (Seite 6) haben wir darauf aufmerksam gemacht, dass die Menschen in der Auffassung und Behandlung der Naturlaute keineswegs ängstlich und pedantisch, sondern höchst inkonsequent sind — man kann das einmal darauf schieben, dass das Gehör nicht die nötige Schärfe hat. Eine französische Jagdgesellschaft geht einer Blaumerle nach, die singt. Nach langem Suchen stossen sie endlich auf einen alten Köhler, der hinter einer Buche kniet und ein Epheublatt zwischen den Zähnen hat, auf dem er pfeift, *qu'il froue* (115), um die Vögel anzulocken. Das war eine Verwechselung; sie hatten die *Frouée* nicht erkannt. Die Vögel selber lassen sich täuschen, täuschen sich untereinander, Menschen und Tiere betrügen sich gegenseitig (110), weil sie nicht gut hören. Man kann es zweitens darauf schieben, dass nicht alle Menschen gleich geschickte und gleich geübte Nachahmer sind, sondern die meisten nur stümpern, aber ihre Stümpereien aus Gefälligkeit verstanden und für voll gerechnet,

ja, weiter verbreitet werden. Denselben Beifall ernten sie vielleicht, wenn sie aus Nachlässigkeit eine alte Bezeichnung wählen, weil sie sich nicht die Mühe nehmen wollen, eine neue, angemessenere zu erfinden, was der dritte Grund ist. Viertens spielt ihnen etwa die Einbildungskraft einen Streich, indem sie die Naturlaute untereinandermischen und eine Stimme auf die andere übertragen. Daran haben wir im vorigen Abschnitte gedacht, als wir uns mit dem uneigentlichen Gebrauch von Lautbezeichnungen beschäftigten; die übertragende Phantasie ist eine Hauptquelle scheinbarer Irrtümer, die doch nur auf dichterischer Anschauung beruhen.

Sie begleitet uns nun auch in das stille Reich des Lichts und der lautlosen Sinnenwelt; ihr allein danken wir den Einlass in dieselbe und die Möglichkeit von noch etwas anderem zu reden, als von dem, was in unsern Ohren gellt. Auf die Illusion, die doch immer durch einen wirklichen Laut hervorgerufen wird und sich nur über die Natur desselben täuscht, folgt jetzt die reine Halluzination, die Klänge vernimmt, wo nichts klingt. Gut oder schlecht zu hören gibts nichts mehr, an Nachahmung von Lauten ist nicht mehr zu denken, weder an geschickte noch an ungeschickte, dass wir einen Vorrat von alten Lautbezeichnungen besitzen und es bequem haben könnten, hilft uns allein noch nichts, wenn unsere Münze in dem fremden Lande keinen Kurs hat, so sind wir gepritscht. Aber die Phantasie bleibt uns treu, sie hilft uns, sie verschafft uns Geld, nämlich sie macht, dass unser Geld angenommen wird, dass wir alle unsere Silberstücke loswerden, auch die schlecht und ungenau geprägten. Eine leise Sprache, eine geheime Artikulation der Mutter Erde wird ausgedacht. Für sie waren unsere Vorfahren genau so empfänglich wie für das laute Tipp und Tapp; genau so empfindlich. Kaum dass wir jetzt nachzuempfinden imstande sind, was sie alles auf Grund ihrer Halluzinationen, in ihrem schönen Wahnsinn empfunden haben. Ja, die Welt war ihnen ein hallendes Orakel,

eine ununterbrochene Sprache Gottes. Wenn sich die Sonne plötzlich verfinsterte, wenn sich vor ihnen ein jäher Abgrund aufthat, wenn die Blume welkte, der Sommer schwand: da war es, als ob diese Sprache plötzlich stockte, als ob der Natur die Stimme versagte, als ob sie nicht mehr weiter könnte. Und wenn etwas Ausserordentliches zu sehn war, wenn ein Komet über das Himmelsgewölbe hinzog, der Regenbogen wie eine lichte Brücke über das Thal gespannt ward, eine Bergspitze wie ein Horn oder wie ein Riesenzahn am Horizonte schreckte: da war es ihnen, als ob die Dinge auf einmal anders sprächen als gewöhnlich, als ob sie mit Zungen redeten, als ob sie etwas Neues gelernt hätten. Wie jeder Baum, jede Jahreszeit sprechen müsste, wussten die Jungen nur zu gut: sie konnten das Jahr auswendig wie ein Buch und ihre Gegend wie Mahlmanns Vaterunser; sie hatten es tausendmal gehört. Gehört von ihren Eltern, den Urvätern; und von der grossen Mutter, der sie auf dem Schosse sassen. Was sie ihnen zuraunte und erzählte, ihr liebes, trautes Geplauder, das wundersame Heiopopeio ging ihnen durch Mark und Bein. Es klang ihnen wie ein uraltes Märchen, wie ein Lied vom Leben und vom Sterben, vom Morgen und vom Abend, vom Frühling und vom Herbst, von allem Süssen, was Menschenbrust durchbebt, von allem Hohen, was Menschenherz erhebt — die Mutter sang wundervoll, sie sang mit tiefer Stimme, sie fuhr mit schaudernder Hand über die Saiten der Seele, die wie ein Saitenspiel gestimmt war. Muttersprache, Mutterlaut, o, so wonnesam, so traut, wer könnte dich je vergessen! Natur, wer missverstünde einen deiner Töne! — Denn auch wo du verstummst, übergibst du deinen Söhnen den Schlüssel zu deinem schweigenden Geheimnis — die Taubstummen schickst du in die Schule, wo sie sprechen lernen und sich an guten Mustern bilden können — die Kinder, die nach dir verlangen, die sich nach deinem Herzen sehnen, die den Mutterlaut vermissen, lehrst du übertragen, verweist du auf die klingenden

Vorbilder in der Welt der Töne, auf die Vorsänger, deren Stimme hell über die Erde schmettert, die ihre alten Weisen kräftig intonieren, in deren Lied der ganze Chor begeistert einstimmt, sie thuen, wie Salomo sagt, ihren Mund auf für die Stummen und für die Sache aller, die verlassen sind —

dann strömte himmlisch helle des Jünglings Stimme vor,
des Alten Sang dazwischen, wie dumpfer Geisterchor.

So wird allen geholfen, die stumme Hälfte der Welt ist durch ein Wunder geheilt wie Zacharias, und die mütterliche Losung braust von Chor zu Chor. Wieder horchen die Kinder, wieder haben sie etwas zu trällern und nachzumachen — mit Hilfe der gelernten Übertragung kommt die Imitation im Grunde immer wieder auf ihre ersten Anfänge zurück.

Es erübrigt nun noch, die Galerie der gedachten Vorbilder durchzugehn, die Sprachlaute einzeln um ihre Meinung zu befragen und unsere zerstreuten Beobachtungen zu sammeln. Die Gelegenheit, bei welcher sich der Laut von selbst im Leben des Menschen einstellt — das erste Ding, dem er vom Nachahmer in den Mund gelegt wird — die andern Gegenstände, auf die man ihn überträgt — die stummen, lautlosen Wesen, die ihn endlich auch noch lernen müssen, weil es Frau Phantasie befiehlt — das hätte nacheinander liebevoll zu prüfen, wer mit seiner Sprache ins Reine kommen will. Die drei ersten Punkte haben wir so ziemlich abgethan, wir stehen jetzt bei dem letzten, bei den geheimen Vokalen und Konsonanten der Natur — was sie in stiller Nacht, im Traume unserem inneren Sinne vorsagt, wie die andere Welt artikuliert, die unsern Ohren verschlossen ist, was in dem unentdeckten Lande für eine Sprache gesprochen wird und wie die Natur, der wir überall nachsprechen, *Vox repercussa Naturae* indirekt auf uns wirkt, davon möchten wir noch eine Probe geben. Eine Probe nur, eine Seite aus dem *Tableau parlant* — tausendfältig

sind die Beziehungen, welche die Laute im träumenden Gehirn der Menschheit zu Nichtlautern haben, untereinander oft ganz und gar unvermittelt, springend, ein Thor, wer sie alle auf eine einzige bringen wollte; wir begnügen uns, einige Zusammenhänge hinzuwerfen, die wirklich feststehn.

Von den Vokalen ist nicht viel zu sagen. Die Vokale haben etwas Gleichgiltiges, etwas Unbestimmtes, sozusagen Abstraktes, das nur die Stimme als solche im allgemeinen zur Geltung bringt; die Schreie der Menschenkinder, die Lockrufe der Vögel reduzieren sich, wie wir so oft hervorgehoben haben, auf sie. Nur Tiere und Menschen haben überhaupt Vokale, so dass nur ihnen Vokale nachzusprechen sind; wenn die Nachahmung andern Wesen Vokale leiht, so thut sie das mehr oder weniger willkürlich, niemand kann sie kontrollieren. Die Vokale wechseln fast ohne Regel; die Vokale kommen und gehen nach Bedürfnis; sie scheinen im eigentlichsten Sinne unbedeutend. Die Hauptsache sind die Konsonanten.

Von den Vokalen ist nicht viel zu sagen; höchstens etwa, dass ihre Länge oder Kürze für die räumliche Ausdehnung und die Dauer einer Handlung massgebend erscheint. Die Quantität der Silben ist wirklich wie ein Mass, das wir an die langen und kurzen Dinge dieser Welt anlegen, und wie eine dritte Dimension, die zu der des Raumes und der Zeit hinzukommt: wenn wir bei *lang* und *kurz* schon Wege und Tage, Bohnenstangen und Predigten zusammenwerfen, so messen wir nun auch noch die Töne und die einzelnen Silben, aus denen sich die lange Predigt zusammensetzt, über dieselbe Elle, die wir das *Metrum* nennen; wie sollten wir nun nicht wieder unser Metrum der Ewigkeit und dem unendlichen Raume unterschieben? — Wir sagten oben (153), es wäre unnatürlich, das *descendit de coelis* in aufsteigender, das *ascendit in coelum* in absteigender Tonfolge singen zu wollen — die Töne bilden ja gewissermassen eine Leiter, die bis an den Himmel reicht. Aber wäre es denn nicht gleichermassen unnatürlich und ein

vollkommener, für Weise wie für Thoren unerklärlicher Widerspruch: etwas Langes kurz und etwas Kurzes lang zu sprechen? Wer möchte die *Ewigkeit* kurz abmachen und den *Augenblick* zu einer Ewigkeit ausdehnen? Wer die Plötzlichkeit eines Schlages oder Stosses, eines *Topp* oder eines *Hotto*, die baumelnde, ruckweise erfolgende Bewegung des englischen *bob* durch einen langen Vokal aufhalten, wer beim Sprung und Hopser nicht auch der Zunge Schnellkraft leihen, während die Wurzel *I* gravitätisch und bedachtsam vorwärtsschreitet? — Auch die Wurzel von *gehen*: GA ist lang, sei es nun, dass dieselbe der lateinischen, nur durch den Stimmansatz ausgezeichnet, parallel läuft, sei es, dass *gâ* aus *ga-i* entstanden und dem lateinischen *ire*, dem griechischen *ἰέναι* ganz gleich, nur um ein Präfix, das den Vokal *i* gewissermassen aufsog, reicher ist. Das *Gehen* wäre in diesem Falle gleichsam ein: *Ge-iren.* Man kann also *gehen* mit *schreiten*, *latschen*, *waten*, *watscheln*, *kriechen*, *ziehen* und anderen Verben vergleichen, die eine langsame Fortbewegung durch einen langen Vokal ausdrücken, mit ihm das Schwere, das Mühsame, das Feierliche malen und gleichsam im Trauermarsche einherschleichen. Ja, man denke nur an einen Trauermarsch, ob man den wohl *prestissimo* setzen würde. Und man halte dagegen die wilde Hast, mit der ein Beethovenscher Held vorwärtsstürmt, bis er endlich ausgekämpft hat und sieghaft pocht; die Sechzehntelfigur, die der (auf Seite 156/7 erwähnte) ruhelose Jagdhund im Stile eines Perpetuum Mobile durchführt. Durch eine unzeitige Länge des Vokals würde der springende Effekt, durch eine unzeitige Kürze würde jede Gemessenheit verwischt; der Blitz, der Wind, das Ross und umgekehrt der Esel, das Ruderboot, der Frachtwagen erlitten durch eine falsche Quantität gewissermassen eine Einbusse ihres Wesens. Der Eindruck der Schnelligkeit wird natürlich noch gesteigert, wenn mehrere kurze Silben aufeinanderfolgen, zumal wenn diese Silben Worte sind: in dem Weberlied des englischen Humoristen Thomas Hood

wird das Summen des Webstuhls durch lauter einsilbige Worte nachgemacht.

Von den Vokalen ist nicht viel zu sagen. Auch die Vokale haben ihre Skala: die unterste Sprosse derselben ist das tiefe *U*, die oberste ist das helle, dünne *I*, während das *A* genau in der Mitte steht. Die Abstufungen der Vokale heissen Klangfarben, und sie werden vom *I* abwärts zusehends düsterer; von *Tibia* fiele man gewissermassen auf *Tuba*, von *Bim* auf *Bum* herunter; die Leute sind gar tief gesunken, die einen *Bums* besuchen. Mit einem *i singt* der Sopran, mit einem *a sagt* der Mann seine Meinung, mit einem *u brummt* der Bass. Scharf *erklingt* das Glöckchen, breit *quakt* der Frosch, dumpf *ruft* die Unke im Teich. Charakteristisch steht der italienische *Tino*, eine hölzerne Kelter, der deutschen *Tonne*, mittelhochdeutsch: *Tunne* gegenüber; dass beide nach dem Klange benannt sind, den sie beim Anschlagen von sich geben, werden wir später sehen. Ist es ein Zufall, dass das deutsche *licht*, das lateinische *limpidus* den hellen Vokal; das deutsche *dunkel*, das lateinische *obscurus* das finstere *u* enthält? — Freilich erscheint es beinahe aussichtslos, bei dem fliessenden Charakter dieser Laute, zugleich bei der Ungewissheit, ob die Bezeichnung auf unmittelbarer Nachahmung beruht und nicht eine ganz andere, unvermutete Quelle hat, den Vokal ausfindig zu machen, der uranfänglich zugrunde gelegen hat, man kann mit solchen Hypothesen nicht vorsichtig genug sein, und eben unser *finster* scheint sie ja sofort über den Haufen zu werfen, wobei ich aber doch erinnern möchte, dass *finster* nach Diefenbach auch *funster* gelautet hat, dieses *funster* höchst wahrscheinlich eine Nebenform zu dem mitteldeutschen *dunster*, welches im Hochdeutschen als *dinster* erscheint, und dies wieder von *düster* schwer zu trennen ist, wofür das Volk ohne Umlaut: *duster* sagt. Gewiss liegt die Voraussetzung: dass die Vokalisation der Naturlaute nach Massgabe derjenigen Klangfarben geschehen sei, die man vermöge der poetischen Übertragung

aus allen Dingen herauszuhören glaubte, durchaus in der Richtung unserer ganzen Theorie, und es ist auch nicht daran zu zweifeln, dass die Vokale am Gelingen der Imitation ihren Anteil hatten; aber abgesehen davon, dass hier noch schwerer nachzukommen ist, muss man doch auch zugeben: die Vokalisation war nur auf die Modalität der Vorstellung von Einfluss, nicht auf die Vorstellung selbst, etwa wie in der Konjugation durch den Vokalwechsel Tempora und Modi entwickelt werden. Kürze und Dauer, Geschwindigkeit und Langsamkeit, Höhe und Tiefe waren wohl durch Vokale anzudeuten, aber übrigens glichen sie mehr dem Glockenstuhl, an dem die Glocken hängen, als Glocken, die etwas bedeuten. Viel ist von ihnen nicht zu sagen.

Desto mehr von den Konsonanten — jedem einzelnen kann man eine eigne Kraft und Fähigkeit vindizieren, die er durch Übertragung genau so erhalten hat wie das Weltall seine ewige Harmonie. Es gibt unter ihnen welche, die zum Ausdruck der Wasserwellen und darnach der Lichtwellen, andere die zum Ausdruck des Schwimmens im Wasser wie geschaffen sind; es gibt spezifische Kratzbuchstaben, Springbuchstaben und Stehbuchstaben. Auf natürlichem Wege sind sie während der Arbeit der tierischen Maschine freigeworden, das *R* beim Räuspern, das *K* beim Keuchen, das *P* beim Pusten und das *T* beim Tattern, dann hat man sie bestimmten Tieren und andern Wesen aufgezwungen, die ähnliche Laute hatten, zum Beispiel den Hunden das *R*, das schon die Alten den Hundebuchstaben, die *Littera Canina* nannten:

irritata canis quod RR quam plurima dicat

lautet ein Vers Lucils, den uns der Grammatiker Charisius aufbewahrt hat — *that's the Dog's name, R is for the Dog,* weiss ja selbst Juliens alte Amme, Schlegel hat die Stelle in seiner Übersetzung ohne Not verändert (Romeo und Julia II, 4). Als ob die Hunde in Deutschland den charakteristischen

Laut nicht hätten, wenn sie gereizt sind, aber den Zorn verhalten! — Hört und merket vier veränderte Teil in dem Worte Merz, sagt der alte deutsche Schullehrer Valentin Ickelsamer, der eigentlich ein *Ickelsheimer* ist, zu seinen Kindern: nämlich zum ersten den Brummer *M*, darnach den Geisslaut *E*, zum dritten den Hundsbuchstaben *R* und zum letzten den Spatzen- oder Sperlingsschrei *Z*. Der Hundsbuchstabe ist ja auch in dem lateinischen *ringi*, dem italienischen *ringhiare*, selbst in *latrare*, *gronder* und *knurren* das wesentliche Element — da damit das Zeigen, *Digrignare* der Zähne und das Maulaufsperren, Brotzmaulen verbunden ist, so hat *ringi*, substantivisch *Rictus*, noch allgemeiner: *Ri[c]ma*, Spalte, *Rima Glottidis*, Stimmritze — vermöge einer Metonymie die Bedeutung der Mundöffnung, des gähnenden Rachens angenommen, nicht dass die Sache umgekehrt, *ringi* erst: das Maul aufreissen, dann: knurren gewesen wäre. Das italienische *(di)grignare* ist eins mit dem deutschen *greinen*, mittelhochdeutsch: *grînen*, das ursprünglich von Hunden galt, aber später auf Menschen eingeschränkt ward und ein neues Beispiel der Übertragung hündischer Laute auf unsere Sprache darstellt (210). Zunächst bedeutete *greinen* auch beim Menschen: zanken und knurren, erst später ward daraus ein Kraftausdruck für weinen: *eine Metze greint*. Wie leicht der Übergang ist, sieht man daraus, dass im (italienischen) Evangelium *digrignare i denti* das Bild für das Heulen und Zähnklappen der Verdammten abgibt (Matthäi VIII, 12, griechisch *Καναχὴ ὀδόντων*, in der Vulgata *Stridor dentium*, genauer: Zähneknirschen, vergleiche Seite 77); doch ist *digrignare* wie *gronder* im allgemeinen dem ursprünglichen Sinne treuer geblieben als das deutsche *greinen*, bei dem man an einen Hund gar nicht mehr denkt. Der Hundsbuchstabe wurde aber auch für sich allein auf unzählige Dinge übertragen, die wie Hunde knurren und ihre Zähne weisen, *digrignano i denti* — es ist wirklich kostbar, was alles knurrt.

Alles Rauhe, Rohe, Scharfe, Struppige, Sperrige —

alles Reibende, Reissende, Ritzende, Raufende, Rupfende, Kratzende, Scharrende — jeder Dornstrauch, lateinisch *Vepres*, will gewissermassen beissen, das Rasiermesser rrrt den stacheligen Kinnbart ab, die Nagetiere, die *Rodentia* nagen mit ihrem *R*, die Scharrvögel, italienisch *Razzolanti*, scharren mit ihrem *R* — das Kreuz zeigt noch in seinem *r*, das auch in *Σταυρός* nicht fehlt, dass es ursprünglich ein spitziger Pfahl zum Pfählen gewesen ist. *Rauh* entspricht dem Sinne nach dem griechischen *τραχύς*, dem lateinischen *asper* (Seite 140) und dem italienischen *ruvido*, *roh* dem lateinischen *rudis*, eigentlich ungeglättet, vielleicht auch dem lateinischen *crudus*, das mit *Cruor*, Blut, und *Κρέας*, rohes, blutiges Fleisch, zusammenhängen soll — ist diese Zusammenstellung richtig, so würde hier das rote *R* hineinspielen, das einem ganz andern Typus, dem Fluss- und Lichttypus angehört und das wir (Seite 181) auch in der *Rose*, obwohl keine ohne Dornen ist, haben erkennen wollen. Alles Rauhe ist borstig und widerhaarig, alles Rohe gewissermassen bissig — wir sehen, dass sich der Typus teilt, dem bösen Rasiermesser, welches knurrt, steht der borstige Bart entgegen, der ebenso böse wiederknurrt, ganz wie in der übrigen Welt und in der wirklichen Hundei. Es mag sein, dass das *R* inlautend, wie wir auf Seite 6 entdeckt haben, häufig nur eine malerische, mehr oder minder indifferente Verstärkung der Lautgestalt abgibt; viele *R* sind ja auch gar nicht ursprünglich, sondern erst durch den sogenannten Rhotazismus aus *S* wie engl. *Iron* aus *Eisen* hervorgegangen. In den allermeisten Fällen ist es ein überaus charakteristischer, wahrhaft poetischer Laut, der uns alle Unebenheiten aussen und innen, den ganzen Kampf des Daseins, ja (Seite 89) der Luftwege selbst verkörpert und wie eine Fabel anschaulich macht, nachdem derselbe an dieser empfindlichen Stelle, im Rachen, beim Räuspern, Krexen und Schnarchen überhaupt zum erstenmal unwillkürlich wie das *H* beim Hauchen zum Vorschein gekommen ist (85—89. 94).

Über den zweiten Typus des *R*, der, an das Rollen

und Zittern des Lautes selbst anknüpfend, ein Typus der Bewegung, der Wellenbewegung des Wassers und der Undulation des Lichtes geworden ist, haben wir uns bereits im vorigen so liebevoll verbreitet, dass wir uns hier füglich auf die Erinnerung daran beschränken können. In dieser Eigenschaft lässt sich das *R* gern durch das *L* vertreten, dem es so nahe verwandt, das gewissermassen nur sein kleines Brüderchen, ein Kinder-*R* ist, daher auch die Kinder *lallen* und nicht *rarren* wie die Katze, die *son Ronron* macht, wenn sie schnurrt und spinnt; die eigentümliche Aussprache, bei welcher die Konsonanten *L* und *S* vernehmlicher als gewöhnlich hervortreten, nennt man: *Lispeln,* und sie hat ebenfalls etwas Kindliches, Mädchenhaftes, unter den deutschen Stämmen wird sie den Schlesiern und der sanften holsteinischen Mundart, auch den Engländern bei ihrem *th,* unter den Vögeln dem Kreuzschnabel zugeschrieben. Für das natürliche Gefühl des Volkes kommt die nahe Verwandtschaft der beiden Liquidä nicht in hervorragenden Betracht, den alten Indogermanen, die sich um die Artikulation nicht viel gekümmert haben werden, ist das *L* sicher als etwas ganz Anderes, Schwächeres und Sanfteres erschienen; aber bei der Ähnlichkeit der Hervorbringung konnte es nicht fehlen, dass beide Laute von Anfang an verwechselt und untereinandergeworfen wurden, auch wenn das Ohr die Unordnung empfand. Uns scheint heutzutage das *L,* das wie ein Bach hingleitet, die rechte Liquida zu sein, viel mehr wie das *R,* bildet es doch den Anlaut von *liquere* und sämtlichen *Likören* auf der Welt, vergleiche Seite 58/59 — alles Flüssige, Glatte, Geschmeidige, Schlüpfrige, alles was fleucht und fleugt, läuft und lullt (68), spült und badet, *lavat, λούει, abluit, pluit,* enthält diesen lieblichen einschmeichelnden Laut, der etwas von der Gelindigkeit des Öls, von der *Limpiditas* der klaren *Lymphe* hat; *Lymphe* selbst ist eine Nebenform von *Nymphe,* wie das lateinische *Pulmo,* Lunge, eine von *Πνεύμων* ist, das *N,* die Ente unter den Buchstaben, geht wie eine Ente ins

Wasser und schwimmt, hat ja seinerzeit selbst für eine Liquida gegolten. Dennoch muss unsern Vorfahren das *R* nicht minder flüssig, nicht minder leichtfüssig*) erschienen sein, wie unwiderleglich daraus hervorgeht, dass die vornehmsten Worte, die den Lauf und den Flusslauf bedeuten, die *Cursus*, *Rivus*, *Rheuma*, *Reise*, *Strom*, *Rha*, *Rhein* und andere, die wir auf Seite 8, 48 ff. gefunden haben, desgleichen die (Seite 179 ff.) anschliessenden Licht- und Farbebezeichnungen mit einem *R* gebildet worden sind und noch in unsern Tagen damit gesprochen werden. Und weit entfernt, dass etwa der *L*-typus ein Patent auf das Fliessen hätte, auch das böse, bissige *R* wird durch ein *L* vertreten, das uns als das gerade Widerspiel erscheint, zum Beispiel soll unser *mahlen* aus der indogermanischen Wurzel MAR, zermalmen, zerschlagen, entstanden sein, was auch zu dem harten, die Feldfrucht zerkleinernden Mühlstein gar gut passen würde. Der Auslaut malt das Auftreffen desselben auf das Korn. Dieselbe Wurzel, aber mit dem Licht-*R* gebildet, steckt in *Marmor* — *Marmor*, eigentlich *Marmar*, griechisch *Μάρμαρος* ist der schimmernde weisse Stein, daher die Dichter auch vom *Marmor* des Meeres sprechen (*μαρμαίρειν*, schimmern, flimmern). Ich möchte doch wissen, wie

*) *Ἀργός*, das Adjektivum, das im Altgriechischen (Seite 140) licht und weiss bedeutete: *ἅμα τῷγε κύνες πόδας ἀργοὶ ἕποντο* (Odyssee II, 11). Homer nennt die vortrefflich laufenden Hunde: flink, rasch, schnellfüssig — es könnte auch weissfüssig bedeuten, denn er gibt das Beiwort *ἀργός* (Odyssee XV, 161) auch der Gans, aber da die Hunde durchaus nicht immer weissfüssig sind, so scheint dieser Sinn ausgeschlossen. Vielmehr steckt in *ἀργός*, wie zuerst der Philolog Gregor Wilhelm Nitzsch erkannt hat, beides, Schnelligkeit und Weisse; jede schnelle Bewegung bringt ein Schimmern oder Flimmern hervor, richtiger: die lichte, weisse Farbe erschien den Menschen als ein innerliches Zittern und Vibrieren, welches sie durch die beiden Zitterlaute *R* und *L* so gut zum Ausdruck brachten, wie die Oscillationen der muntern Hundefüsse. Das homerische *ἀργός* ist eine glänzende Bestätigung der Theorie, die wir auf Seite 162 vorgebracht und Seite 174 bis 195 ausführlich erörtert haben; im Lateinischen vereinigen die beiden Verba *micare* und *coruscare* die doppelte Bedeutung des Zitterns und des Schimmerns, die auch *zwitzern*, *zwitschern* hat.

man sich die Existenz zweier Wurzeln MAR, die eine mit der Bedeutung: zerreiben, zermalmen, die andere mit der Bedeutung: leuchten, glänzen, schimmern, erklären wollte, wenn man den doppelten Typus des *R* nicht hätte.

Wenn wir das *N* als die Ente unter den Buchstaben bezeichneten, so ist das keine Ente und mehr als ein müssiger Einfall. Die Ente, der *Antvogel*, griechisch *Νῆσσα*, ist in allen indogermanischen Sprachen durch das *N* charakterisiert, selbst der Sanskritname *Âtis* wird aus *Antis* (wie die Ente litauisch heisst) entstanden sein; und wahrscheinlich als der Schwimmvogel aufzufassen, wie ein *Nachen*, althochdeutsch *Nacho*, oder eine *Naue*, lateinisch *Navis*, griechisch *Ναῦς*, das schwimmende Schiff bedeutet. Die beiden Nasenlaute *M* und *N*, bei denen die Mundhöhle ganz oder teilweise geschlossen bleibt und der Stimmton zur Nase heraus muss, führen gleichsam ein tiefinnerliches, mysteriöses Leben, sind daher für die erste Person, das Ich und das Uns geschaffen. Der labiale Nasal, bei dem die Lippen aufeinandergelegt werden und sich schliessen, *μύουσι*, so dass sie verstummen, *mutescunt*, höchstens noch *mucksen*, *munkeln*, *murmeln* — malt das Saugen, ein folgenreicher Umstand, dem wir unsere *Mama* und viele Worte für Wasser und Getränk überhaupt verdanken; der dentale Nasal, bei welchem nur die Zunge an die obere Zahnreihe gelegt und dieser Durchgang abgesperrt wird, das Einatmen. In dem lateinischen *Anhelitus*, dem griechischen *Πνεῦμα* ergänzt das *n* die Exspiration durch die so notwendige Inspiration, vergl. Seite 50; dasselbe *n* fanden wir später (Seite 94) beim *Schnarchen*, *Schnauben*, *Schneuzen* wieder, Seite 42 selbst beim Schlafen. Es ist auch für *Knurren* charakteristisch. In der That ist die einlenkende, gleichsam rückwirkende Kraft des *N* in sovielen deutschen mit *KN* anlautenden Worten ebenso fühlbar wie in *πνεῖν*, sie *knacken* gleichsam alle wie die *Schweinsknöchelchen*, die der Leipziger Bürger nach Anweisung des Scheffelschen Pfahlbauers zum Abendessen spaltet, *knicken* wie die Gelenke des Hasen unter dem

Hasenbrecher, *knicken* ein wie *Knie* und *Knickebeine* — was *knackt*, hat (40) einen innerlichen Schaden, was dagegen *klackt*, ist stolz wie ein Pferd, dem man den Hals klatscht. *Klatschen*, ursprünglich *klatzen*, ist nur eine Iterativbildung zu *klacken*, wie *blitzen* zu *blicken*. *Kneten*, *kneipen*, *knüpfen*, *knatschen*, *knutschen*, *knautschen* — überall fügt der Nasal dem harten Anlaut eine gewisse Konzentration, eine Einkehr in sich selbst hinzu, das *tsch* ist nicht lautmalend, es entspringt den iterativen Formen ganz zufällig. Im Verfolg dieser Anschauung mag das *N* auch zu der wichtigen Rolle gekommen sein, die es bei der Verneinung spielt; zunächst fiel ihm eine andere, natürlichere Rolle zu: das liebliche Element zu malen, in dem sich alles labt, in dem sich die Fischlein wohlig tummeln und der Goethesche Fischer sehnsuchtsvoll untersinkt. Nichts auf der Welt gewährt uns doch in höherem Grade das Gefühl des Darinseins als das Wasser, wenn wir schwimmen — nur die Luft hat etwas Ähnliches, völlig Umgebendes, wir leben ja in einem Luftbad, aber das merken wir nicht, dagegen lässt sich kein Kleid und kein Haus mit einem Bad vergleichen, so eng und so innig schliesst sich das Wasser an den Körper an. Das *N* schwimmt gleichsam im Munde wie ein Fisch im Wasser, um nicht zu sagen: wie ein *Nun* im *Mem*; und nach einem jener Sprünge, die der unbändige Gedanke liebt, schwimmt das Wasser selber, wie der Franzose *schifft* (*navigat*), wenn er schwimmt (*nage*) und der Student *schifft*, wenn er pisst — *Sund* wird ganz allgemein von *schwimmen*, altnordisch *symja*, *synda* abgeleitet. Die Folge ist eine innige Beziehung des dentalen Nasals zum Wasser, sofern etwas darin schwimmt, badet und untertaucht. Es kann nicht zufällig sein, dass alle Nereiden und Najaden Griechenlands mit einem *N* anlauten und das Wasser in Athen noch heute *Νερόν* heisst:

στεῖλέ με, μάννα, στεῖλέ με | *στεῖλέ με, μάννα, γιὰ νερόν*
καί, σὰν ἀργήσω, δεῖρέ με, | *'νὰ τοῦ τὸ φέρω δροσερόν*

(neugriechischer Kinderreim, dessen Übersetzung nicht lohnt, *δροσερὸ' νερό'* ist frisches Wasser).

Auch im Sanskrit heisst *Nâra, Nîra* Wasser, und vielleicht, dass auch unsere *Nornen: nordische,* das heisst, vom Meere herkommende, meerwärts wohnende Verwandte der griechischen *Nereiden* sind (nach Weinhold in Haupts Zeitschrift). Der feuchte Südwestwind, der *Νότος*, der auf dem Turm der Winde als ein Jüngling mit umgestürzter Urne dargestellt war, verdankte seinen Anlaut einer väterlichen Beziehung zum Wasser wie der Nordwind einer geographischen. Die Normannen könnten freilich ebensogut Schiffsmannen, wie Nordmannen gewesen sein (altnordisch *Nor*, Schiff). Schwimmen heisst griechisch *νήχεσθαι*, lateinisch *nare* und *natare;* als Schwimmerinnen werden nicht nur die Schiffe, *Naves*, sondern auch die Inseln, *Νῆσοι*, und die langen und schmalen Landzungen, die das Frische und Kurische Haff von der Ostsee trennen, die sogenannten *Nehrungen* betrachtet worden sein. Der Buchstabe *N* hat bekanntlich die Form eines Fisches und den Namen eines Fisches: im Hebräischen heisst er *Nun*, und dieses Wort bedeutet im Arabischen, Aramäischen und Assyrischen den Fisch; von den Semiten kam es als *Nῦ* zu den Griechen. In dem Final der hebräischen Quadratschrift ist das Bild eines Fisches, angeblich eines Aales, noch deutlich zu erkennen; das *Nun* folgt unmittelbar auf das *Mem*, welches Wasser (arabisch *Mâ*, *Môje*) bedeutet und an das deutsche *Memme, Memm*, Kinderbrei, Milch, desgleichen an das italienische Kinderwort *Mommo*, Wein, Trank, erinnert. Noch unser Multiplikationszeichen (×) erinnert an dieses uralte Buchstabenbild: es entstand aus der Naudrune, welche die Gestalt eines Kreuzes (ᚾ) angenommen hatte und auch auf das heilige Kreuz übertragen wurde, aber wie alle Runen auf das lateinische Alphabet, mithin auf den Fisch zurückging: dessen ungeheure Vermehrung sollen sich die Faktoren in einem Multiplikationsexempel gleichsam zum Muster nehmen. Der letzte Grund für diese fast wunderbare Vergesellschaftung der Begriffe ist schliesslich doch, ja, bei

Gott, was ist denn der Grund? — Dass *M* und *N* durch die Nase gesprochen werden.

Ach, wüsstest du, wie's Fischlein ist
So wohlig auf dem Grund!

Mutae müssten also eigentlich die Nasenlaute heissen, weil sie wirklich stumme Konsonanten sind, wirklich den Begriff *Mutus* konstituieren; statt dessen haben die alten Grammatiker die Explosivlaute so genannt, die das gerade Widerspiel darstellen. Beim *B* werden die Lippen gerade so geschlossen wie beim *M*, nur dass sie dann plötzlich aufgehen und der Ton herausplatzt; beim *D* wird die Zunge an die obere Zahnreihe angelegt wie beim *N*, nur dass der Atem den vorgeschobenen Riegel sprengt und zum Munde herausspaziert. Ebenso bei *P* und *T*, nur dass hier der eigentliche Stimmton fehlt; beiden Paaren schliesst sich noch ein drittes, gutturales Paar an: *G* und *K*, bei welchen der Verschluss durch Anlegen der Zunge an die Kehle oder den Gaumen gebildet und dann ebenfalls forciert wird, und denen der gutturale Nasal (das *n* in *bange*, *Bank*, in der Sprachmalerei mit *D* gern für Glockentöne gebraucht) entspricht. Diese drei Sorten Laute, die wir mit Einschluss der Aspiraten und Spiranten kurz die *K*-, *T*- und *P*-laute nennen wollen, haben demnach das Gemeinsame, dass ein natürliches Schloss erbrochen wird und die Mundhöhle wie eine Blase oder wie eine Schale platzt — die Explosion erschien den Menschen typisch für die schnelle Bewegung und Ausbreitung aller Dinge.

In dreifacher Weise konnte sie geschehen: erstens basaltartig, aus dem Innern heraus, massiv. Zweitens in der Form eines Fadens, der ausgezogen wird und mit dem einen Ende festhängt. Drittens sprungweise.

Für Fortschritte der ersten Art ist das *K*; für die der zweiten das *T*; für die der dritten das *P*, das die meiste Schnellkraft hat, charakteristisch.

Die Durchführung dieser Leitmotive wird dem Beobachter dadurch sehr erschwert, dass nicht nur infolge der

doppelten Laut- und Akzentverschiebung (die, den indogermanischen Sprachen selbst nicht fremd, in den germanischen natürlich nur auf altgemeinsame, Familienworte, nicht auf junge und sich fortwährend neubildende Einfluss gehabt haben kann) unsere heutigen deutschen Worte auf einer ganz andern Stufe stehen, als sie ursprünglich gestanden haben, unser *Horn* einmal wie *Cornu*, unser *Vater* einmal wie *Pater* und unser *Zahn* einmal wie *Dens* gelautet hat; sondern dass sie auch durch den Vortritt eines *S* (7) und den gleichzeitigen Eintritt eines *R* (7) oft ganz und gar unkenntlich geworden sind. SP erscheint im Griechischen wieder oft als Ψ. Mehr als sonstwo hat er hier von dem gewohnten Lautbestande ab und zu der unverfälschten indogermanischen Grundsprache aufzusehn, will er nicht auf Sand baun. Ja, selbst mit der Möglichkeit muss der Wahrsager rechnen, dass die Explosivlaute ganz in Nichts zerfliessen, dass sie gar keinen Grund haben, dass wie beim *Kuckuck* (Seite 113) Kehllaute freigeworden sind, die nur dem Stimmansatze dienen. Unter diesem Vorbehalt kann man sich einigen Nutzen von den obigen Gesichtspunkten versprechen und seinen Gefühlen folgen, etwa vermuten —

dass das *Horn*, welches in der Ursprache und sogar im Semitischen mit einem *K* anlautete, gleichsam als ein gewaltiger Vorstoss der Natur, wie ein Ausbruch von Leidenschaft und Kraft betrachtet worden sei, der sich dem Kopf entrang und flammend ausging; ja, dass eben der *Kopf* selbst, das hervorragende *Haupt*, das *Caput*, die *Κεφαλή*, den Eindruck eines Eruptivgesteins gemacht haben möge, das aus den Tiefen der Erde an die Oberfläche dringt, ein Eindruck, der sich beim klopfenden, unruhigen, hinauswollenden Herzen wiederholt (*Cor*, *Καρδία*; sanskrit *kûrd*, springen). Das Gefühl der schweren, mühevollen, langsam fortschreitenden Arbeit aber hatte der Mensch auch selbst, wenn er die Erde angrub, den Stein aushöhlte und, Buchstaben ritzend, schrieb — das erschien ihm wie ein *K*, mit

dem er den Dingen, die aus der Tiefe ächzten, zu Leibe ging. Alle Worte, die graben bedeuten, lauten guttural an, *graben* an der Spitze, welches die hier so gut angebrachte *R*-verstärkung zeigt, anderemale ist noch ein *S* hinzugekommen. Ein *Campus*, ein *Κῆπος*, wahrscheinlich auch ein *Hof* ist ein Acker, der umgegraben wird; ein *Schaff*, ein *Schiff* ein ausgehöhlter Baumstamm; die Wurzel SKAP, die in *σκάπτειν*, *schaben*, lateinisch *scabere* deutlich vorliegt, *Scabies* heisst die Krätze. Wie wollte man denn verkennen, dass *kratzen* und *graben*, *schreiben* und *γράφειν*, *Glyptik* und *Skulptur*, *Schiff* und *Scyphus*, Becher, durchweg auf derselben Grundanschauung beruhen, mögen sie nun im einzelnen zusammenhängen oder nicht? — Die *Skrofeln* sind eigentlich soviel wie Schweinchen, eine Bezeichnung wie *Krebs*, *Lupus*, *Picae* u. s. w., *Scrofa* aber heisst im Lateinischen das Schwein, weil es den Erdboden durchwühlt und sich in das Lager eingräbt, seine Leistung ist die Grube, lateinisch *Scrobs*. Wenn wir *skrupulös* sind, so haben wir eigentlich spitze Steinchen, die uns stechen und ängstigen, eine jener interessanten psychologischen Metaphern, die wir *Rätsel der Sprache* 170 ff. behandelt haben: lateinisch *Scrupuli*, ganz: *Scrupi*, spitzige Steine, auch dies von Cicero im Sinne des Verkleinerungsworts gebraucht (*improbis semper aliqui scrupus in animis haeret*. De Rep. III, 16, 26): mit einem *Skrupel* konnte man den Grund aufkratzen, durchforschen, *scrutari rem*, auf Erz oder Marmor schreiben wie mit einem *Σκάριφος*, einem *Stilus*, einem Griffel, oder wie mit einem Stift auf eine Schiefertafel. Soll ich mit Griffel, Meissel, Feder schreiben? Ich gebe jede Wahl dir frei. *Scrotum*, Hodensack, steht wahrscheinlich für *Scortum*, welches eigentlich das abgezogene Leder, *the Skin* ist und nicht auf das Kratzen, sondern auf das Schinden hinweist. Natürliche Kratzen sind die *Krallen* der Raubtiere, die hakenförmig gebogenen scharfen Nägel der Tierzehe; sie stehen in einem fühlbaren Gegensatze zu den *Klauen*, die bloss festhalten, was sie einmal ergriffen haben, und sich daran fortarbeiten wollen,

wie der *Klimmende* die Finger krümmt und die Klauen einschlägt, um nicht abzurutschen, der *Kletterer* mit Händen und Füssen den Baum umklammert und beide damit langsam, massiv, mit Einsatz aller Kräfte vorwärts kommen. Etwas mit den Fingern oder Zähnen langsam losmachen nennt man *klauben*. Die Liquida muss das schwere *K* gleichsam unterspülen und flottmachen; mit ihrer Hilfe kommt der Koloss vom Flecke. Das *K* ist der Hercules unter den Buchstaben.

Und das *P* ist der Springinsfeld — man könnte fast sagen: der Floh, indem der Name des gewandten Turners den charakteristischen Lippenlaut in Verbindung mit *L* enthält (althochdeutsch *Flôh*, russisch *Blocha*, lateinisch *Pulex*, griechisch *Ψύλλα*, aus *Σπύλλα*, mit vorgetretenem *S*). Eben der Begriff *springen*, griechisch *πηδᾶν*, sanskrit *sphur*, erhielt durch das *P* (das wie bei *sprechen*, *spritzen*, *sprühen*, *sprudeln* von zwei Freunden in die Mitte genommen wird) die eigentümliche Wurfbewegung, wie sie der Körper beim Springen durch die kräftige Zusammenziehung der Wadenmuskeln erhält. Aus dem Kapitel über das Anpfuien (72—80) wissen wir und wir sind eben erst beim Feuer (198 ff.) wieder daran erinnert worden: dass es eigentlich die Puste und im Anschluss daran der Speichel ist, was mit einem *P* zum Munde hinausgeschleudert wird, und dass dieses *Anpusten*, dieses *Anspeien*, dieses *Spuere*, dieses *Spucken*, dieses *Spützen* die natürliche Gelegenheit ist, bei welcher sich der *P*-laut einstellt. Der Feind braucht ihn, er ist gewissermassen ein personifiziertes *P*, mit dem *F*, mit dem er anlautet, will er heute noch wegblasen, was ihm gegenübersteht — pfutsch ist das Ding, pfutsch wie ein ausgeblasenes Nachtlicht, kein Verdruss mehr, kein Aasgeruch — und nun wird ihm der ausgestossene Atem, der Auswurf seines Mundes vorbildlich für alle Sprünge und alle Wurfbewegungen, eigne so gut wie fremde. Es ist sehr bemerkenswert und fordert unser Nachdenken heraus, dass sich die Menschen jeden Fusstritt und jeden Faustschlag

durch einen Lippenlaut, und zwar ursprünglich durch den Explosivlaut (*Πούς*, *Pes*; *Πυγμή*, *Pugnus*) deutlich gemacht haben; dass nicht nur unsere eigenen Wurfbewegungen in *werfen*, *βάλλειν*, *pellere* und sovielen anderen Verben, wahrscheinlich doch auch in den Substantiven *Ball* und *Pfeil* mit Atemstössen verglichen, in Atemstösse übersetzt worden sind, sondern sogar das stille Wachstum der Pflanzenwelt diese Färbung annimmt und wie ein Hauch aus dem Munde geht. *Wachsen* selbst zeigt den labialen, zwischen den Lippen hindurchgetriebenen Reibelaut; die indogermanische Wurzel BHU, die wachsen und werden bedeutet und im Lateinischen und Griechischen die alten Verba *fuo* und *φύω* mit ihren zahlreichen Sprossen, im Deutschen: *(ich) bin* ergeben hat, dieselbe Aspirata *BH*, mit der (193) das Aufgehen des Lichtes dargestellt ward, die hier das Aufgehen des Samens, den ruckweise erfolgenden Trieb, das Schiessen, das In-die-Höhe-springen der Halme, der Stämme schildern sollte. Jetzt erinnern wir uns auch an die nahe Verwandtschaft zwischen *blühen* und *blasen* (169). Ist denn dabei etwas zu verwundern? Wie kann es denn anders sein? — Der Mensch musste es doch irgendwie nachmachen, wie es wuchs, und dazu boten ihm seine Lippen eine gewiss merkwürdige, aber gute und, was die Hauptsache ist, einzige Gelegenheit.

Das *T* dagegen ist das Tau, das sich über die Seilerbahn erstreckt und oben am Umfang einer Trommel festgemacht ist — lang, wie es sich dehnt, scheint alles, was mit dem Dental anlautet, dadurch wird es, wie wir gleich anfangs (22) und eben (197) wieder hervorgehoben haben, zu einem tongebenden Medium (*T* + *N*). Die *T*-laute, die durch Anlegen der Zunge an die Zähne und den Durchbruch des Damms entstehn, gehören zu unseren ältesten, von Kindheit an geübten, mit ihnen haben wir uns auf den *Dada* gesetzt, *Dodo* gemacht, wohl eigentlich (französisch) *Dors*, schlafe, gemacht und den *Tatte*, den *Ätt* gerufen; sie pflegen sich eben von selber einzustellen, wenn man mit

der Zunge anstösst, und verursachen das Stottern oder Dadern der *Tartaglioni* (vergleiche Seite 7). Ordentlich und mit Bewusstsein hervorgebracht, rufen sie mit beneidenswerter Sicherheit das Gefühl der ersten Dimension hervor, für die sie instinktmässig verwendet werden, und in welcher auch das Pronomen der zweiten Person gedacht wird (*Tu* = *Du*). Das kommt hauptsächlich daher, dass durch das Annageln der Zungenspitze an die Zähne, die wie Mauern stehen, in markanter Weise ein fester Punkt geschaffen wird, von welchem die Luft wie eine lange Linie auszugehen scheint. So haben die Indogermanen nicht bloss die Wurzel TEN (22) wie eine Darmsaite aufgespannt, so haben sie auch die Wurzel TAR, die überschreiten bedeutet und das lateinische *Termin*, die Präposition *trans* und die griechische Komparativendung *-τερος* hervorgetrieben hat, wie eine Brücke über das Thal gelegt; so haben sie vor allem die einfache Wurzel STA, noch einfacher: TA und den Begriff des *Stehens* gewonnen, welchen sie, wenigstens zunächst, nicht dem Gehen, sondern dem Sitzen und Liegen entgegensetzten: ein Mensch, der aufrecht *stand*, eine *Statue*, erschien ihnen wie ein Bleilot, wie ein Bindfaden, wie ein Strick.

Es ist nicht richtig, das Stehenbleiben als das Ursprüngliche und den *Stand* als einen *Stillstand* aufzufassen; aus der Wurzel STA die Interjektion ST oder PST herauszuhören, in welcher die Bewegung des Zischlauts durch die neue Artikulation so plötzlich und malerisch abgeschnitten wird (Sprache ohne Worte, 176). Ursprünglich lag in STA nur die Richtung, die Längsrichtung, und diese verdankte die Silbe, die nicht einmal durchgängig lang ist, ihrem *T*-laut, dem erst nachher an die zweite Stelle gerückten *T*. Ich sehe einen grossen Unterschied zwischen der Wurzel STA und der Interjektion ST, obgleich er nicht in die Augen springt. Bei der Wurzel steht das *T* im Anlaut, bei der Interjektion im Auslaut; das macht allerdings sehr viel aus. Am Ende eines Wortes haben die stummen Konsonanten nicht die

Kraft, die sie am Anfang desselben haben; im Auslaut klingt der Verschluss vor, der in der Mundhöhle gebildet wird, die Explosion bleibt aus, wird wenigstens nicht beachtet: das Schloss hält, der Riegel weicht und wankt nicht, im Gegenteil, es ist, als ob das Schloss abschnappte und die Thüre zugeworfen würde. An dem Naturlaut *Schnapp*, dem wir schon (Seite 82) begegnet sind, an dem weitverbreiteten englischen *Stop!* — können wir sehen, wie das springlustige *P* gewissermassen zufährt und anrennt, bei *Brrr!* — wird die hemmende Wirkung, die der tönende, labiale Verschlusslaut an sich, ohne nachfolgenden Vokal hat, nur gesteigert; *hopp hopp hopp* — das *pp* malt nicht etwa die hüpfende Bewegung selbst, das lustige Springen und Traben des Pferds, sondern das taktmässige Aufschlagen seines Hufs. Die deutschen Fuhrleute rufen den Zugtieren, besonders wenn sie rechts gehen sollen: *Hott!* — zu, daher auch die Kinder ihre hölzernen Pferdchen: *Hottepferdchen* nennen und *hotto!* — rufen, wenn sie dem Vater auf dem Schosse sitzen und auf seinen Knien reiten; auch hier will das *tt* nicht etwa das Schaukeln überhaupt, sondern das jedesmalige Niedersetzen, das Ende vom Lied ausdrücken. Die Wurzel von *sitzen* ist SET, indogermanisch SED, der Dental, der vorhin ununterbrochen auslief, hat hier eine gewisse festnagelnde Kraft, er scheint sagen zu wollen: *Sitzt du gut, so sitze feste, alter Sitz, der ist der beste* — der Hottogaul schwebt nicht immer in der Luft, er sitzt auch, setzt sich nach jedem Sprunge, er springt nur immer wieder in die Höhe, man möge sich durch photographische Momentaufnahmen trabender Pferde überzeugen. Bei jedem Schritt wird ja der Fuss abgestossen und wieder aufgesetzt — man kann das Gehen als ein fortwährendes Fallen nach vorn auffassen, welches dadurch verhindert wird, dass das vorwärtsschwingende Bein einen neuen Stützpunkt findet; wie der Fisch ins Wasser, fällt gleichsam der Körper immer wieder auf die Erde zurück, die er ein Weilchen verlassen hat, und dieser unvermeidliche Rückfall, der mit

Heftigkeit erfolgt, wird durch die harten Verschlusslaute bestätigt. Natürlich auch durch das *K:* das Tick Tack, das wir Seite 43 unter den Selbstspielen aufgefunden haben, erscheint mit der gewöhnlichen *R*-verstärkung in Trick Track, was bekanntlich der Name eines Brettspiels, gelegentlich mit unserem Puff gleichbedeutend ist, französisch: *Trictrac.* Trick Track machen die Würfel auf dem Puffbrett, wenn sie abwechselnd ausgeworfen werden, dieselben Würfel, die (Seite 41) untereinander *knirren,* auch die Steine auf dem Damenbrette werden mit Trick Track gesetzt und aufgedamt; der Italiener versteht unter *Tricche Tracche* das Klappern der Holzpantoffeln. Er kann bekanntlich im Auslaut kein *K* aussprechen, sowenig wie irgend einen Konsonanten, er muss es durch einen Vokal stützen, dadurch entgeht ihm etwas von der eigentlichen Meinung des Lauts an dieser Stelle; denn der Auslaut ist das Ziel, wohin das Schiffchen des Gedankens steuert, das Schwarze, in das die pfeifende Kugel fliegt, der Zweck des Schusses.

Was heisst ein Zweck? — Ein Zweck ist eigentlich soviel wie eine Schuhzwecke, die der Schuster in Deinen Absatz schlägt. Ein kleiner Pflock oder Stift aus Ahorn oder aus Holz von Evonymus, dem sogenannten Zweckholz. Weil so eine Pinne, so ein spitziger Pflock beim Scheibenschiessen den Mittelpunkt der Scheibe bezeichnete und der Nagel war, den die Schützen mit einem Zweckschuss auf den Kopf zu treffen suchten, nahm das Wort allmählich den abstrakten Sinn von Absicht an. Es wird viel über Schützengesellschaften und ihren ursprünglichen Zweck geschrieben, und die Leute lassen sich nicht träumen, dass dieser ursprüngliche Zweck eigentlich ein Holzstift gewesen sei. Ein kleines zirkelrundes Blatt von einem gemalten Kranz umgeben und mit einem Zweck als Zentrum, an die Schiesswand befestigt und nach jedem Rennen erneuert, das war die Scheibe bei den Waffenfesten des deutschen Bürgers. Ein Zweck muss aber noch ursprünglicher eine Art Klammer oder Kneipzange

gewesen sein, mit der man zwicken konnte — die Begriffe des Stechens, Beissens, Pickens und Zwickens verfliessen ineinander, das französische *pincer*, das italienische *pizzare, pizzicare* bedeutet eigentlich: die Haut eines Menschen, das Fleisch mit den Spitzen des Daumens und des Zeigefingers wie mit einer Pinzette fassen und ihn hineinkneifen, wird aber nachgerade auch von Stechfliegen, Flöhen und allerhand pikanten Sachen gesagt, der italienische Delikatessenhändler, der Käse, Schinken und Salami verkauft, heisst: *il Pizzicaruolo* oder *il Pizzicagnolo.* Analog ist *Zwicksie* auch ein Flohname in Fischarts „Flöhhatz“, in der That bohrt der Floh seine spitzen Klingen, die rechte und linke Stechborste klemmend ein, wenn er saugen will. Die Bedeutung des Klemmers muss unstreitig bei unserem Zwecke vorausgegangen sein, da *zwicken* (mit Ablaut: *zwacken*, nasaliert, wie *pincer: zwingen*, englisch *twinge*, kneifen, *twink*, blinzeln) gleich der Präposition *zwischen*, dem *Zwickel*, dem *Zweifel*, dem *Zwitter* und dem *Zweige*, gebieterisch auf die Zwei hinweist, der alle diese Begriffe ihre Entstehung danken. Wer *zweifelt*, steht wie Herkules am Scheidewege, er schwankt zwischen zwei Massregeln, die er beide ergreifen kann, *δοιάζει*, *dubitat;* und wer ein Kind in die Backen *zwickt*, der bekommt das Ding gewissermassen *zwischen*, ergreift es mit *zwei* (Fingern), *zweit* und *zwiet* es sozusagen, kriegt es in die *Zwei* — wundervoll ist die Prägnanz, mit der durch das *ck* der unbestimmte Begriff vom Himmel herabgeholt, an seinen Platz gestellt und ihm gewissermassen Arbeit gegeben wird. Es ist dieselbe Prägnanz, die man in *drücken, hacken, stecken* fühlt, nur dass die Thätigkeit, die der Arbeitgeber verlangt, jedesmal anders ausfällt.

Jede Wurzel hat einen Hauptinhalt, gleichsam ein Hauptgesicht: den Naturlaut, der eigentlich in ihr nachklingt, dessen Nachahmung ihr Leben gewidmet ist. Aber wie der Cerberus von den alten Bildhauern, um der Natur mehr zu genügen als der Fabel, gewöhnlich nur mit einem grossen, ausgebildeten Kopfe dargestellt ward, der zwischen

zwei ganz kleinen, rudimentären Köpfen in der Mitte stand, ein Verhältnis, das sich bei der indischen Trimûrti wiederfindet: so erhielten die indogermanischen Sprachköpfe, wenigstens viele darunter, im Auslaut einen geringeren Nebenkopf, der zum Wesen der Vorstellung selber nichts hinzuthat, sondern nur bedeutete, dass die Bewegung ein Ziel hatte, auf das sie aufschlug wie ein Meteorstein auf den Boden. In dem *D* der Wurzel TUD, die unserem *stossen* zugrunde liegt, in dem *p* des griechischen *τύπτειν* und des deutschen *klopfen*, in dem Kehllaut von *schlagen* und von *ticken* liegt etwas Treffendes . . . unser Bild liesse sich wohl weiter ausführen und auch noch ein anderer Nebenkopf entdecken, der vorn angesetzt worden wäre; wir könnten auch finden, dass, was wir einen Nebenkopf nennen, noch viel schöner als beim Cerberus, organisch mit dem Hauptkopfe verschmolzen sei.

Durch denselben bekommen selbst intransitive Verba etwas Transitives und wie junge Herzen durch die Liebe: eine Richtung, einen Gegenstand. Wiederholt haben wir bisher diese Beobachtung gemacht, zum Beispiel bei *schlucken* (83), bei *spucken* (75), bei *kacken* (62), beim Wasserlassen (71) und so weiter. Auch die vielbesprochene Wurzel LUK, die leuchten bedeutet (179), unser *blicken*, eigentlich glänzen wie *Blickfeuer* (180), gehört in diese Reihe. Man muss sich erinnern, dass unsere Vorfahren ihre Lichtgottheiten wie himmlische *Strelitzen* mit Bogen und Pfeilen bewaffneten; dass die Sonne Strahlen, will sagen: Pfeile entsendete. *Amor m'ha posto come segno a strale* (Petrarca). Der Kehllaut ist nicht müssig; wenn das Licht mit *L* durch den Weltraum flutete, so ereilte es die Menschen mit dem *K*, wenn sich der Fernhintreffer zornig dem Heere der Griechen gegenübersetzte. Sollte der dentale Reibelaut, das scharfe, zischende, unaufhörliche *S*, das bei Menschen und Tieren vielfach verbunden vorkommt, bei jenen den Anlaut so gern übernimmt, daher wir diese Betrachtungen (auf Seite 7) mit ihm begonnen haben, etwa den andern

16*

Nebenkopf darstellen, der uns fehlte? — Ich glaube nicht, dass es das Zeug zu einem nur halbwegs gescheiten Kopfe hat. Es will eigentlich nichts sagen, es eignet sich höchstens dazu, die Artikulation in Fluss zu bringen, sie bequem und doch auffällig einzuleiten, wie das *K* den Stimmansatz begünstigt. Seine malende Kraft ist gering, gross dagegen diejenige, die Aufmerksamkeit im allgemeinen zu erregen, daher ein scharfes *S* in allen Scheucherufen eine Rolle spielt (KS, KSCH, SS); dieser Aufsehen erregenden Kraft allein dankt das *S* seine Beliebtheit im Anlaut. Infolge davon wuchert es wie Unkraut in der Sprache. Es ist leicht zu machen und will gar kein Ende nehmen, so lange der Atem vorhält, bis endlich das *T* kommt; kein alter Kopf, ein alter Zopf. Anders das reine *S* in *Saft, Succus* und *Suppe*, das einen Sauglaut darstellt; davon später.

---

7. Als der Rock neu war. Schluss.

Die älteste Etymologie — sie scheint hier am Platze, weil ja die Wurzeln noch keine Geschichte haben — sie haben aber doch eine, man bekommt scheinbar niemals den Anfang der Schnur ohne Ende in die Hand, nicht einmal bei den einzelnen Sprachlauten — der Begriff der Wurzeln freilich selbst eine Fiktion, weil die Wurzel aufhörte, eine Wurzel zu sein, sobald sie in den Satz eintrat, und ausserhalb desselben keine Sprache war — immerhin führten die Wurzeln eine potenzielle Existenz und verlieren sich nun abermals ins Unendliche — nicht doch, sie führen endlich zum Alphabet und Sanskrit der Natur, nähern sich ihm wenigstens immer mehr und mehr — gib, Vater! Die reine Wahrheit ist ja doch nur für Dich allein.

Was wir zuletzt getrieben haben, war die allerelementarste, alleräIteste Etymologie. Rechte Laienetymologie, wie sie die Worte hernimmt und auf ihre vermeintliche Schönheit und Richtigkeit untersucht, ohne sich des Streiches zu versehen: dass diese Worte eine lange Geschichte hinter sich haben, in deren wechselvollem Laufe von der ursprünglichen Form und Meinung so gut wie gar nichts übrig geblieben ist; und dann dem betöpperten Ulyss

gleicht, der in der Unterwelt den Schatten seiner Mutter umarmen will, aber in die Luft greift:

ψυχὴ δ' ἠΰτ' ὄνειρος ἀποπταμένη πεπότηται. Odyssee XI, 222.

Ja, wir schlossen, wie der gemeine Mann immer zu schliessen pflegt, von den Lauten auf den Begriff, von der Miene auf die Gesinnung und vom Rocke auf den Kerl, der darin steckt — um das triviale, aber ausserordentlich treffende Gleichnis von vorhin noch einmal zu wiederholen und weiter auszuführen: die Bedeutungen sind wie Weiber, denen die Schneiderin Mass nimmt und Kleider macht; die Schneiderin ist die Sprache, und die Kleider, die sie verfertigt, sind die Worte. Nun geschieht es wohl, dass ein Kleidungsstück abgetragen und, nachdem es lange gedient hat, abgelegt, verschenkt oder auf dem Trödelmarkt verkauft wird; so kommt das Leibchen auf einen neuen Leib, auf den es eigentlich nicht passt. So kann es den Besitzer oft wechseln wie ein Haus. Und jeder neue Inhaber wird immer erst etwas daran zu flicken und zu ändern haben, bis er es wirklich anzieht; so wird der Rock am Ende so bunt wie der Kaftan des Juden Abdias, der ganz unqualifizierbar aussieht. Desselbigengleichen werden auch die Worte immer bunter und fadenscheiniger, je mehr Bedeutungen hineinschlüpfen, und der anfängliche Zuschnitt hat sich schier verloren. Und wie mit gewöhnlichen Worten, so ist es auch mit den Urworten, den Wurzeln, von denen man alle formalen Bestandteile, alle Suffixe und Endungen abgelöst hat, dass nur eine einzige Silbe übrig geblieben ist, an der die eigentliche Bedeutung haftet; auch hier beruht am Ende die Annahme, dass das und das die älteste Form, der jungfräuliche Nachklang des Naturlauts, und zwar dieses Naturlauts war, auf einer Voraussetzung.

Der Begriff einer Wurzel ist in mancher Beziehung selbst eine Fiktion. Niemals wird eine Silbe einzeln für eine Vorstellung angefertigt und wie ein Rock zurechtgelegt worden sein, weil die Menschen von Anfang an in

Sätzen gesprochen haben (13); niemals wird sie vermutlich aller jener Elemente, die der Sprachforscher, eben um die Wurzel übrig zu behalten, vom Wortkörper ablöst, bar gewesen sein, wenigstens sehen wir sie selten anders als mit einem Anhang rein formaler Bestandteile, von stammbildenden Suffixen und Flexionsendungen; und selbst wo sie denselben einmal nicht hätte und als Verbum oder Substantivum nackt in den Satz einträte, würde sie doch damit aufhören, eine Wurzel im strengen Sinn zu sein, denn eine Wurzel ist nur ein potenzielles Verbum und ein Wort *in Spe.* Unsere Vorfahren haben kein Wurzelwörterbuch besessen, so wenig wie man im Deutschen Reiche nach dem Grimm spricht. Aber so gewiss ein gutes Wörterbuch seine Ausdrücke und seine Redensarten aus dem Leben nimmt und nur ein Inventar alles dessen ist, was das Volk weiss: so gewiss werden auch die Wurzeln in der Ursprache wenigstens als Keime, der Möglichkeit nach vorhanden gewesen sein; Abstraktionen der Sprachwissenschaft, grammatische Präparate, stellen sie nicht die Bausteine, aus denen der Palast der Sprache aufgeführt ward, wohl aber die notwendigen Vorbedingungen der Konstruktion dar. Nun auch bei diesen Vorbedingungen hat der Sprachforscher den Anfang der Schnur ohne Ende, die alle seine Objekte bilden, noch nicht in der Hand — es muss freilich ein Anfang, einmal muss ja die Taille neu gewesen sein, aber Achilles scheint die Schildkröte niemals einzuholen.

Was vorwärts gesehen: neu, heisst von rückwärts gesehen: alt; der Sprachforscher bedarf alte Sachen, alte Röcke, sie allein können einmal einem Begriffe gesessen haben, sie allein dürfen auf Ähnlichkeit Anspruch machen, sie behalten recht allen Phantasien und Liebhabereien gegenüber. Ein schönes Wort ... es liegt so viel darin ... es klingt so sanft ... wer wäre solchen Bemerkungen im Munde der Weisen und der Thoren nicht beg gnet? — Der Laie verliebt sich in seine Ausdrücke und in seine Namen und dichtet ihnen Eigenschaften an, die sie nicht besitzen,

die er ebensogut in andern Lauten entdecken würde, wenn er diese in diesem Sinne zu brauchen gewohnt wäre. Läuft denn nicht der Sprachforscher dieselbe Gefahr, vorübergehenden Idiosynkrasien nachzugeben, wenn er auf der langen Reise von der Gegenwart bis zur Steinzeit endlich ermüdet Halt macht und eine Bedeutung für die erste, einen Lautbestand für den ältesten erklärt? — Alt und heilig ist das Sanskrit, die *richtig gebildete* Sprache der indischen Arier; aber das kann uns doch nicht hindern, darüber hinwegzusehn und nach einem noch älteren, noch klassischeren Sanskrit, der Natursprache auszuspähn. *Spähen*, ein indogermanisches Zeitwort, lautete im Lateinischen: *specere*, im Griechischen, mit Umstellung: *σκέπτεσθαι* und im Sanskrit: *spaç*, ein *Spaças* war ein Späher oder ein Spion. Aber wie wäre betrogen, wer etwa nun in dem doppelten Zischlaut die Schärfe des Auges, die Sehkraft des Kundschafters wahrzunehmen glaubte! — *Spaç* wird auf *paç* und *paç* auf *pak* zurückgeführt, darauf mache sich nun der Wortdeuter einen Vers. Wer weiss, ob *pak* nicht ursprünglich etwas ganz anderes, viel einfacheres als *spähen* bedeutete, etwa: festmachen, den Blick auf etwas heften, einem von Aufmerksamkeit dasjenige schenken, was in Italien, vergleiche Seite 38, *dare le pacche a uno* heisst? — Dann hätte sich der ursprüngliche Begriff in unserem *patschen* erhalten, welches als Iterativum von *pakken* betrachtet werden kann. Die vielerwähnte Wurzel, die leuchten bedeutete, hiess: LUK und noch früher: RUK; in den Zitterlauten *L* und *R* haben wir eine Imitation der Wellenbewegung des Wassers erkennen zu sollen geglaubt und darauf ein ganzes Gebäude aufgeführt. Sind wir absolut sicher, nicht auf Sand gebaut zu haben? — Denn wenn einer nach unserem Vorgange schon den einzelnen Sprachlauten eine selbständige Bedeutung beimessen und die Etymologie bis zu den Buchstaben treiben will, muss er doch bis hieher mit der Möglichkeit rechnen: einen noch ursprünglicheren Laut und einen noch primitiveren Sinn zu finden.

Man kann sagen: wie sich die Seele im Alter langsam von den Fesseln des Leibes löst, so werden im Verstande die Begriffe allmählich die Laute los, an die sie gebunden waren. Der Kenner gewöhnt sich schliesslich, auf das Leibchen gar nichts mehr zu geben und sich nur an den Leib zu halten; er weiss: *Cucullus non facit Monachum.* Und doch kann er nicht leugnen, dass die Kutte den Mönch irgendwo einmal gemacht haben müsse, und dass es nur an ihm liege, wenn er nicht wisse wo; ja, dass er mit seiner historischen Analyse dem Modell beständig näher komme.

Je weiter er sich wie ein Krebs in der Geschichte der Bedeutungen und Laute zurückbewegt, umso sauberer, umso ähnlicher wird das Wort dem Sanskrit der Natur, und umso deutlicher fühlt er Grund. Immer mehr Irrtümer streift er ab, immer geringere Auswahl hat er, der Kreis, in dem er sich verlaufen kann, verenget sich zusehends. Und sollte er niemals erfahren, wer sich den Rock eigentlich machen liess, er kennt doch die Schneiderin, er weiss doch, wie gearbeitet wird und was sie für Stoffe hat — er würde mit einer Ahnung zufrieden sein, er fiele mit Lessing dem Vater in die Linke und riefe: Gib her, Vater! Die reine Wahrheit ist ja doch nur für Dich allein.



V. Den Naturlauten gegebene Wendung: die Bildung von Schallworten.

1. Das Ding an sich. Der Laut substantiviert als solcher.

Ein ehemals weltbekanntes Lautsubstantivum — Kladderadatsch, Charivari, Krawall — es gibt ja viele substantivische Lautbezeichnungen, aber sie pflegen ein Verbum zur Voraussetzung zu haben, wenigstens dem Sinne nach — die fünf Hauptgattungen derjenigen Lautsubstantiva, die aus Verben entsprossen sind, die Infinitive gehören selbst dazu — die interessanteste sind die Maskulina auf -er wegen der darin liegenden poetischen Personifikation — ein Jauchzer, der wiederum einen Jauchzer von sich gibt, ein Seufzer, der wie ein Geist aus unserem Munde geht — wir machen einen Strich durch die Substantiva Verbalia und fangen uns tapferere Worte — ein ander Ding als das des Philosophen Christian Freiherr von Wolff — wie es bei einem Aufruhr zugeht: *hurliburli*, wie sie schreien und toben: *tananai*, wie sie sich aneinander reiben: *frufru* — wenn das Ding aber nu Cancan tanzt — die Namen der Sprachlaute — Laut, Laute und Lautenschläger — die Harfe in der Ohrschnecke — den Begriff des Hörens können wir entbehren, unser Gehör ist eine Art Ohrenklingen, eine laute Stimme eine Stimme, die gehört wird — das edelste Lautsubstantivum in unserer altadeligen Sprache.

There are more Things in heaven and earth, Horatio,
than are dreamt of in your philosophy.

Hamlet.

Der Schriftsteller Ernst Dohm und der Verleger Heinrich Albert Hofmann sitzen eines schönen Nachmittags im Buchhändlerheim beisammen. Sie sind verdriesslich — sie wollen ein neues Witzblatt herausgeben und plagen sich nun schon wochenlang mit dem Titel. Das Mädchen tritt herein und bringt Kaffee, stellt das Brett auf einen Kammerdiener; Hofmann springt auf, wirft das Tischchen um; das Geschirr fällt klirrend zu Boden. Kladderadatsch! — hiess es, wie es in Berlin immer heisst, wenn etwas kracht,

mag es nun eine Laterne oder eine Fensterscheibe sein. Aber: Kladderadatsch! — rief Hofmann, *hurra, ein guter Titel!* — Er dachte vielleicht daran, dass vor sechzehn Jahren (1832) in Frankreich Charivari ein guter Titel war; Pierre Véron hat (1879) mit oder ohne Beziehung auf den Kladderadatsch die Überschrift Ohe! Vitrier! — erfunden. *Charivari,* ein Wort wie *Boulevari,* bedeutet eigentlich eine Katzenmusik, überhaupt einen Krawall; *Krawall* ist nämlich nur eine volkstümliche, bereits im XV. Jahrhundert aufgekommene Verstümmelung von *Charivari.* Die Anekdote kann nicht ganz richtig sein, da als Begründer des Witzblattes (1848) David Kalisch genannt wird, Dohm erst 1849 in die Redaktion eintrat, der Kladderadatsch endlich schon existierte, ehe ihn Hofmann in Verlag nahm. Abgesehen davon, ist der Ursprung des Titels ohne Zweifel so gewesen.

Ein ehemals weltbekanntes Beispiel für die Verwendung von Naturlauten — für die alltäglich zu beobachtende Erscheinung, dass ein Laut als solcher zu einem Substantivum erhoben wird, wie ihn die Natur dem Ohre überliefert, sozusagen wie ihn Gott geschaffen hat, ohne eine andere Zuthat und Verbrämung als die lautliche Fassung überhaupt. *Kladderadatsch,* in Holstein *Kladatsch,* in Aachen *Klaperdatsch,* in Leipzig auch Name eines flachen, gleichsam hingeklatschten Kuchens, ist ein reines Schallwort wie *Krach Pladdradauz* oder wie (französisch) *Patatras,* das Kliddern und Kladdern der zusammengeschmissenen Tassen malend, ganz sachlich angesehn ein Neutrum wie *das* Hallo, hier (vielleicht im Gedanken an *den* Fall, *den* Rummel, *den* Ruin) männlich genommen. So ist auch *das Alarm,* das romanische: *all' arme!* — zu den Waffen! — das *Lärm* männlich genommen worden, nachdem man erst ein Verbum *lärmen* entwickelt hat (*der* Lärm, *der* Alarm). Allerdings ist auch bei der Bildung des Wortes *Kladderadatsch* der Einfluss von *datschen, tatschen* nicht ganz zu verkennen. Es gibt ja unzählige substantivische Lautbezeichnungen, die auch nicht viel mehr

enthalten als den reinen Begriff des Naturlauts mit einem *der* oder *das* davor, sodass nur der Naturlaut mit Ausschluss jedes Gedankens an den Inhaber oder den Erzeuger oder an eine sinnliche Unterlage wie eine lose vom Vliesse des Lebens abgeschnittene Flocke emporgehalten wird, aber es sind gewöhnlich sekundäre Bezeichnungen, die wie *Klaps* und *Schnaps*, *Knicks* und *Klecks*, *Klatsch* und *Patsch*, wenigstens dem Sinne nach, ein bereits entwickeltes Verbum zur Voraussetzung haben, Pendants zu Verben bilden, nicht den Laut an sich, sondern die Hervorbringung des Lautes transitiv, intransitiv ausdrückend, Substantiva Verbalia, nicht viel besser als Infinitive, die selbst nur erstarrte Kasus von Substantiven, der Konjugation des Verbums zugerechnet werden. Während wir doch solche Verba noch gar nicht kennen und vorderhand weder lauten noch zusammenschlagen hören. Es sind Halbfabrikate, für uns viel zu künstliche Ware, keine Rohprodukte wie *Bimbaum*.

Obgleich wir mit dem Geläute warten sollten, bis wir lauten gehört hätten, so halten wir es doch für angezeigt, die Hauptgattungen der aus Verben entspriessenden Lautsubstantiva bereits an dieser Stelle zu erörtern, weil erst durch den Vergleich mit ihnen recht ersichtlich wird, was eine unmittelbare Lautbezeichnung ist. Wenn wir der herrschenden Anschauung folgen und auch Substantiva wie *Schrei* oder *Pfiff* aus dem Präteritum des entsprechenden Zeitworts entstehen lassen, eine Annahme, die mir nicht unanfechtbar scheint, sintemal sie dem Stamme genau so nahe stehen wie das Präteritum und allenfalls gleichzeitig mit demselben, unabhängig vom Verbum gebildet werden konnten — sehe ich in meiner Muttersprache fünf Hauptformen, die nebeneinander hergehn, und zwar, um mit den ebenerwähnten zu beginnen

1. **Maskulina**, ohne weiteres aus dem Verbalstamm hervorgegangen, gleichsam das Verbum substantivisch abbildend, wie Pfiff: *pfeifen*, *pipare;* Schrei: *schreien* abbildet und so weiter. Je nachdem das das Verbum intransitiv oder transitiv ist, entstehen

a) Klangworte, wie Laut (*lauten*), Ton (*donen*), Groll (*grollen*, vergleiche Seite 154), Klang selbst (*klingen*). Im Lateinischen entsprechen: *Sonus*, *Tonus*, *Bombus*, *Bombus pedum* bereits bei Ennius.

b) Schlagworte, wie eben Schlag (*schlagen*), Puff (*puffen*), Klaps (*klapsen;* auch die Schallworte, die im Auslaut ein *s* erhalten haben, vergleiche Seite 8, werden wohl richtiger von iterativen Verben abgeleitet und wie abgekürzte Infinitive angesehen). In Italien heisst der Schlag: il Tocco; *domani al tocco* ist soviel wie: morgen Schlag 1 Uhr. *Tocco* ist das Substantivum zu *toccare*, französisch *toquer*, und *toccare* das Verbum zu dem Naturlaut *Ticche Tocche*, vergleiche Seite 43, 38. Gänzlich verfehlt scheint die Beziehung von *toccare* und *toucher* zu dem deutschen *zucken*.

2. Infinitive, weniger kurz, aber ebenso beliebt, in gewissen Fällen sogar die Regel. Man spricht nicht vom *Rausche*, sondern vom Rauschen des Meeres, nicht vom *Pfiff*, sondern vom Pfeifen der Kugel. Das Singen, das laute Lachen, das leise Weinen.

3. Ge-Neutra, die Sammlung, will sagen: die Verlängerung, Verstärkung und Wiederholung einzelner Laute ausdrückend; das Vorwörtlein *ge-*, gotisch *ga-* bedeutet: zusammen. Das *Gepfeife*, das *Geplapper; nur nicht soviel Gepreambulums, Herr Magister!* — heisst es inkorrekt in H. L. Wagners Kindermörderin (anstatt: *Gepräambul* oder *Gepräambulum*). Gewöhnlich mit Umlaut: *Gebrüll*, *Geröhre*, *Getöse*, *Gewäsch*, *Geträtsch* (ohne *Ge: Tritschl Tratschl*, wie *das verfluchte Bimbaumbimmel* in Goethes Faust). Mit dem Umlaut ist das *Gerausche* einer der allgemeinsten Begriffe geworden wie in England *Noise* (das *Geräusch*). Die Jäger nennen die edlen Eingeweide des Wildes: Herz, Lunge und Leber so, weil sie beim Aufbrechen herausgerissen werden; würde auf Seite 166 passen.

4. Feminina, mit dem fremden -ei gebildet, verächtlich, zum Beispiel: die *Pfeiferei*, die *Dudelei*, französisch *la Sonnerie*. Häufig in den romanischen Sprachen die Partizipialform der ersten Konjugation nachahmende Feminina: *Risata*, *Risée*, *Pipée*, *Frouée* (115).

5. Maskulina auf -er, älter -ar, Personifikationen des Lautes, wie *Fenstervorsetzer*, *Zigarrenabstreicher*, *Abtreter* Personifikationen der betreffenden (ihnen von der Phantasie beigelegten) Thätigkeiten sind. Unlängst wurden im Tageblatte von einem Schuhmacher, der sie als Schuldobjekt liegen hatte: 62 gute, sehr weit sehende Reisegläser zum Verkaufe angeboten. Aus dem Laute wird gewissermassen ein Wesen, das lautet, aus dem Pfiff ein Pfeifer, aus dem Ton ein Musikant entwickelt; wenn es: ein *Seufzer*, ein *Jauchzer*, ein *Jodler*, ein *Triller*, ein *Ächzer*, ein *Jam-*

mer, ein *Nieser*, ein *Pumper* und eben ein *Pfeifer* (auf der Lochpfeife) heisst, so denkt sich das Volk gleichsam einen kleinen seufzenden, jauchzenden, jammernden, pfeifenden Menschen, der im Innern des Leibes steckt. Ein solches Maskulinum ist auch unser *Donner*, althochdeutsch: *Donar*, und hier der Übergang des Lautes in die persönliche Bedeutung eines Donnergottes besonders augenfällig: der *Doner* verhält sich zu dem mehrerwähnten Verbum *donen* genau so wie *Seufzer* zu *seufzen*. Dieselbe Personifikation, Dramatisierung eines Naturereignisses liegt ja auch in *Wind*, vielleicht auch in *Sand;* der *Wind*, diese bewegte Luft, ist der *Weher*, der *Wehende*, ein Partizipium Praesentis (49), er wird nicht gemacht, nicht irgendwo herausgeblasen, sondern er bläst selbst. Das französische *Tonnerre* wird dagegen von dem abstrakten lateinischen *Tonitrus* abzuleiten sein, das, vergleiche Seite 7, an einer auffälligen Stelle ein *r* bekommen hat und vielleicht für *Tronitus* steht. Wäre es nicht eine viel zu subtile Beobachtung, dass die Stühle bei gewissen Tönen, auch der menschlichen Stimme, zittern und gleichsam schaudern, wie denn der Schall auf alle, auch die leblosen Körper wirkt: so könnte man denken, dass das griechische **θρόνος**, Thron, eine Art leiser Donner innerhalb der vier Pfähle und ein wenig anders zu erklären sein möge als aus dem obskuren *θρήσασθαι*, das sitzen bedeuten soll. Wir kommen beim Echo darauf zurück. Auch Majoliken geben manchmal einen Ton von sich; wenn sie gewaschen worden sind, können sies gar nicht vergessen. Man muss immer bedenken, dass die Sprache alles mitnahm, was sie von Lauten kriegen konnte, weil Not an Mann ging.

Numero 5 versagt, wie man sieht, die strikte, einfältige Auffassung des Naturlauts, das Volk beruhigt sich nicht bei dem Gehörten, es schiebt dem Klange einen unbekannten Erzeuger, dem Donner einen Thor, der donnert, oder wie es gar pleonastisch und unschön bildet: einen *Donner-er* unter; ja auch wo es das Wesen, von welchem der Laut ausgeht, deutlich vor sich sieht, begnügt es sich nicht, dem die Stimme im allgemeinen zuzuschreiben, sondern es nimmt gleichsam im Sänger einen besondern Sänger, im Pfeifer einen neuen Pfeifer, in dem grossen Seufzer einen kleinen Seufzer an, der in dem umfangreichen Körper dasjenige ist, was eigentlich singt, pfeift und seufzt. Nur durch diese eigentümliche Annahme lassen sich die Maskulina auf *-er* begreifen, mit ihrer Hilfe gelangt man zu einem Jauchzer,

der wiederum einen Juchzer von sich geben kann. Gegenwärtig ist freilich das Gefühl für die darin liegende Plastik verlorengegangen, uns sind diese halbpersönlichen Bezeichnungen gewöhnliche Lautsubstantiva, Produkte der Stimminhaber, Lieder der Singvögel; wenn wirs donnern hören, so vergessen wir den Vater des mächtigen Lautes, den unsere Vorfahren eben mit einem Namen wie *Donar* anerkannt haben, ganz über dem Laute selbst, und wenn wir einen *Herzensseufzer* ausstossen, so vermeinen wir wahrlich nicht, dass der *Seufzer* wie ein Geist vernehmlich aus unserem Munde gehe. Dem Etymologen, der Puls fühlt, entgeht kein Gedanke, den das Volk gehabt hat, er macht einen grossen Strich durch die *Substantiva Verbalia*, durch alle Räusche, Rauscher und Geräusche, und fängt tapfere Worte, die sich wie der Blitz aus Ahmlauten entwickeln, wie die Minerva aus dem Kopfe des Jupiter springen, ohne dass sie erst ein Verbum wie eine Amme oder wie einen Vorkeim nötig hätten. Solche Worte sind zum Beispiel die folgenden:

Ding. *Alles, was sein kan, es mag würklich sein oder nicht, nennen wir ein Ding.* Nicht ohne eine gewisse Genugthuung entschliesse ich mich dazu, dieses philosophische Wort, das meinen denkenden Landsleuten den reinen Begriff versinnlicht, aber ehedem die Versammlungen der germanischen und skandinavischen Völker, ihre Gerichtsverhandlungen, den Gerichtstag und -ort, infolgedessen Rechtssachen und endlich eben eine Sache schlechthin bedeutete — für ein gutes einfaches Lautsubstantivum und damit die dunkle Vorgeschichte des Wortes für eine überaus helle und durchsichtige zu erklären. *Envoyons dinguer les philosophes!* — *Ding*, englisch und nordisch *Thing*, mittelhochdeutsch *Dinc*, malte das dumpfe Brausen der kommenden und gehenden, durcheinander redenden und dingenden Volksmenge, wie *Dingdongdang* das Glockengeläute malt. In Beethovens Eroica, im Scherzo hört man neben dem Hauptthema ein merkwürdiges Motiv, wie ein *Storthing* oder ein *Folkething*. Lange

Tonreihen, aus wenigen Noten gewoben, durchziehen den Satz und geben ihm ein phantastisches, heimliches Gepräge, einen dunkeln, murmelnden Klang wie das Rauschen eines entfernten Meeres oder wie das dumpfe Getöse der Stadt Neapel, das der Wind hinauf nach der Certosa trägt, dem die Fremden auf dem Belvedere von San Martino verwundert lauschen. Aber auch in den Sprachen *dingt* es wie Orgelton und Glockenklang. Am nächsten kommt wohl das französische *Tintamarre,* womit der lärmende Trubel eines Festes bezeichnet wird — es verhält sich zu *Ding,* wie französisch *Tintin* zu englisch *Dingdong;* sowie das italienische *Tananai,* das ein unruhiger, ungeordneter, schreiender und tobender Haufe macht. Auf einer andern Lautgebung, aber der nämlichen, freilich wiederum verbaler Anschauung beruht unser *Kribbelkrabbel* oder *Kribbeskrabbes,* sowie mehr als ein italienisches Intensivum auf *-io.*

Zum Beispiel: *Brulichio,* Gewimmel von Insekten und Menschen, *la Piazza brulica di gente* — *Fruscio,* womit das massenhafte Ablaufen der Sohlen und der Strassen, überhaupt Getöbse bezeichnet wird, *ma che è quel Fruscio nella strada?* — Den drohenden Aufruhr, wie er sich bei einem grossen öffentlichen Unglück, namentlich beim Beginn von Aufständen hören lässt, nennt der Italiener: il Fru Fru, der Franzose: un Brouhaha, *Fru Fru* ist noch besser, indem der labiale Reibelaut in Verbindung mit dem *r* ganz eigentlich die Reibung, *le Frottement du monde, le Froissement, il Frizzante,* die *Friktionen* der Parteien malt. Auch die Franzosen haben ja diese charakteristische Lautverbindung: *Frou-Frou* bedeutet in Paris das Rauschen eines seidnen Kleides — *das Röckchen macht Fru Fru Fru Fru,* heisst es in Offenbachs Schöner Helena; daher auch: *faire du frou-frou* soviel wie: Luxus entfalten ist. Es bedeutet auch wie *Frifilis* das Rauschen der Bäume und das Rascheln der dürren Blätter und das Schwirren der Schwirrvögel (27).

In England heisst ein Aufruhr, ein Auflauf, ein Tumult: Hurlyburly; ein lärmender Volkshaufe ist (adjektivisch)

hurlyburly, wer sich überstürzt und hurlebausisch handelt, in Frankreich: *un Hurluberlu*. Auch bei Goethe (Pater Brey) bedeutet *ein Hurry:* einen Zusammenstoss und in Dänemark *Hurlumhei:* Verwirrung. Wir haben diese glücklichen Naturlaute unter den elementaren Stimmen beim Wasser (46), desgleichen beim Sturme (167) und schon vorher (43) beim Spinnrad angetroffen; *Hurlwind* ist in England Wirbelwind, *Hurrli* in der Schweiz ein Brummkreisel. Das *Hurl* oder *Hurr* scheint zuallererst die sausende Eile, den jähen Sturz, dann (transitiv): zu Falle bringen, das Umwerfen und Umschmeissen ausdrücken zu sollen. Mit so einem rasenden Hurliburli, wo alles drunter und drüber geht, verglichen, ist das *Ding* bei Gott! eine lammfromme, andächtige Gesellschaft.

Wenn das Ding aber nu Cancan tanzt? — Das fehlte gerade noch. Der bekannte französische Tanz, der moderne Kordax, wird seiner Ausgelassenheit wegen einfach als Lärm bezeichnet: *Cancan* ist ursprünglich soviel wie unnötiger Skandal (*il fit un gran Cancan de peu de chose*), dann auch soviel wie Klatsch (*les Cancans d'une petite ville*). Littré, der des etymologischen Scharfblicks oft entbehrt und nur fleissig zusammenstellt, bringt und empfiehlt eine ganz abgeschmackte Deutung aus dem lateinischen *quanquam*, über dessen Aussprache sich im Mittelalter die Schulfüchse gestritten haben sollen, wo doch die lautmalende Natur des Wortes auf der Hand liegt — vielleicht haben sich die Schüler auch über *Pan! Pan!* — gestritten? — Die angeführten altfranzösischen Ausdrücke für stürmische Versammlungen und ein wüstes Durcheinander: *Caquehan, Quaquehan, Taquehan* klingen wie das hebräische *Tohuwabohu, Can* selbst ist sozusagen nur ein guttural artikuliertes *Ding*. Die Franzosen selbst haben die dentale Artikulation in *le Tintin, le Tintouin*, aber für das Anschlagen und Anstossen, das Gebimmel und Getön der Glocken und der Gläser, wendisch *Cenki Lenki*.

Schliesslich würde man auch das Patati und Patata der Menschen, ihr einförmiges Geschwätz, ja die Namen

ihrer Sprachlaute selbst: das *A*, das *H*, das *Nun*, das *Ain* und wie sie alle heissen, als unmittelbare Lautsubstantiva zu betrachten haben; die deutschen Formen dieser Namen: *Eff*, *Gê*, *Bê* u. s. w. sind im VIII. Jahrhundert mit dem Eindringen der lateinischen Wissenschaft in Deutschland aufgekommen. Der arabische Hauchlaut Ain, den Brücke mit dem Knarzen eines Stiefels, dem *Scricchiolio d'una scarpa* verglichen hat, bildet den Anlaut des arabischen *Ûd*, mit dem Artikel *al-'Ûd*, der Apostroph vor dem *Û* soll das Ain bedeuten; im Portugiesischen, Spanischen und Neugriechischen wird es durch den Vokal *a* (*Alaude*, *Alaud*, *Laud*, *Λαοῦτον*), im Italienischen durch *i* wiedergegeben (*Liuto*), im Französischen völlig ignoriert (*Luth*). *Al-'Ûd* heisst und ist die *Laute;* die Laute, gleich der Guitarre ein Lieblingsinstrument der Araber, wurde von diesen nach Spanien und Unteritalien gebracht, von wo aus sie sich über ganz Europa verbreitete. Alle europäischen Bezeichnungen des Instruments gehen auf das arabische *'Ûd* zurück und enthalten in ihrem Anlaut den Rest des arabischen Artikels. Die alten Römer hatten noch keine Lauten — ihre *Schildkröte* (*Testudo*) war vielmehr eine Lyra, quanquam diese Bezeichnungen durcheinanderlaufen.

Combinazione. Der Ursprung des deutschen *Lerche* ist so dunkel wie der des lateinischen *Alauda*. *Laudat alauda Deum*, aber *alauda* ist angeblich keltisch. Ohne ungerechtfertigte Schlüsse daraus zu ziehn, will ich nur konstatieren, dass das portugiesische *Alaude* mit dem lateinischen *Alauda* buchstäblich übereinstimmt. Und ohne mehr daraus zu schliessen, will ich konstatieren, dass das Fremdwort *Laute* buchstäblich mit *Laut* übereinstimmt, womit wir alles Hörbare bezeichnen.

Nun ist ja unser *Laut* ganz sicher ein Wort wie *Klang* oder wie *Kladderadatsch*. *Lauten* heisst eigentlich: *hlauten*, wie *Lothar* eigentlich: *Chlotar* heisst, *Ludwig* die *Klothilde* zur Schwester hat; und steht in deutlicher Beziehung zu dem griechischen *κλύειν* und dem lateinischen *cluere*, die beide

hören bedeuten. Ein *Klient* (*Cliens* = *Cluens*) ist eigentlich ein Höriger, ein *Inclutus*, ein berühmter Mann, eigentlich einer, von dem man hört. Genau so ist das Adjektivum *laut*, wie wir schon Seite 142 erfahren haben, ein altes *tō*-Partizipium und eine *laute* Stimme: eine Stimme, die gehört wird. *θεὰ δέ μευ ἔκλυεν αὐδῆς.* Odyssee X, 311. Aber wie heisst: gehört? — Was gehört wird, gellt uns in den Ohren. Es gibt sozusagen ein äusseres und ein innerliches Lauten, und das letztere ist eben das Hören. Wer hört, hat gleichsam einen Lautenschläger im Busen, wie das Volk sagt; wer hört, dem klingen die Ohren, das ist ja auch die Meinung der Physiologen. Durch die Vermittelung des Trommelfells und der Gehörknöchelchen werden die Schwingungen der Luft auf die Endapparate der Gehörnerven übertragen; die geriefte Grundmembran in der Ohrschnecke ist, wie Helmholtz sehr schön sagt, im Bau einer Harfe vergleichbar. Welch eine herrliche Entdeckung! Diese Harfe ertönt, wenn wir dem Gesange des Harfenspielers lauschen — den Begriff des Hörens können wir eigentlich ganz entbehren, unser Gehör ist gar nichts anderes als ein Laut. Wenigstens nach der feinen indogermanischen Auffassung, die aus der Wurzel KLU Ruhm und Gehör, Leumund und Lauschen, *Losen* hervorgetrieben hat.

Loset, was i euch will sage!
D' Glocke het Zwölfi gschlage,

ruft der alemannische Wächter in der Mitternacht. *Leumund* ist keine Krasis, nicht soviel wie *Leute-Mund*, sondern ein genaues Pendant des griechischen *Κλέος*, Ruf, eine einfache Ableitung von gotisch *Hliuma*, Ohr, Gehör. Wenn die Deutschen den Laut, so haben die Russen den Begriff des Wortes aus dieser Wurzel gewonnen: *Sslowo* (слово) heisst das Wort und *Sslawa* (слава) der Ruhm auf russisch, der Völkername der *Slawen* hängt damit zusammen, sei es, dass sie die Berühmten oder (im Gegensatze zu den *Njemetz*) die Redenden vorstellen.

Bei den Römern trat das Verbum *audire* an die Stelle des alten *cluere;* sie erteilten *Audienzen* und gingen ins *Auditorium.* Das war in der That eine sehr viel gröbere Auffassung, sie stellte das Hören als ein *Öhren* dar, wie die Jäger *äugen* für sehen sagen (*audire* = *aus-dire,* von *Auris* = *Ausis*, Ohr). *Hören* selbst wird wohl mit *Ohr* zusammenhängen, während das griechische *ἀκούειν* mit *schauen* und lateinisch *cavere* kombiniert wird (8). Unser *Laut* wird dagegen den sinnigen Leser immer an die Harfe in seinem Ohr, an den Lautenschläger darin erinnern; und wenn auch *Laut* kein Kladderadatsch, sondern ein künstlicherer, sorgfältiger präparierter Begriff ist, der *Laut* auch mit der *Laute* sprachlich nichts zu thun hat, sintemal ihre ganze Identität in einem *ut,* dem ersten Ton der Oktave bestehen würde — es ist doch das edelste Lautsubstantivum in unserer altadeligen Sprache und ein wahrer Lautenschläger, den der deutsche Etymologe im Busen hat und der ihm bass das Herz erfreut.

---

2. Ableitung von Lautzeitwörtern. Intensiva, Frequentativa, Iterativa, Diminutiva.

Wie die Jungen zwitschern, so singen die Alten — die Bildung von Worten aus Naturlauten nannten die Alten Onomatopöie — in die kommen wir hier hinein — die Verba auf -en im Deutschen, die auf -are, -lare im Lateinischen, es ist ein einfaches Additions- oder Subtraktionsexempel — die Rechnung gelegentlich kompliziert, weil sich Bildungselemente eingeschlichen haben, die mitabzuziehen sind — die Verba auf -zen, -sen und -tschen, die auf -ern und -eln im Deutschen, die auf -itare im Lateinischen, das den Begriff verstärkende z, das l-Suffix, Beweglichkeit, Wiederholung, Kleinheit bezeichnend — der Umlaut — mitunter ist der Naturlaut, der das Verbum ergeben hat, in der Sprache selbst nicht mehr lebendig, auch braucht das Zeitwort nicht immer aus dem Naturlaut, der ihm eigentlich entspricht, gebildet zu sein, durch Metonymie kann die Ursache zur Wirkung, die Begleiterscheinung zur Erscheinung werden — wir indessen setzen alles daran lauter Verba wie ächzen und krächzen fertig zu bekommen.

Niemand soll nach Weine lechzen!
Doch kein Dichter soll heran,
Der das Ächzen und das Krächzen
Nicht zuvor hat abgethan!
Goethe. Rechenschaft.

Die Kinder singen:

Ein Käfer auf dem Baume sass: brumm brumm!
Die Fliege, die daneben sass: summ summ! —

Wir sagen: der Käfer brummt; die Fliege summt.

Ein alter Kanon geht:

Das Lämmchen macht: mäh mäh!
Die Krähe macht: kra kra!
Bin ich in deiner Näh,
Wie selig bin ich da.

Wir sagen: das Lämmchen mät; der Rabe krächzt.

Das Zeitwort *mäen*, auch *mähen*, ist freilich, wenn es sich um Lämmchen handelt, nicht so gewöhnlich wie *blöken*. Das Lamm, das sich verirrt hat, *blökt; blökend ziehen heim die Schafe*. Dies ist kein wesentlich anderes Wort; man gestatte uns eine vorläufige Auseinandersetzung. Grundform des Naturlauts ist im Deutschen entschieden: MÄ = MÄH — da, heisst es in einem andern Kinderreime,

da stiess sichs an ein Steinchen,
da that ihm weh das Beinchen,
da schrie das Lämmchen: mäh! —

Für *Mä* findet sich auch, da der Übergang so leicht ist: *Bä* und im Lateinischen (nach Varro): *Be*, im Griechischen (nach mehreren Zeugnissen): *Βῆ*. Aus *bä* = *bäh* wurde darnach in Deutschland das Zeitwort *bähen*, aus *be* in Italien das Verbum *be-l-are* gemacht, man vergleiche verschiedene alte Verba, die mit *l* abgeleitet sind, zum Beispiel: *halare, anhelare, ululare, γελάειν, ὑλάειν* u. s. w. Für *belare* sagten die alten Römer auch: *balare* — eine Herde Schafe heisst in dem Gedichte über den Landbau (I, 272): *Grex Balantum;* doch scheint die *e*-Form, die von Varro bezeugt, von unserem Ickelsamer (227) kategorisch den

Geissen zugesprochen wird, zumal bei den letzteren älter und genauer, sie wird in den romanischen Ländern, mit Ausnahme von Spanien, heute noch gebraucht. Die Italiener sagen noch buchstäblich: *belare*, die Franzosen: *bêler* — ein Heiliger, liest man in den *Vite dei Santi Padri*, betete zu Christus, wenn ihm sein Lämmlein gestohlen und gefressen werden sollte, so möchte ers im Bauche des Räubers blöken lassen: *si comandò alla virtù di Gesucristo che quella pecora belasse in ventre di chiunque l'aveva tolta e mangiata; e così avvenne, onde belando la pecora in ventre al furo, egli ne fu vituperato.* Nicht etwa durch eine Metathesis, der das lateinische *belare* im Deutschen (!) ausgesetzt gewesen wäre, sondern durch eine ähnliche Verstärkung der Lautgestalt, wie sie (6) das *r* bewirkt, verwandelte sich unser *Bä* in *Blä*, das griechische *Βῆ* in *Βλῆ*; daher das deutsche, sehr alte Zeitwort *bläen* oder *blähen* für blöken. *Der Samier Schaf*, heisst es bei Fischart, *welches den Kirchenräuber Apollinis verriete mit Blähen ungesehen.* Noch heute betitelt das Volk einen Dummhut ebensogern: *ein Blähschaf*, wie: *ein Bäschaf. Blä* wechselte nun mit *Blö*, und dieses ergänzte sich wiederum durch einen Kehllaut, der wie bei *meck meck, kuckuck, quak, quiek, gack, ach, äch, kräch* und vielen andern Naturlauten ganz mechanisch antrat, wie um eine Lücke auszufüllen; so entstand: *Blök*, verbal: *blöken*, griechisch: *βληχᾶσθαι* und *Βληχή*; zufällig werden beide Worte auch für Kleinkindergeschrei gebraucht, also für das, was die Deutschen *quäken*, die Lateiner: *vagire* nennen, obgleich der erste Schrei des Neugeborenen, wie wir mehrfach betont haben, auf ein reines Ä zurückgeführt wird. Die deutschen Verba *mucken* und *krecksen, lachen* und *hauchen*, die lateinischen *mugire, rugire*, die griechischen *μυκᾶσθαι, βρυχᾶσθαι, ὀγκᾶσθαι, ἔβραχε, κέκραγα, τέτριγα* haben alle wie *blöken* im Stammauslaut einen Guttural hinzugenommen. Wie *blöken* oder wie *blecken* oder wie *blüggen* oder wie *bläken* — lauter nachweisbare Formen, in denen das Schafsverbum erscheint, unnötig alle einzeln aufzuzählen; sie entsprechen den

Verben *mäcken, mecken* und *meckern,* die wir den Ziegen und den Schneidern gelassen haben und die auf *Mäck* und *Meck* zurückgehn. Der Franzose hat für die Ziegen kein anderes Verbum als *bêler;* bei uns teilt sich die Sprache des Kleinviehs vom Verbum an in zwei Mundarten: die Ziege *meckert,* das Schaf *blökt.* Das bayrische *blässen, platzen,* das alemannische *blätzen* wird als Iterativbildung zu *bläcken* zu betrachten sein, während in England (*to bleat*) und in den Niederlanden (*blaten, bleeten*) ein Dental die Stelle des Gutturals vertritt, *bleeten* verhält sich zu *blöken,* wie *schnattern* zu *schnacken* (211).

Die Bildung eines Wortes nach der Stimme des gemeinten Dinges nannten die Alten: Onomatopöie, was soviel ist wie Namengeben oder Wortemachen überhaupt — Adam hätte im Paradiese *Onomatopöie* getrieben, als er einem jeglichen Vieh und Vogel unter dem Himmel und Tier auf dem Felde seinen Namen gab (Genesis II, 20). Die Alten mussten das also gewissermassen für den normalen Weg ansehen, Wörter und Namen zu gewinnen, dass man darauf hörte, wie die Dinge selber sprächen, hatten auch gar nicht unrecht. Wirklich liefern die imitierten Naturlaute weitaus das meiste und beste Material zur Wortemacherei, sie lassen sich vor allem zu Infinitiven gebrauchen, die uns nach alter Sitte für das ganze Verbum gut sind. In unserer Sprache, nach dem vorliegenden Stande derselben, brauchen wir dem Ahmlaut gewöhnlich nichts weiter als ein (althochdeutschem *-an, -ôn* oder *-ên* entsprechendes) *-en,* heutzutage den allerhäufigsten Wortausgang, anzuhängen, so ist das Verbum fertig; woraus noch nicht gerade folgt, dass die Lautzeitwörter regelmässig und peinlich aus denjenigen Naturlauten gebildet sein müssten, die der Sache nach entsprechen, man denke an *niesen* (57), *schreien,* verglichen mit *ἰάχειν* (114. 7) und so weiter.

Wir beobachten hier die erste leise Wendung, die der Genius der Sprache den Naturlauten gibt, nachdem er sich derselben bemächtigt und sie in die Tasche der Imitation

gesteckt hat. Die verbale Wendung. Die Imitation wird genommen und zu einem Verbum erhoben, welches gar nichts anderes als den Eintritt in die tönende Schwingung, das Erheben der Stimme, wie es gewöhnlich heisst: das *Machen* des Lauts bezeichnet. Es bildet sich ein sogenanntes zielloses, intransitives Verbum, welches den Naturlaut, nachdem er als Lautsubstantivum von seiner Starrheit fast noch nichts verloren hatte, wirklich einschmilzt und flüssig macht — durch ein Machtgebot, durch ein bezeichnendes Anhängsel erhält er wie ein Rekrut, der eingestellt wird und dienen muss, Uniform — die Uniform ist die Verbalform, zieht sie der Naturlaut an, so steht das Verbum da, wirft er sie ab, so bleibt der nackte Rekrut übrig, es ist ein einfaches Additions- oder Subtraktionsexempel. Machen wir das Rechenexempel einmal, wir haben im Deutschen wie gesagt das *-en*, im Lateinischen und Italienischen das *-are*, im Griechischen das *-ειν*, die romanischen Formen möge man sich selber abklavieren — es versteht sich, dass die Konjugationen und die Genera Verbi wechseln und dass Hilfslaute wie im Lateinischen und Griechischen ein *l* eingeschoben werden können, die das Suffix vermitteln. Wir greifen also hinein ins Füllhorn der Natur, denken uns, wir hätten wie die ersten Menschen die Geräusche und die Selbstspiele und die elementaren Stimmen, die wir im Anhang zum ersten Kapitel (Seite 38 ff.) anführten, zur Verfügung und machen aus

krach: krachen
poch: pochen
klack (62): klacken, holländisch: *klakken*, französisch: *claquer*
ä̃ (98): qu-ä-k-en, lateinisch: *vagire*, französisch: *vagir*
piep: piepen, lateinisch *pipire, pipare*, aus welchem letzteren das deutsche *pfîfen, pfeifen*
ten, sten (7): tönen, stöhnen, griech.: *στένειν, μέγα δ'ἔστενε κυδάλιμον κῆρ*

und so weiter und so weiter; über die letzte Zeile, über *tönen* und *stöhnen* sind wir dem Leser noch eine Erklärung schuldig. Die Rechnung ist nicht immer so einfach wie in

den vorangestellten Fällen; in vielen andern wird sie dadurch kompliziert, dass sich im Laufe der Zeit mit der Verbalendung gewisse kleine Bildungselemente eingeschlichen haben, die alle mit abzuziehn und von dem Naturlaut, als von einem harten, unverdaulichen Kerne loszulösen sind — sie haben sogar den Kern selbst ein wenig angegriffen und, zuweilen wenigstens, angeblich durch ein ihnen angehöriges *i*, umlauten gemacht. Einfache Lautzeitwörter haben keinen Umlaut, es heisst nicht *krächen*, sondern *krachen*, nicht *pöchen*, sondern *pochen*, und wenn es nun scheinbar *tönen* wie *Töne* heisst, so thuen die Grammatiker unrecht, *tönen* überhaupt zu dem griechisch-lateinischen Worte *Ton* zu stellen. *Tönen* ist keineswegs von *Ton* abgeleitet — *Ton* ja gar kein echter Naturlaut, sondern ein Gelehrtenbegriff, der zu seinem Unglück hier hineingemischt wird. Der Naturlaut erscheint im Deutschen in einer doppelten Gestalt als DON(N) und DEN(N). Aus DON(N) wurde, wie wir Seite 253, 197 und schon 22 gezeigt haben, das Verbum *donnen, donen, dohnen* und das Lautsubstantivum *Donner* entwickelt; aus DEN(N) das Verbum *dennen, denen, dehnen*. Nun *denen* hat sich in *dönen* verwandelt, wie *stenen* in *stöhnen* oder wie *ergetzen* (das mit *vergessen* zusammenhängt und eigentlich: des Leides vergessen machen ist) in *ergötzen*; dieser Wechsel ist häufig. Auch *dehnen* war ursprünglich intransitiv, der Klang der gespannten Saite, dann das Hervorbringen dieses Klanges, vergleiche Seite 197. Der fühlbare und ja auch anzuerkennende Zusammenhang des Ausdrucks mit *Τόνος* und *Tonus* bewirkte dann, dass man sich gewöhnte für *Don: Ton* und für *dönen: tönen* zu schreiben, wodurch jedoch der noch nähere Zusammenhang mit *dehnen, Donner* und *Dohne* ärgerlich verwischt ward. Ist undeutsch wie *tuzen* (für *duzen*) undeutsch wäre. *Stöhnen, stönen, stenen*, griechisch *στένειν*, russisch *sstonat*, sanskrit *stan* ist ein wichtiger Beleg für die (S. 7 erörterte) Weiterbildung der indogermanischen Wurzeln; *dröhnen* einer für die Verstärkung durch ein *r*. Nun zu den künstlicheren Lautzeitwörtern.

Das Verbum zu der Interjektion *ach* ist *achen*, das kommt auch vor, Flemming und Hans Sachs brauchen das Verbum *achen:*

auch ich war krank in ihr,
in ihr hab ich geachet —

gewöhnlich heisst es: ächzen. Als woran (wenn es Umlaut ist, indem wahrscheinlich gar nicht *a-ch*, sondern *ä-ch*, das *Ä* des *quäkenden* Kindes zugrunde liegt) ausser dem Umlaut das *z* in die Ohren fällt. Kein blosses *-en*, ein *-zen* (*-ezen*) ist angetreten, der Zischlaut soll den Begriff verstärken. Sofort fallen uns eine Menge *-zender* Verba ein, die alle so klingen, als ob der Naturlaut wie *plauz*, *bauz*, *bardauz* ein *z* an sich gehabt hätte, als *jauchzen*, *schluchzen*, *seufzen* und so weiter, wir *duzen* und *siezen*, *ihrzen* und *erzen* uns ja auch mit einem *z* — man nennt solche Bildungen: Intensivbildungen und die Verba: Intensiva, wohl auch, wenn mehr die häufige Wiederholung als die Intensität des Lautes angedeutet werden soll: Frequentativa, Iterativa. Bei *t*-Stämmen, zum Beispiel bei *kratzen*, französisch *gratter*, ist es gewöhnlich einfacher, das *z* durch die hochdeutsche Lautverschiebung entstehn zu lassen. Im Latein pflegt *-itare*, *-tare* zu verstärken und zu veröftern, dem einfachen *canere* steht *cantare* und *cantitare;* dem einfachen *dicere: dictare* und *dictitare; clamare: clamitare; halare: halitare* gegenüber, aus *halitare* ist das französische *haleter*, aus dem einfachen *halare* oder aus *anhelare* das französische *halener*, substantivisch *Haleine* entsprossen; im Deutschen vermehrt und veröftert *-zen*, wenn uns gleich gegenwärtig die darin liegende Verstärkung gar nicht mehr fühlbar ist. Ohne weiteres verständlich sind

krächzen, natürlich nicht zu *krachen*, wie Grimm angibt, Umlaut hat gar nicht stattgefunden, sondern zu *krähen*

schwatzen, schwätzen, zu *schwadern*, *schwadronieren*, ein gutes Mundwerk nennt man bekanntlich *Schwade*, *Suade*, *Suada*, es ist jedoch zweifelhaft, ob die lateinische *Suada*, *Suadela*, die Göttin der Überredung, Schwade in unserem Sinn gehabt hat

auwehzen, sic. *Wenn der Kranke sochet und auwehzet auf seinem Bett*, heisst es in einem Kunst- und Wundsegen, der zu Ingolstadt 1595 erschienen ist

wimmerzen, bayrisch, zu *wimmern*

gigkezen, bayrisch, zu *gigken*, Naturlaut eines Menschen, der würgt und sich brechen will, vergleiche Seite 86

brunzen, setzt ein Verbum *brunnen* voraus, vergleiche Seite 67

schnalzen, zu *schnallen*, mittelhochdeutsch *snallen*, vergleiche Seite 43. Den Fischen und den Hottentotten zugeschriebener Naturlaut, mit der Zunge, aber auch mit den Fingern hervorgebracht

knarzen, zu *knarren* (Seite 7)

quakzen, quakezen, bei Abraham a Santa Clara: quackitzen, zu *quaken* —

während anderemale die Herkunft dadurch verdunkelt wird, dass ein Kehllaut angeglichen, *k-z* in *z-z*, *tz* verwandelt worden ist, zum Beispiel in

blitzen, aus *bliczen*, zu *blicken*, vergleiche Seite 180/1

ranzen, zu *ranken* (Seite 94)

spützen, zu *spucken* (75)

platzen, bayrisch, zu *blöken;* auch unser PLATZ machendes *platzen*, das auf einen lautmalenden Stamm *blad* zurückgeführt wird, kann aus *blaczen* entstanden sein, vergleiche französisch *flac* (39), italienisch *Pacca* (38)

klatzen, zu *klacken* —

worauf das *tz*, auch das richtige (z. B. von *glitzen, gleiten*) ohne Lautmalerei (entgegen Grimm s. v. *knatsch* und *knatschen*) in *tsch* übergeht und in dieser Gestalt auf den (nie freiwillig mit *tsch* endigenden) Naturlaut selbst zurückspringt; lehrreich ist für diesen Übergang das Verhältnis von *Tatze* zu *Tatsche*, *Tasche*, schallender Schlag, die *Tatze* offenbar das Ding, mit dem man *tatscht* und *tätschelt*, eine *Maultasche* eine Maulschelle. Man erinnere sich an Margarete Maultasch, Gräfin von Tirol. So gelangen wir zu

klatschen, aus *klatzen*, *klacken*, wie klitschen aus *klitzen*, *klicken*, Naturlaut *klitsch klatsch* (38)

quatschen, auch quasseln, albern schwatzen, aus *quaken*, einer der verächtlichen Ausdrücke für die Menschenrede, die von der Sprache der Tiere hergenommen sind, vergleiche Seite 208 ff. Schallwort quatsch

quietschen, aus *quieken*. Das Ferkel, welches eigentlich (113/4) nichts als *I* macht, *quiekt*, wie der Säugling, der eigentlich nichts als *Ä* macht, *quäkt*. Aus *quieken: quiekzen, quiekezen, quitzen* und *quietschen*

ätschen, einen ausätschen verhält sich zu *ächzen*, wie *quietschen* zu *quiekzen*, vergleiche Seite 113

autschen, Schmerzensruf autsch. Wie *ach* aus *a*, so wird *auch* aus *au* und wie *ätschen* aus *ächzen*, *autschen* aus *auchzen* entstanden sein

natschen, weinen wie ein Kind, vielleicht bloss nach Analogie gebildet

datschen, *dadern* wie ein Kind —

dagegen scheint reines *s* (*sch*) dem *z* parallel zu laufen, sodass *-sende* Verba entstehen, von welchen dann das *s* auf den (oft substantivierten, maskulinisierten) Naturlaut selbst zurückspringt, vergleiche Seite 8; wäre das Substantivum nicht aus dem Verbum hervorgegangen, so würde es ein Neutrum sein. Zum Beispiel:

mecksen, zu *mecken*, von Ziegen in Oberdeutschland

quacksen, quaxen, koaxen neben *quakzen* und *quatschen*, auch lateinisch: coaxare, Naturlaut bei Aristophanes: *κοάξ*, vgl. Seite 6

rülpsen, zu *rülpen*, Naturlaut Rülps, vergleiche Seite 85 ff.

klapsen, zu *klappen*, Naturlaut klaps, ursprünglich *klapp* (42/3)

bumsen, bums zu *bummen, bumm* (44)

knirschen, ursprünglich: *knirsen* zu *knirren* (40/1)

kirschen, mittelhochdeutsch: *kirsen* zu *kirren* (114)

grinsen zu *greinen* (227)

winsen, winseln zu *weinen*.

Neben diesen verstärkenden, veröfternden, verbessernden Ableitungen, oft (wie bei *winseln* und *wimmerzen*) von ihnen getragen, gehen die Verkleinerungen her, denen Verba so gut unterworfen sind wie Substantiva. Alle die vielen Lautzeitwörter auf *-eln*, umlautend oder nicht: *lächeln, hüsteln, babbeln, faseln, stammeln, klingeln, rieseln, trippeln, tänzeln* und so weiter sind Diminutiva, sie enthalten das *L*-suffix, das jedoch nicht gerade bloss Kleinheit, sondern ebenfalls Wiederholung und Beweglichkeit anzuzeigen scheint, daher man sie auch Iterativa und Frequentativa nennt; oft kennen wir das ganze, unverkleinerte Verbum gar nicht mehr. Wir sagen nur noch

rumpeln, die Packetpost erkennen wir am *Rumpeln*, es klingt so hohl, wenn der Postwagen kommt, holländisch *rommelen*

prasseln, nicht mehr: *prassen* im eigentlichen Sinne, dies ist uns jetzt schlemmen und *verprassen*

rasseln, nicht mehr: *rassen*, soviel wie lärmen, toben, in Saus und Braus leben

rascheln, nicht mehr: *raschen*, klirren

dengeln, nicht mehr: *dengen*, Faktitiv von *dingen*, engl. *to ding*

lispeln, nicht mehr: *lispen*, *wlispen*, mit der Zunge anstossen

röcheln, mittelhochdeutsch *rücheln*, *rühelen*, nicht mehr, ja welches ist denn der Grundbegriff? — denn mittelhochdeutsch *rohen*, grunzen, brüllen, passt ja gar nicht, es mag wohl mit *riechen* und *Ruch*, *Roch*, *Geruch* zusammenhängen, wie lateinisch *stertere* mit *sternuere* verwandt ist, vergleiche Seite 97 und 99

und so fort; wie denn das einfache *-en* auch vor dem frequentativen, intensiven *-ern* häufig bescheiden zurückgetreten ist. Dass

meckern auf *mecken*

schnattern auf ein ähnliches Verbum wie *schnacken* (211)

läppern auf *lappen* (58)

stottern auf ein *stotten* oder *stoten*, aber gewiss nicht mit dem viel zu wenig unmittelbaren Sinne: stossen, anstossen, plattdeutsch *stöten*, vergleiche Seite 7 und 238/9

dadern ebenfalls auf das *Dada*-sagen

trillern auf *trillen*, italienisch *trillare*

zwitschern, aus *zwitzern*, englisch *to twitter*, auf mittelhochdeutsch *zwitzen*, schwatzen (auch soviel wie zittern, flimmern, ein neuer Beleg zu der Anmerkung auf Seite 230)

jammern auf *jammen* (γέμειν)

kichern, in Dessau: kachern, auf *kachen*, laut lachen (während dasselbe *r* in *lächern* faktitiv ist: *es lächert mich*)

räuspern auf *räuspen*, niederdeutsch *ruspen*, niederländisch *ruyspen*, mittelhochdeutsch *riuspen*

knattern, knittern auf altes einfaches *knatten* (schwedisch *knätta*, norwegisch *gnetta*)

bullern auf *bullen*, lateinisch *bullare*, *bullire* (39)

donnern, althochdeutsch *donarôn*, nicht etwa auf *Donner*, wie *bechern* auf *Becher*, sondern auf das vielerwähnte *donnen*, *donen*, lateinisch *tonare*

schmettern auf so etwas wie *schmeissen*, plattdeutsch *smiten*

flimmern auf *flimmen*, eine Ablautbildung zu *flammen*

hinweise, ist dem Zehnten nicht bewusst. Und doch müssen wir das iterative *r* und das diminutive *l* so gut wie vorhin das *z* und das *s* mitsamt der Verbalendung und dem sekundären *k* des gesegneten Geblöks und Gegeckes in Abzug bringen — man sieht, um den Naturlaut aus dem Verbum herauszuschälen, das wir langsam haben entstehen lassen, unendlich viel langsamer, als es die Sprache wirklich thut, ist eine ziemliche Analyse nötig, wie von einer Artischocke ein Blättchen nach dem andern abzuzupfen, bis man zum Käse kommt.

Die Gens mit ihrem Dadern
  Gickgack Gickgack Gickgack,
Mit ihrem Geschrei und Schnadern
  Gickgack Gickgack Gickgack . . .

hei, wie viele Blättchen gibt es da zu zupfen, wie muss man den wilden Strauch verjüngen und beschneiden, wie wenig bleibt am Ende vom Dadern und Gackern der Gänse übrig! — Das *r* ist überlei, das *-en* ist überlei, das *-ck* ist überlei. Ga! Ga! — lautet das Gebet der Gänse, das niemals ausgebetet wird. Ein Glück, wenn ihnen von dem Fuchse, der hungrig und ungeduldig zuhört, nicht auch noch das *G* genommen wird.

Kein Dichter soll heran, der das Ächzen und Krächzen nicht abgethan hat. Wir haben gottlob! — nicht bloss das Ächzen und das Krächzen, sondern auch das Achen und das Krachen, das Natschen und Grinsen, Hüsteln und Räuspern wenigstens für Deutsche abgethan; das *-t* und *-zt*, *-st* und *-tscht*, *-elt* und *-ert* nach Noten. Es ist natürlich nicht gesagt, dass alle lautbezeichnenden Verba ohne Ausnahme verbalisierte Naturlaute darstellen — nicht gesagt, dass der Naturlaut immer noch leben, die Gestalt, in der wir ihn kennen, immer passen müsse, dass überhaupt die Lautbezeichnung immer eine unmittelbare sei. Durch sogenannte Metonymie ist gar oft die Ursache des Reflexlauts für den Laut oder eine Begleiterscheinung für die Erscheinung selbst genommen worden. Wie die Menschen

den Begriff des Kummers aus dem einer drückenden Last gewonnen haben, *Kummer*, mittelhochdeutsch *Kumber*, ist eigentlich soviel wie Schutt und eins mit dem französischen *Décombres* — so pflegen sie unter Heiterkeit nicht bloss die frohe Gemütsstimmung, sondern auch die Äusserung einer solchen und, wie man sich aus jedem Reichstagsberichte überzeugen kann, schlechthin das Lachen zu verstehn; und so sucht denn Hugo Weber das griechische *γελᾷν*, lachen, wirklich aus der Heiterkeit, der *Γαλήνη*, der Meeresstille, Georg Curtius das lateinische *gemere*, seufzen, dadurch, dass das Herz des Seufzenden schwer und voll sei (*γέμει*), das griechische *στένειν*, unser Stöhnen, durch die Beklommenheit des Stöhnenden, sein *Στένος*, zu erklären. Dergleichen Gedankenverschiebungen sind nicht gerade von der Hand zu weisen, unser deutsches Angst, althochdeutsch: *Angust* ist ja thatsächlich nichts anderes als eine Enge, eine (lateinisch) *Angustia*, ein Luftmangel, ein Erstickungsanfall; der Ängstliche leidet an Brustbeklemmungen, an Herzdrücken, an *Angina Pectoris*, er wird gleichsam erwürgt, lateinisch: *angitur*. Wie sich die Reflexerscheinungen in der menschlichen Begriffswelt gegenseitig auslösen und vertreten, sieht man wundervoll an den Ausdrücken für das Weinen, die im Deutschen nur den Wehelaut, im Französischen nur den Thränenstrom enthalten, aber im Deutschen die Thränen, im Französischen das Wehe stillschweigend einbegreifen.

Im allgemeinen ist bei Lautzeitwörtern, den ältesten und natürlichsten unter allen, die mittelbare Entstehung nicht, höchstens für späte Perioden der Sprache wahrscheinlich und eine Erklärung von *γελᾷν* und *gemere*, wie die eben gegebene, als kindisch zu brandmarken. Man stelle sich nur einmal vor, wie unzuträglich es eigentlich ist, *stöhnen* von einer indogermanischen Wurzel STEN mit der Bedeutung: Enge herzuleiten. Diese Wurzel ist vielmehr eine Nebenform zu unserer Wurzel TEN und ein Beispiel, wie die Begriffe sich im Laufe der Zeit verengern, allgemeine

Lautbezeichnungen zu speziellen werden. Diese Art von Enge hat allerdings etwas für sich, ohne sie gäbe es kein *Stöhnen*, kein *Kreischen* und kein *ridendo dicere verum*. Ohne die logische Elastizität der Sprache, die eine so reiche Hilfsquelle bildet und gelegentlich auch Lautzeitwörter indirekt erfindet, beschränken zu wollen, müssen wir doch sagen: dass der gerade Weg der kürzeste zu sein pflegt, und da wir uns jedesmal in unser Geschäft verlieben, werden wir hier alles daransetzen, nicht bloss das Ächzen und das Krächzen auf ihm abzuthun, sondern noch viele Begriffe, die ganz isoliert erscheinen, Hauche und Atemzüge allerart in unser Schema einzureihen — wo es uns gelingt, einen Naturlaut aufzustöbern, auf der onomatopoetischen Mühle zu mahlen und ein Verbum daraus zu machen, soll uns das eine besondere Freude sein.

---

3. Lachen und Kachen. Hauchzeitwörter.

Nicht Lachen und Weinen, sondern Lachen und Kachen, was sich besser reimt — reimt es sich denn aber auch mit dem Naturlaut haha! — wie die Alemannen lachen: chacha! — kachen, klachen, hlachen und lachen — die Identität von Lachen und Hauchen, des lateinischen halare und des griechischen γελάειν — der Hiatus, das Chaos, das Gegaffe: eine Art Gelächter — die Ausdrücke für das Keuchen und das Husten, das Gähnen und das Bellen, der Hohn — wie die Russen von Geinrich Geine reden — der Spiritus beim Einsatz einer Stimme — aus dem Chaos, das seinem Begriffe nach nichts anderes als ein offener, Haha machender Mund ist, gehen die Wesen hervor wie in der orphischen Kosmogonie.

Wer mit H lacht, lacht am besten.

Das Sprichwort sagt: Kinder haben Lachen und Weinen in einem Sacke, Lachen und Weinen sind wie die schwarzen und die heitern Lose, die der Göttervater in seiner Urne mischt, diese beiden unzertrennlichen Infinitive kommen mir vor wie Lust und Leid oder wie die Liebe, die mit Leide Hand in Hand zu gehn pflegt — *als ie diu liebe leide z'aller-*

jungeste gît. Nach dem Lachen kommt Trauren und nach der Freude kommt Leid, das hat schon unser Herr Salomo erfahren (Sprüche XIV, 13). Es sind Gegensätze, die wie Tag und Nacht aufeinanderfolgen, in einem Atem zusammengenannt, sogar wirklich zusammenangehoben, aber doch nicht zusammengedacht werden können, sintemal sie entgegengesetzten Gefühlen entspringen und misshellen wie Haha! und Wehe! — Dagegen gibt es in unserer Sprache zwei Ausdrücke für das Lachen, die sich gut zusammenreimen und nicht nur zueinander, sondern, was die Hauptsache ist, auch zu dem Naturlaut passen, dessen Hervorbringung sie zu malen berufen sind; diese beiden Verba sind: lachen und kachen; letzteres das Stammwort zu *kachern, kichern* und *kachezen,* althochdeutsch: *kahhazzen.*

Trotz des Reimes scheinen sich allerdings *lachen* und *kachen* auf den ersten Blick nicht viel näher zu stehen als *lachen* und *ridere* — oder als *lachen* und *γελάειν* — oder als *lächeln* und *schmielen,* mittelhochdeutsch *smielen, smieren,* englisch *to smile,* das zu Homers *φιλομμειδὴς Ἀφροδίτη* und den mit *sm* anlautenden Lachwörtern des Sanskrit und der slawischen Sprachen stimmt. Im Hebräischen heisst lachen: *sachak,* im Arabischen: *dahik.* Wenn wir indessen nur den Faden der Ariadne, den Naturlaut ergreifen wollen, werden wir den Ausweg aus dem Labyrinthe finden, in das wir geraten sind; es ist gar kein Zweifel, dass er nicht nur *lachen, kichern* und dem griechischen *γελάειν,* sondern noch recht vielen andern wichtigen Verben zugrunde liegt.

HA; redupliziert: HAHA; verschieden vokalisiert: HEHE, HOHO, HIHI, mit mannigfachen Kombinationen — ja, so wird und wurde bereits im Altertum gelacht. *Hahahe* machen die Römer bei Terenz, *ἃ ἃ* die Griechen bei Euripides; und so klingt, geringe Modifikationen eingerechnet, das italienische, französische, spanische und englische Gelächter. Die Äusserung, die wir auch den Tieren, namentlich vielen Vögeln (108), schlechthin den Gänsen, den *Hauhaus* und den wiehernden oder *hudernden* Pferden,

Equis hinnientibus zuschreiben, ist natürlich, die richtige Reaktion auf eine freudige Überraschung. Der überraschte Mensch ist anfänglich wie betäubt — er hält den Atem einen Augenblick an; dann kehren seine Lebensgeister zurück, er erholt sich von seinem Schrecken, und unter voller Öffnung der Mundhöhle, den Vokal *A* erzeugend, haucht er plötzlich aus. Das ist die Erleichterung einer Seele, die sich unnötig gesorgt hat, das Aufatmen einer Brust, die beklommen gewesen ist. Schon auf den blossen physischen Kitzel erfolgt diese Aufatmung — der schreckhafte Körper war angerührt, beunruhigt worden, aber siehe da, es schadete ihm nichts, er blieb ganz; in unserm abstrakten Zeitalter wird sie gewöhnlich durch einen intellektuellen Kitzel, ein freudiges Erstaunen, ein unverhofftes Glück, eine unerwartete schöne Aussicht übertragend ausgelöst. Wie man wohl einen hübschen Aussichtspunkt *ein Aha!* — nennt, so steckt gewissermassen ein Komiker voller *Ha*, weil er uns, die unklugen Menschenkinder, wie ein altes Haus mit Einfällen überrascht und blendet. Wir beziehen uns hier auf unsere Ausführungen im vorigen Band zurück (Sprache ohne Worte, Seite 190 ff.). Man kann also sagen, dass die Menschen mit einem Hauchlaut lachen und niemals anders gelacht haben werden, weil das *H* der Situation angemessen ist. Wenn die Italiener das Lachen mit *Ah Ah Ah* wiederzugeben pflegen, so geschieht das, weil das *H* in ihrer Sprache allgemein, ja im Namen des Lautes: *Acca* selbst verstummt.

Man kann also auch sagen, dass alles Lachen eigentlich ein Hachen, ein Hauchen und wie Höhnen (das wie Weinen und Hojähnen gebildet ist, althochdeutsch: Hônen): ein Hohomachen, so: ein Hahamachen sei — HA ist ja gar nichts anderes als ein artikulierter Hauch und in unserer Sprache der Name des Hauchlauts. *Hauchen*, mittelhochdeutsch: *hûchen*, scheint selbst ein einfaches Lautzeitwort zu sein und die tonlose Kehlkopfspirans als Verbum darzustellen, die beim Lachen frei wird; denn Gelächter

und Exspiration sind thatsächlich eins, und da man in dem Falle das Maul aufzusperren, zu gaffen, zu gähnen pflegt, wie einer, der sich verwundert, so hat sich auch diese Bedeutung nebenbei entwickelt: ein Hiatus macht gleichsam: *Hihihi*, ein Chaos: *Hahaha*, die gähnende, hojähnende, hojahnende Kluft gafft wie das nordische Ginnungagap, die Griechen würden sagen: *καχάζει*, *καγχάζει*, *καγχαλᾷ*. Hier rücken wir schon dem deutschen *Kach*, laute Lache, und dem lateinischen *Cachinnus*, das augenfällig übereinstimmt, etwas näher; ehe wir aber die Rose pflücken, müssen wir erst die Dornen beseitigen, die uns blutig zu reissen drohen.

Das *H*, der Hauchlaut, hat sich in den indogermanischen Sprachen erst spät, und zwar namentlich aus Kehllauten, will sagen: *K*- und *G*-lauten entwickelt, denen es (in der aspirierten Media *X* = GH) gern nachstürzte und nachfolgte, wenn sie schwanden. Oft ist von der alten indogermanischen Aspirata *GH* nur *H* übriggeblieben, zum Beispiel in dem böhmischen *Hus*, Gans, lateinisch *(H)anser*, sanskrit *Hansas*, griechisch *Χὴν*; oft, zum Beispiel in dem slawischen Titel *Hospodar*, *H* aus *G*; oft, zum Beispiel in unserem *Horn*, *Hund*, *Halm*, *H* aus *K* geworden. Aber auch umgekehrt sehen wir in den indogermanischen Sprachen von Anfang an und noch heute Hauchlaute in Kehllaute übergehn, etwa wie sie in Russland: *Gamburg* für *Hamburg* und *Geinrich Geine* sagen. So heisst es in Deutschland: *Prag* für *Praha*, *gellen* für *hellen* (nach Hildebrand in Grimms Wörterbuch), *schlagen* für *schlahen*, *Reiger* für *Reiher*; ja, der Fall ist nicht selten, dass sich ein Guttural (wie bei *gähnen*, *gaffen*) schon aus dem gelinden Hauch entwickelt, der den Stimmeinsatz begleitet und den man in der griechischen Grammatik den *Spiritus Lenis* nennt. Wie wird der Name der Stadt Venedig entstanden sein? — Sie hiess: *Venetia*, die Stadt der Wenden; aus *Venetia* mag man zunächst: *Venetija*, dann *Venetij*, endlich *Venedig* gemacht haben. Ich kannte einen Rheinländer, welcher einen Hiatus regel-

mässig durch einen gutturalen Reibelaut auszufüllen, zum Beispiel: *Thejater, Idejal* zu sagen liebte — er hätte selbst *Hijatus* gesagt, und auf diese Weise wird das Wort *hojahnen, hojähnen, gähnen* aus HOAH, UAH (55), das weitere und weitere Aufmachen des Mundes malend, entstanden sein. Wir können also im allgemeinen sagen: dass Kehllaute und Hauchlaute in den indogermanischen Sprachen gleichwertig seien; dass sie bei der Unsicherheit, die sich der Sprache infolge ihrer Verschiebungen immer bemächtigt, selbst in altgemeinsamen Worten durcheinanderlaufen mussten, in Naturausdrücken, die sich fortwährend neubildeten, vollends in Unordnung gerieten; und dass nicht nur die Hauchzeitwörter, sondern die Hauche selbst zwischen blossen Kehlkopfgeräuschen und gutturalen Verschlusslauten, Spiranten und Aspiraten schwankten. Indessen darf man wohl annehmen, dass die Laute, die Körper haben, den geistigeren Hauchen voraufgegangen und auch gelegentlich festgeblieben sind. Wir sagen heute noch: *kacken,* wie schon die alten Griechen und Römer sagten (62), und die Alemannen, deren Ansatz stark ist, lachen heute noch nicht: *Haha!* — sondern zumeist: *Chacha!* — ebenso die Wenden, die das Gelächter: *Khachot* nennen.

Ein Aha seltenster Art thut sich hier vor uns auf. Für *hauchen* konnte es also etwa heissen: *kauchen* — es hat wirklich so geheissen: *kauchen,* mittelhochdeutsch: *kûchen,* ist ein ganz bekanntes Wort, so bekannt wie das Substantivum *Kûch,* der Hauch. *Ein Kind, im Skorpion geboren,* sagt Pater Abraham a Sancta Clara, *wird sein wie ein Spiegl, wan man disen nur ein wenig ankaucht, so macht er ein finsters Gesicht* — und ein andermal mit einer Deutlichkeit, die nichts zu wünschen übrig lässt, derselbe: *wenn man pflegt zu kauchen, so sagt man nichts als den Buchstaben H H.* Befremdet Dich das denn, lieber Leser? — Wir *keuchen* doch alle unter unserer Last, *keuchen,* vergleiche Seite 87, männiglich wenn wir husten, und unsere Kinder haben den *Keuchhusten* — *keuchen* ist ja auch wieder ein Hauchzeitwort, wer *keucht,*

atmet schwer; der Keuchhusten heisst in England: *Kinkhaust* oder *Chincough*, dieses *kink*, altenglisch und holländisch *kinken*, eine nasalierte Form, bedeutet ebensowohl keuchen als laut lachen. Lachen, Keuchen, Husten, Bellen, Gähnen und Hauchen sind alles verwandte, fast identische Äusserungen, alles Exspirationen, alles Hauche, alles *H*-zeitwörter, wenn ich so sagen darf; aber wie *hauchen: kauchen, husten: keuchen, hudern: kudern* heisst, also heisst *hachen*, als welches das natürliche Wort für lachen wäre, vielmehr: *kachen*, iterativ: *kachzen*, althochdeutsch: *chachazzen* (272).

Der Ausdruck ist uralt, so alt wie die Natur; ich lache heisst im Sanskrit: *kakhâmi*, das lateinische *cachinnare*, das griechische *καχάζειν*, beide soviel wie laut lachen, haben wir schon erwähnt. Wir sind noch nicht am Ende.

Hauchen heisst auf lateinisch: *halare*, beziehentlich (50): *an-helare;* das Wort ist gebildet wie *balare*. Wenn das Grimmsche Wörterbuch *hauchen* mit *halare* übersetzt, so fühlt wohl jeder, dass es eigentlich gar keine Übersetzung, sondern nur eine etwas andere Form eines und desselben Lautzeitwortes ist. Und noch eine andere Form bietet uns die griechische Sprache: das reinste Abbild des lateinischen *[an]helare* erblicke ich in dem griechischen *γελάειν*, vorausgesetzt, dass die Vertretung des Hauchlauts durch *γ* für möglich gehalten wird. *Γελάειν* heisst: Haha! machen, wie *ὑλάειν:* Hauhau! machen; ausserordentlich einfach fügen sich die Adjektiva *ἵλαος* und *ἱλαρός*, lateinisch: *hilaris* dazu, die eigentlich: lachend, dann heiter, gnädig, freundlich bedeuten. Während hier das *l* die Verbalendung vermittelte, hat sich im Deutschen ein *l* nach Analogie des *r* wie bei sovielen Schallwörtern (*klacken, klappen, klingen, platzen* u. s. w.) in den Stamm selber eingeschoben. Aus *kachen* entstand: *klachen* und aus *hachen: hlachen* — diese Formen liegen im Gotischen und Althochdeutschen vor (*hlahjan, hlahhan*); dann fiel der Anlaut ab wie bei *laut* (*klaut, hlaut*) oder wie bei *Laib* (*Klaib, Hlaib*) oder wie bei *Lompenzucker*, der eigentlich *Klumpenzucker* ist, vergleiche Rätsel der Sprache, 55. Man könnte

allenfalls auch (nach Analogie von *Trala*, *Tilirili* und dergleichen) aus dem *Haha* ein *Hala*, respektive *Kala*, *Gala* konstruieren, aber die Erklärung ist weniger ungezwungen. Man könnte das Lachen auch als eine Art von Krachen und als ein ganz allgemeines Schallwort ansehn, die gewaltsame Erschütterung des Lachenden anzeigend, wir halten uns ja den Bauch vor Lachen, weil er in Stücke zu gehen droht, der Kalif lacht so heftig, dass er auf seinen Rücken fällt, die Araberin lacht, bis sie sich auf dem Boden wälzt — für den Urmenschen, der noch keine Sprache hat, scheint es mir richtiger, von seinen eignen Krämpfen auszugehn, im Gegenteil, er wird seine Atmungsbewegungen (wie auf Seite 237) als Typus für die Erschütterungen der Aussenwelt gebrauchen. Erst indem es ihn selber schüttelt, indem er selber birst, gelangt er dazu, ein Krachen ich will nicht sagen: wahrzunehmen, aber mit einem Kehllaut auszudrücken. Die orphische Kosmogonie stellt das Chaos an den Anfang aller Dinge. Das Chaos lacht; der leere, unermessliche Raum, der die Nacht und den Erebus gebiert, ist seinem Begriffe nach nichts anderes als ein offener, Haha! machender Menschenmund. Man kann sagen, dass alle Wesen, alle Dinge der Welt aus diesem Munde gehen.

---

4. Heulen und Weinen. Die Seufzerbrücke.

I stood in Venice on the Bridge of Sighs — da wird sein Heulen und Zähnklappen — alles Weinen eigentlich ein Wehe-schreien, womit man den Schmerz wegblasen will, in andern Sprachen wird vielmehr auf die Thränen des Weinenden geachtet — man weint auch mit Huhu: das Heulen — die Eule, die Heulende — das Schluchzen, das sich zum Weinen gesellt: die interessante Beziehung, die zwischen Schlucken und Einatmen besteht — Saufen und Seufzen, Schreien und Klagen, Jammern — wir kommen gar nicht herunter von der Seufzerbrücke — die römischen Schweine rufen die Quiriten zu Hilfe: schreien, kirren und quiritare — schreien und weinen — wir möchten etwas zu seufzen, zu schluchzen haben und bekommen Luft.

Wer A sagt, muss auch B sagen; und wer H sagt, muss auch W sagen. Merkwürdig, wie sich der Name des Buchstabens beidemale mit der Interjektion zu decken scheint. H sagen heisst in Deutschland: lachen; W sagen: weinen — *weinen*, gotisch *quinôn (kwainôn)* ist ein Verbum wie *gäh-n-en* oder *höh-n-en* oder noch besser *grei-n-en* (227); mit *n* von dem Naturlaut WEHE abgeleitet, mit dem das Böse weggeblasen, weggeweht werden soll und der im Gotischen als WAI, im Englischen als WOE, im Lateinischen als VAE, im Griechischen als *Οὐαί* erscheint; eben durch den tönenden labialen Reibelaut W charakterisiert, der furchtsam zwischen den Lippen oder zwischen den obern Schneidezähnen und der Unterlippe hindurchgetriebene Atem ist der Wind, der Stimmton klagt. *Weh, er fehlte das Ziel.* Der Weinende macht auch A-HA HA, HU HU, noch heller und jämmerlicher: HÜ HÜ — sage mir doch nur, was du willst, spricht Esther zu ihrem Vetter Mardochai auf dem „Jahrmarkt zu Plundersweilern", und höre auf zu weinen! — Hü Hü, erwidert der Jude heulend,

Hü Hü! es hält's mein Herz, Hü Hü! es hält's nicht aus.
Hü Hü! es wird mir noch, Hü Hü! das Herz zersprengen.

Aber zum Donnerwetter, was gibt es denn?

U Hu Hu! — ich soll heut abend hängen!

Sothanes Geheul, vom Kinde nach jedem Wimmer rhythmisch, wie um sich von dem Krampfe zu erholen, hervorgebracht, wie das Gelächter auf einer Ausatmung beruhend, kann auch ein Freudengeheul sein, wie denn das mittelhochdeutsche *hiuweln, hiuwelen:* jubeln bedeutet, ja, unstreitig diesem (unnötigerweise für lateinisch und hebräisch erklärten) Lautzeitwort zugrunde liegt, hat indessen wie das lateinische *ululare* einen Klageton angenommen, während noch *ὀλολύζειν* mehr der freudigen Überraschung dient; daher *heulen* und *weinen* fast dasselbe ist. Die Hauptheuler sind bekanntlich die Hunde und die Wölfe, mit

denen man heulen muss, wie die Wälsungen mit ihnen schrien; ganz eigentlich thun wir das mit der Eule, eben indem wir sie so nennen (althochdeutsch *Hûwela,* lateinisch *Ulula*). Für das Heulen der Tiere gilt im Deutschen auch der Ausdruck: *löhren*, oft wie *krähen* (208) und wie *heulen* verächtlich für schlechten Gesang gebraucht. *Heulen* gehört mithin eigentlich zu den Hauchzeitwörtern, der Hauchlaut ist nur recht oft weggelassen und nur der Vokal *U* hartnäckig festgehalten worden; dieser Vokal hat eine gewisse Verwandtschaft mit dem *W*.

Unser *Weinen*, intensiv: *winsen, winseln,* ist also eigentlich: Wehe schreien, was unbedingt auch *wimmern* und englisch *to wail* besagen will; in andern Sprachen wird nicht sowohl auf die Klagen, als vielmehr auf die Thränen der Weinenden geachtet, da ist weinen: thränen, *δακρύειν, lacrimare,* die Augen stehen da voll Wasser wie die Regenwolken, und es tröpfelt wieder, wie es oben tröpfelte (S. 67). Es will mir allerdings nicht recht einleuchten, dass *plorare* mit *pluere,* regnen, zusammenhängen solle, da wir die wichtigen Lautzeitwörter *plärren* und *löhren* haben und, nach den Beispielen zu urteilen, der *Ploratus* im alten Rom recht vernehmlich gewesen ist — wenn die Menschen Laute hatten, kann man immer annehmen, dass sie sich daran hielten. Auch daran, dass unser *flennen,* das lateinische *flere* mit dem griechischen *φλεῖν,* quellen, überfliessen, identisch sei, möchte ich zweifeln; *flennen* scheint vielmehr auf den *Flunsch* zu gehn, als auf die Augen. Anderseits lässt sich nicht leugnen, dass das Verziehen des Gesichtes und das laute Weinen durch Metonymie zu den Thränen hinzutreten konnte, dass die Analogie vom Harn (67) und Schweiss (68) für das Wasser und dass das mittelhochdeutsche *riezen,* triefen und Thränen vergiessen, kaum anders zu erklären ist. In Bildern und Spässen regnet und fliesst es nun jedenfalls, wenns weint. Und so möge man denn meinetwegen unser lautes *Weinen* dem stillen französischen *Pleurer,* dem spanischen (nicht aus *löhren,* sondern wie *llover* aus *pluere:*

aus *plorar* entstandenen) *Llorar* entgegensetzen und die Vermutung aussprechen, dass die Italiener, um die Sache beweglicher zu machen und ein wenig mehr Leben in ihren Schmerz zu bringen, das alte *plorare* verwarfen und durch *plangere* ersetzten, was: schlagen, sich an die Brust schlagen, laut trauern und wehklagen bedeutet (*piangere*).

Auch in Griechenland war das eigentliche Zeitwort für Weinen ein Lautzeitwort. *Τέκνον, τί κλαίεις;* — Das ist: Kind, was weinst du? — genauer: Kind, was klagst du? — *Κλαίειν* wird aus *κλάγειν, κλαγίειν* wie französisch *mais* aus lateinisch *magis* oder wie lateinisch *major* aus *magior* oder wie *Mai* aus *Magius, Hain* aus *Hagen, Getreide* aus *Getregede, Eidechse* aus *Egidechse, Reinhard* aus *Reginhard* entstanden sein — die Auflösung des tönenden *g* in ein *i* oder *j*, respektive die gänzliche Ausstossung desselben, lässt sich ja tagtäglich beobachten, man denke nur an das alte Weihnachtslied:

in dulci Jubilo
nu singet und seyt fro,
unsres Hertzens Wonne
leyt in Praesepio . . .

und so sagte man mittelhochdeutsch eben für *klagen: klân, klain* und *klein, kleite* für *klagete.* Der Stamm *κλαγ* liegt in einem andern allgemeineren Lautzeitwort, dem Aorist *ἔκλαγον* von *κλάζω* vor — man kann die Sache auch umgekehrt auffassen, von *κλα* ausgehn und den Kehllaut wie bei *blöken* und *hauchen* als sekundär betrachten, das möge ein Gelehrterer entscheiden, die Identität des griechischen *κλαίειν* und des deutschen *klagen*, althochdeutsch *chlagôn, klagôn, chlagên* scheint mir auf der Hand zu liegen, noch mehr auf der Hand zu liegen als die Beziehung, in die *lamentieren* zu *clamare* und *καλεῖν*, rufen, gesetzt wird (lateinisch *lamentari*, von *Lamentum, Clamentum*). Ich würde vorschlagen: *lamentari* aus *clamentari* wie *lachen* aus *klachen;* aber *clamentari* aus *camentari, clamare* aus *camare* wie *klachen* aus *kachen* entstehn zu lassen. Auf diese Weise gelangten wir

zu einem Stamme KAM, mit den Nebenformen GAM und JAM, der zunächst für den Weheruf gewählt worden wäre, dann lautes Rufen bedeutet hätte. Wenn *lamentieren* wirklich mit *clamare* zusammenhängt, so deutet das darauf hin, dass auch der *Clamor* von Haus aus ein Schmerzensschrei gewesen ist — der Schrei wird ja von selbst zu einem Hilferufe. Aus GAM (GEM) entwickelte sich ohne Schwierigkeit das lateinische *gemere*, aus JAM das deutsche *jammen*, iterativ: *jammern; jammern* verhält sich zu *gemere*, wie *jappen* zu *gappen*, wie *hojähnen* zu *gähnen*, wie *Jott* zu *Gott*. Für *Jammer* sagte man früher *Jâmer* und blos *Âmer*, was man sich durch Abfall des tönenden Reibelautes erklären kann; jedenfalls ist *Jammer* nur das Substantivum zu dem Verbum *jammern*, mithin ein Klagelaut, erst an zweiter Stelle, vermöge einer Metonymie, Herzeleid und Elend; *Jammer* kann man eigentlich nicht empfinden, so wenig wie man ein *Au!* — empfindet, aber die Metonymie ist dieselbe wie bei *Wehe*. Ich sage das nur, weil mir die Bedeutungsentwickelung im Grimmschen Wörterbuch nicht musterhaft erscheint. *Jammern* und *gemere*, *klagen* und *κλαίειν* sind uralte, bis auf den heutigen Tag noch nicht viel abgeänderte Naturausdrücke, dem Weinen analog.

Abgesehen von diesen, mehr oder minder artikulierten Klagelauten gesellt sich zu dem Hervorquellen der Thränen ein krampfhaftes Einatmen, das durch stossweise erfolgende Zusammenziehungen des Zwerchfells hervorgebracht wird: das sogenannte Schluchzen, lateinisch Singultus, französisch Sanglot, italienisch Singhiozzo. Alle diese Ausdrücke bezeichnen sowohl das Schluchzen als auch den Schlucken, für den einzelne Sprachen eigene Ahmworte ausgebildet haben — die Franzosen haben *le Hoquet*, die Russen die *Ikotka*, die Engländer *the Hiccough* (*Cough*, Husten, wie vorhin, Seite 276: *Chincough*), die Araber den *Hukhuk*, das HIKK findet sich im Plattdeutschen, Dänischen, Schwedischen und schon im Sanskrit. Bei uns haben sich nur die Formen desjenigen Verbums gespalten, das Seite 83 ff.

bei der Mahlzeit des Urmenschen auf der Bildfläche erschien, das sich aber wahrlich nicht bloss bei Tafel einzustellen pflegt. Sondern so oft wir *den Schlucken* haben und so oft wir *schluchzen.* Das sind eben die zwei Formen, in die sich das Verbum spaltet: das einfache *Schlucken* hat das Volk für den physischen Zwerchfellskrampf behalten, für den geistigeren Weinkrampf dagegen das Iterativum von schlucken oder schluchen: *Schluchzen* aufgebracht. Dass *schlucken* auf *klucken* zurückgeht und den Naturlaut *Kluck* enthält, ist am angeführten Orte nachgewiesen worden, wir haben dem nichts weiter hinzuzufügen, als dass sich das Verhältnis, in welchem *lachen* zu *klachen* steht, im Altgriechischen bei dem Verbum *λύζειν* wiederholt — dieses Lautzeitwort, dessen Wurzel *ΛΥΓ* und das aus *λύγ-jειν* entstanden zu denken ist, heisst: den Schlucken haben und schluchzen (*λύγδην ἔκλαον ἅπαντες,* schluchzend weinten alle, Sophokles O. C. 1617), läuft also dem unsrigen völlig parallel. Aber wie sich denn von schlucken überhaupt zwei solche Bedeutungen wie die: den Schlucken haben und schluchzen zu gleicher Zeit abzweigen konnten, darüber sind wir dem Leser eine Erklärung schuldig. Haben wir denn den Schlucken, wenn wir etwas verschlucken? — Man trinkt ja, um den Schlucken zu vertreiben. Und gibt es denn etwas zu schlucken, wenn wir weinen und schluchzen? — Ausser unserem Kummer und etwaigen bittern Worten dächte ich nicht viel. Aber jetzt erinnern wir uns, dass wir schon einmal (auf Seite 60) Rauchen und Trinken verglichen haben; und dass der Wein nicht nur burbelt, wenn er eingeschenkt, sondern auch, wenn er getrunken wird (83). Wir werden die höchst interessanten Beziehungen gewahr, die zwischen Essen und Trinken und Einatmen obwalten.

Schluchzen verhält sich zu schlucken, wie seufzen zu saufen. Der Naturlaut, der dem Verbum *saufen,* mittelhochdeutsch: *sûfen* zugrunde liegt, ist das UF! eines Erschöpften, eines Erstickenden, der Atem holt, tief inspi-

riert und die Luft begierig schöpft und einzieht, französisch: OUF — ob es Rheinwein oder Luft ist, die eingezogen wird, bleibt sich, was die Mechanik angeht, völlig gleich (60). In der Sprache lebt man, so scheint es, von der Luft, man *schluckt Luft*, man nimmt, wie die Italiener sagen, weil Luft am Ende so gut wie ein Bissen Brot den Mund füllt: *una Boccata d'Aria*. Die Sache ist, dass Schlingen und Einatmen auf reflektorischen Bewegungen beruhn, die ohne anatomische Kenntnisse kaum unterschieden werden können; dass namentlich diejenige krampfhafte Inspiration, die man den Schlucken nennt und bei welcher die Luft durch die Stimmritze in die Luftröhre gluckend eindringt, die grösste Ähnlichkeit mit der geräuschvollen Reise des Bissens in die Speiseröhre hat. Der Krampf befällt eigentlich das Zwerchfell, dessen Muskel sich stossweise zusammenzieht; solche hastige Zusammenziehungen des Zwerchfells finden eben auch beim Schluchzen statt, wenn wir heftig weinen. Schluchzen ist also nur ein intensives Schlucken, wie Seufzen ein intensives Saufen — das hat sich wohl Lord Byron nicht träumen lassen, als er auf der berühmten Seufzerbrücke stand, dass auf dem *Ponte de' Sospiri* eigentlich gesuppt und gesoffen würde (englisch *to sigh*, *to sob*). Das *s*, das in *saufen* rein anlautet, ist nicht das gewöhnliche, sondern ein Sauglaut, ebenso wie das *f*, obwohl das letztere (das auch bei *schlürfen**) vorkommt) älterem *p* entspricht; die Luft wird nicht ausgestossen, sondern eingesogen, wie bei dem *Fft* (Seite 75). Wir irren wohl nicht, wenn wir das Wort *saugen* selbst nebst so vielen saugbaren Flüssigkeiten, als *Saft, Sapa, Sève, Succus, Suppe, Sorbett,* desgleichen das lateinische *sapere*, schmecken, auf diese Lautmalerei zurückführen. Selbst das lateinische *Sebum*, Talg, und das deutsche, noch unaufgeklärte *Seife* scheint sich dieser Auffassung anzuschliessen und zu schäumen wie der

*) *schlürfen*, aus *slürfen*, verhält sich zu dem lateinischen *sorbere*, griechisch *ῥοφεῖν*, wie *klachen* zu *kachen*. Das *S* malt das Einziehn der Flüssigkeit, das *l* ist sekundär.

Seifer, der aus dem Munde austritt und wieder aufgezogen werden kann (mittelhochdeutsch *sîfen*, tröpfeln, triefen, vielleicht ursprünglich von Harzen, die als Balsame ausfliessen). Die Seife wird als eine germanische oder gallische Erfindung angesehn, das lateinische *Sapo* ist entlehnt.

Die explosiven Klagelaute pflegen wohl im allgemeinen als Schreie aufgefasst zu werden — der Urmensch (90), das Schwein (113/4), das Kind (78), die Mutter (98) schreit, eine instinktive Selbstverteidigung, die hauptsächlich auf ihre Lautheit spekuliert; in England hat *to cry*, das unverkennbare Ebenbild des französischen *crier*, vorzugsweise die Bedeutung: weinen, während umgekehrt das englische *to weep* in unserem *wuofen*, dem gotischen *vôpjan* vorzugsweise die Bedeutung: schreien hat. *I could find it in my heart*, sagt Lear, *to disgrace my man's apparel and to cry like a woman*. *Schreien*, althochdeutsch *scrîan*, ursprünglicher *kreien*, eigentlich den Krähen und den Papageien angehörig, die man nur kreien gehört haben muss! — weist auf einen Stamm krî, der auch in der erweiterten Form: krît erscheint; dieser, die in *kreischen* und *kreissen* (98) steckt, entspricht das gotische Verbum *grêtan*, das ausschliesslich für Weinen in Gebrauch und wahrscheinlich in dem französischen *regretter* erhalten ist. Aus krîten wird das italienische *gridare* (*sgridare*) und das spanisch-portugiesische *gritar* herzuleiten sein. Meist werden diese Lautzeitwörter, auch das französische, das die inlautende Dentalis wie gewöhnlich getilgt hätte, zu dem lateinischen *quiritare* gestellt, das ganz dieselbe Bedeutung: kreissen, wimmern, klagen hat; so schon von Joseph Justus Scaliger in seiner Ausgabe der *Catalecta Vergilii* (Leiden 1573). Aber über dieses lateinische *quiritare* wird bis auf die neueste Zeit eine hervorragende Dummheit ausgekramt.

Quiritare soll heissen: die Quiriten zu Hilfe rufen! Hört es, die Quiriten! Herr Gott, wie klassisch, dass man noch immer die Quiriten ruft. *Quiritare dicitur is, qui Quiritium fidem clamans implorat*, sagt der alte Varro in seinem fünften

Buche *de Lingua Latina* — diese Etymologie ist so schön wie die von *Vulpes: quod volat pedibus*, oder wie die von *Fringilla: quod frigore cantat et viget* — diese Etymologie konnte wohl Varro machen, aber ein Michel Bréal sollte sich doch schämen, sie wieder aufzutischen. Um so mehr schämen, als das *Quiritare*, *Quirritare* bereits im früheren Mittellatein den Schweinen zugeschrieben wird: *quirritant Verres*, sagt eine Glosse zu dem Gedicht über die Nachtigall, *quiritant verres, cum vocem dant*, wofür Diez (s. v. gridare): *vermes*, Würmer (!) gelesen zu haben scheint; gemeint ist das Kirren der Schweine, die geschlachtet werden, vergleiche Seite 114. *Quiritare* stellt sich auf den ersten Blick als ein Frequentativum wie *clamitare* oder wie *queritari* dar, dass das zweite *i* lang sei, ist eine ganz willkürliche Angabe. Wozu ist denn *quirritare* das Frequentativum? — Zu dem deutschen *quirren*. Nicht zu dem lateinischen *queri*, das, wie man aus *questus sum* sieht, aus *quesi* entstanden ist; sondern, wie gesagt, zu einem Lautzeitwort, das etwa: *quirrare* gelautet haben muss. *Quirren* ist nachweislich eine Nebenform von *kirren*, wie *quarren* eine Nebenform von *karren*, Ferkel *quirren*, wie sie *quieken;* die Lautverbindung *kw*, die in *qu* enthalten ist und ursprünglich auch in *weinen*, gotisch *kwainôn*, *quinôn*, vorgelegen hat, im Latein häufig, entstand durch Aufnahme des charakteristischen We- oder Wehelautes in das Wortbild. Man sieht das schon an *quäken*, wofür ebensogut *käken* und *gäken* gilt (Seite 113). Es scheint also, dass zuerst die römischen Schweine in den Schlachthäusern die Quiriten um Hilfe angefleht; und dass es die *Verres* und die *M. Porcius Cato* und die *L. Tremellins Scrofa* den Hackschen nachgemacht haben: *Quiritium fidem clamantes implorabant.* Sie kirrten, sie kerrten, sie quarrten, sie kreiten, sie kreischten, sie kriteten, sie schrien — es ist nicht nur unmöglich, sondern auch ganz unnütz, alle Modifikationen des Lautzeitworts zu vermitteln und abzuleiten, es genügt, eine Grundform des Naturlauts: KRI anzuerkennen, die sich in eine Menge Nebenformen spaltete und von allen Schrei-

hälsen der Erde in den verschiedensten Tonarten wiederholt wird. Die Elemente derselben sind auch in dem hebräischen und arabischen Sarach nicht zu verkennen (hebr. צרח, gellend schreien).

Wein her, Stöcker! Wir möchten etwas zu seufzen haben, etwas zu schluchzen haben! — Das ewige Weinen, diese *Quiritatio* sind wir satt. Was? Bloss Luft gibts auf der Seufzerbrücke? Keinen bessern Tropfen? Keinen gediegeneren Schluck? — Ironie der trinklustigen Nation! — — Das Atemholen steht frei, meine Herrn Staatsgefangenen; dieser Brunnen fliesst ewig. Ein Abschiedskuss ist euch nicht verwehrt, wie euer Herr Goethe sagt:

jenen Perlenschaum des Weins
nicht nur flach zu nippen,
nicht zu liebeln leis mit Augen,
sondern fest euch anzusaugen
an geliebte Lippen.

Reelleren Nektar kennt man nicht unter dem *Soupirail* des Bleidachs. Ein Seufzer findet den Weg zum Himmel, wenn die Thränen auf die Erde niederfallen. Ad Te, Virgo Maria, suspiramus, gementes et flentes.

---

5. Lauten und Läuten. Entwickelung von Schlagzeitwörtern.

Jedes Ding hat seine Ursache, so auch jeder Laut — kein Geld, kein Schweizer — lauten hören, aber nicht zusammenschlagen — lauten hören, aber nicht läuten — die Vermengung beider Begriffe und ihre einseitige Beziehung — eine für alle Welt gangbare Parallele — das Volk gibt die Parallele wieder auf, zehnmal für einmal weiss die Sprache gar nichts von einer Spaltung in intransitiv und transitiv, so innig hängen die Lautbezeichnungen und Läutbezeichnungen zusammen — schlagen, brechen, pochen nach Belieben bald den Laut an sich, bald die den Laut hervorrufende Thätigkeit enthaltend — schlagen und battre, Entstehung dieser beiden typischen Lautzeitwörter — anderemal hat sich das Lautzeitwort in der

transitiven Bedeutung festgesetzt, zum Beispiel: ritzen, reissen, stossen — Schwabb, Kopf ab! — flaquer — dehnen, tönen und dengeln — diesen zwei parallelen Reihen von Zeitwörtern laufen wieder zwei Reihen von Hauptwörtern parallel.

Witz auf Witz
Blitz auf Blitz!
Schlag auf Schlag!
Obs auch einschlagen mag?
Gleim im Vossischen Musenalmanach von 1798.

Was hat man dir, du armes Kind, gethan, dass du so weinst? — Geschlagen hat man dich und dein zarter Körper alle jene Laute von sich gegeben, die gleich Geistern in ihm schlafen (Seite 31). Freilich, wenn sie nicht geweckt worden wären, hättest du sie gern für dich behalten — schlagen musste man dich, nicht nur damit du schriest, sondern auch damit es klatschte und puffte. Siehst du, das ist das Wunderbare an dieser Welt, dass jede Wirkung ihre Ursache haben muss; die Leute sagen zwar: es schlage nicht allewege ein, wenns dondere, aber die sind im Irrtum — wo es nichts zu schlagen gibt, da gibt es auch nichts zu dondern. Glaubst du wohl, es könne am Sonntag Morgen läuten, wenn niemand am Glockenstrange zieht? — Kein Geld, kein Schweizer; kein Geläute, kein Glockenton. Das erscheint recht selbstverständlich und wahrhaft kindlich . . . umso besser, dann wird man uns auch unsere Folgerungen lassen.

Wenn einer eine Sache nicht ordentlich versteht, so heisst es sprichwörtlich: er habe lauten hören, aber nicht zusammenschlagen. Diese beliebte und alte Redensart soll sich daher schreiben, dass früher zum Gottesdienst die beiden ersten Male mit je einer Glocke, das drittemal aber mit allen Glocken geläutet worden und dies eben das Zusammenschlagen gewesen sei — wie die Franzosen sagen: *qui n'entend qu'une cloche, n'entend qu'un son,* man muss mehr als eine Glocke, das Für und Wider, *the Pros and Cons of the question* hören. Als wonach mehrere Glocken gemeint wären, die zusammen läuteten und erst in ihrer Harmonie das wahre, ganze Geläute machten. Zu

schön, zu künstlich. Ich glaube, man denkt ganz einfach an das Zusammenschlagen, das in jeder einzelnen Glocke zwischen Klöppel und Schlagring vor sich geht, und nimmt die Redensart wie jene: er hat läuten hören, weiss aber nicht, wo die Glocke hängt — das heisst: er sieht den Grund und den Zusammenhang der Sache nicht recht ein. Es geschieht wirklich oft, dass die Menschen eine Auseinandersetzung im Stil der obigen bedürfen, das beweist das Zeitwort läuten selber, wenn *die Glocken läuten*, so hören wir ganz eigentlich lauten und nicht zusammenschlagen. Wir haben überhaupt noch nicht recht zusammenschlagen gehört, wir kennen bisher nur Lautzeitwörter, noch keine Schlagzeitwörter, wie sie die Überschrift verspricht. Konzinner würden wir sagen, dass wir noch keine Läutzeitwörter kennen; dass wir haben lauten hören und nicht läuten.

Soll es lauten, muss geläutet werden, gelitten werden, wie es mundartlich heisst — läuten bedeutet eigentlich nicht bloss: Glocken läuten, das althochdeutsche *hlûtjan* hatte diesen bestimmten Sinn nicht, man läutete ebensogut Hörner, Posaunen und Streitäxte; denn läuten bedeutet überhaupt: lauten machen, es ist kraft seines Umlauts das Faktitivum zu dem allgemeinen Lautzeitwort *lauten*, wie *säugen* das von *saugen*, *fällen* das von *fallen*, *dämpfen* das von *dampfen*, *schwemmen* das von *schwimmen*, *senken* das von *sinken*, *tränken* das von *trinken* ist. In der gegenwärtigen Sprache pflegt jedoch nicht nur beim *Geläute* zu allererst an die liebe Kirche gedacht, sondern nun auch noch Lautzeitwort und Faktitivum vermengt zu werden, in der Sprache *läuten* die Glocken ganz allein, die Sprache hört eben lauten und nicht zusammenschlagen. Auf die Kirchenglocken beschränkt, zeigt der Begriff des Lautes eine analoge Entwickelung wie das lateinische *Classicum*, das aus einem Trompetensignal ein Totengeläute, *le Glas*, geworden ist. Die Schriftsprache hält es so, dass sie das *Gelaute* noch mitunter der Menschenstimme, speziell Jagdhunden überlässt,

das *Geläute* dagegen (transitiv, intransitiv) den Glocken vindiziert. Diese einseitige Bevorzugung, die mit dem geheiligten Gebrauche der Vorzeit im Widerspruche steht, ist nicht nur ganz und gar willkürlich, sondern auch unvorteilhaft, da man sich dadurch eines schönen, wichtigen Doppelbegriffs und einer Parallele, die für alle Welt so gut wie für die Glocken gangbar ist, beraubt.

Auf die Lautbezeichnungen folgen die Läutbezeichnungen, wie Geben und Nehmen, Thun und Leiden, Aktivum und Passivum zusammengeht — wir haben das auf Seite 142 vorausgesagt; diese Unzertrennlichkeit der beiden Geschlechter ist, verbunden mit dem Gefühl, dass der Ton selbst wieder wie eine Welle an den Gehörnerv anschlägt, eben der Grund, dass die Sprache überhaupt gewöhnlich, zehnmal für einmal von einer Spaltung, wie sie bei *läuten* und *lauten* wenigstens noch nachweisbar ist, gar nichts weiss, im Gebrauche schwankt und nicht bloss sagt: *die Glocke läutet,* sondern auch: *die Uhr schlägt;*

Loset, was i euch will sage!
D' Glock hat zehn gschlage

ruft der Nachtwächter, indem er die Stunde ansagt. Dann lauscht er wieder, wie der Hund anschlägt — wie der Hahn anschlägt — wie die Wachtel im Korne munter anschlägt. Es schlägt; ja, wie heisst: schlägt? — Nach der landläufigen Annahme ist es offenbar der Klöppel, welcher gegen den Kranz oder den Umkreis der Glocke wirklich schlägt; von einem Schlag der Glocke selber, sofern man die metallne Höhlung darunter versteht, lässt sich doch höchstens metonymisch reden. Aber dem wahren Hergange im menschlichen Verstande, der Entwickelungsgeschichte des Wortes *schlagen* nach ist es gerade umgekehrt gewesen, da hat wirklich erst die Glocke *geschlagen,* denn sie ist es ja eigentlich, welche den Laut von sich gibt, wie es eigentlich die Thüre ist, die *pocht,* und der Ast eigentlich ist, der *bricht.* Erst von dem Laute an sich konnte die Vorstellung auf die Thätigkeit springen, welche den Laut hervorrief:

nachdem sie mit dem Naturlaut ein intransitives Lautzeitwort gebildet hatte, verwandelte sie dieses oft ohne weiteres in ein transitives, welches das ertönende Ding als sein Objekt an sich riss. So entwickelte die Sprache neue, zielende Lautbezeichnungen — wir dürfen nie vergessen, dass der Mensch zwar, so lang er lebte, seine fünf Sinne beisammen hatte, dass er aber, sofern er sprechen wollte, darauf angewiesen war, sich sein Weltbild aus den paar Lauten, die er hörte, herauszukonstruieren.

Die griechischen und lateinischen Verba sind Bilder von Naturlauten, wie wir sie haben — von ganz denselben Naturlauten, die wir nach Tausenden von Jahren noch heute unverändert wiederholen. Was Wunder? — Die Mutter ist ja eine und dieselbe. Warum doch ein Verbum wie *τύπτειν*, das fatale Paradigma der Schulen, für etwas Fremdes, Unerhörtes halten? — Der Quartaner sollte das nicht; er weiss es ja auswendig, er braucht es nicht erst zu lernen. Kann denn das Bürschchen nicht *tappsen?* Was geht (im Kinderrätsel) die Treppe hinauf und *trappst* nicht? — Die Iterativbildungen und die *R*-verstärkungen haben wir ja jetzt inne. Nun, *τύπτειν* ist gar nichts weiter als so ein täppisches deutsches *tappen*, nur transitiv gewendet, *tappen* das englische *to dab*, *τύπτειν* das englische *to dub*, beide soviel wie schlagen oder wie die Engländer gewöhnlich sagen: streichen (*to strike*); wir haben das bereits Seite 31 und 27 angedeutet. Es versteht sich, dass wir nicht etwa an eine strikte Gleichheit denken; mit der mangelnden Lautverschiebung wolle nur ja niemand kommen, wenn ein Bataillon Infanterie in militärischem Schritt *Tapp! Tapp!* — macht, so soll das *Tapp* kein Erbstück aus der Urheimat der Indogermanen sein. Vergleiche Seite 235. Also wenn das Bataillon vorbeimarschiert, wer *tappt* oder *tappst* denn da eigentlich? — Der Boden. Die Erde *tappt*. Das Strassenpflaster macht *Tapp! Tapp!* — Aber auch die Fusssohlen des Bataillons, die Soldaten, deren Seele der Stiefel ist, *tappen* und *tappsen* nach unserer Meinung, die nichts unter-

scheiden kann — die Tappen, die Stappen, die Stapfen treten ja so derb auf, dass eben die Erde Antwort gibt und *Tapp!* macht; und so gewinnen wir (mit *S impura*) *Step by Step* eine Wurzel S-TAP, die im Holländischen: Schritt bedeutet, und aus derselben mit Nasalierung das Schlagzeitwort stampfen, das: tappen machen, stappen machen besagt. *Das Ross stampfet auf den Boden, und ist freudig mit Kraft,* meldet das Buch Hiob (XXXIX, 21) — Luther hätte ebensogut den Akkusativ setzen und *den Boden* als direktes Objekt zu *stampfen* fügen können: *es stampfet den Boden,* wie die Vulgata übersetzt hat: *Terram ungula fodit.* Das ist die Geschichte aller transitiven Verba; die gewaltsame Übertragung des Naturlauts auf einen Gegenstand, wie hier der Naturlaut *Tapp* vom Rosshuf dem Erdboden übermacht wird, hat man als einen Übergang gedacht (*Transitus, Transitio*).

Vor allem ist das die Geschichte aller Schlagzeitwörter — wie *τύπτειν* aus TUP, so hat sich *tundere* aus TUD und das lateinische Bauernwort *batuere, battuere,* französisch *battre,* vergleiche Seite 31, aus BAT entwickelt (der Stamm von *tundere,* im Perfektum *tu-tud-i* hervortretend, erscheint im Germanischen, um das sekundäre *s* vermehrt, als STUT und wirft das gotische Verbum *stautan,* althochdeutsch: *stôȥan,* unser *stossen* ab); schlagen selbst zeigt den Transit sehr deutlich. *Schlagen,* mittelhochdeutsch: *slagen* und *slahen,* althochdeutsch und gotisch: *slahan,* wird ganz unpassend mit *lacerare, λακίζειν* oder gar mit *σφάζειν* zusammengestellt; es gehört vielmehr zu *klacken,* iterativ: *klatzen, klatschen,* französisch *claquer,* wie denn im Mittelhochdeutschen: *mit handen slagen:* klatschen ist. *Schlagen* verhält sich zu *klacken* wie *schlucken* zu *klucken* (84) und zu *claquer* wie *schliessen* zu *claudere* (8). Wie die Wurzel von *schliessen* ursprünglich SKLUT, so hat die Wurzel von *schlagen* ursprünglich SKLAK gelautet — die Verbindung SKL wurde aber im Germanischen nicht geduldet, das *K* demnach dem sekundären *S* geopfert. So blieb wahrscheinlich schon in vorgermanischer Zeit SLAK

als Wurzel übrig, was sich dann im Germanischen in SLAH verwandeln musste; aus SLAH wurde SLAG wie *Prag* aus *Prah* (274). Noch Luther schrieb *schlahen*. Klack ist der ofterwähnte, wichtige Naturlaut, den Schall, den ein breiter und weicher, aufschlagender oder aufklatschender Körper, eigentlich der von diesem Körper getroffene Boden hat, bezeichnend, ein *Klacks* nicht viel anderes als ein *Klecks;* dieser Naturlaut, der sich in dem auf Seite 38 angeführten *Klatsch* verbirgt, aber auch vielfach, namentlich (*Klaps, Patsch,* französisch *Flac*) labial abändert, bildet die Grundlage des Verbums klacken, das platzen und klatschen, das ist ja eben dasselbe Wort, bedeutet. Ein anderes Iterativum dazu ist: *klackern* — der Landmann heisst *Klackersmann,* weil die Kuh *klackert,* wenn sie mistet, so etwas hilft dem Sprachforscher erraten, was eigentlich mit dem Kacken gemeint ist (Seite 62). Wie *patschen, klapsen, pochen* und *klopfen* transitiv gewandt, bedeutet *klacken:* schlagen. In Schlesien *klacken* sie sich noch, wenn es eine Prügelei gibt, und auch in Frankreich *klackt* nicht nur die *Claque* im Theater, es heisst auch: *claquer quelqu'un,* einen mit der flachen Hand schlagen, ihn ohrfeigen. Genau so ist ja *klatschen,* die Intensivbildung zu *klacken* (265/6), zunächst intransitiv gedacht, ein einfaches Lautzeitwort, freilich nur so lange, als die Entstehung des Klatsches nicht näher untersucht wird — sobald sich der Hörer darum kümmert, was eigentlich den Schall hervorbringt, verwandelt er das Lautzeitwort von selbst in ein Schlagzeitwort. Erst hört er *'s klatschen,* erst sagt er: *es bummt, es pufft, es pickt, es pocht, es klopft* — dann kommt er dahinter, dass der Tisch oder der alte Schrank *klopft,* und endlich gewahrt er, dass es der Geist, dass es die Totenuhr ist, die mit ihrem Halsschilde taktmässig an das Holz schlägt, um den Freund, den Buhlen anzulocken, was der Liebhaber, der sich nicht scheut, den verliebten Klopfkäfer nach Jägerart (118 ff.) zu betrügen, mit Erfolg nachmachen kann, wenn er mit einer Stricknadel auf den Tisch stösst. Aus dem unbestimmten *es* entpuppt sich also

in den Augen oder besser in den Ohren des Beobachters das angeschlagene Objekt, das den Laut von sich gibt, aus dem Lautgeber wiederum ein Schläger, eine handelnde Person, ein Subjekt, welches sich mit dem Objekte zu schaffen macht und auf ihm wie auf seinem Instrumente spielt. Und so hat sich *schlagen* selbst entwickelt und ergänzt. Es war ja von vornherein zu vermuten, dass ein so natürlicher Begriff auch ein unverfälschtes, natürliches Prototyp, eine sogenannte Onomatopöie im Hintergrunde haben würde, wie seine Genossen in den andern Sprachen; wenn nun *schlagen* nur ein maskiertes *klacken* darstellt, so gehört es unter die Kategorie jener einfachsten Wendungen, die den rohen Naturlauten gegeben worden und durch die unsere janusköpfigen, zweischneidigen Verba entstanden sind.

Eine endlose Reihe von Doppelbezeichnungen, gleich den Schenkeln einer Parabel, die sich ins Unendliche erstrecken und einer mit der Achse parallelen Richtung nähern, reisst sich auf; die intransitiven Verba, die den Laut an sich abbilden, sind immer die älteren, bequemeren, fasslicheren, was von den Lexikographen häufig übersehen wird. Überall wo es einen Schlag, einen Stoss, eine *Kontusion*, einen Riss, einen Bruch, ein Krickelkrackel gibt, da hört der aufmerksame Beobachter der Natur zuvörderst ein Verbum ab, womit er sich den Schall selbst zurechtlegt, seine erste Errungenschaft, ein Anfangsgrund der schwierigen Wissenschaft der Welt; dann wenn er sieht, wies gemacht wird, entfaltet sich das gegenstandslose Zeitwort im Verstand wie eine Blume. Vielmehr wie ein Hackebrett, dessen Saiten ein Zigeuner mit Holzklöppelchen bearbeitet — die Welt wird dem Neuling, der in der Ecke lauscht, zu einer Kapelle, wo ohne Unterlass die verschiedensten Schlaginstrumente spielen. *Und die Täubchen nickten mit den Köpfchen und fingen an pick pick pick, und da fingen die übrigen auch an pick pick pick und lasen alle guten Körnlein in die Schüssel.* So kamen gewissermassen alle Dinge wie Vögelchen geflogen und fingen an zu *picken,*

aber thätlich: der Hahn die Henne, der Specht, der Baumhacker die Rinde, der Fusssoldat den Feind und der Bergsteiger das Eis. Französisch *piquer*, italienisch *beccare*. Das Schnäbelchen *schnappt* nicht nur so für die Langeweile (43), es erschnappt das zugeworfene Brot. Das Rauschgold *knittert;* das Papier wird geknittert. Wer ausglitscht, der tritt fehl und *fehlt* — das transitive Abbild von unserem *fehlen*, einem Lehnwort, französisch *faillir*, italienisch *fallire*, ist das lateinische fallere, täuschen, eigentlich: fehlen machen, und das griechische *σφάλλειν*, ausgleiten machen, zu Falle bringen, dies einer der glänzendsten Belege für den Vortritt des *S* (Seite 7). Unser *fallen* darf, da deutsches *f* griechischem und lateinischem *p* entspricht, durchaus nicht mit *fallere* und *σφάλλειν* verglichen werden, es müsste denn ebenfalls ein altes lateinisches Lehnwort sein, was insofern nicht ganz unwahrscheinlich ist, als *fallan* im Gotischen fehlt und hier durch *driusan* ersetzt wird. Trefflich eignet sich der Gleitelaut *L* (229) für diese Begriffe, das Vorbild wird wie immer das fliessende Wasser geliefert haben, das beständig *rollt* und *fällt* — die Engländer erklären *Fall* geradezu: *a dropping down*, der erste Fall ist ihnen ein Wasserfall, und dieselbe Solidarität der Begriffe zeigt sich auch bei dem gotischen *driusan*, dessen Kausativ *drausjan*, althochdeutsch: *trôran* lautet und ebensowohl: fallen machen wie: triefen machen, vergiessen besagt.

Führen wir diese ursächliche Entwickelung noch an ein paar Lauten durch, die wir dem Wunderhorn der Natur entnehmen; sie kommen uns alle zu passe, man kann dreist sagen, dass jedes Lautzeitwort ohne weiteres, allein durch die Kraft des Gedankens in ein Schlagzeitwort zu verwandeln ist. Schlagen wir Seite 40 auf: Ritsch Ratsch! Ritz Ratz! — damit *reisst* das neue seidne Kleid; damit zerreissen wir das Papier. *Reissen* stellt in der That das Verbum zu *Ritz* dar, *reissen* lautete mittelhochdeutsch *rîȥen*, wenn es gleich darum noch nicht mit *ritzen* identisch ist (mittelhochdeutsch *ritzen*). Der purpurne *Ritz* am Granat-

apfel, mit dem Salomo im Hohenliede (IV, 3) die Wangen der Hirtin Sulamith vergleicht, und der *Riss* an dem alten Rocke des Evangeliums (Matthäi IX, 16) sind zwar nahe verwandt und beiderseits aus einer germanischen Wurzel WRIT entsprossen, aber doch nicht gleichzusetzen, *ritzen* ist erst von dem starkformigen *rîzen* gebildet. Das anlautende *W* ist in dem englischen *to write*, schreiben, wenigstens für das Auge, heute noch erhalten; sagten wir noch: *writzen*, so hätten wir ein interessantes Pendant zu *kritzen*, dem Mutterwort von *kritzeln*, ebenfalls einschneiden, einreissen, einritzen und — schreiben. Schlagen wir Seite 39 auf: Krick Krack, Bric-à-Brac! — Das Eis kracht, ehe es bricht — stille, Liebchen, mein Herz, krachts gleich, brichts doch nicht. Aber Not bricht Eisen — der Flachs wird gebrochen. Es ist ein reiner Zufall, dass *krachen* nicht so gern wie *brechen* transitiv gebraucht, nicht so viel *zerkracht* wie *zerbrochen* wird, doch *kracht* man wohl auch die Nüsse und die Mandeln, in Nassau *krächt*, *krecht* man allerhand. Blicken wir noch einmal auf Seite 39: Die sogenannte Karschin, die unglückliche Dichterin, die als Kind auf den Armen ihrer Mutter einer Hinrichtung zusah, rief, das liebe Mädchen: Schwabb, Kopf ab! — Nun, *Schwabb* oder *Schwapp* macht, wie gesagt, eigentlich etwa die Milch, die, wenn man mit einem vollen Topfe hin- und herfährt, über den Rand des Gefässes und auf die Erde geschleudert wird; man sagt dann: sie *schweppe über*. Aber auch von dem trunkenen Zecher sagt man (faktitiv): er habe *den Wein hingeschweppt* — wie die Franzosen, die das Aufschlagen einer Flüssigkeit mit Flac zu malen pflegen, es: *flaquer* nennen, wenn einer den Wein *verschweppert*. *Il en flaque plus de la moitié au visage de celui qui est à sa droite*, berichtet La Bruyère von dem Zerstreuten, der während der Mahlzeit das Trinken vergisst und wenn er einmal daran denkt, abgiessen will, weil ihm das Glas zu voll ist. In Ostpreussen sagen sie: *schwaddern* — es ist eine bekannte Anekdote, dass ein Gutsbesitzer aus Abscharninken eines schönen Morgens im

Kaiserhof zu Berlin den Kellner beorderte: *Schicken Sie mal die Margell rauf, dass sie mit dem Kodder kommt, ich habe den Schmand verschwaddert* — und dass der Kellner hinunterlief und meinte: es sei ein Herr oben, der spreche wohl Deutsch, aber es könne ihn keiner verstehn. Solche Idiotismen sind kostbar und besonders lehrreich, indem sie nicht so viel Nebengedanken aufkommen und den Gang der Bedeutungsentwickelung deutlicher erkennen lassen als die abgeblassten allgemeinen Schläge oder Stösse, deren Farbe man kaum mehr unterscheidet.

Die Verba factitiva oder causativa, welche den im Stammwort liegenden Zustand bewirken, sind nichts Neues; aber abgesehen davon, dass man dem Begriffe „faktitiv" nicht recht auf den Grund geht, pflegt man nur abgeleitete transitive Zeitwörter, zum Beispiel *fällen, tränken, schwemmen* faktitiv zu nennen, während es doch die transitiven Zeitwörter überhaupt sind und das eben das Wesen der *Transition* ist. Insofern schiesst man ja nicht fehl, als das schon reifere Transitivum immer ein Intransitivum zur Voraussetzung hat, aber von einer eigentlichen Ableitung ist oft gar nichts zu spüren, unzähligemal springt das Lautzeitwort unvermittelt in das Schlagzeitwort über. *Dengen*, das Mutterwort zu dem Iterativum *dengeln* und das Faktitivum zu *dingen* ist gewiss von *dingen* abgeleitet, wie *schwemmen* von *schwimmen* und wie *läuten* von *lauten;* aber das noch einfachere *dehnen*, dessen Verhältnis zu *tönen* wir eben erst (Seite 264) ausführlich erörtert haben und an dessen faktitivem Charakter wohl nicht gezweifelt werden kann, ist nach unserer Annahme gar kein anderes Wort als *tönen* oder *dœnen.* Man überblicke die angeführten Verba, bei der Mehrzahl hat es gar keiner Ableitung bedurft, um sie kausativ zu machen, sie teilen sich wie Ströme in zwei Arme, der alte Fluss gibt gewissermassen von seinem Wasser ab, er ästelt sich, ohne sich zu verändern. Und wenn die Deutschen *fallen* in *fällen*, die Goten das gleichbedeutende *driusan* in *drausjan* umgestalten, so sehen wir

an *fallere* und *σ-φάλλειν*, dass diese Modifikation kaum nötig gewesen wäre. *Tropfen* und *tröpfeln*, *träufen* und *träufeln*, schon das mittelhochdeutsche *trôren*, welches dem gotischen *drausjan* entspricht und triefen und beträufeln bedeutet, wird bald intransitiv, bald transitiv gebraucht. Die Läuter laufen neben den Lautern her wie Schenkel eines Delta, wie der Brahmaputra neben dem Ganges.

Aber diesen beiden verbalen Reihen laufen wiederum zwei gleichzeitig entwickelte Reihen von Substantiven parallel, mit denen wir uns im folgenden beschäftigen wollen. Es sind die Schläger und die Schlagwerke zu den Schlagzeitwörtern, die Hammernamen und die Ambossnamen, die in der Musik zu Hammer- und Glockennamen werden; wir gehen wieder in die Schmiede, wo wir beim Eintritt in die Welt der Töne den weisen Pythagoras getroffen haben (Seite 21).



VI. Weitere Verarbeitung des Rohstoffs: Schlagwerke.

1. Hammer und Amboss.

T—P.

Die Dinge, die schlagen, und die Dinge, die geschlagen werden — ursprünglich Steine — wir betrachten die Welt wie eine Schmiede, in der wir selbst arbeiten — für Hammer und Amboss wäre konzinner zu sagen: Possekel und Amboss — die lateinische Pugna eine Pocherei, eine Boxerei — unsere natürlichen Hämmer — das Hämmerchen, das die Vögel haben — der Specht, ein lebendiger Pickel, das Rebhuhn, eine lebendige Säge — der Bock, der Stösser unter den Tieren — das Maul, ein Packan — Mund, Mutterbrust und Muttermilch — der Mund und das Maul sind Säuglinge — Kinderworte, Saug- und Zutschlaute, ihre reiche Entwickelung — Veneris Mallei — der abfallende Apfel reizt uns wie Newton zum Nachdenken.

Du musst herrschen und gewinnen
Oder dienen und verlieren,
Leiden oder triumphieren,
Amboss oder Hammer sein.
Goethe.

Hammer oder Amboss. Goethe hätte kein besseres Verschen auf die Sprache machen können.

Die Sprache sieht in jedem Dinge entweder einen Hammer oder einen Amboss. Sie teilt die irdischen Dinge in solche, die schlagen, und in solche, die geschlagen werden, ein.

Zur Stunde, wo sich die Verba in Lauter und Läuter spalten, thun es die Substantiva.

Die Gelehrten sind der Meinung, dass die Namen von Hammer und Amboss identisch seien, und dass das griechische, gewöhnlich mit Amboss übersetzte Ἄκμων nicht nur

beide Bedeutungen in sich vereinige, sondern auch deutliche etymologische Bezüge zu unserem *Hammer* habe. *Ἄκμων* und *Hamer* werden beide auf den Begriff: Stein, im Sanskrit: *Açmâ*, russisch: *Kamjen* zurückgeführt. Der *Ἄκμων*, auf welchem Vulkan dem Jupiter seine Donnerkeile schmiedete, wäre, wie auch recht wahrscheinlich, ursprünglich nicht selbst von Eisen, auch nicht von Bronze, sondern ein breiter Fels; und die Donnerkeile, die Zeus, in Deutschland: Thor, in Russland: Perun auf die Erde schleuderte, wären in der Steinzeit selbst nicht von Metall, sondern wie die Belemniten von Stein gewesen. Thors Waffe, die wie ein Bumerang immer zu ihm zurückkehrte, wenn er sie ausgeworfen hatte, mag anfänglich ein hübscher Feuerstein oder meinetwegen ein Stück Diorit oder Basalt gewesen und so hergestellt worden sein, wie noch heutzutage die Eingeborenen Australiens ihr Steingerät herstellen: indem sie einen Steinblock zwischen die Beine nehmen und mit einem zweiten Stein drauf schlagen; dagegen lässt sich wirklich nichts einwenden. Auch als die Metallzeit, in der wir leben, angebrochen war, denke ich, wird man nicht gleich Schmiedehämmer und Ambosse, sondern zunächst noch auf den alten Steinen Äxte und Pfeilspitzen verfertigt haben. Wenn also die alten Indogermanen den Amboss und den Hammer als den Stein, als den *Akmon*, den *Kamin* und (mit einem anderen Suffix) den *Hamer* bezeichneten, so ist das geradeso, wie wenn wir, nur auf das Material sehend, Amboss und Hammer: Eisen nennten — ein *Kamin*, nach Bopp nur eine Metathesis von *Akmin*, ist eben auch ein Stein. Eine Steinplatte war der erste Herd des Menschen, sein Altar und sein Mal; dann fasste er den Feuerkreis mit Steinen, füllte ihn mit Erde und führte eine besondere Feuerstätte auf, die den Namen des Steins behielt (lateinisch *Caminus*, griechisch *Κάμινος*, urverwandt mit russisch KAMEHЬ, Stein). Wir hätten also nicht weniger als drei Steine: den Kamin, den Akmon und den Hammer, der im Altnordischen (*Hamarr*) noch die Bedeutung: Fels

und Klippe hat — man braucht sich nur zu erinnern, dass im Deutschen *H* indogermanischem *K* entspricht.

Wie man sieht, ist die anscheinend so sehr kühne Zusammenstellung von Hammer und Amboss nichts weniger als ungeheuer; gleichwohl mögen die Konzilianten nicht zu weitgehende Hoffnungen daran knüpfen: die Gegensätze sind darum noch lange nicht versöhnt. Erstens folgt aus der Auseinandersetzung nicht viel mehr als: dass, was im Griechischen ein Amboss gewesen sei, im Deutschen: Hammer heisse — Hammer selbst hat zwar wie gesagt im Altnordischen neben der eigentlichen die Bedeutung: Fels und Klippe noch bewahrt, aber die des Ambosses meines Wissens nie erhalten. Der Amboss heisst eben *Amboss*, das bedeutet das Ding, woran man schlägt oder *anebosst*, wie die lateinische *Incus* (italienisch, mit falscher Deklination: *Ancudine*, französisch: *Enclume*) eben ein solches, charakteristischerweise weiblich gedachtes Ding ist (*cudere*, schlagen). Das alte Zeitwort *bôʒen*, das schlagen, klopfen bedeutet und auch (Rätsel der Sprache 339/40) in *Beifuss* steckt, lautet gotisch: *bautan* und im Englischen, wo es das zweite Schlagzeitwort abgibt: *to beat;* seine Verwandtschaft mit dem französischen *battre* ist nicht zu verkennen. Zweitens möchten die Menschen zehnmal Hammer und Amboss, weil sie aus demselben Stoff gemacht sind, mit demselben Worte nennen: an dem Grundverhältnis der beiden Gerätschaften ändert das nicht ein Haar.

Was einem *Amboss* nicht bloss sachlich, sondern auch logisch entspräche, wäre ein *Bosser* oder *Bössel*, will sagen: ein Schläger oder Schlägel — wirklich findet sich die uralte, auch als Eigenname vorkommende Wortbildung Possekel, Bassekel für einen Schmiedehammer. Das ist der Ekel, der auf den Amboss *bosst* oder *posst*, *eckel* oder *ekkel* soviel wie Stahl; also dasselbe wie Bosshammer oder Pusshammer, was gleichfalls noch als Familienname lebt (niederdeutsch *Botthamer*, entstellt: *Bockshammer*, *Boxhammer*). Diese Ausdrücke übersetzt Grimm mit *Tudes* —

Tudites, sagt Festus, *malleos appellant antiqui a tundendo;* griechisch *Τυπάς*, Schlägel, Stössel. Man kann auch *Kolben* vergleichen, welches offenbar mit dem italienischen *colpire*, schlagen, zusammenhängt. Die klassischen Hammernamen sind allerdings: *Σφῦρα* und Malleus. Mit *Malleus* übersetzt Grimm: *Fäustel*, als ob das Wort, wie *Pugio*, Dolch, mit *Pugnus:* mit *Manus* zusammenhinge und aus *Manleus* entstanden wäre. Angemessener erscheint die Deutung aus der Wurzel MAR = MAL (230), der *Malleus* ist wie der *Marcus* und wie Thors Bumerang *Miölnir:* der Zermalmer, ein Titel, den man in unserer Zeit lieber dem Hammer Fritz, Krupps grösstem Dampfhammer, geben würde.

Nach dieser Analogie können wir nun die grosse und die kleine Welt durchmustern wie eine Schmiedewerkstatt. Ein lustiger Bruder steckte einmal bei Tafel die Etymologie heraus: der Apfel heisse *Pomme* im Französischen, weil er Pomm! — mache, wenn er herunterfalle — er dachte vermutlich an den alten *Pommer* oder *Bomhart*, ein Holzblasinstrument von mächtigen Dimensionen, oder an die grosse *Pummerin* auf dem Turme der Domkirche zum heiligen Stephan. Er meinte wahrscheinlich auch, es müsse ein *Pumm* gewesen sein, was den grossen Newton zur Entdeckung des Gravitationsgesetzes leitete: bekanntlich soll der Naturforscher gerade in seinem Garten unter einem Apfelbaume gesessen haben, als eine Goldrenette mit *Pumm!* niederfiel und Newton auf die Kraft, welche die Körper nach dem Mittelpunkt der Erde hinzieht, aufmerksam machte. Nun, es ist gewiss, dass unzählige Namen keinen vornehmeren Ursprung haben, und so wäre es auch nicht undenkbar, dass das lateinische *Pomum*, das (vergleiche Rätsel der Sprache, 108) von den Gelehrten bald zu einer Wurzel PU, bald zu einer Wurzel PA gestellt und als das Gewachsene,*) das Reifgewordene oder als die nährende Frucht erklärt

---

*) Den Begriff des Wachsens gab vielmehr die indogermanische Aspirata $BH = \Phi = F$, vergleiche Seite 238 und 193; die Tenuis springt und wirft.

wird, vielmehr das Pummende, Bummende darstellte. Die Bombe heisst doch zum Beispiel ganz gewiss so, weil sie einen *Bombus* macht, nur wird dieser *Bombus* nicht der dumpfe Schall der aufschlagenden Kugel, sondern das Platzen des Hohlgeschosses sein (vergleiche Seite 65); wie *Bomm* und *Bumm* den Kanonendonner, den *Rimbombo* der Italiener malt. Die burschikose Erklärung ist nicht so sehr zu belächeln und vielleicht besser als manche weithergeholte. Das erste, was den Menschen an den reifen Früchten auffiel, war, dass sie auf die Erde aufschlugen und den Boden hämmerten. Diese Auffassung durchdrang ja vor allem die Begriffe, die sie sich von ihrem eigenen Körper machten.

Der Hammer des Menschen ist die Faust, wie Plautus (Captivi IV, 2, 16) sagt:

> meus est balista pugnus, cubitus catapulta est mihi,
> humerus aries.

Offenbar hat der Mensch den Hammer der Faust erst nachgebildet und seine Hand dadurch ergänzt, wie den Arm mit dem Stabe. Unser *Faust* = *Fûst* entspricht dem gleichbedeutenden lateinischen *Pugnus* und dem griechischen *Πυγμή*, der Kehllaut ist ausgefallen wie bei *Mist* (67) — *pugnare* heisst eigentlich: boxen, wie *pungere:* stechen, eine *Pugna* war ein Faustkampf, ein Handgemenge, ein Pochen, eine Boxerei, wie die *Bataille* eine Batscherei (31). Das englische *Boxing,* das bekanntlich in der Fertigkeit besteht, einander mit der geballten Faust, fäustlings, *πύξ* Stösse von der Stirn ab bis zum Magen herunter beizubringen, ist unstreitig aus derselben Quelle geflossen wie die Worte der alten Sprachen, ob die Wurzel PUG oder (38) POCH, BOCH lautet, kommt auf eins heraus. Die deutsche Faust ist eben der Etymologie nach eine Pochschlage oder ein Pochhammer, die *Pug Pug* macht und vielleicht der althochdeutschen, Ohrfeigen (*Alapas*) austeilenden *Laffe* oder Flachhand, russisch *Lapa* (95), sowie der *Pratze* (31) und der *Tatze* (266) zu vergleichen.

Fust ist das eigentliche deutsche Wort für Hand, die Hammerbedeutung die allerälteste; aber ausser der Hand verrichtet auch der Fuss Hammerdienste, woraus man sich abnehmen kann, dass unsere Erklärung Hand und Fuss hat. Gleich am Eingang unserer Untersuchungen (Seite 27) erwähnten wir den spanischen Gänsenamen: *Pato, Pata* als einen Naturausdruck, der den patschenden, plattauftretenden Vogel male, vermutlich ist er ein Pendant zu *Trappe*, nur dass der grosse Trappe, der europäische Strauss, den man mit Unrecht den langsamen Vogel, französisch *Outarde*, nennt, im Gegenteil sehr schnell und leicht läuft — was die Gans den Spaniern, das ist den Kindern eine *Patschhand*, den Franzosen eine *Patte*, den Deutschen eine *Pfote* und den Indogermanen insgesamt der *Fuss* — der Fuss, der von den Engländern: *Foot*, von den Goten: *Fotus*, im Lateinischen: *Pes, Pedis*, im Griechischen: *Πούς, Ποδός*, im Sanskrit: *Padas* genannt wird — der Fuss, der *Patt Patt* über den Boden schreitet, der die Erde gleichsam patscht, *πάτον ἀνϑρώπων πατεῖ* — dieser *Πάτος*, dieser *Pfad* ist der lange, schmale, bandförmige Amboss, auf den die wandernden Hämmer ununterbrochen niedersausen; das taktmässige Patschen der Füsse, das Gehen, haben die alten Griechen eben: *πατεῖν*, die Inder: *pad* genannt. Man vergleiche auch Seite 38 die Analyse des griechischen *πίπτειν* und kombiniere damit die Thatsache, dass das Gehen als ein fortwährendes Fallen nach vorn aufgefasst werden kann. Es gibt auch noch ein anderes Ding, in das der Knabe hinein, in dem er herumpatscht: das ist die Pfütze, wörtlich so viel wie die *Patsche*, in die man kommt, was man bald einsieht, wenn man erfährt, dass unser *Pfütze* auf lateinisch *Puteus* beruht. Nun heisst zwar *Puteus*, und noch heute in Italien *Pozzo*, in Frankreich *Puits:* der Brunnen, keineswegs eine Pfütze; ja, *Pfütze* selbst hat lange genug die Bedeutung: Ziehbrunnen, Zisterne gehabt, den Schmutz wie so oft erst die böse Zunge des Volkes hineingeworfen (Rätsel der Sprache, 190 ff.). Die Sache ist, dass sich das reinste

Brunnenwasser nicht anders verhält als die schmutzigste Mistpfütze und dem Hineinfallenden dieselbe schallende Antwort gibt, um welche es der blinden Sprache allein zu thun ist (21 ff.).

In der Schmiede, die Pythagoras besuchte, klang jeder Hammer verschieden — so schlägt auch in dem grossen Schlagwerk der Natur kein Possekel wie der andere', und die Menschen, die den Schlag mit ihren Lauten imitierten, bekamen spielend eine reiche Auswahl sogenannter Wurzeln, sie wussten gar nicht wie. *Und die Täubchen nickten mit den Köpfchen und lasen alle guten Körnlein in die Schüssel*, wie fingen sie an? — Pick Pick . . . sie haben ja auch ein Hämmerchen, den Schnabel, mit dem sie das Korn aufpicken, *beccano*, wie die Italiener sagen — der Schnabel ist (ein niederdeutsches Wort) ihr Beck, französisch: Bec, italienisch: Becco, portugiesisch: Bico. Unbegreiflich, wie man ein so einfaches Wort verkennen und aus dem Keltischen ableiten; wie man, um es zu erklären, den Sueton zitieren konnte! — *M. Antonius Primus aus Tolosa erhielt als Kind den Spitznamen Beccus [Becco*, wie die famosen Lateiner folgern! —], *das heisst: Hahnenschnabel*, heisst es im Leben des Vitellius, Kapitel 18 . . . nun wissen wirs ja, *Becco* ist ein keltisches Wort . . . wie dankbar müssen wir dem Sueton sein, dass er uns diese unschätzbare Glosse aufbewahrt hat! — Das ist einfältig . . . natürlich werden wohl die gallischen Hühnchen ebenfalls picken gelernt haben! — Es ist ebenso einfältig, wie die landläufige Etymologie von Specht.

Dieser allbekannte Waldzimmermann, der mit seinem starken, geraden, langen Schnabel beständig an den Bäumen herumhämmert, um Rossameisen und Käfer hervorzulocken, auch wohl wie mit einem Meissel ganze Stücke Borke losarbeitet, um die Schlupfwinkel der Kerbtiere aufzudecken — er ist den Menschen offenbar als der Hauptpicker, gleichsam als der Schnabel unter den Vögeln, wie ein lebendiger Pickel, eine Spitzhacke erschienen, die so lang oder noch

länger als der Kopf ist. Daher nannten ihn die Römer *Picus*, nicht weil er bunt (*pictus*, *ποικίλος*) gewesen wäre, wenn auch allerdings der Buntspecht das bekannteste Mitglied der Gruppe ist; hinter dieser einen grossen, eine unmittelbare Nachahmung zulassenden Thätigkeit des Spechts trat jede andere Eigenschaft zurück. Davon gar nicht zu reden, dass die Elster, die von den Römern als das Weibchen des Spechtes (*Pica*) betrachtet wurde, bekanntlich weiss und schwarz ist. Das italienische *Picchio*, das Specht und Anklopfen bedeutet, scheint ein Verkleinerungswort zu sein; unser *Specht*, althochdeutsch: *Spëh*, zeigt den gewöhnlichen Vortritt eines sekundären *S* (7).

Es ist natürlich, dass ein solcher Name, der auf jeden Schnabel passt, nebenher auch noch andern Vögeln gegeben wurde, wie zum Beispiel im Sanskrit der Kuckuck: *Pika* heisst; in Europa haben wir noch einen bekannten Beckvogel: die Schnepfe. Dieselbe ist wie der Specht überall nach ihrem auffällig langen, geraden, schwachen und schmalen, fein tastenden, aber freilich nicht gar schön geformten Schnabel benannt worden, der in Deutschland eben *Schneppe* oder *Schnepfe* (43), in Frankreich: *Bécasse* heisst (mit pejorativer Endung, italienisch: *Beccaccia*). Das ist nun freilich eine sehr viel weniger ursprüngliche Benennung, kein der Natur unmittelbar abgehörter Name wie *Specht*. Wenn im Lateinischen die Elster das Weibchen des Spechtes, so ist im Französischen das Grabscheit, *la Bêche*, das Femininum zu *Bec* — der Gärtner bickt die Erde wie mit einem Schnabel (*bêcher son jardin*) — es ist eine ausgebreitete Wortfamilie, die sich meldet, wenn man das Märchen vom Aschenbrödel liest und die Täubchen mit den Köpfchen nicken und anfangen Pick Pick Pick und die übrigen auch anfangen Pick Pick Pick und alle guten Körnlein in die Schüssel lesen.

Wie der Specht einen lebendigen Pickel, also scheint das Rebhuhn eine lebendige Säge darzustellen. Der biedere alte Weigand denkt sich: *Rebhuhn* sei ein Name wie

Reblaus — es heisse so, weil es die Rebe liebe und sich gern in Weinbergen herumtreibe, was es gar nicht thut. Da es vielmehr Striche bevorzugt, in denen es hier und da ein Wäldchen, einen bebuschten Hügel oder wenigstens dichte Hecken gibt. Mit den Reben hat das Rebhuhn sicherlich nichts zu thun, *Rebhuhn* ist vielmehr ein Name wie *Gluckhenne*, *Turteltaube*, *Kolkrabe*, *Bäschaf*, *Klapperschlange*, *Klappermühle*. Das Volk liebt solche lautbezeichnende Zusätze, wo es nicht unmittelbar nach der Stimme nennt. Was man gewöhnlich von dem Rebhuhn hört und was es im Fluge wie im Sitzen zum besten gibt, sein Lockton, ist ein lautes, weittönendes Girrhik; geängstigte Hühner lassen ein gellendes, rauschendes Rip! Rip! Rip! Rip! — oder Rep! Rep! Rep! Rep! — vernehmen. Über diesen Ruf, den der Mensch am ersten auslöst und beachtet, quittiert er also mit dem Namen *Rephuhn* oder *Rebhuhn*; zugleich aber beliebt es ihm, das Girrhik und das Ripriprip dem Kirschen einer Holzsäge ähnlich zu finden. Wir haben diese Idiosynkrasie schon angedeutet. Die Feile *schringt*, die Säge *kirrt* oder *kirscht* mit ihren Zähnen. *Kein Vogel*, sagt Heuslin in seinem Vogelbuche, einer Übersetzung aus Gessner (Zürich, 1557), *hat mehr eine kirsende Stimm, gleich einer Sagen, dann das Rebhuhn.* Das müssen schon die Alten gefunden haben, denn darauf bezieht sich offenbar die Sage: dass Perdix, der Neffe des Dädalus, die Säge erfunden habe.

Perdix ist der Name des Rebhuhns im Griechischen und Lateinischen; denselben hat Georg Curtius nach Joseph Scaliger unpassend mit *πέρδειν*, furzen, zusammengestellt, als ob *Perdix* etwas wie der lateinische *Podex*, der französische *Pétard* wäre (Seite 64), da doch *Per-* wahrscheinlich nur eine Metathesis von *Rep-* und auf die bekannte Stimme des Vogels gegründet ist. Curtius führt in diesem Sinne mit einem Nonplusultra von Geschmacklosigkeit und Einfalt auch die andern Rebhuhnnamen *Κακκάβη* und *Κακκαβίς* an, die sich natürlich ebenfalls, nur weniger eigentlich auf die Stimme, das *Τιττυβίζειν* des Huhns beziehen und mit

kacken so wenig zu thun haben, als das *Gack a Ga* des Abraham a Santa Clara etwa mit *Kaka* verwandt ist. Kommen wir wieder auf unsern Beck.

Er ist gewiss nicht zufällig, der Lippenlaut in *Beck* und *becken*, respektive *bicken* und *picken*, er mahnt uns daran, dass ein Schnabel die Kiefer des Vogels darstellt, die an Stelle der Zähne mit einer hornigen Scheide bekleidet sind. Der Lippenlaut weist auf eine Thätigkeit der Lippen, respective des ganzen Mundes hin, diese Thätigkeit hat einen Zweck, der durch das *ck* angegeben wird: die Aufnahme des Nahrungsmittels, das Aufpicken; es ist die eigentümliche Prägnanz des Auslauts, die wir Seite 242 bewundert haben. Aber den Charakter, die Farbe erhält die Wurzel durch den Anlaut, der labial ist. Man vergleiche *picken* mit *ticken* — in *ticken* fehlt die Beziehung auf den Mund, zum wenigsten die Beziehung auf die Lippen, die Uhr kann *ticken*, aber sie kann nicht *picken*. Wäre es bloss der harte Vogelmund, den unsere Vorfahren auf diese Weise begriffen haben, so könnten wir an unserem Gefühl noch zweifeln; aber nein, wir machen die überraschende Entdeckung, dass unser eigner Mund genau so wie der Schnabel: als ein Packan bezeichnet worden ist.

Wie der Schnabel *pickt*, so *packt* das Maul, *packt* es seine Beute — das Verbum packen wird von den Lexikographen in den grossen Koffer der Etymologie gepackt und als einpacken verstanden, aufgegeben wie ein Packet, behandelt wie *Bagage*, während es doch umgekehrt sein sollte. *Packen* = *backen* ist offenbar ein Naturausdruck wie *picken* = *bicken*: das lateinische *Bucca*, das dem italienischen *Bocca* und dem französischen *Bouche* zu grunde liegt, und unser deutsches *Backe* wird sich zu diesem *backen* = *packen* ebenso verhalten wie der Schnabel *Bec* zu *bicken*. Die *Backe* ist keine Bläserin, auch keine Esserin, wenigstens zunächst keine, sondern eine Häscherin. Durch die Zivilisation und eine hervorragende geistige Entwickelung geblendet, sehen wir unsern Kopf nicht mit den nüchternen realistischen

Augen an, die der Naturforscher für die Architektur des tierischen Körpers hat und die man bei dem Urmenschen voraussetzen muss. Das durch den Eingang zum Nahrungsrohr, den Mund, charakterisierte Endstück dieses Körpers ist im Laufe der Zeit das Vorderteil geworden, in dessen Richtung sich das hungerige Tier beim Aufsuchen und Aufnehmen seiner Nahrung bewegt. Alle Anhänge desselben sind, greifend und haltend, in den Dienst der Ernährung getreten und haben sich zu Fresswerkzeugen umgebildet; an derselben Stelle, dem Heizloch der tierischen Maschine, haben sich Sinnesorgane zuallererst im Interesse der Ernährung angelegt. *Caput* selbst könnte man versucht sein, schlechtweg als das Greiforgan aufzufassen und von *capere* abzuleiten, wenn es nicht durch so viele Analogien*)

*) Dergleichen Analogien finden sich Seite 31 ff.; neben der Scherbe (*Testa*) hat nach Diez auch die Muschel (*Concha*) den Begriff des Kopfes ergeben. Auf *Concha*, dessen *n* verloren ging, scheint das spanische *Coca* (für *Cabeza*) zu beruhen; weil eine Kokosnuss viel Ähnlichkeit mit einem Affenkopfe hat, nannten sie die Portugiesen: *Coco* und die Kokospalme: *Coqueiro*. Ein *Oeuf à la Coque* wäre demnach eigentlich ein Muschelei. Sicher scheint mir diese Entwickelung nicht zu sein. Das spanische *Coca* bedeutet zuerst ein Schiff — sollte das mit unserem *Kocke*, althochdeutsch: *Kocho*, holländisch: *Kog, Kogge*, Schiff, nicht verwandt sein? — Sollte ferner das französische Kinderwort *Coco*, in Zolas *Assommoir*, Seite 378, von einem Pariser Arbeiter im Sinne von Kopf gebraucht, auch aus *Concha* entstanden sein? — Das sieht wohl mehr nach einer Lautmalerei aus, wie wir sie auf Seite 235 in dem Kehlanlaut wahrzunehmen glaubten. Meiner Meinung nach thut man am besten, die Muschel ganz beiseite zu lassen, sich nur an die drei Begriffe: Kopf, Schiff und Gefäss zu halten, die sich selbst genug sind und sich untereinander decken, vergleiche Rätsel der Sprache, 133, und vom Kopfe als der allerursprünglichsten Schale (Seite 32) auszugehn. Aus dem Kopfe könnte sich auch der Begriff *Coccus* (Seite 188) entwickelt haben, an den man bei *Kokosnuss* zuerst denkt. *Kogel* und *Kofel*, in den Alpen bekannte Namen für Bergspitzen, werden von Haus aus ebenfalls: Bergköpfe gewesen sein. *Verstandeskasten* ist ein Ausdruck wie *Brustkasten*, *Mutterkasten* (Gebärmutter), *Eierkasten* (Eierstock), *Blutkasten* (Herz), es beruht auf einer uralten Anschauung, wenn die Berliner Hutmacher einen länglich geformten Kopf: als *Tischkastenkopp* bezeichnen; in Tausendundeine Nacht erscheint bald der Kopf eines Löwen, bald der eines furchtbaren Geistes: *wie eine Kiste*.

wahrscheinlich würde, dass es nur mittelbar mit diesem Verbum zusammenhänge und die knöcherne *Kapsel* des Gehirns, den Verstandeskasten, die Hirnschale vorstelle — der *Zahn*, gewöhnlich für den Esser und für ein Partizipium der Wurzel ED erklärt, würde sich noch besser zum Beissen, nämlich zu dem griechischen *δάκνειν* eignen und dazu wie *zehn* zu *δέκα* verhalten — die *Hand* ist eine Fangvorrichtung, der *Finger* ein Griepenkerl — für die Zunge, die *Lingua* ist und bleibt, obgleich *Lingua* ursprünglich *Dingua* gelautet hat: *lingere*, lecken, das einfache, natürliche Etymon, die *Lippe lappt* (Seite 58) und die *Gurgel gurgelt*, italienisch *gorgoglia*, gleich dem lateinischen *Gurgulio* —: alles unverkennbare, fast unmittelbare Naturausdrücke, wenigstens auf unmittelbaren Naturlauten beruhende Bildungen. So wird also auch Bucca und unser Backe: ein Packan gewesen sein, der sich nachmals in zwei *Backen* und eine *Kinnbacke* geteilt hat.

Fast scheint uns das Glück so zu begünstigen, dass sich auch noch ein eigenes Tier dazu findet, das ein Maultier darstellt, wie der Specht ein Schnabeltier darstellt — das Tier existiert, verdankt auch seinen Namen einem analogen Ahmlaut, nur nicht ganz demselben. Nicht dem Naturausdruck Back, sondern dem (Seite 38 erwähnten) Naturausdruck Boch, mit dem das Verbum *bochen* = *pochen* (263) gebildet ist. *Bochen* ist soviel wie klopfen oder stossen, und nach dieser seiner Lieblingsbeschäftigung heisst seit Urzeiten der stössige, geile, kampflustige Bock, der weiss, dass er Hörner hat, der mithin als der Stösser unter den Tieren betrachtet werden kann (althochdeutsch *Pocch, Poch, Boch*). *Boch* verhält sich zu *Bock*, wie *Bachofen* zu *Backofen*. Um den Tiernamen richtig zu verstehen, muss man an unsere Substantiva Verbalia von Seite 251/2 denken — *Bock* ist eigentlich ein Schlagwort wie *Stoss, Puff, Schlag*, wie *Poch* selbst, es heisst doch: *Poche kriegen;* der Begriff aber hier konkret, als ein lebendiger Stoss gefasst, wie denn auch vielerlei Maschinen, die Mauerbrecher und die Rammbären: *Böcke, Sturmböcke, Rammböcke, Schafböcke* genannt wer-

den. Eine Art, die Plötzlichkeit eines Stosses auszudrücken — eine andere ist: *Schock*, noch eine andere: *Tock. Schock! Schoch!* — macht einer, der sich im Fieber schüttelt, *Schuck!* — ruft der Mensch in Frost und Schauder, er malt damit unbewusst, wie es ihn schockt und stösst, wie er einen Anfall hat, *le Choc, qui le renverse, the force with which he is shocked, as a fig-tree, when she is shaken of a mighty wind* (Offenbarung Johannis VI, 13). Spasshaft definiert Littré *Choc: le heurt contre une choque ou souche*, als ob der Baumstamm so hiesse, weil man sich daran stösst . . . . nicht doch, als ob der Begriff des Stosses aus dem Klotze, an welchen man sich stösst, gewonnen worden wäre — ein rechtes Beispiel der unkritischen, prinziplosen Art Worte zu deuten, die leider noch immer an der Tagesordnung ist. Wenn *Choc* und *Souche* überhaupt zusammenhängen, *Choc*, *Choque* und italienisch *Ciocco*, Klotz, thun es jedenfalls, so ist unbedingt von dem Naturlaut Schock aus und von diesem zum Klotze überzugehn, aber der letztere nicht als ein „Stein des Anstosses", ein etwas kindlicher Gedanke, sondern als ein ordentlicher Amboss, noch besser als ein Hammer aufzufassen, der schockend niederfällt. Ganz richtig vergleicht Diez das italienische *Toppo*, ebenfalls soviel wie Klotz und ohne Zweifel mit dem Schlaglaut *Topp* zusammenhängend, der in unzähligen Variationen wiederkehrt, spanisch *Tope*, Zusammenstoss (31) — der Klotz selbst *klotzt* oder *klockt* die Erde wie ein Rammklotz oder Rammbär, *Klotz* verhält sich zu *klocken*, wie *Blitz* zu *blicken*; *Block* ist offenbar nur eine durch die bekannte Einschiebung eines *l* hervorgegangene Nebenform von *Bock*, der Rammklotz ja nichts anderes als ein Block. Ebenso bockähnlich wie *Choc* und *Ciocco* ist endlich die Bildung des italienischen (auf Seite 252 erwähnten) *Tocco*, nur dass dieses ein reines Lautsubstantivum blieb. Die Zusammengehörigkeit von *Bock* und *Beck*, *pochen* und *picken* aber scheint der italienische Name des Bockes: *Becco* zu beweisen, der auch der Name des Schnabels ist — die Italiener haben eben

den Naturlaut: Bick zweimal genommen und entfaltet, wir dagegen für das Tier eine abweichende Form gewählt. Wenn nicht etwa *Becco* den Mecker vorstellt, der *Meck* schreit, mittelhochdeutsch: *Mecke*, Ziegenbock; dass *B* und *M* gleichwertig sind, haben wir oben (260) nachgewiesen.

Nach den Böcken, die sie schlachten, respektive früher ausschliesslich geschlachtet haben, heissen die Fleischer in Italien (im Gegensatz zu den *Agnellai* und *Macellai*): *Beccai*, in Frankreich: *Bouchers*. Obgleich die Fleischer für den Mund, *la bonne Bouche* sorgen, haben sie doch keine direkten Beziehungen dazu. Indirekte freilich.

Die Deutschen führen keinen Packan, sondern einen Säugling im Gesicht. Eine französische *Bouche* oder wie das Volk (mit Übergang von der Lippe zur Kehle) sagt: *Gusche* packt — ein deutsches Maul, ein Mund scheint beständig an Mutterbrust zu liegen und wie ein Kind zu saugen; sein Gegensatz ist die Mamme oder die Mama. Die Mutter säugt, der Säugling saugt — da haben wir (288) das Verhältnis von läuten und lauten, von Hammer und Amboss wieder, nur dadurch, dass, der Kleinheit des Kindes wegen, die Hauptthätigkeit dem leidenden Teile zufällt, verschoben. Wir haben im Laufe dieser Untersuchungen zwei Laute kennen gelernt, die sich als spezifische Sauglaute erwiesen, nämlich eben erst (Seite 283) das *S*, vorher, als wir den Wert der Sprachlaute im einzelnen erwogen (auf Seite 231) das *M*. Schon damals gefiel es uns, die *Säfte, Succum et Sanguinem* in der Saugflasche zu reichen — der Saft, der nicht gesogen wird, sagten wir, hat seinen Beruf verfehlt — und in der *Milch*, der *Mamme*, der *Memme*, dem *Mämm-Mämm*, dem italienischen *Mommo*, alles Worte für Kinderbrei und Getränk, sogar in den hebräischen und arabischen Namen des Wassers: *Mai*, *Mâ* und *Môje* das *M* als einen Charakter indelebilis hinzustellen. Auch in *schmecken*, *schmatzen*, *schmausen*, *schmauchen* u. s. w. klingt er angesäuselt (Seite 7) vor. Wir gehen nun hier noch weiter und betrachten gewissermassen die ganze *Mama*

als eine *Mamme*, die *Mutter* als *Muttermilch*. Pars pro Toto, wie in der Sprache der Männer: *Schachtel*, *Tasche*, *Loch* (Rätsel der Sprache, 212). Es ist bekannt, dass im Lateinischen und Griechischen *Mamma* wenigstens schon: Mutterbrust bedeutet, die weiblichen Brüste heissen Mammae; das bringt uns auf den naheliegenden Gedanken: die uralten, gemeinindogermanischen Mutternamen, *Mutter* und *Mater* nicht ausgeschlossen, mögen alles richtige Kinderworte und zu allererst auf das Trinken oder Saugen gegangen sein. Bereits die 59. Seite zeigte uns, wie der Mensch von der ersten Stunde seines Lebens an trinkt, wie er die Lippen fest anlegt, um zu saugen; wenn also das Kind darnach verlangt, schliesst es die Lippen unwillkürlich und bringt, durch die Nase einen Stimmton hinaustreibend, ein *M*, *M* hervor. Es steckt wohl auch einen Finger in den Mund und nutscht daran wie an einem Zulp — diese unschuldige Geste, die den ägyptischen Horus auf Denkmälern als Kind charakterisieren sollte, wurde von den alten Griechen mit wahrhaft unsterblicher Dummheit als ein Finger-auf-den-Mundlegen und als ein Wink aufgefasst: zu schweigen. Ganz auf demselben Wege ist die *Pappe*, der Kinderbrei, zum *Papa* und zum *Vater* (*Pater*) geworden, während *Päppe*, *Beppe* in Leipzig auch den Mund, der die *Pappe* geniesst und *pappt*, das *aufgepäppelte* Wesen selbst bedeutet — bei Muttern zu bleiben, so ergibt sich die natürliche Reihe:

M — **M**aul, **M**und — **M**amme, **M**ilch, **M**ommo — **M**amma — **M**ama, **M**utter

mit zwingender Evidenz. Weil die Aussprache der P-laute, namentlich des *B* der des *M* ausserordentlich ähnlich ist, indem hier die Lippen gleichfalls mit einem Stimmton geschlossen werden, so geht uns jetzt auch die wahre Bedeutung des *B* in *Bocca* und *Becco* auf, es hängt sozusagen wie das *M* an dem Munde des Säuglings, findet sogar wie das *M* seinen Gegenstand, seine Saugflasche, seine Mamma: die Papilla Mammae, die Brustwarze, italienisch: la Poppa, deutsch: den Bietz, den das Kind haben will, an dem es

bietzt — nutschte wie ein klein Kind an der Mutter Pietze (Schelmuffsky). Daher auch die kleinen Dinger in Italien ihr Getränk, ganz besonders den Wein ebensogern *Bombo* (*Bobò*) wie *Mommo* nennen: *lo vuoi il Bombo, amor mio!* — sagt die Mutter zu ihrem Kind, wenn sie ihm *il Cocco*, will sagen das Ei gegeben hat. Dabei ist an kein Glucksen zu denken wie beim Schlucken (83); wenn *Bombola:* Fläschchen heisst, eben ein Saugfläschchen gemeint, dem ja auch die Erwachsenen und die Alten noch huldigen: *è buono il Bombo, eh vecchino?* — bei *lutschen, latschen, Lutsche, Latsch* dagegen allerdings die Flüssigkeit als solche charakterisiert. Das *B*, respektive das *P* teilt sich gewissermassen mit dem *M* in das Geschäft des Saugens, und indem sich, wie wir das auf Seite 234 bemerkten, das Verhältnis, in welchem die Lippenlaute zu einander stehen, bei den Zahnlauten wiederholt, die Dentalen und die Labialen selbst eine unverkennbare Analogie besitzen, so nehmen auch die *T*- und die *N*-laute an dem Geschäfte teil. Das Kindlein *nutscht*, wie der Schelmuffsky sagt, an der Mutter Pietze, in Schlesien *natscht* es auch daran, dieses *natschen* klingt gleich *naschen* wie ein intensives *nagen*, man erinnere sich an die Beispiele S. 266/7 — das Kind macht also einmal beim Saugen *N* statt *M*. Und indem es das macht, verwandelt sich der *Bietz* und die *Papilla* in eine *Dutte*, althochdeutsch *Tutta*, französisch *Tette, Teton*, spanisch *Teta*, italienisch *Tetta*, griechisch *Τίτθη*; *Τήθη* heisst die Amme, *θῆλυς* weiblich. Die alten Indogermanen haben also hier die Aspirata *DH* gewählt, die im Griechischen als *θ*, im Lateinischen als *F* erscheint (*Femina*, Säugerin, *felare*, saugen, *Filius*, Säugling); doch sind, wie man sieht, daneben auch die einfachen *T*-laute in Gebrauch gekommen oder von Anfang an gewesen. Endlich haben sich zu den drei eigentlichen Sauglauten, dem *S*, dem *B* (*P*) und dem *D* (*DH, T*) auch noch Zutschlaute gesellt, die mit *Z* = *TS* gebildet und in den bekannten Ausdrücken *Zitze, Zulp, Zuller* enthalten sind:

als zullendes Kind
zog ich dich auf (Mime zu Siegfried).

In Italien nennen die Kinder die Mutterbrust: *la Cioccia;* für saugen, *poppare* sagen sie: *ciocciare,* buchstäblich soviel wie: *zutschen;* ein Mädchen heisst bekanntlich *una Zitella,* wie im alten Rom *Pupa* und *Pupula.* *La Ciocia* ist dagegen die Ziege, daher die südlichen Teile des alten Kirchenstaates noch immer den Namen: *Ciociaria* führen; unmöglich wäre es nicht, dass unsere eigene *Ziege* samt den *Zicklein* ihren volkstümlichen Namen ihrem Euter, ihren *Zitzen,* ihren *Geissdutten**) verdankte, denn auch in Spanien steht der Name des Kitzleins: *Choto* mit einem Ausdruck für saugen: *chotar* und einem italienischen Worte für ein irdenes Trinkgefäss: *Ciotola* in fühlbarem Zusammenhange (spanisch *ch,* italienisch *ci,* gesprochen wie *tsch*). Mund und Nahrungssaft, Saugflasche und Trinkgefäss, Säugling und Mutterbrust und wie die Begriffe im Fortschritte des Gedankens weiter ausgesponnen werden: es sind alles Begriffe, die dem saugenden Munde abgelauscht und auf die natürliche Lautgebung des Trinkens selber zurückzuführen sind, obgleich die Lautgebung im einzelnen vielfach abändert und namentlich die Saug- und Zutschlaute im engeren Sinne eine ganz abgesonderte Gruppe für sich bilden. Weil es sich auch bei ihnen, äusserlich betrachtet, um ein Thun und Leiden, ein Picken und Gepicktwerden handelt, haben wir auch diese unschuldigen, so wunderbaren und doch so gut, instinktmässig verstandenen Gebärden den harten Schlagwerken, dem Hammer und dem Amboss anreihen wollen, wie das mit den Gebärden und Werkzeugen der Liebe, *Veneris Mallei* und *Incudes,* so oft geschehen ist;**) wir hätten recht gut auch ein besonderes Kapitel machen können: der Mund und die Mutterbrust.

*) Eine Art Trauben mit länglichen Beeren, in Florenz: *Uva Galletta,* wie eine Pfirsiche: *Poppa di Venere,* Venusbietz, genannt wird.

**) *(Molles) suos veneris Malleos in Incudum transtulerunt officia.* Alanus ab Insulis, in Planctu Naturae, pag. 295.

2. Hammer und Glocke. Instrumente.

K—N. T—N.

Bosshammer: Amboss = Bock: Pauke — keine Systematik — Kloppe: Klöppel = Glocke: Klotz — kein System in unserer Sprache — die Glocke, eine edlere Art von Amboss — wie die Blasinstrumente auch Schläge und Stösse brauchen und wie die Luft als Hammer fungieren kann — alle musikalischen Instrumente sind Schlagwerke, aber wo das Volk keinen Hammer sieht, behandelt es sie wie Automaten oder wie Singvögel — so schlägt auch die Glocke, so spricht sie — in Deutschland klingen die Glocken, in andern Ländern dingen sie — Analyse von Klingklang, wie viele wichtige Begriffe auf diesen Typus zurückzuführen sind: die Klinge und die Klinke — die wahre Gestalt des Wortes, die in Quincaillerie und Kinkhorn zu merken ist — auch wir haben die dingende Lautgebung: die Tonne, das Zinn, der Dengelgeist — aber der Klang hat bei uns über den Dang die Oberhand gewonnen, während dieser in England, Frankreich und Italien, ja schon im Altertume vorherrscht — Dodona und Kampanien, eine etymologische Sage — Gläserklingen in Frankreich, klingende Münzen in Italien — Aufstellung von Instrumenten, die mit dem T-laut und einem Nasal benannt sind: Tamtam, Trommel, Trompete — im Altertum hiess die Trompete: Tuba — Tuba und Tibia, Tute und Dudelsack — die älteste Flöte, die erste Pfeife der Menschheit — wie der Wind in Ägypten ins Schilfrohr geblasen hat — die richtige Erklärung des Wortes Fidibus.

Gli Uomini si conoscono al parlare,
e le Campane al sonare.
Italienisches Sprichwort.

Wäre die Sprache, was sie nicht ist: ein Weltecho nach dem Herzen eines Philosophen; wäre sie ein wenig systematisch eingeteilt und nicht planlos nach tausend verschiedenen Gesichtspunkten angefangen und entworfen — so müsste sie (nach Jakob Grimm) dem Bock die Pauke entgegensetzen. Der Bock ist das Tier, das seinen Lebensberuf, seinen idealen Lebenszweck in Stösschen findet; die Pauke das Ding, welches sich stossen lässt, das *Tympanon*, das *Pochwerk*, die Trommel, die ohne Unterlass und grollend mit *Bumbum*, *Bumblebum*, *Bumbidibum*, *Pumerleinpum* auf den Stoss antwortet. Ei, werd ichs dann erschossen, sagt der Soldat in Uhlands Volksliedern,

erschossen auf breiter Heid,
so tregt man mich auf langen Spiessen,
ein Grab ist mir bereit,
so schlecht man mir den Pumerleinpum,
der ist mir neunmal lieber
denn aller Pfaffen Gebrumm.

So aber schlägt man ihm den Pumerleinpum nicht mit Böcken, sondern mit Klöppeln oder lederbezogenen Schlegeln, wodurch die Wechselbeziehung verloren geht; und der Bock geht nicht gerade auf die Pauke, sondern meistenteils auf alles Stossbare, er stösst selbst den Menschen, wenn er schluchzt, wie er vorhin (281 ff.) schluchzte, ja, der Weltarschpauker Aristoteles lässt sich wohl selbst von ihm ins Bockshorn jagen — hier ist freilich unter *Bockshorn*: Feuer zu verstehn, das Osterfeuer, in das ein (der Göttin Ostara geweihtes) Bockshorn geworfen wurde und durch welches Menschen und Tiere laufen mussten. Kein geordnetes Denken, kein System.

Indessen die Pauke erinnert uns daran, dass nicht bloss Herr Krupp einen *Fritz* besitzt; und dass ein Hammer noch mehr machen kann als *Pinkepank*. Auch der Blüthner in unserem Saal hat ein vorzügliches Hammerwerk; auch in dem Regulator an der Wand dort steckt ein Schlagwerk; ein Hämmerchen entlockt den abgestimmten Stahlstäben einer Lyra ihr helles Glockenspiel. Schon im V. Jahrhundert hatte man dergleichen anmutige *Bombula*. Sämtliche musikalische Instrumente, auch die Blas- und Saiteninstrumente, können am Ende, wie wir das bereits in der Welt der Töne (28) erfahren haben, auf Schlaginstrumente zurückgeführt werden — bei den Blasinstrumenten versieht offenbar der Atem, die Luft die Dienste eines Klöppels: der Luftstrom wird entweder (wie bei der Flöte) gegen eine scharfe Kante geleitet oder (wie bei der Klarinette) gegen eine dünne Zunge gestossen, die in Schwingungen gerät, oder (wie bei der Oboe und beim menschlichen Kehlkopf) durch einen schmalen Spalt getrieben, den zwei Rohr-

blättchen oder Zungen bilden. Auf der Leipziger Messe werden ab und zu sogenannte Vogelpfeifen verkauft: viereckige Stückchen Leder, die an einer Seite einen halbkreisförmigen Ausschnitt haben; der Ausschnitt ist von einer Fischhaut ausgefüllt. Man nimmt das Ding in den Mund, so dass die Membran zwischen die Lippen kommt, und bläst; dann schwingt die Membran wie eine Zunge oder wie ein Stimmband, und es entstehen verschiedenartige, zwitschernde, gauxende, fiepende Töne, ähnlich wie beim Blatten und bei unserer eigenen Sprache (118 ff.). Beim Horn und der Trompete fungieren die Lippen des Bläsers selbst als membranöse Zungen. Also im letzten Grunde überall ein Schlag, ein Stoss, der den Ton hervorbringt, nur ein scheinbar leichterer und nicht so materieller. Natürlich kann der Stoss auch mit fremder Luft ausgeführt werden, wo dann die Analogie mit körperlichen Schlagwerken noch deutlicher hervortritt, zum Beispiel bei der Orgel durch einen Balgentreter; bei den Dampfpfeifen, wie sie an Dampfmaschinen und in grossen Fabriken in Gebrauch sind, entweicht der Dampf durch eine feine, ringförmige Spalte an der Mündung des Dampfrohrs, der Spalte gegenüber hängt eine Glocke, und indem sich der Dampf an den scharfen Rand derselben stösst, versetzt er die Glocke in Schwingungen und erzeugt dabei den schrillen, durchdringenden Ton. Ein anschaulicher Beweis, wie die Luft den Hammer und den Klöppel ersetzen kann. Da wir nun vorhin Hammer und Amboss zu Typen genommen haben, so wählen wir anjetzt die Überschrift: Hammer und Glocke, als hätten wir ein Gesellschaftsspiel erfunden.

Hammer und Glocke; die Glocke ist offenbar nur eine besondere, edle Art von Amboss, der entweder von innen oder wie bei dem französischen *Timbre* von aussen angeschlagen wird; im ersteren Falle nennt man den Hammer: *Klöppel*, französisch: *le Battant*. Die Glocken von Wineta erklingen, wenn ein Schiff über die goldglitzernden Wasser-

wogen fährt — da werden sie tief unten geglockt oder geklockt, denn vom Klocken heisst die Glocke wie der Klotz (310). Klocken, iterativ: *klotzen*, althochdeutsch: *cloccôn*, italienisch: *chioccare*, ist offenbar eine Schwesterform von *kloppen* oder *klopfen*, *chioccare* (nicht zu verwechseln mit *chiocciare*, glucksen), gewöhnlich soviel wie prügeln, auch vom Knallen der Peitsche, wird mundartlich geradezu für läuten, Glockenanschlagen gesagt. Die Etymologie ist so einfach, so schlagend, dass man nicht begreift, was Littré für eine lange Auseinandersetzung braucht, ohne zu einem Resultat zu kommen, und wie Moriz Heyne *Glocke* zu einem Fremdwort stempeln kann: *Name und Gerät stammen von den irischen Missionaren, die nach einer ursprünglich römischen Weise durch kleine Schellen Gebetszeiten ankündigten und zum Gottesdienste riefen.* Und dabei macht er selbst darauf aufmerksam, dass bis ins XVIII. Jahrhundert hinein: *Klocke* geschrieben wurde! — Ist etwa *die Schlage* auch irisch? — In England hat das Wort *Clock* die bestimmtere Bedeutung einer Schlaguhr angenommen; in Russland, wo sie in Moskau die grösste Glocke der Welt, den Glockenkönig haben, sagt man bekanntlich: *Kolokol.* Jede Glocke hat ihren Hammer, jede Klocke ihren Klotz, denn der Klotz klockt oder klotzt — *wie ein Rammblock immer drauf los klotzt und glotzt,* schreibt der Turnvater Jahn; man könnte ebensogut sagen: jede *Kloppe* hat ihren *Klöppel*, jede *Klingel* ihren *Klengel*, es wird auch so gesagt. Und wie die Glocke den *Klöppel,* also hat die Pauke den *Schlegel*, die Zither (nicht die jetzige!) das *Plektron,* die Violine den Fiedelbogen, mit dem sie wie mit Ruten *gestrichen* wird, mit Saiteninstrumenten zeichnet Händel Christi Geisselung — bei allen diesen Instrumenten hat sich die Vorstellung deutlich in zwei Werkzeuge gespalten: das eine ruft den Ton, das andere gibt ihn und antwortet. Aber schon da, wo ein besonderer Rufer fehlt und der Musikant (wie bei der Harfe) seinen eignen Finger oder (wie bei der Flöte) seinen eignen Atem zum Tonerreger nimmt, verliert sich das Gefühl für das richtige Verhältnis, das

Instrument scheint an Selbständigkeit zu gewinnen, wie in Rom bei den alten Reiterstatuen, die das Volk schlechthin: *Cavalli* nennt, der Reiter gegen das Pferd zurückzutreten pflegt. Wo nun vollends (wie bei einer Uhr oder bei einer Dampfpfeife) eine künstliche Vorrichtung zur Hervorbringung musikalischer Töne gemacht worden ist, die der Laie übersieht, weil das Ding von selbst geht, wohl auch gar nicht kennt: da behandelt seine Phantasie das Instrument ganz wie einen Automaten oder wie einen Singvogel, der niemand zum Singen nötig hat, und vergisst vollständig, dass die Uhr aufgezogen, der Dampf ausgelassen werden muss; das Instrument allein existiert in seinem beschränkten Verstande. Das ist der Fall bei der Glocke, wenn *sie schlägt* — ob sie eigentlich klockt oder geklockt wird, mag Gott wissen.

Freilich bei einiger Überlegung kommen die Leute schon dahinter, dass die Glocke ohne Klöppel kein Wort von sich gibt; und dass zwischen beiden dieselben guten, ich möchte sagen: ehelichen Beziehungen bestehn, wie sie die *Pauken*, die alten, beim Dienst der Rhea und bei Bacchusfesten obligaten *Tympana*, die italienischen *Timpani* und die französischen *Timbales* zu ihren Schlegeln, ihren Hämmern, ihren *Böcken* und *Tüpfen* unterhalten. *Tupfen, tippen, tappen* sind deutsche *Τύπτειν*s, vergleiche Seite 31, und das *Tympanon* wird wohl am einfachsten auf das griechische Schlagzeitwort zurückgeführt, es könnte allenfalls auch ein Wort wie *Tamtam* gewesen sein und auf direkter Nachahmung beruhn. Aber weil die Glocken dort oben halb im Himmel hängen, wo ihnen niemand zusieht, und weil sie so regelmässig nicht nur des Sonntags *läuten*, sondern auch alle Stunden und Viertelstunden *schlagen*, thut man gern so als ob sie sprächen, ja (Rätsel der Sprache, 365) wie Menschen sprächen und Zungen redeten — *c'est le son des cloches auxquelles on fait dire tout ce qu'on veut.*

In Deutschland *klingen* die Glocken, wenn sie sprechen. Hoch klingt das Lied vom braven Mann wie Orgelton

und *Glockenklang.* Mit der Freude *Feierklange* begrüsst sie das geliebte Kind. Sie *klimpern* wohl auch, obgleich der Ausdruck mehr vom Saitenspiele gilt. Ihr eigener Anlaut, wie schon gesagt, erst neuerdings erweicht, scheint auf die Wahl dieses Zeitworts, an welchem ausser dem *kl* auch noch der gutturale Nasal, das *n(g),* charakteristisch ist, eingewirkt zu haben. Mit dem Nasal, der, man vergleiche nachstehend das italienische *Dindon* und *Ton* selbst, will die Imitation, wie wir Seite 234 hervorgehoben haben, dem nachhaltigen Hall der Glocken und metallener Gegenstände im allgemeinen näher kommen. Schallwörter, die mit *Kl* anheben, sind überhaupt sehr häufig, wie ein Blick auf das Geklapper in allen Sprachen lehrt. Die Mühle könnte

> Klapper heissen, da sie (Seite 42) *Klipp Klapp* macht, nur ein Kinderspielzeug heisst so, das dem französischen *Hochet*, dem lateinischen *Crepitaculum*, dem griechischen *Πλαταγώνιον* entspricht (*Hochet* von *hocher*, schütteln, wie *Sistrum* von *σείειν*) —

wer Glas und Porzellan zusammenschmeisst, macht einen

> Kladderadatsch, wie wir Seite 249 ff. erfahren haben, man vergleiche *Klaps*, *Klops*, *Klatsch*, *Klecks*, *Claque* und so weiter und so weiter —

wer lacht,

> klacht eigentlich, wenn unsere Ausführung (S. 276) richtig ist —

und wer einen Laut von sich gibt, lässt eigentlich

> Klaute hören (Seite 257 ff.).

Die Nasalierung solcher Stämme ist ebenfalls sehr häufig, wie wiederum ein Blick auf den Klingklang in allen Sprachen lehrt — *Κλαγγή* bezeichnet bei den Griechen das Geschrei der Trojaner, der Hunde, der Schweine, der Kraniche, den Schall der Trompete, das Schwirren der Bogensehne; dieselbe Vielseitigkeit entwickelt das lateinische *Clangor* und eben unser *Klang*, Lautbezeichnungen, die innerhalb jeder einzelnen Sprache unabhängig von einander entstanden sind. Wir haben ausser dem Glockenklang an ein

halb Dutzend Hauptbegriffe in der Sprache, alle mit *KL* und dem gutturalen Nasal gebildet, alle auf diesen Typus zurückzuführen, unter andern:

Klingel, das Substantivum zu dem diminutiven *klingeln*.

Klinge, die Schwertklinge, die klingend und singend auf dem Helm tanzt, an die δεινὴ Κλαγγή des silbernen Bogens in der Ilias (I, 49) und an die *Dœne* erinnernd, die der kühne Spielmann Volker am Hofe Etzels mit den Heunen fiedelte (Nibelungenlied XXXIII, 2004). Das blitzende Schwert wird sonst gern mit einer Feuerflamme, einem Blitze und einem Brande (mittelhochdeutsch: *brant*) verglichen — bekanntlich führte das Schwert des Cid den Namen *Tizon*, lateinisch *Titio*, brennendes Scheit; in der arabischen Poesie, in der Bibel findet sich diese Anschauung, darauf gründet sich der *flammeus Gladius*, den (Genesis III, 24) der Cherub vor dem Garten Eden in der Hand hat (nach der Vulgata und dem Urtext, wo להט, Flamme steht, Luther geschmacklos: blosses hauendes Schwert). Auch Lanzenspitzen lodern, in der Geschichte der Vergiftung des Königs Omar trägt der Grieche Lukas, der das Messiasschwert genannt wird, eine Lanze mit drei Spitzen, die *wie Feuer strahlen*. Vergleiche Hiob XXXIX, 23. Was sich die Sprache bei *Brand* und *brennen* so richtig denkt, haben wir früher (Seite 191) auseinandergesetzt. *Klinge* ist unmittelbarer. Die Messerklinge ist ganz einfach eine Art von Klingel, ein Klingstahl, wie der Phonolith ein Klingstein.

Klinke, Thürklinke, englisch: *Clicket*, was auch Klopfer und Klapper bedeutet; schwedisch *klicka*, von dem Klange kleiner Glocken, französisch *cliqueter*. Wir sagen: *es klinkt jemand an der Thüre — das Schloss klinkt* — schwedisch: *porten klinkar*. Gemeint ist der metallische Klang, der entsteht, wenn der die Thüre zuhaltende Fallenverschluss mittels des sogenannten Drückers geöffnet oder wiederhergestellt wird; dieser für immer im Schlosse steckende, mit der (den Riegel vorstellenden) Falle verbundene Schlüssel, respektive die gehobene und niedergelassene Falle selber heisst die *Klinke*. Das ist eine Nebenform von *Klinge*, wie man in Thüringen wirklich sagt.

Klinker, holländischer Mauerstein, bei starker Hitze gebrannt und halb verglast, zum Strassenpflaster dienend. Nach dem klingenden, klinkenden Tone, an dem man, auf der reinlichen Klinkerstrasse gehend, ihre Härte und Güte erkennt. Die Klinker sind künstliche *Klingsteine* oder (gräzisiert) *Phonolithen*, die, in Platten gespalten, beim Anschlagen helle Töne von sich geben.

Quincailleriewaren, sogenannte Kurze Waren: metallenes, klingendes Hausgerät, Kinkerlitzchen, Klemperlein, wie sie der Klamperer oder Klempner verfertigt. Das französische *Quincaille*

steht für *Clincaille*, wie *Clinquant*, Flittergold, Knittergold, Rauschgold, für *Clinclant*, welches das deutsche *Klingklang* ist.

Der *Clinquant* ist meistens falsch; aber mit *Clinquant* und *Quincaillerie* scheint sich die wahre, alte Gestalt des Wortes *Klingklang: Kingkang* schüchtern hervorzuwagen. Wie wir das *l* in *blöken* (261) und *klachen* (276) sekundär und eine der *r*-Verstärkung (6) parallele Zuthat erfunden haben, die wahrscheinlich in allen mit *KL* anlautenden Schallwörtern und in *Glocke* selber vorliegt: so gelangen wir anjetzt von *klingen* zu *kingen* und von *klinken* zu *kinken*, wodurch uns sofort der eigentliche Sinn des (auf Seite 119 erwähnten) *Kinkhorns* aufgeht — nicht der gewundenen Gestalt, sondern des hellen Tones wegen ist die Trompetenschnecke, die *Buccina* so genannt, das *Kinkhorn* ein Begriff wie *Klingstein;* und erkennen in sothanem *kingen* die gutturale Nebenform von *dingen*, einem analogen Lautzeitwort, auf welches wir wiederholt, zum Beispiel Seite 268 gestossen sind. Den Wechsel der Explosivlaute haben wir ebenfalls häufig, zum Beispiel Seite 211 und namentlich Seite 38 konstatiert.

In den romanischen Ländern hört man die Glocken und was ihnen entspricht nicht *klingen*, sondern *dingen* oder *tingen*. Zwar ist uns diese Lautgebung selbst so wenig fremd, dass wir ihr (254) alle *Dinge* der Welt, ja diese ihr wahrscheinlich (Seite 7) ihre *S-timme* verdanken — wenn wir den Pendel unserer Wanduhr *Tick Tack* machen lassen, so vernehmen wir ihr *Ding Dong*, wenn sie schlägt;

Klagt die Lieb, in Glockenklang!
All ihr läutet: Ding! Dong! Dang!

übersetzt Johann Heinrich Voss aus dem Shakespeare, worin allerdings der englische Einfluss nicht zu verkennen ist, denn die Engländer geben das Geläute regelmässig mit *Dingdong* wieder, *to ding* heisst im Englischen: anschlagen.

Und dennoch: geht man denn nicht auch bei uns ins *Tingeltangel?* — Ja wohl, es hat seinen Namen von einem Gesangskomiker. Etymologie, Gelehrtenetymologie! — Ha!

dengelt und *tengelt* denn nicht jeder deutsche Bauer seine Sense, indem er die Schneide derselben auf einem kleinen Amboss, dem *Dengelstocke* hämmert und dünn austreibt? Wer kennt nicht den *Denglegeist* in den Alemannischen Gedichten von Johann Peter Hebel:

Nüt für übel, Her Geist, und wenn e Frögli erlaubt isch,
Sag mer, was hesch du denn z' dengele? — D' Sägese, seit er.
(Geisterbesuch auf dem Feldberg.)

Ein lieblicher schöner Knabe in weissem Gewand mit rosenfarbenem Gürtel und goldnen Flügeln, der Totengeleiter des Schwarzwalds, der dem Sterbenden die Augen zudrückt und zu ihm sagt: *Schlof wohl! Mer wenn di wecke, wenn's Zit isch.* Schlage auf eine Tonne: je leerer sie ist, um so lauter klingt sie — nicht doch, um so lauter tingt sie, denn es ist gar kein Zweifel, dass das deutsche *Tonne*, mittelhochdeutsch: *Tunne*, althochdeutsch: *Tunna* eine Glocke vorstellt, die *tunnt*, wie die lateinische *Tina*, italienisch: *il Tino*, die Kufe, in welcher die Weintrauben gekeltert werden, eine helle Glocke vorstellt, die *tinnt;* und dass unser *Zinn*, das vor der hochdeutschen Lautverschiebung (englisch *Tin*) ebenfalls mit *T* anlautete und ablautend und angesäuselt (7) in dem lateinischen *S-tannum* wiederzuerkennen ist, endlich auch eine solche Glocke abgibt, wobei man nicht erst an das eigentümliche, beim Hin- und Herbiegen von Zinnstangen entstehende Zinngeschrei zu denken braucht. Also auch in Deutschland hört man die Glocken *dingen* oder *tingen*, nur dass hier, wenigstens was die Kirchenglocken anlangt, der *Klang* über den *Dang* die Oberhand gewonnen hat und, wenn er genau wiedergegeben werden soll, *Bimbaum* lautet (Seite 43).

In Italien und Frankreich dagegen sprechen die Glocken englisch, nach einer Formel, die dem Gedinge selber abgehört wird, sie machen ihr *Dindon* oder ihr *Tintin* oder ihr *Tintintò*:

Tin Tin sonando con si dolce nota,

wie Dante (Paradiso X, 143) sagt — sie *dindondano*, sie *tintent*, sie haben ihre bestimmte Klangfarbe oder ihren *Timbre*, zumal, wenn sie nicht von innen, sondern von aussen angeschlagen werden — während das französische *retentir* den allgemeinen Sinn des Widerhallens angenommen hat. Und so hiessen bereits im alten Rom die Klingeln: *Tintinnabula* nach dem *tintinnare*, dem *tinnire*, was so viel wie klingeln, schellen ist. Klingeln hatten die Alten, die Griechen nannten sie (36) *Κώδωνες*, vielleicht auch — *Δώδωνες*, was die beste Erklärung des Namens *Dodona* und des *Dodonäischen Erzes* wäre (vergleiche Seite 167). Aber sie hatten keine Glocken, keinen *Zar Kolokol*, keine *Hummel* oder *Bordun (Bourdon)* von Notre-Dame, keine Erfurter *Susanne;* diese kamen erst mit dem Christentume auf und hiessen wie bekannt: *Campanae*, weil sie in Kampanien von dem heiligen Paulinus erfunden worden waren, wenn das nicht eine etymologische Sage ist. Dasselbe Wort (*Καμπάνα*) gilt auch im heutigen Griechenland.

Ich sage: wenn das nicht eine etymologische Fiktion ist, dass die Glocken in Kampanien erfunden worden seien; denn die Konsonanten wechseln bei der Nachahmung unversehens, wie man den Rücken zeigt, und es gehörte nicht zu den Unmöglichkeiten, dass *Campana* ebenso gut Ton malte wie *Tamtam* oder *Cancan*, wie vielleicht *Tympanon*. *Campana* wird nur eine Nebenform von *Tympana* und ganz Kampanien nur eine Fabel sein; *Tympanum* hat im Mittellatein notorisch eine Glocke, die mit einem Hammer angeschlagen wird, bedeutet und thut das bis auf den heutigen Tag, denn *Timbre* ist *Tympanum*, wie *Diacre: Diaconus*, ein *Tympanile* ganz das italienische *Campanile*, man vergleiche nur den Du Cange. Nichts leichter als aus dem Plural des Neutrums: *Tympana* ein Femininum *Tympana*, sogar als Paroxytonon, zu gewinnen, eine gemeinromanische Eigenheit; ebenso wenig Schwierigkeit macht der Wechsel der Artikulation, zumal der abgeschmackte Gedanke an die Landschaft darauf hingewirkt haben mag. Die Glocken

dingen, kingen oder *bingen,* die Nachahmung ist liberal: wenn der Bauer seine Sense *dengelt*, macht der Schmidt *Binkebank;* in Italien wollen die Kinder: *il Dindo*, Geld, bei uns zu Lande *k(l)ingen* die Münzen, *klappern* sie sogar, hört die kleine Gesellschaft *das Geld drinnen sich regen und klingen: klipp klapp, klipp klapp,* wie eine Wassermühle, obgleich das minder gut ist. Denn um es noch einmal zu wiederholen: der Nasal, zumal der gutturale, ist bei glockenähnlichen Tönen pflichtig, die Nasenlaute *m* und *n*, die Nasalvokale, wie sie in dem französischen *Tintin* (43) zu hören sind, geben der Imitation eine bestimmte, für diese Fälle aufgesparte Farbe, sonst braucht man sie nur vereinzelt, zum Beispiel bei der Unke, vergleiche weiter unten. Wir rekapitulieren im folgenden die aus der Verbindung des *T*-lauts mit einem Nasal entspringenden Glockennamen, die schon erwähnten nur kurz mitanführend:

1) Tonne, Tunne, wovon (englisch) *Tunnel*, eigentlich ein Tonnengewölbe; Klangwort, das auch dem Mittellateinischen und Keltischen, ganz Europa angehört, denn überall *geben leere Tonnen grossen Schall*, überall *brommen ledige Vaten het meest*, überall *Vasa inania multum strepunt.* Dazu italienisch *Tino.*
2) Zinn = Tinn.
3) Glas. Das Wort für die Glasmasse scheint eigentlich Bernstein (lateinisch *Glesum*) bedeutet zu haben und dürfte wie *Glast*, *Glanz*, *Gold* auf erweiterter Imitation beruhen; wären die Trinkgläser minder abstrakt bezeichnet worden, würden wir jetzt Namen wie *Tinn* und *Tonne* dafür haben. Das Gläserklingen beim Anstossen wird in Frankreich: *Tintin, Tinrelintintin* genannt; die Marketenderin singt:

> Vivandière du régiment
> C'est Catin qu'on me nomme;
> Je vends, je donne et bois gaîment
> Mon vin et mon rogomme [Schnaps, Rum].
> J'ai le pied leste et l'oeil mutin,
> Tintin, tintin, tintin, r'lin tintin.
> Béranger.

Auf gutabgestimmte Weingläser wird bekanntlich in vornehmen Häusern grosser Wert gelegt, die Harmonie hängt aber nicht bloss von der Qualität des Glases, sondern auch von der des Weines ab. Friedrich der Grosse hat einmal den Gelehrten seiner Berliner Akademie die Frage vorgelegt: weshalb mit gewöhnlichem Wein gefüllte Gläser beim Anstossen einen schöneren Klang gäben als dieselben Gläser mit Champagner gefüllt, worauf sich die Herren Professoren zunächst ein Dutzend Flaschen ausgebeten haben sollen, um die Sache zu probieren. Die „Fünfmalhunderttausend Teufel", die von den Liebhabern als in Musik gesetzter Champagnerschaum gepriesen werden, sind, so scheint es, weniger musikalisch, als die gemeinsten Krätzer, nur wenn sie ausfahren, knallen sie, wie die Franzosen sagen (38), *en s'échappant, Pan! Pan!* — Der Schaum absorbiert den Klang, von der ungünstigen Form und Beschaffenheit der alten Champagnergläser ganz abgesehen. Wenn Brehm den Ruf der Unke dem Klange von Glasglocken vergleicht, so bestimmt ihn wohl ausschliesslich die Nasalität des Vokals dazu.

Fahren wir jetzt mit Instrumenten im engeren Sinne fort, an denen man zuerst gewahr wird, wie es nur darauf ankommt, etwas mit den Dingen vorzunehmen, damit sie sprechen und ihre charakteristischen Töne von sich geben (Seite 165).

4) Tamtam. *Tamtam* nennen die Inder, *Gonggong* die Chinesen, *Nakus* die Araber das interessante, aus gehämmertem Metall bestehende, dröhnende Instrument, das sich neuerdings auch in englischen und deutschen Häusern eingebürgert hat, in keiner italienischen Banda fehlen darf und das beste zu dem türkischen Tschambidibam hinzuthut. *Nakus* bedeutet im Arabischen auch Glocke — das Tamtam ersetzt die Glocken in Ostindien und anderwärts. Zum Beispiel in den Klöstern des Sinai, wo den Gläubigen wie bei uns den Tisch-

gästen mit einem Tamtam geläutet wird; am Westufer der Halbinsel Sinai, die wir schon einmal (Seite 203) betreten haben, lässt sich sogar ein unterirdisches Tamtam hören, es gibt dort den geheimnisvollen *Dschebel Nakus*, in dem nach dem Glauben der Beduinen ein verzaubertes Kloster steckt und die Mönche durch das *Nakus* zum Gebet zusammengerufen werden. In Abessinien finden sich in den Ästen der Bäume, welche um die Kirchen herumstehn, Phonolithen, grosse Steinplatten aus Lava oder Porphyrschiefer aufgehängt, die mit Klöppeln angeschlagen und als Glocken gebraucht werden. Wer denkt dabei nicht an Dodona? Und wer fände den Namen *Dodona* für dergleichen Vorrichtungen nicht so passend wie *Campana* und *Tamtam?* Oder wie den Namen *Ngoma*, den die Suaheli in Sansibar ihren Trommeln geben, die aus hohlen, an den Enden mit Zebrafell überzogenen Bäumen hergestellt sind? — Ist das viel anders, als wenn wir

5) Trommel sagen? — Überlegen wir einmal. In Frankreich heisst die Trommel: *Tambour*, die Handpauke: *Tambourin* — dieses Wort gehört zu denjenigen, die sich wie *Zither, Kreuz, Pfeil, Scheibe, Boden, Nudel, Tapete* und *Joppe* wesentlich verändert, eine ganz andere Gestalt angenommen haben, als sie ursprünglich hatten. Es ist arabisch-persisch und bedeutet eigentlich eine mit einem Plektrum gespielte Mandoline, eine, sagt man, einer Trommel nicht unähnliche, mit einem Kalbsfell überspannte Mandoline, aber, was die Hauptsache ist, ein Saiteninstrument; scheint jedoch in seiner ersten Hälfte unsere beiden angenommenen *Standard*-Laute so rein wie *Tamtam* und reiner als *Trommel* darzustellen. *Trommel* enthält nämlich dieselbe typische Verbindung von *T*-laut und Nasal, nur um ein *r* vermehrt — das *R* ist in diesem Falle ungewöhnlich charakteristisch, weil es den Trommelwirbel, *il Rullo, le Rataplan* vortrefflich imitiert. *Rataplan* machen die

Trommeln in den Hugenotten, bei uns machen sie *Patabum:*

> so geh ich zum Türken und werde Soldat:
> patabum, patabum, patabum —

ja, gehe nur, sie werden dir patabum auf deinem faulen Buckel herum trummeln, antwortet Susannchen; beim *Zapfenstreich* fehlt sogar der Nasal, ein gemeiner Explosivlaut vertritt seine Stelle, als ob es sich um einen Dreschflegel oder um die Hämmer des Schmiedes *Thubalkain* (Genesis IV, 22) handelte. Der *Zapfenstreich,* plattdeutsch: *Tappenslag,* dänisch: *Tappenstreg,* soll eigentlich: *Zapfen zu!* — bedeuten, daher auch in Holland: *Taptoe,* in Schweden: *Tapto,* in England: *Tattoo* heissen: eine offenbar missverständliche, vielleicht von den Soldaten, die derlei Witzchen lieben und dem Zapfenstreich und andern Signalen eine Menge Verschen unterlegen, ausgehende Auslegung. Ein Kreidestrich wäre über den Zapfen der Fässer gemacht worden, um das Verbot weiteren Ausschanks kontrollieren zu können: das nennt man ungeschickte Wortdeuterei. Mit dem *Zapfen* hat der *Zapfenstreich* gar nichts zu thun, sondern einzig und allein mit dem gut niederdeutschen Tapp! — das mit der Trommel geslagen wird; in England malen sie den Trommelschlag, wie wir weiter unten sehen werden, mit Dub. Wie gesagt, diese Nachahmung ist unwürdig und schlecht; dafür haben wir einen schönen Trommelnamen mit Wirbel und Nasal und einen *Rullo* in der Trommel wie in der Trompete (7). *Trommel* ist nämlich eins mit *Trompete, Trommel* nur ein deutsches, *Trompete* ein französisches Diminutivum von *Trompe* oder *Trombe,* englisch: *Drum,* mittelhochdeutsch, angeglichen: *Trumme* — so merkwürdig vermischen sich die Bezeichnungen der Tonwerkzeuge, und so wenig darf es uns überraschen, wenn ein *Tambour* einmal eine Laute gewesen ist. Wir müssen deshalb noch

einmal anfangen und beide Instrumente unter einen Hut bringen.

6) Trommel, Trompete. Das ganze Wort, die *Trompe, Trombe*, *Tromme* oder *Trumme* bedeutet in den Romanischen Sprachen alles was *trompetet* — Trompete, Wirbelwind, Wasserhose, Kreissel und Maultrommel — angeblich auch alles was *trompt*, französisch: *tout ce qui trompe*, das heisst was die Menschen im Kreise herumführt oder was sich über sie lustig macht. Und zwar ist es (nach Diez) durch Einschiebung eines *r* und eines *m* aus *Tuba* hervorgegangen. Wenn sich das bestätigt, so kann man nur sagen: dass die romanische Wortform besser und malerischer ist, als die lateinische.

Denn das *R* gehört wesentlich zur Lautgestalt der Trompete wie der Trommel, es fehlt niemals, wenn der *terribilis Sonitus* wiedergegeben wird; der Nasal selten. Tätteretä! — Mit Aufnahme des gutturalen Nasals in das Tonbild, wie bei *Σάλπιγξ*: Schnedderengtengteng! — Taratantara!

At tuba terribili sonitu TARATANTARA dixit.

Dieser Vers ist von Ennius. Virgil glaubte ihn schöner zu machen, indem er (Äneide IX, 501) die Tuba gleich einem Hohlgeschosse krepieren liess:

At tuba terribilem sonitum procul aere canoro
Increpuit,

aber Swift hält sich wieder an den alten römischen Trompeter, indem er wenigstens ein Stückchen wiederholt:

The man with the kettle-drum enters the gate:
Dub, Dub a Dub-Dub; the trumpeters follow:
Tantara, Tantara, while all the boys hallow . . . .

Im Altertum hiess also die Trompete: Tuba. Es war nämlich ein Ding, worauf man *tutete*, wie ein Nachtwächter auf seinem Horne *tutet;* und weil man

eben auf jeder Röhre Tut oder Tu machen kann, so hat *Tuba* wie *Tubus* auch die Bedeutung: Röhre, Wasserröhre, Steigröhre überhaupt. So war vermutlich (119) *Bucina:* die Bu-machende. Und so ist *Röhre* selbst die Röhrende, Schreiende, Pfeifende, die natürliche Rohrflöte, *röhren*, englisch *to roar*, ein bekanntes Lautzeitwort wie *löhren* (279): *ein andrer Gott hat geröhret in den Ochsen, ein andrer hat gemeckzet in den Geissen,* sagt Abraham a Santa Clara (Etwas für Alle. Würzburg 1711). Auch das Horn des Nachtwächters heisst ja *Dute;* und weil wieder eine Papiertüte wie ein Horn gestaltet ist, so geben wir ihr ebenfalls den elementaren Namen des Blasinstrumentes, wenn wir auch nicht drauf blasen, wie der Franzose dasselbe Ding ein *Cornet* nennt. *Un Cornet de dragées* ist eine Zuckertüte; der Italiener spricht dagegen von einer Zuckerkartusche (*un Cartoccio di zucchero*). Kein Zweifel, dass auch der *Dudelsack* nur ein Sack ist, auf dem man *dudelt* — *dudeln* ist nur das Frequentativ zu *duden* oder *tuten;* in Russland heisst die Schalmei *Duda,* in Polen (pluralisch) *Dudy,* man wird natürlich den deutschen Dudelsack und das deutsche Dudeldumdei nicht aus dem Slawischen ableiten wollen. Die Franzosen und die Italiener haben hier wieder als Ersatz das Horn, wie es scheint, das Musenhorn, vielleicht das Musikhorn oder Blashorn: *Cornemuse*, *Cornamusa*. Bei uns sagen sie wohl im Orchester: das Fagott mache Trutututuuu. Hier hat man dem Laut wieder mit einem *R* verstärkend nachgeholfen, dagegen fehlt leider in allen diesen Fällen der schöne Glockenton des Nasals.

7) Tibia, römisches Blasinstrument mit Tonlöchern. Dem TU entspricht das TI, der *Tunne* der *Tino* und der *Tuba* die *Tibia*. *Tibia* war eine Flöte — während unsere *Flöte*, französisch: *Flûte*, italienisch: *Flauto*, mit dem lateinischen *Flatus* zusammenhängt und das Blasinstrument bedeutet, ist die alte *Tibia:* ein Ding, das

Ti Ti macht. Und wunderschön entspricht hier wieder das Schienbein *Tibia* der Röhre *Tuba* und unserem eignen *Röhre*. Die langen Knochen der Extremitäten sind bekanntlich Cylinder oder Röhrenknochen — sie werden die ältesten Flöten der Menschheit abgegeben haben, wie das Schilfrohr ihre erste Pfeife, ihre erste *Syrinx* abgab (*Σῦριγξ*, an *Susurrus* erinnernd, gebildet wie *Φόρμιγξ*, *Σάλπιγξ* u. s. w.). Weil man im Rohr sitzt, muss man Pfeifen schneiden, sagt das Sprichwort, es ist wirklich prächtig, wie gut sichs auf so einem einfachen, natürlichen *Kalmus* pfeifen lässt — der gelehrte Kircher, dessen Bekanntschaft man in Rom zu machen pflegt, will wissen und hat es von Diodorus Siculus: dass die nachsündflutliche Musik von Ägypten ausgegangen sei, indem hier der Wind in die Hohlungen des Schilfrohrs geblasen habe, das am Ufer des Nils wachse, wodurch die Menschen die ersten Begriffe von einem Ton bekamen. Ich bin in Ägypten gewesen und hätte etwas darum gegeben, diese Äolspfeife zu hören, muss mir aber an der Nachahmung des Tons genügen lassen, wie sie die Alten mit *Συ*, *Su* und *Si* versuchten. Wer pfeifen will, schiebt seine Lippen etwas vor, öffnet sie zu einem runden Loche, so dass sie gleichsam den Hals einer bauchigen Flasche bilden, und bläst dann; indem sich dabei die Luft an der membranösen Mündung reibt, wird ein höherer oder tieferer Ton hervorgebracht. Dieser Ton wird nun durch die Silbe SU sehr glücklich imitiert: die Lippenstellung ist genau dieselbe wie bei der Aussprache eines *U*, der dentale Reibelaut *S* soll die Reibung der Luft an den gespannten Rändern der geöffneten Lippen malen. Wir haben das *S* auf Seite 283 als Sauglaut kennen gelernt, diese Eigenschaft braucht es hier nicht gerade zu verleugnen, denn der Ton entsteht auch beim Vorbeistreichen eingeatmeter Luft; bei der Wahl hat indessen die Sprache wol hauptsächlich

auf die Ähnlichkeit der Artikulation beim Pfeifen und beim Zischen und auf die unbeschränkte Dauer des Zischlautes gesehn, der so lange fortgesetzt werden kann, als der Atem reicht. Daher sie nun die Namen der Pfeifen und der Flöten ebenso oft mit *Su* und *Si*, wie mit *Tu* und *Ti* gebildet hat — der griechischen *Syrinx*, die sicher nichts weiter als eine *Su*, respektive *Sur* machende Hirtenflöte bedeutet hat, schliesst sich der tuskische Ausdruck *Subulo* für einen Flötenspieler an, den Varro mit *Tibicen* erklärt und den niemand von *sibilare* wird trennen wollen; noch heute nennen sie in Toskana eine Flöte, die sie sich gewöhnlich aus Buchsbaum machen: *uno Zufolo*. Man vergleiche das spanische *Chifla*, gesprochen *Tschifla*, Pfeife, das französische *Sifflet* und andere Ausdrücke, auf die wir bei Gelegenheit von *Soufflet* (96/7) gekommen sind, und erinnere sich, wie wir schon damals bezweifelten: dass *sufflare* aus *subflare* entstanden sei.

Das gewöhnliche Wort für Pfeifen, sei es mit dem Munde, sei es mit einer besondern Pfeife, ist in Italien: *fischiare*; es geht auf ein lateinisches *fistulare* und auf *Fistula*, Röhre, Rohrpfeife, Fistel zurück. Schwerlich dürfte die lateinische *Fistel* auf einer andern Anschauung beruhen als der *Fist*, und was wir auf Seite 170 im Anschluss daran vorgebracht haben. *S*, *F*, *W* sind alles drei Spiranten, das *S* ist der dentale, das *F* der labiodentale, das *W* der labiale Spirant oder Reibelaut, *sibilare*, *fischiare* und *visire*, fisten, also im Anlaut sehr nahe verwandt. Damit soll nicht gesagt sein, dass was vom Pöbel als Lochpfeife bezeichnet wird, auch die erste *Pfeife* der Sprache gewesen sei; man kann nicht einmal wissen, ob die Menschen früher auf der Schalmei oder mit dem Munde pfeifen gelernt haben. Aber die Thatsache, dass nicht nur mit *Ti*, nicht nur mit *Si*, sondern auch mit *Fi* gepfiffen wird, führt uns noch zu einer weiteren Kombination mit dem latei-

nischen *Tibia* und zugleich zu einer reizenden Entdeckung.

Im VII. Jahrhundert wird *Tibia* deutsch durch *Peinfîfâ*, Beinpfeife, glossiert: diese Glosse zeigt, dass man damals die Knochenpfeifen von den Rohr- und Holzpfeifen unterschied. Das ist nämlich ganz dasselbe, als wenn wir sagten: die Knochentibien von den Rohr- und Holztibien; denn *Pfeife*, wahrscheinlich erst von den Gelehrten (263) mit einem mittellateinischen *Pipa* identifiziert und so kerndeutsch wie *Bofist*, ein Musikinstrument wie *Röhre* und *Tibia*, hat ja auch dieselbe Entwickelung durchgemacht wie *Röhre* und *Tibia*, ist nachgerade das geworden, was man jetzt unter einer Röhre zu verstehen pflegt, nämlich einen hohlen Cylinder schlechthin: eine Röhre, auf der man Tabak rauchen kann zum Beispiel. Die Tabakspfeife oder Tabaksphîfe oder Tabaksfîfe aber (*PF* und *PH* sind ja im Deutschen nur Schreibungen für *F*, die den Glauben an *Pipa* begünstigten) erhielt wieder einen musikalischen Namen, freilich einen ziemlich sonderbaren: den eines Saiteninstrumentes. Die Studenten nennen in der Fidelität die Tabakspfeife, ihre ehemalige treue Begleiterin: ihre Fides — *Fides* ist der Plural von *Fides*, Saite, also soviel wie: die Saiten und darnach: das Saiteninstrument, griechisch, mit vorgetretenem *S*: *Σφίδες*, Darmsaiten nach Hesychius, *Χορδαὶ μαγειρικαί*. Man muss annehmen, dass die alten Römer den Klang, den *Ton* der Darmsaiten, den die alten Griechen mit *βλίτυρι* nachahmten, nicht anders wiederzugeben wussten, als mit demselben *Fi*, das sie für ihre *Fisteln* brauchten; die Studenten werden einerseits durch den Anklang an *Fîfâ*, anderseits durch die buchstäbliche Übereinstimmung mit *Fides*, Treue, auf diese burschikose Anwendung des lateinischen Wortes verfallen sein und *Fides* als Friedenspfeife, wahrscheinlich als Singular verstanden haben. Schon Festus glaubte,

die Leier heisse *Fides*, weil sie ein Sinnbild der Einigkeit und der Harmonie unter den Menschen sei. Aber nun kommt die Hauptsache. Können wir deklinieren? *Fides*, *Fidis*, *Fidi* — Plural: *Fides*, *Fidium*, *Fidibus* — aus dem Dativ *Fidibus* erklärt sich ausserordentlich einfach das verzweifelte Fidibus, das wörtlich: für die Pfeifen bedeutet hat. *Fidibus* ist ein Dativ Pluralis wie *Omnibus* — nichts natürlicher, nichts klarer. Ich verdanke diese Erklärung der Güte des Herrn Professor Hermann Suchier und der Vermittelung des Herrn Dr. Carl Schulz in Halle; um der Sache die Krone aufzusetzen, teilt mir der Kaiserlich Deutsche Ministerresident in Bogotá, Herr C. Lueder, freundlich mit, dass dort bei ihm, in Kolumbien, ein alter Pfeifenkopf vorhanden ist, der aus Halle stammt und die Inschrift: FIDES trägt. Gratias Omnibus! Fiduzit! — O, Bestimmung eines Darms! — Man wählt bekanntlich zu den feineren Saiten die Därme junger, höchstens sechs Monate alter, magerer Lämmer, die wie Bindfaden gedreht und gesponnen werden; so eine *Fides* gibt dann auf einer Lyra, auf der Geige eines Paganini kunstgerecht gestrichen, himmlische und wundervolle Töne. Und sintemal ein türkisches Weichselrohr zuallererst ein Ding ist, auf dem man pfeifen und nach Art der Pariser (78) *Fi Fi* machen kann, ist am Ende ein Papierstreifen, den man zum Anzünden der Tabakspfeife nimmt, in Darmstädtische Dienste getreten. Darmsaiten waren es, man weiss nicht wie viel, die der erfinderische Hermes über eine Schildkrötenschale spannte.



VII. Vater Adams Beschäftigung im Paradiese. Tierstimmen. Namen von Säugetieren, Vögeln, Amphibien und Insekten.

1. Lebendige Stimmen.

Die Methode — nichts wichtiger als die Stimme, nach ihr werden die Tiere klassifiziert — Himmelsziegen, Wasserochsen und Knurrhähne — die Welt eine Sängerin, die der Konzertbesucher nicht sieht, weil er einen schlechten Platz hat — unmittelbare Lautcharakteristik: das Murmeltier — keine Bergmaus, es wird gemurmelt — mäuschenstill — oft soll der Begriff durch Angabe der Stimme nur der Phantasie näher gebracht werden: Doppelnamen — der zweite Name kann wegbleiben, Rest: ein Substantivum, das auf einem Lautzeitwort beruht — die Nachtigall, die Sängerin der Nacht — anstatt des Namens der in dem Zeitwort enthaltene Naturlaut selber zu gebrauchen — das Wort, auf dem das Tier sein lebenlang herumreitet, seine stehende Phrase — so wars recht, alter Adam.

> Denn als Gott der Herr gemacht hatte von der Erde allerlei Tiere auf dem Felde und allerlei Vögel unter dem Himmel, brachte er sie zu dem Menschen, dass er sähe, wie er sie nennete: denn wie der Mensch allerlei lebendige Tiere nennen würde, so sollten sie heissen.
>
> Genesis II, 19.

Unser biederer Ältervater, der sich im Paradiese, weil er noch nicht aufs Feld zu gehen brauchte, und weil er sich ohne Eva, die er zunächst noch ganz eigentlich an seiner Seite hatte, etwas langweilte, die Zeit mit Etymologie und Onomatopöie vertrieb und dessen darauf bezügliche Thätigkeit nach dem Willen Gottes für ewige Zeiten ausschlaggebend sein sollte, fing es nämlich so an: er passte auf, wie die Tiere auf dem Felde sprechen. Eine so gewaltige Aufgabe kam ihm etwas überraschend — Gott der

Herr sah zu, wie er die Tiere nennen würde, und wartete, das brachte unsern guten Adam einigermassen in Verlegenheit — da dachte er: I, du wirst da nicht so viel Federlesens machen, du wirst's eben machen, wie's das Viehzeug selber macht. Und siehe da, so gings — im Nu war die Naturgeschichte fertig; und wie vorausgesagt, seine Arbeit, namentlich die Methode ist heute noch zu brauchen.

Dass den Menschen überall an einem fremden Wesen das Wichtigste die Stimme ist, die es hat, merkt man schon an der sonderbaren, ungereimten Klassifikation der landläufigen Zoologie. Gilt es, ein neues Tier zu taufen, so wird gefragt, was es für Laute von sich gibt, um es dann derjenigen Gattung zuzuzählen, die ähnliche Laute hat — dieses ist die Regel. Eine Robbe heisst *Seehund*, weil sie bellt. Ein Nagetier heisst *Stachelschwein*, weil es grunzt. Es ist als ob die Klassen des Tierreichs vor der Stimme zerflössen und aus den Fugen gingen. Das Männchen der Rohrdommel, also ein Vogel, brüllt zur Paarungszeit wie das Rindvieh und kälbert, indem es Wasser einsaugt und mit Gewalt wiederausstösst: deshalb heisst die Rohrdommel *Wasserochse*, *Mooskuh*, *Meerrind* und so weiter, lateinisch, offenbar in demselben Sinn: *Botaurus*. Ebenfalls in der Begattungszeit treiben die Männchen der Heerschnepfen oder Becassinen allerlei Flugkünste und bringen mit ihren schwirrenden Federn einen meckernden Ton hervor; deshalb heisst die Becassine *Haberbock* oder *Himmelsziege*. In Österreich heisst der Bergfink oder Feldsperling *Mecker* nach seinem Rufe. Ein Fisch, der in der Nordsee lebt, gibt, aus dem Wasser genommen, eine Art Geknurr von sich, das er mit seinen Kiemendeckelknochen erzeugt: dieser Fisch heisst der *Knurrhahn*, Aristoteles erwähnt ihn in der *Historia Animalium* unter dem Namen *Kuckuck* (*Κόκκυξ*). Dergleichen wäre doch gar nicht möglich, wenn nicht der Beobachter über der Stimme alles andere vernachlässigte, wenn er nicht ihren Klängen weltvergessen lauschte, verzückt wie der Araber, dessen Ohren sich früher verlieben als die Augen

— ja, es zeigt das wieder, welches eigentlich unser Verhältnis zur Natur ist, dass wir uns mit ihr ausschliesslich in Lauten unterhalten, dass wir sie fast nur von den Lauten her kennen, wie eine Sängerin, die wir nicht sehn, weil wir ungünstig sitzen.

Noch besser lässt sich diese Wichtigkeit von den unzähligen Tiernamen abnehmen, die wie *Knurrhahn* unmittelbar auf der Stimme des Tiers beruhn, indem sie dazu dient, eine Art zu charakterisieren und näher zu bestimmen, wohl auch den alten, herkömmlichen Titel wie durch ein schmückendes Beiwort episch schildernd zu ergänzen. Unter den Ochsen unterscheiden wir: die *Grunzochsen*, unter den Affen: die *Brüllaffen*, unter den Adlern: die *Schreiadler*, unter den Schlangen: die *Klapperschlangen*, unter den Tieren: die *Murmeltiere* — welche letzteren in der That murmeln, murren und munkeln, französisch: *marmottent*, wenn es ihnen wohl ist, aber pfeifen, wenn sie zornig sind und wenn sich das Wetter ändert: hört ich wieder, sagt der Schweizer sehnsuchtsvoll in Rom,

hört ich wieder den bekannten,
einsam schrillen Höhlenpfiff des
heimatlichen Murmeltiers! —

Der Schweizer nennt das Tierchen, das ich auf dem Wege zum Faulhorn nach Art eines Hündchens kläffen gehört und am Piz Languard persönlich angetroffen habe, *Mungg* oder *Munk*, etwa weil es wie ein Mönch oder ein Anachoret fern vom Verkehre der Menschen in Felsenlöchern lebt? — In Paris sagen sie, die Savoyarden hätten das Essenkehren von ihm gelernt — und die Gelehrten erklären es für eine Bergmaus (lateinisch *Murem Montis*, rhätoromanisch *Murmont*, althochdeutsch *Muremunto*, *Murmenti*, vergleiche Rätsel der Sprache 181). In welchem Falle es also nichts mit dem *Murmeln* wäre. Warum sollte es nicht ebenso gut Bergmäuse geben können, wie es Feld- und Waldmäuse gibt? — Das Murmeltier ist zwar etwas gross für eine Maus, nagt aber wie die Maus, gräbt sich Röhren

und Löcher wie die Maus und pfeift auch wie die Maus. Und daher haben schon die alten Römer die Murmeltiere: *Mures Alpini* genannt. Einige Schwierigkeiten macht nur der savoyische Name *Marmotta*, der in Italien und Frankreich gäng und gäbe ist und hier allerdings in sicherem Verhältnis zu *marmotter*, murmeln, steht; das *marmotter* wird der *Marmotte* ausdrücklich zugeschrieben, wie das *Murmeln* dem *Murmeltiere*. *Les Marmottes boivent le lait en marmottant*, sagt Buffon, *c'est à dire en faisant comme le chat une espèce de murmure de contentement*. Dazu kommt, dass kleine Kinder und Äffchen in Frankreich: *Marmots* genannt werden, was wohl unzweifelhaft auf das undeutliche Sprechen derselben geht, denn auch in diesem Sinne wird *marmotter* gebraucht; das doppelte *M* scheint anzudeuten, dass sie den Mund nicht ordentlich aufmachen und zwischen den Zähnen muscheln (S. 231). Affen werden ja von den Savoyarden auch herumgeführt. Und merkwürdig ist, dass *Maus* selbst ein stummes Tier zu bezeichnen scheint, das seine Lippen schliesst und, wie die Griechen sagen, *μύει, μῦ λαλεῖ*, denn damit wird *Μῦς* zusammenhängen, wie lateinisch *Mus* mit *mussare* und wie unser *Maus*, althochdeutsch: *Mûs* mit *mu-ck-en, mu-ck-s-en*, über den Kehllaut vergleiche Seite 261, über das *s* Seite 267. Man erklärt *Maus* gewöhnlich als die Diebin, doch kann die Sanskrit-Wurzel MUSH, die stehlen bedeutet, ein Begriff wie unser *mausen*, das heisst erst von dem Tiernamen abgeleitet sein. Nun sollen zwar die armen Mäuse nicht bloss pfeifen, sondern sogar singen, im allgemeinen aber ist Heimlichkeit und Stille ihre hervorragende Eigenschaft. deshalb liegt einer *mäuschenstill* und am Ende *mausetot* da, und die Mausestille wird durch den labialen Nasal angedeutet worden sein, der sich ausserdem zum Nagen, zum Muffeln, Mummeln, Mumpfeln so gut schickt, wie zum Saugen (231. 311). Er schickt sich vor allem gut zu dem Schlafe, den das Murmeltier weg hat und dessentwegen es in aller Welt berühmt ist, in dem das *Murmenti* den Menschen zu murmeln scheint, was es

murmt und murmelt. Es ist freilich wahrscheinlich, dass die Naturforscher mitunter das Gemurmel hören wollen, um den Namen zu rechtfertigen. Alles in allem glaube ich, dass *Murmeltier* so wenig wie *Murner* oder *Kater Murr* auf *Murem Montis* zurückzuführen und von einem Naturlaut zu trennen ist, der ihm in verschiedenen Sprachen so gut wie der Maus selber zugeschrieben wird.

Unser Murmeltier ist und bleibt also eine Determination wie Beuteltier, nur dass ein diminutives Lautzeitwort determiniert; anderemale soll der Hauptbegriff durch Angabe der Stimme bloss der Phantasie näher gebracht werden. Wenn wir sagen: der *Klapperstorch*, der *Kikerikihahn*, die *Gluckhenne*, der *Kolkrabe*, das *Bäschaf*, so wollen wir keine Art aussondern, wir wollen nur malen und erläutern, dem Kinde, das unsere künstlichen Worte noch nicht recht fasst, auf die Sprünge helfen — der *Brunsthirsch* ist kein neuer Hirsch, es ist nur der Hirsch, der in der kalten Oktobernacht wie ein Stier brüllt oder röhrt, was die Franzosen: *raire* oder *réer* nennen; jeder Bär ein *Brummbär*. Wie schön macht sich doch *Brummochse* neben dem kahlen *Ochse, Brummkater* neben *Kater*, *Brummbass* neben *Bass* und *Brummfliege*, was die Spanier nach Aristophanes *Trompetenmücke* nennen (*Σάλπιγξ ὁ πρωκτός ἐστιν ἄρα τῶν ἐμπίδων*) neben *Fliege* und *Moskito!* — Ist der Hauptbegriff halbwegs speziell, so erhält das Tier hiernach einen doppelten Namen, wo einer genug wäre, aus besonderem Wohlgefallen an solchen Schilderungen: der erste, aus der Stimme gebildete, verbal gedachte, hat offenbar nur den Zweck, den zweiten, unbekannten, Gott weiss auf welchem Wege erworbenen, zu veranschaulichen.

Der zweite könnte also ganz weggelassen werden, ohne der Deutlichkeit Eintrag zu thun. Anstatt *Brüllochse* könnten wir einfach *Brülli* sagen — anstatt der *Gockelhahn:* der *Gockel* — und anstatt *Singvogel: Sänger*. Schön bezeichnen wir die Nachtigall als die Sängerin, *Gall* der Nacht, wie die Griechen ihre *Ἀηδών* als Sängerin überhaupt, während die Walachen

von der Nachtwächterin, die Albanesen vom *Biljbilj*, das heisst: vom *Bülbül* reden; *Gall, Gal, Gale*, althochdeutsch *Gala*, Sängerin, gehört zu althochdeutsch *galan*, singen, wie *Grille* zu *gellen*, althochdeutsch *gëllan* (Seite 7. 154). *Nachtigall* und *Grille* sind also Lautsubstantiva den (Seite 252/3 erörterten) Lautpersonifikationen zu vergleichen, nur dass hier die Lautgeberin bekannt ist; übrigens sogar gelegentlich ebenfalls maskulinische: *hörst du den Nachtegall? wie lieblich schlägt er an* (Joachim Rachel, XVII. Jahrhundert). *Der Grill* heisst es auch bei Hans Sachs und noch heute in Italien. Wir können uns also recht gut denken, die Nachtigall heisse kurzweg: *Sänger*, wie der Kreuzschnabel: *Lispler*, die Mandelkrähe: *Schwätzer*, die Krautlerche: *Pieper* und die Grauammer: *Klitscher* heisst — man sagt freilich: *Sänger* und nicht *Singer*, aber das thut nichts zur Sache. Kein Geld kein Paternoster, kein Gegell keine Nachtigall. Und das ist es eben; so ein Name, zu dem man erst ein Lautzeitwort braucht, gefällt Vater Adam nicht, so viel will er an der funkelnagelneuen Natur nicht künsteln, Verba? — nein, darauf lässt er sich gar nicht ein. Ei, wenn alles einmal so heissen soll, wie er es nennen wird, so hat er eine grosse Verantwortung, wenn er nun etwas an den Lauten, die Gott geschaffen hat, verdürbe, so käme es auf ihn.

Er entschliesst sich also wie ein Zeitungsredakteur nichts zu verwenden als Originalkorrespondenzen und zu horchen — er verliert kein Jota von dem gehaltenen Vortrag, er passt auf wie ein Heftelmacher, was ihm die Paradiesvögel*) zu sagen haben, was für Lieder gesungen werden: wenn die Sängerin *Tandaradei* singt, so ist sie sein *Tandaradei*.

*) Hier für Paradiesbewohner, womit nicht gemeint ist, dass die eigentlichen Paradiesvögel nicht auch etwas zu sagen hätten (ein heiseres *Woiko* oder *Wuk*). Dieselben danken ihr paradiesisches Wesen nicht bloss ihrem prachtvollen Gefieder, sondern den Manipulationen der Eingeborenen, wie solche Manipulationen auch der Mandragorawurzel und dem Agnus Scythicus (Rätsel der Sprache 480) zu einem fabelhaften Charakter verholfen haben. Die Papuas, die dem Paradiesvogel Füsse und Eingeweide aus-

Vor dem walde in einem tal,
tandaradei,
schône sanc diu nahtegal. (Walter von der Vogelweide.

Die Namen der Tiere fabriziert er aus den Sprüchen, welche die armen Tröpfe auswendig gelernt haben, aus ihren Seufzern, ihren Rufen, ihren Lieblingsphrasen, indem er sie entweder mit einem passenden Suffix versieht oder schlankweg substantiviert. Es ist prächtig, der Vater braucht sich gar nicht anzustrengen, gar nicht nach Namen für das Viehzeug umzusehn, die lieben Tierchen geben sie ihm selber an die Hand.

Sie sind rechte Pedanten, rechte Gewohnheitstiere; sie haben immer ein bestimmtes Wort, eine stehende Phrase, eine Wendung, auf der sie ihr lebenlang herumreiten wie die Puritaner auf einem Bibelspruche.

Man mag ihnen zuhören, so lange man will, sie kommen hartnäckig immer darauf zurück, wovon sie ausgegangen sind — sie lassen sich von ihrer Behauptung nicht abbringen, sie bleiben dabei, sie beharren auf ihrer vorgefassten Meinung, sind starrköpfig wie Weiber — seid Ihr nicht wie die Weiber, sagt Wallenstein zu seinen Generalen,

wie die Weiber, die beständig
zurück nur kommen auf ihr erstes Wort,
wenn man Vernunft gesprochen stundenlang! —

Er hätte ebenso gut sagen können: seid Ihr nicht wie die Ochsen.

---

reissen, ihn dann auf ein hölzernes Stäbchen rollen und so an indische Kaufleute verkaufen, machen diesen weis, er habe keine Füsse, keinen Magen und keine Eingeweide, verbringe sein Leben fliegend und nähre sich nur von Tau, Sonne und Blumenduft. Daher die Legende, er stamme aus dem Empyreum.

2. Im Muhländchen.

Haustiere: arabische, deutsche, griechische, lateinische Kühe — die Lautgebung wechselt — die Bullen, die Mutschen — die Ochsen und die Stummen — die Sprache der Kühe vielmehr vorbildlich für die Rede der Menschen — ein andrer Gott hat geröhret in den Ochsen, ein andrer hat gemeckzet in den Geissen — Hunde und Affen: der Hauhau und der Hulock, der Wauwau — was heisst bellen? — haben die Hunde der Indogermanen anders gebellt als heute? — das Experiment des Königs Psammetich: alberne Verwertung desselben, schade drum — Darwin und Psammetich — bei den Ziegen wurde der Naturlaut nur vorübergehend benutzt, weil an ihnen andere Eigenschaften auffielen — dafür die Schneider mit den Ziegen geneckt — der Esel und die Unke — das Schwein schon im Sanskrit ein Sumacher — ach, es beruhen nicht alle Tiernamen auf direkter Imitation der Stimme, auch die der Pferde, der Schafe nicht, wenn auch Lautzeitwörter da sind — aber die Lautnachahmung klingt immer wieder durch — Murner, Kater Murr, das Vorbild von Scheffels Hidigeigei — kursorische Übersicht über einige Namen fremder Tiere: Löwen, Elefanten, Quagga, Schakal, Uistiti.

Hör Wunder über Wunder zu:
Ein Brei wird aus dem Land zu Mu,
So warm bis gen Strassburg gebracht.

Nämlich auf dem Glückhaften Schiff von Zürich. (Fischart.)

In einer der ersten Erzählungen von Tausendundeine Nacht hat eine Frau ihre Nebenbuhlerin aus Eifersucht in eine Kuh verzaubert. Am Beiramfeste will der Mann, der sie nicht erkennt, die Kuh schlachten, da weint und seufzt sie: *Mbu! Mbu!* — Er will eine andere nehmen, aber die Zauberin dringt in ihn: das sei die beste, die fetteste; er thut also den Metzgergang abermals, aber sie schreit wieder: *Mbu! Mbu!* — Das ist ihr Alpha und Omega oder, da wir bei den Arabern sind, ihr Elif und ihr Lam-elif, das wiederholt sie bis zum Tode, mehr bringt sie nicht heraus, und wenn ihr der eigne Mann das Messer an die Kehle setzt.

Nach unserer Auffassung bringt die Kuh den muckenden Laut hervor, der, weil bei ihm die Lippen geschlossen, dann zwar aufgemacht, aber bis auf eine kleine kreisförmige Öffnung zusammengezogen werden, gewissermassen als der

letzte Rest sprachlicher Äusserung erscheint, wie er nach der Auffassung der Alten noch den Stummen übrig bleibt (231). *Muti mussant, Muti mutiunt, Muti non amplius quam MU dicunt,* heisst es *de Lingua Latina.* Italienisch: *mugolare.* Wir sagen: *mucken,* das *mu* wie bei *blöken* (261) durch einen Kehllaut ergänzend, iterativ (267): *mucksen,* wohl auch *muchen* und *muchsen* oder *muchzen,* und wirklich gelten diese Lautzeitwörter ebensowohl von Menschen, die brummen und in den Bart murmeln, wie vom Rindvieh, welches *muht, muckt, mucht, muchzt* und *mufzt;* während die verwandten Sprachen für die Ochsen modifizierte, wenn auch nur leise abändernde Verba wählen: dem griechischen *μύειν,* wozu das Perfektum *μέμυκα* zu stellen ist, steht *μυκᾶσθαι,* dem lateinischen *mutire: mugire,* dem italienischen *mugolare: mugghiare* gegenüber, und diese Nebenformen sind auf das Rindvieh eingeschränkt. Gleichwohl haben sie nicht den Zweck, die Tiere als Stumme, als *stumme Ochsen* nach Art des Thomas von Aquino hinzustellen; sie wollen die Stimme derselben, die am Ende vernehmlich genug ertönt, wirklich malen und wiedergeben, namentlich mit Hilfe von Lippenlauten malen: ausser dem labialen Nasal *M* wird auch der labiale Verschlusslaut *B* und der labiale Reibelaut *W* (lateinisch *V*) angewandt. Ob die Imitation damit das Richtige trifft, kann uns ganz gleich sein, genug, dass sie existiert und dass die Schweiz als kühereiches Land das *Land Mu* genannt, aus dem *Land zu Mu* in dem Glückhafften Schiffe der Hirsebrei noch warm in die elsässische Stadt gebracht wird.

Das *Muhländchen,* das wir hier an die Stelle des Paradieses setzen, entspricht dem *Kuhländchen,* wie eine deutsche Landschaft im nordöstlichen Mähren, die Gegend um Fulnek heisst, nur dass dieser Name auf die alten Besitzer des Gebiets, die angeblich *Kuh* hiessen, zu gehen scheint; oder dem Rinderlande *Italien,* durch das Hercules mit den Rindern des Geryon gezogen, dessen Hauptstadt im Zeichen des Stieres gegründet worden, das, die Hauptsache, von altersher

reich an schönem Vieh, *Armentis laetis*, gewesen ist (*Vitulus*, Kalb = *ἰταλός*, aus *Ϝιταλός*, Ochse).

Daher wird die Kuh bei uns: *Mutsche* gerufen und genannt, in der Schweiz selbst bezeichnet man Kühe und Kälber mit *Mucheli*, wie die Schafe mit *Bägeli*, und den Zuchtstier, der im XV. Jahrhundert oft das Beste bei Schiessen war, mit *Muni*. Auch in Toscana nennt man die Kühe allgemein *Mucche*, namentlich die Schweizer Kühe, die Kühe von Lugano, und man hat das Sprichwort: *Anche le Mucche nere danno il latte bianco*, auch die schwarzen Kühe (die sie in Toscana nicht haben) geben weisse Milch. Diese Wahrheit verkündet schon Fischart in „Aller Praktick Grossmutter“, er verspricht zugleich: dies Jahr werde das grösste Teil vom Speck schweinen sein. Ähnliche Ausdrücke finden sich im Salzburgischen (*Muff*), in Schwaben (*Mummel*, *Mummeler*) und andern Gegenden. *Muff* ist wieder ein bekannter Ausdruck für einen mürrischen, maulfaulen Theekessel; wenn die Holländer die Niedersachsen *Moffen* nennen, so klingt das ganz wie *Njemetz* im Russischen (Seite 208). Bei uns können sich eben die Möpse und die Ochsen gar nicht auseinanderfitzen.

Der tönende labiale Verschlusslaut findet sich in unserem *brüllen* und dem griechischen *βοᾷν*, beides ursprünglich den Rindern eigene, dann auf Menschen angewandte Lautzeitwörter (Seite 206 ff.).

Und der Rinder
breitgestirnte, glatte Scharen
kamen brüllend,
die gewohnten Ställe füllend.

Das männliche Rind, der Stier, führt bekanntlich den Namen Bulle, englisch Bull (*Bullock*). Denselben haben wir bereits auf Seite 7 mit *brüllen* zusammengestellt; letzteres ein typisches Beispiel für die Manier, die Anlaute von Schallworten durch ein eingeschlagenes *R* oder *L* zu heben und die angefangene Malerei weiter, freilich ganz willkürlich auszuführen. *Brüllen*, holländisch *brullen*, ist eine

Nebenform zu *büllen* oder *bullen*, welches im Ablautverhältnis zu *bellen* steht; althochdeutsch: *pullôn*. Zu Grunde gelegt ist der Naturlaut *Buh*, der sich zu *Muh* verhält wie (260) *Bäh* zu *Mäh*, und der auch (119) in *Buccina*, also in *Posaune*, griechisch *Βυκάνη* erscheint — dies aus *Bous* und *canere*, als Kuhhorn zu erklären, ist verfehlt. Die Wurzel *Bu* wurde im Deutschen mit jenem *ll* weitergebildet, das die natürliche Kraft besitzt, das Fortrollen des Wassers und im Anschluss daran die Schallwellen zu bezeichnen und eben den *Hall* und *Schall* charakterisiert — um das *Gebrüll* zu konstruieren, brauchte Vater Adam den Naturlaut BU und drei Zitterlaute, zum *Bullen* einen weniger. Der *Bulle*, der *Bruyant* der Tiersage, der *Mugiens, qui per vicum mugit* ist mithin ganz dasselbe, wie das obenerwähnte *Brüllochs*, nur prägnanter und kräftiger.

Es unterliegt wohl keinem Zweifel, dass auch Kuh, Bos und *Βοῦς*, uralte, verwandte, nur verschieden artikulierte Namen, die beweisen, dass bereits die Indogermanen Rindviehzucht getrieben haben, Worte wie *Bulle* und auf das Brüllen, die *Βοή*, den *Boatus*, das *Bo Bo* der *Mutschen* zurückzuführen sind. Das lateinische Lautzeitwort *boare*, das brüllen, speziell (203) das Brüllen der Vulkane bedeutet, steht dem Kuhstalle und der Krippe noch näher, als das griechische *βοᾶν*, das etwas Menschlicheres, um nicht zu sagen: Menelauslicheres hat; im Sanskrit entfernte sich der Begriff so weit von seinem Ursprung, dass *Gâus*, die Kuh, zugleich die Rede und die Göttin der Rede bedeutet, doch lehrreich für den Ursprung oder richtiger für die Begriffe der Menschen von der Sprache (212)! — Diese Sprache heisst ἡ *Γῆρυς* im Griechischen:

> οὐ γὰρ πάντων ἦεν ὁμὸς θρόος οὐδ' ἴα γῆρυς,
> ἀλλὰ γλῶσσ' ἐμέμικτο,

sagt Homer (Iliade IV, 437) von den Trojanern, indem er ihr Heer mit einer grossen Schafherde vergleicht, die Stelle erinnert an die Erzählung im zweiten Kapitel der Apostel-

geschichte vom Tag der Pfingsten. Wer wollte aber wiederum den Zusammenhang von *Γῆρυς* und *Gâus* verkennen und demnach leugnen, dass das homerische *Γῆρυς* eigentlich die Sprache der Kühe gewesen sei? — Deshalb führte der obenerwähnte Riese, dessen Rinder Hercules raubte, weil er mit soviel Gebrüll umgeben war, selbst den Namen: Brüller, Geryon. *Γηρύειν*, dorisch: *γαρύειν* wird speziell von Rindergebrüll und Kälbergeblök gebraucht:

ἁδὺ μὲν ἁ μόσχος γαρύεται, ἁδὺ δὲ χἀ βῶς,

singt unser Theokrit (IX, 7), *μόσχος* ist das Kalb, zum Beispiel (Herodot III, 28) das Apiskalb, wohl auch überhaupt Jungvieh, wie denn auch in der Bibel das goldene Stierbild: *goldenes Kalb* genannt wird; noch heute nennen die Griechen das Kalb: *Μοσχάρι*, Kalbfleisch figuriert auf den athenischen Speisekarten als *μοσχαρήσιον*. Vermutlich wird *Μόσχος* eher den Sprössling einer Kuh als den einer Pflanze bezeichnet haben. Aber sicher haben die Indogermanen mit der Silbe GA, die in *Gâus* und *γαρύειν* enthalten und dann verschieden entwickelt worden ist, denselben Laut wiedergeben wollen, der im Altertum mit *Buh*, bei uns gewöhnlich mit *Muh* wiedergegeben wird und in *Kuh*, althochdeutsch: *Chuo*, nochmals abgeändert ist — man nimmt an, dass sich im Sanskrit das *G* erhalten, im Griechischen in *B* verwandelt, im Deutschen zu *K* verschoben habe, aber wer wird solche Worte, die der Natur so nahe stehn, aus der Quelle geschöpft und fortwährend neu mit Variationen gebildet werden, pedantisch auf einander zurückführen, aus einander entstehen lassen. *Kuh* ist kein Wort, das unverstanden von Geschlecht zu Geschlecht überliefert worden wäre, es machte sich immer wieder selbst, und dass da bald dieser, bald jener Anlaut, bald diese, bald jene Vokalisation stehend werden musste, leuchtet ein. Uns scheint freilich der Vokal *U* der charakteristische, so charakteristisch wie *E* oder *Ä* beim Kleinvieh. Das lateinische *Vacca*, das ganz wie *Mucca* gebildet ist, scheint auch wirklich nur eine uralte

Scheideform des toskanischen Worts zu sein (Sanskrit *Vaçâ*, Kuh, *vâçati*, brüllt). In dem lateinischen *garrire*, schwätzen, hat dann die Kuhsprache die verächtliche Bedeutung angenommen, die sich bei Übertragungen von Tierlauten auf Menschen einzustellen pflegt, wenn inzwischen für die Menschensprache bessere Ausdrücke aufgekommen sind (212). *Garrulus* heisst auch der Häher, weil er wie der Mensch die Stimmen der Vögel nachahmt, überhaupt alle Töne und Naturlaute zusammenstiehlt, die er hört. Er ist einer der begabtesten Spottvögel (105 ff.).

Es wäre hübsch, wenn der Hund ebenso *Belle* hiesse, wie der Stier *Bulle* heisst; von Haustieren hatten die Indogermanen auch die Hunde. Wirklich heisst er so: Bello ist einer der gewöhnlichsten und ältesten Hundenamen, der Hofhund, der auf dem Miste bellt, hiess noch mittelhochdeutsch: *Mistbelle*, *Mistbeller*, *Mistbellerlein*, der Stubenhund und darnach die Kammerfrau spöttisch: *Kamerbelle*. Auch *Bille* ward für Hündin gesagt, doch heisst in Hessen, Westfalen und Franken die Ente *Bille*, daher man sie auch so lockt — Lockrufe sind immer aus Namen der Tiere hervorgegangen. In Italien lockt man die Hühner mit *Bille, Bille* oder *Billi, Billi*, wenn man sie füttern will, die *Billi* sind die *Polli*. In England *bellen* bekanntlich die Glocken, die *Bells*, die auf dem *Belfry* hängen, eine der vielen Übertragungen auf dem Gebiete der Onomatopöie; sehr anmutend meint Grimm, man könnte sagen: in früher Vorzeit habe das Gebell der Haus und Hof bewachenden Hunde dem nahenden Wanderer den ihm aus der Ferne entgegenschallenden Glockenklang ersetzt. Und weil wieder der Widder, der *Belin* der Tierfabel, ein Glöckchen am Halse hat, darum, nicht nach seinem Geblöke oder *Bêlement*, heisst er in Frankreich: *Belier*. Der Widder *blökt* nicht wie das Mutterschaf, er *löhrt* (mittellateinisch, im Jahre 1190, nach Ugutio: *lorethat, orectat*).

Was bedeutet bellen eigentlich? — das Lauten der Hunde. Jene schallende, in eine Reihe von Stössen zer-

legte Ausatmung, die den Teckel wie den Leonberger, die Dogge wie den Spitz auszeichnet und ihr gemeinsames Merkzeichen ist, aber materiell die grösste Ähnlichkeit mit unserem Lachen und Husten hat (Seite 276). Das ***Hau Hau!*** — nach dem die Kinder den Phylax: den ***Hauhau;*** das ***Hu Hu!*** — nach dem wir ihn selbst: den ***Hund***, das ist: den ***Hu-enden*** nennen (Partizipium Präsentis wie ***Freund***, ***Feind***, ***Heiland***, ***Wind***, ***Zahn*** u. s. w.). Nach dem schon die alten Griechen den Hund: *ὕλαξ*, *ὑλακτητής*, *ὑλάκτωρ* nannten — ein ***Hylaktor*** gehörte angeblich zur Meute des Aktäon. Das griechische *υ* vertrat bekanntlich von Haus aus den Vokal ***u*** und wurde erst später wie ***ü*** gesprochen, ***u*** dann: *ου* geschrieben; wenn also der Hund: *ὕλαξ* hiess, so ist das ***Hulax*** gesprochen worden, wie *ὗς*, das Schwein, einmal: ***Hûs*** (lateinisch: ***Sus***, zend: ***Hu***) gesprochen worden ist. Es gibt einen Langarmaffen, dessen Name dem griechischen *ὕλαξ* verzweifelt ähnlich klingt, das ist der Hulock, den wir auf Seite 93 erwähnt haben: er wird so genannt, weil sich die Töne, die er ausstösst, nach Brehm durch die Silben HU HU HU wiedergeben lassen. Die entsprechenden Lautzeitwörter, soviel wie unser bellen, dann auch wie bellen (Seite 210) auf Menschen übertragen, lauteten im Griechischen, vergleiche 260 und 276: *ὑλάω* (mit Aphäresis: *λάω*, *λέλακα*), *ὑλάσκω* (mit Aphäresis: *λάσκω*), *ὑλάσσω*, *ὑλάκτω* und (nach Analogie von *παταγέω*, *σφαγαρέω*): *ὑλακτέω*; die verkürzten Formen stecken jedenfalls in den homerischen Partizipien: *λάων* (Odyssee XIX, 229) und *λελακυῖα* (Odyssee XII, 85), die entweder falsch oder gar nicht erklärt zu werden pflegen (*λάων* richtig von Döderlein, Homerisches Glossar 2270). Vermutlich liegt dieselbe Aphäresis bei dem lateinischen ***latrare***, bellen, vor, das wie ***blaterare***, schwafeln, gebildet ist. Im Deutschen entspräche etwa das Lautzeitwort ***hudern***, das wir für das Schaudern der Pferde und namentlich für das Schaudern der im Sande und Staube badenden oder ihre Küchlein mit den Flügeln deckenden Hühner brauchen (276); während das ***Hau Hau*** sein Ebenbild in

dem *Haudern*, dem *Hauder Hauder* des Truthahns finden würde.

Anstatt *hudern* heisst es auch *kudern*, wie anstatt *haudern: kaudern, da lachen und kudern d'Frauenzimmer, dass s'einen Kropf kriegen* — ja, die Erfahrungen, die wir mit dem Lachen und Kachen auf Seite 275 gemacht haben, wollen wir nicht vergessen. Also hiess es bereits im alten Griechenland: *Κύων* anstatt *Ὕων*, denn *Κύων* war das stehende Wort für Hund; und *κύλαξ*, nach bekannten Mustern (7) angesäuselt: *σκύλαξ* anstatt *ὕλαξ*, *σκύλαξ* ebenfalls ein stehendes Wort für Hund. So erklärt sich auch sehr einfach der Name der schrecklich bellenden Scylla, der *Σκύλλη δεινὸν λελακυῖα*,

τῆς ἤτοι φωνὴ μὲν ὅση σκύλακος νεογιλῆς. Odyssee XII, 86;

das *Σκυ* in demselben wird ebenfalls auf ein ursprüngliches *Ὑ* zurückzuführen, dass *λλ* wie vorhin bei *brüllen* und bei *bellen* selber zu erklären sein: *bellen* reimt sich nicht zufällig mit *hellen* und *gellen*.

Sollten etwa die Hunde der Indogermanen in der europäischen Urheimat oder an den Abhängen des Hindukusch nicht *Hau Hau!* — sondern *Kau Kau!* — gebollen haben, wie man annimmt, dass das *H* in *Hund* aus einem ursprünglichen *K* entstanden sei? — Ich denke, der Hund bellt noch heute, wie er zu Anfang der Schöpfung boll, aber der Herr, der das Gebell nachmachte, konnte dabei radikaler, gutturaler zu Werke gehn als heute, wie er aus seinem eigenen *Haha* ein *Kachen* und aus seinem *Hauchen* ein *Kauchen* machte. Betrachtet man den Hauchlaut als die jüngere Lautgebung, so muss man sagen, dass dieselbe bereits im Altgriechischen eingetreten ist — es scheint überhaupt irrig, die sogenannte Lautverschiebung auf die germanischen Sprachen zu beschränken. Das Lautzeitwort *ὑλάειν* ist nicht aus der Welt zu schaffen, seine Beziehung zu dem *Hauhau* nicht zu leugnen, höchstens etwa die zu *Hund* und zu *Κύων*, aber keine Deutung des alten Namens lässt sich an Einfachheit und Natürlichkeit mit der vorgetragenen vergleichen, die den

Weg angibt, wie die Hunde, die so verschieden aussehn, von den Menschen, unter einem und demselben Namen zusammengefasst werden konnten. Was man über den singenden, den fangenden, den fruchtbaren, den *häufig und viele Jungen gebärenden* Hund gefabelt hat und fabelt, ist offenbare, nicht ernst zu nehmende Gelehrtenetymologie — das Singen dürfte nämlich noch am ersten zutreffen, denn das lateinische *Canis* wird in der That: *a canendo* abzuleiten sein. Sicher hängt unser *Hahn* mit *canere* zusammen — *canere* heisst eben zunächst gar nicht singen, sondern krähen, quaken, gellen überhaupt, wir kommen beim Hahne darauf zurück — *Canis* ist eben ein Name wie *Bello* und *canere* ein Wort wie *bellen*, das allenfalls auch vom Hahne gesagt werden könnte, die Hähne, die Hunde, die Glocken sind die bellenden Posaunen des Hauses und des Hofes. Der Grammatiker, der sich (Rätsel der Sprache 234) über die Antiphrasis: *Canis a non canendo* lustig macht, blamiert sich mit seinem Spotte, wie das oft so geht. Daraus folgt aber, dass *Canis* nicht unmittelbar mit *Κύων* und *Hund* zusammengestellt werden darf.

Übrigens wechselt die Lautgebung wie vorhin bei der Kuh. In Italien pflegt man den kleinen Kindern mit *Bau Bau* Furcht einzujagen: das ist die Stimme des Hundes, die bereits im Lateinischen mit *baubari*, *adbaubari* wiedergegeben ward; von *adbaubari*, anbellen, wird das italienische *abbaiare*, das französische *aboyer*, einfach soviel wie bellen, abzuleiten sein. *Latrare*, in Italien ebenfalls erhalten, war böser, knurriger, als das ein fröhliches *Hau Hau* abbildende *baubari*. Mittellateinisch: *baulare*, griechisch: *βαΰζειν* — ein spätgriechisches Sprichwort sagt: *Κύνες βαΰζουσιν ὃν μὶ γιγνώσκωσιν*, die Hunde bellen an, wen sie nicht kennen. Auch bei uns wird ja das Hundegebell gelegentlich mit *Bauwau* und *Wauwau* dargestellt. Und hier wissen wir wieder einen Gibbon, einen Langarmaffen, der mit dem Hunde übereinstimmt und UA, WA macht: den Wauwau.

Den Hulock und den Wauwau, unsere Vettern und

Onkel, hat Darwin (Seite 93) bei Erörterung der Frage: ob die Menschen uranfänglich sangen oder sprachen, zum Vergleich herangezogen; im grauen Altertum einmal ein König von Ägypten, Psammetich, ein interessantes Experiment angestellt, aus dem etwas zu machen gewesen wäre, das ihn zunächst auf den Gedanken: die Menschen stammten von den Ziegen ab wie Satyrn, bei reiflicherem Nachdenken aber auf eine richtige Ansicht vom Wesen der Sprache überhaupt hätte bringen können, das er indessen beschränkt genug war, in unglaublich alberner Weise zu verwerten. Der König, erzählt Herodot (II, 2), er hat es von den Phthapriestern in Memphis, der König wollte wissen, welches die ersten Menschen gewesen seien; ob die Ägypter recht hätten, wenn sie sich dafür hielten. Er kam also auf die Idee, einem Hirten zwei neugeborene Kinder in die Ziehe zu geben und sie bei ihm von Ziegen säugen, aber mit diesen ihren Ammen allein zu lassen, der menschlichen Sprache den Zugang zu ihren Ohren völlig zu verwehren. Zu dem Ende wurden sogar den Weibern die Zungen ausgeschnitten. Da, nachdem zwei Jahre vergangen waren, ereignete sich das Unerhörte: wie der Hirt einmal die Thüre aufmachte und in die Kinderstube trat, kamen die kleinen Schlingel auf ihn zu, streckten die Händchen aus und riefen: *Beck Beck!* — wie Herodot gräzisierend schreibt: *Βεκκός Βεκκός!* — was sofort an den König gemeldet ward; der staunte. Er liess die Kinder kommen und überzeugte sich selbst: ja, sie riefen: *Beck!* — Ei, wenn Psammetich nur halbwegs witzig war, so musste er sich sagen: dabei ist gar nichts zu verwundern. Die meckern oder beckern eben wie die Ziegen, wenn sie nicht etwa den Husten haben (den die Griechen *Βήξ*, die Neugriechen *Βῆχας* nennen, *βήχω*, huste). Der König war nicht witzig; wie sein Kollege in der Geschichte des Prinzen Seif Almuluk und der Tochter des Geisterkönigs alle gereisten Leute, Kaufleute, Schiffskapitäne, Derwische zusammenrief und sie fragte, ob sie nicht wüssten, wo die Insel Babel im Garten

Irem liegt, also erkundigte er sich bei sämtlichen Sprachforschern und Lexikographen von Ober- und Unterägypten, in welcher Sprache das Wort *Βεκκός* vorkomme. Und von den gelehrten Männern erfuhr er dann: im Phrygischen. Bei den Phrygiern bedeutete *Βεκκός:* Brot. Als woraus die lächerliche Folgerung gezogen ward: dass die Phrygier noch ein bisschen älter seien als die Herrn Ägypter.

Ja, die Ziege schreit *Beckos Beckos!* — denn sie schreit: *Meck Meck!* — der Wechsel des labialen Nasals und des labialen Verschlusslauts ist derselbe wie (260) bei *Bä* = *Mä* und vorhin (345) bei *Buh* = *Muh*. *Ein andrer Gott hat geröhret in den Ochsen, ein anderer hat gemeckzet in den Geissen*, sagt Pater Abraham a Santa Clara — die Entstehung dieser iterativen Formen haben wir ja sorgfältig studiert, lateinisch: *micere*, mittellateinisch: *miccire;* darum heisst auch der Ziegenbock geradezu der *Mecke* oder *Mecker*. Aber weder für den Bock noch für die Ziege ist dieser Naturlaut anders als nur vorübergehend benutzt worden, indem an beiden andere Eigenschaften auffielen: an dem Bocke die Stössigkeit, an der Geiss der Mutwille, die Unruhe, der beständige Trieb, den Ort zu wechseln, das kapriziöse Wesen. *Kapricen* sind gleichsam Ziegereien, das italienische *Ticchio*, das einen wunderlichen Einfall bedeutet, ist eine Zickerei. Zicke dürfte wie Ziege selbst auf die Kapriolen des zickzackenden Tiers gemünzt sein, das, wie die Italiener sagen, immer *Zig-zag* oder (familiärer) *Zighe-Zaghe* macht; *Zicke* als eine kindliche Umstellung von *Kitze*, *Ziege* als eine umgekehrte *Geiss* = *Haedus* zu betrachten, ist zwar ansprechend, aber doch etwas gewaltsam. Der lateinische Bockname: *Caper* (der, altnordisch *Hafr*, auch im Deutschen ein Ebenbild hat: *Haberbart* ist soviel wie Bocksbart, *Heppe* ein weitverbreiteter Name der Ziege, die daher auch mit *Hep* gelockt zu werden pflegt) wird treffend auf den Bocksgeruch bezogen, den alle Ziegen, besonders durchdringend in der Brunstzeit, entwickeln und mit den Ausdrücken für Dunst und Rauch zusammengestellt (*Vapor*, *Καπνός*, Wurzel KVAP, aushauchen, aus-

dünsten); das griechische *Αἴξ* als die behende, die *agilis* erklärt, während unbedingt *ἀΐσσειν*, springen, näher läge. Die Namen der Ziegen auf dem Helikon: *Sisi*, *Riri*, *Mimi* und *Quiqui* machen ihrem Erfinder keine besondere Ehre.

Dagegen gibt es Menschen, denen das Meck als Spitzname angehängt wird: das sind die Schneider.

Meck, Meck! Stimmt an das Lied vom Schneider Tomascheck!

Oder das Lied vom Schneider Meckerling. Studentenlieder. Die Schneider, die Geissbuhler, die Geissminner, die Geissböcke, wurden schon im XVI. Jahrhundert mit der Liebe zur Geiss geneckt.

Ach, man muss nicht denken, dass jeder Tiername einfach ein Tierstimmname sei; wenn auch die gesegnete Nachahmung immer wieder vorklingt, immer wieder durchklingt. Ebenso wenig wie die Ziege nach dem Gemecker, ist das Schaf irgendwo nach seinem Geblök benannt worden, doch enthält die dithmarsische Bezeichnung für ein weibliches Lamm: *Elamm*, was wie *Bähschaf* klingt, wahrscheinlich eine uralte und sehr reine Imitation und das westfälische *Aulamm*, lateinisch: *Avillas*, vielleicht den Schlüssel zu dem lateinischen *Ovis*, das ursprünglich: *Avis* gelautet hat. Wir erinnern uns, dass der alte Ickelsamer das *E* als den Geisslaut bezeichnete. *Lamm*, gotisch: *Lamb* war der alte deutsche Name des Schafes, wie *Fær* der altnordische, noch in Schweden und Dänemark und in dem Namen *Färöer*, Schafinseln, erhaltene; *Schaf* ist jünger, wenigstens nicht dem Norden angehörig. Es scheint auf den ersten Blick mit *Schöps* zusammenzuhängen — *Schöps* ist angeblich slawisch und eins mit dem Namen der geheimen religiösen russischen Sekte, dem Namen der *Skopzen*, welcher: Verschnittene bedeutet; jedenfalls ein Begriff wie *Hammel*, wie in Italien: *Castrato* und in Frankreich: *Mouton* (von lat. *mutilus*, verstümmelt, nicht mit italienisch *Montone*, Schafbock, zu verwechseln, wie das Littré thut). *Schöps* wird sich zu *Schaf*, wie *Bark* zu *Farch* verhalten — *Bark* ist bei den

Schweinezüchtern das verschnittene männliche Tier, *Farch*, althochdeutsch: *Farh*, mittelhochdeutsch: *Varch*, auch *Barch*, ein uraltes deutsches Wort für Schwein, ein Neutrum wie Schaf, aber mit dem altnordischen *Fær*, Schaf, nicht zu vergleichen, urverwandt mit lateinisch *Porcus*, am bekanntesten in der Gestalt des Diminutivums: *Ferkel*. Ein Ferkel macht *Quiek*, nach Aristophanes (Acharner 800): *Koï Koï*, eigentlich (267) nichts als: *I;* ein Schwein macht *Su*. — *Sue nihil genuit natura fecundius*. Nach der landläufigen Etymologie wäre *Sau* auf dieselbe Wurzel wie *Sohn*, auf die Wurzel SU, gebären, zurückzuführen. Äusserst unwahrscheinlich; man sollte sich doch erinnern, dass man dasselbe Argument bereits beim Hund, dem „häufig und viele Junge gebärenden" Hund verbraucht hat. Die Fruchtbarkeit des Mutterschweins ist allerdings nicht zu leugnen, aber ehe sich die Sprache dazu entschliesst, ein Tier nach einer so allgemeinen und so selten hervortretenden Eigenschaft zu nennen, kann man lange warten — beim Menschen war es anders. Zudem war *Sau*, wovon *Schwein* nur die Koseform, ursprünglich nicht bloss das weibliche Schwein, sondern der allgemeine Begriff (*Sus*, Ὗς). Noch heute locken sie in Bayern die Schweine mit *Sûki*, wie anderwärts mit *Tschinka*. Dazu kommt, dass das Schwein im Sanskrit als *Su-macher* (*Sû-karas*, Wurzel KAR, machen) bezeichnet wird. Darin aber dürfte kaum, wie Kluge annimmt, eine Nachbildung des Grunzens zu sehen sein — die Form des Grunzlautes ist nicht SU, sondern GRU = *Γρῦ*, *grunzen*, ein Intensivum wie *meckzen*, hiess lateinisch: *gru-nn-ire*, griechisch: *γρύ-ζ-ειν*, *γρυ-λλ-ί-ζ-ειν*, das Farch: *Γρύ-λλ-ος*, wie der Hund: *Κύ-ων*. Sondern es ist der Saug- und Sauflaut, den wir auf Seite 283 aufgefunden haben, das geräuschvoll schlürfende, ekelhaft futternde Schwein nach der Gefrässigkeit benannt, die alle Augenblicke beobachtet werden kann.

Am Pferde machte seine Schnelligkeit den entscheidenden Eindruck auf die Phantasie, mehr Eindruck, als die unbedeutende Stimme dieses Tiers; dass Ross wurde an-

geblich bei den alten Griechen und Römern und angeblich auch bei den alten Deutschen nach seinem *scharfen* Trabe, seinem guten *Kurse*, um nicht zu sagen: nach seinem *Horse* getauft, obgleich diese Zusammenstellung äusserst problematisch ist, im Sanskrit bedeutet *hrêsh:* wiehern, griechisch *χρεμετίζειν*, und das dürfte als Etymon von althochdeutsch *Hros* = englisch *Horse* wohl vorzuziehen sein. *Wiehern* ist ein Intensivum wie *kichern*, das einfache *wiehen*, *wihen*, *weien* findet sich im Mittelhochdeutschen, es ist eigentlich ein Hauchzeitwort und hat wie *lachen* im Anlaut ein *h* eingebüsst; das lateinische *hinnire* hat zu unserem *Hihi* ein ähnliches Verhältnis wie *Hund* zu dem *Hauhau* (*αὖ αὖ*) der *Wespen* (903). Bei dem verwandten Esel schien die Stimme ohne Frage einen Teil, was sage ich, die Quintessenz seines herrlichen Wesens auszumachen, wir haben (112) schon gesehen, wie sich die Kairiner Eseljungen daran freuen — diese Stimme ist schrecklich, über alle Massen rauh, durchdringend und stark, (10) dem gewaltigen Geschlechtsapparat des Tiers, das doch so vorzüglich hört, entsprechend, dazu schier unerschöpflich, immer wieder auflebend, ein wahrer Katarakt — kein Wunder, wenn selbst die Pferde davor scheuen, die sie zum erstenmale hören, wenn sie die Ohren spitzen, die so unsanft getroffen werden, und unbeweglich dastehen. Das geschah der Reiterei der Skythen, die durch das Röhren der Esel in Darius' Heer wiederholt zur Umkehr genötigt wurde; ein Umstand, der den Persern zu statten kam (Herodot IV, 129).

Für das Eselsgeschrei sind in den betreffenden Sprachen folgende Lautzeitwörter in Gebrauch:

Griechisch: ὀγκᾶσθαι, βρωμᾶσθαι. Neugriechisch: γκαρύζειν, wahrscheinlich aus ὀγκαρύζειν, einer Nebenform von ὀγκᾶσθαι, schwerlich einer von γαρύειν, γηρύειν, das vom Brüllen der Rinder gilt.

Lateinisch: *rudere*, substantivisch *Ruditus*. Mittellateinisch, Wildesel: *magillare*. Italienisch: *ragliare*, *ragghiare*.

Französisch: *braire* (mittellateinisch *bragire*, wiehern).

Hebräisch: *nahak* (נהק).

Arabisch: *schachara*, شَحَرَ, **wie der Esel schreien, wie der Maulesel:** *schahadscha*, شَحَجَ.

Türkisch, in wunderbarer Übereinstimmung mit der altgriechischen Bezeichnung: *añyrmaq* (*angyrmaq*, اكّرمق).

Sehen wir einmal zu, ob mit einem oder dem andern etwas anzufangen ist.

Hält man dazu die Namen des Tieres selbst und überblickt man, was in der Etymologie mit Ausnahme von Grimm über den Esel geleistet worden ist, so schwindelts einem. Man kann sagen, das einzig Sichere ist: dass unser *Esel* ein lateinisches, unmittelbar aus *Asinus* entsprungenes Lehnwort darstellt, alles Übrige teils ungeschickt, teils merkwürdig naiv. Da ist zunächst die bis zum Ekel wiedergekäute Hypothese Benfeys: dass das lateinische *Asinus* und das griechische *Ὄνος* auf das hebräische *Âtôn* zurückzuführen und etwa folgendermassen zu vermitteln sei:

Ὄτινος — Ὄτνος — Ὄσνος: Ὄνος — Asinus.

Höchst unwahrscheinlich, ganz abgesehen davon, dass der hebräische Ausdruck die (*kleine, kurze Schritte machende*) Eselin bezeichnet. *Asinus* klingt sehr alt und sehr lateinisch, eher noch deutsch als hebräisch (althochdeutsch: *Asni*, Tagelöhner, gotisch: *Asneis*, Sklave); in *Ὄσνος* könnte das *σ* nicht ohne weiteres verloren gehen, aus *Ὄσνος* müsste *Ὄννος* (wie englisch *Ass*) oder *Ὦνος* werden (wie französisch *Âne*). Da ist ferner der hebräische Eselsname *Chamôr*, dem der arabische: *Himâr* und der neugriechische: *Γομάρι* gleicht, ja sogar der ungarische: *Szamar*, vorausgesetzt, dass darin nicht das italienische *Somaro* steckt — wie Gesenius sagt: *nach der rötlichen Farbe des Tiers in südlichen Ländern, vergleiche Burro, Borrico im Spanischen.* Mein Gott, es gibt ja rote Esel, wie es auch weisse und braune Esel gibt, aber das Grautier in ein Rottier zu verwandeln, scheint doch stark.

Man sagt, das kleine Pferd, gleichviel von welcher Farbe, sei im Mittelalter: *Πύῤῥιχος*, *Βουρῖχος*, der Rote, betitelt worden. ***Vermutlich nannte man den Esel Burro nach seinem zottigen Haar,*** meint Diez; aber der Mantel des zahmen Esels, um den es sich doch handelt, ist niemals zottig. Die Wortdeutung hat kein Glück mit dem Esel.

Das griechische *Ὄνος* lässt sich vortrefflich als Eselstimmname fassen, wie das hebräische *Ârôd* (עָרוֹד), das mit Schreihals übersetzt wird; das *Khara* des Sanskrit, das persische *Char*, das an das neugriechische *γκαρύζειν* und das italienische *ragghiare* erinnert; und das neugriechische *Γάϊδαρος*.

Das altgriechische Lautzeitwort war, wie oben bemerkt: *ὀγκᾶσθαι*. Glaubt man etwa, dass dasselbe erst von *Ὄνος* abgeleitet und gewissermassen: *eseln*, französisch: *ânonner* sei? — Vergleiche Seite 208. Wie wäre dann die wunderbare Übereinstimmung mit dem Türkischen zu erklären? — Auch widerspricht dem die Beliebtheit des nasalen Lautbildes, das nicht bloss für das Röhren der Esel, sondern für verschiedene Tierstimmen gewählt ward, unter anderem für:

1) das Brummen des Bären, wie umgekehrt βρωμᾶσθαι vom Esel gesagt wird. Lateinisch: uncare. *Tum linces urcando fremunt, Ursus ferus uncat*, heisst es in dem Gedicht über die Nachtigall, das eine so wichtige, trübe Quelle für Lautzeitwörter ist. *Ursorum Uncare* vel *Sevire* gibt auch (um 1190) Ugutio nach dem *Liber de Naturis* von Sidonius an.
2) Das Brüllen der Rohrdommel, griechisch: Ὄκνος.
3) Den klagenden *Unken*ruf.
4) Das Brüllen des *Unko* oder *Ungko*, eines Affen aus der Familie der Gibbons.
5) Das *Munken*, *Munkeln*, *Munggen* der Menschen selbst.

Nun erinnere man sich daran, wie gern die tierischen Ahmlaute durch einen Kehllaut ergänzt zu werden pflegen: so bleibt von *ὀγκ-*: *ὀν-* übrig, wie *Blö-* von *Blök* (261) oder wie *Ga-* von *Gack* (269). Das *ν* in *Ὄνος* wäre demnach aus dem gutturalen Nasal hervorgegangen, der in der griechischen Schrift durch *γ* ausgedrückt wird. Der *Ὄνος* wäre ein Onker wie der Ungko.

Wenn man ferner erwägt, dass der Esel auf türkisch: *Eschek**) heisst und dies zugleich ein Name der Bremse, der Biesfliege und der Drohne ist (*Eschek arisi; ari* heisst die Biene); dass im Lateinischen gleichfalls ein Wort *Asîlus*, Bremse, von Virgil in dem Gedichte über den Landbau (III, 147) ausdrücklich als ein gut römisches bezeichnet, neben *Asinus*, Esel, herläuft, italienisch: *Assillo:* so kommt man auf den Gedanken, nicht auf den O. Schraders (Sprachvergleichung und Urgeschichte 385): dass das lateinische *Asinus* mit dem türkischen *Eschek* zusammenzubringen sei — sondern darauf: dass bei *Asinus* wie bei *Ὄνος* eine dunkle Onomatopöie vorgelegen haben möge. Auf einer solchen beruht ja auch unser *Bremse; Asilus* erst von *Asinus* herzuleiten und etwa als „Eselsfliege“ zu erklären, scheint nicht ratsam.

Wie *Ὄνος* zu *Unke*, so verhält sich vielleicht *Asinus* zu *Asio*, welches der Name der eine sehr laute Stimme besitzenden Zwergohreule ist. Beinahe zur Evidenz erhoben wird unsere Vermutung durch die Thatsache: dass der Ruf dieses Vogels in Italien mit *Ciù* (woraus *Civetta*) wiedergegeben und zugleich der Esel familiär: *Ciuco* genannt wird.

Mit der Katze, diesem jungen Haustier, dessen Name aber (wenn die Präposition *κατά, κατ᾽ οἶκον, κατοικίδιος* darin steckt) vielleicht das Haustier schlechthin bedeutet, wollen wir diese Übersicht beschliessen, um unten noch einige Namen fremder Tiere kursorisch anzuhängen. Die Katze macht, der labiale Nasal, das Kennzeichen der Stummheit, taucht wieder auf: *Miau*, sie *miaut* oder *maut*, auf diese Weise wird der Naturlaut in allen Sprachen ziemlich einstimmig dargestellt (französisch *Miaou, miauler;* englisch *Mew, mewl;* spanisch *Miau, maullar;* italienisch *Miau, Gnau, miagolare, gnaulare*). Er ist in dieser Fassung bis auf Ägypten, worüber unten, fast unfruchtbar geblieben, wenn er

*) Auch *Merkeb*, das arabische Wort für Schiff, also gedacht wie: das Schiff der Wüste: wir würden den Esel, wenn wir ihn so brauchten, wie ihn die Orientalen brauchen, vielmehr: die Droschke taufen. Nicht unwichtig für die Geschichte des Begriffes Schiff, vergleiche *Rätsel der Sprache* 135.

gleich auf die Wahl des Schmeichelnamens: *Mieze*, eigentlich Koseform von *Maria*, Einfluss gehabt haben mag, derselbe ist auch in Dänemark (*Mis*) und Schweden (*Miss*), sowie in Spanien (*Micho, Micha*) und Italien gebräuchlich (*Micio, Micio, to'!*), in Frankreich rufen sie: *Minette!* — In England hört die Katze nicht auf den Ruf: *Miez!* — sie will: *Puss! Pussy!* angeredet sein. Wedgwood hält das für eine Imitation des Lautes, den die Katze beim Spinnen von sich gibt, es wird aber, wie das alemannische *Bus, Büs*, nur eine Nebenform von *Mutz, Mutzen* und *Mutzel* sein, wie sie in Bayern vertraulich zur Katze sagen — das Wichtige bleibt immer der Lippenlaut, der nur verschieden artikuliert wird, man denke an das *Mä-* und *Bäschaf* (260 ff.). Die Stimme der Katze ändert ja selbst in der mannigfaltigsten Weise ab, im Kreise ihrer Familie, wenn sie ihre Kinder unterrichtet, *miet* sie, wenn sie etwas haben will, *murrt* sie, zufrieden, im Glücke, von der Menschenhand gestreichelt und geliebkost, schnurrt sie wie ein Spinnrad, ähnlich wie der Ziegenmelker schnurrt, das ist das, was wir und die Engländer: *Spinnen*, die Franzosen: *le Ronron* nennen — im Zorne aber faucht sie, dann klingt das *Murren* ganz anders, dann *murmaut* und flucht sie in sich hinein, dann hat sie ihr dumpfes Grollen; das ist das, was die Franzosen: *le Jurement du Chat* nennen und was Buffon mit der *Strideur*, der Stimme des Schwans vergleicht. Von dem vieldeutigen *Murr* nun, das je nach Umständen Bitte und Wohlbehagen, zärtliche Mutterliebe und Drohung ausdrücken kann, nicht von dem *Miau*, haben die grossen Katernamen ihren Ausgang genommen, die in der deutschen Litteratur berühmt sind. Wer kennt nicht den Kater Hidigeigei? — Scheffels Humor hat hier an Hoffmann angeknüpft, der 1821 die *Lebensansichten* des Katers Murr herausgab. Eine weitere Entwickelung zeigt Murner, wie Kater und Katze schon im XVI. Jahrhundert hiessen, wie in der Reformationszeit der Satiriker *Thomas Murner*, der bissige, krallige Kater, der *Bruder Murnarr* hiess, eine scherzhafte fischartsche An-

bildung, die wie so oft in den Mund des Volkes und auf Kater und Katze selber überging. Der Holzschnitt auf dem Titelblatt seines bedeutendsten Gedichtes stellt Murner in Franziskanerkutte und mit einem Katzenkopfe dar, wie er auf dem grossen Lutherischen Narren kniet und ihm mehrere kleine Narren aus dem Munde zieht.

— *Immer besser und besser wurde mir zu Mute, und ich begann mein inneres Wohlbehagen zu äussern, indem ich jene seltsame, meinem Geschlecht allein eigenen Töne von mir gab, die die Menschen durch den nicht unebenen Ausdruck* s p i n n e n *bezeichnen. Welch ein Vorzug, welch ein köstliches Geschenk des Himmels, inneres physisches Wohlbehagen ausdrücken zu können durch Ton und Geberde! Und dann die wunderbare Gabe, durch das einzige Wörtlein* M i a u *Freude, Schmerz, Wonne und Entzücken, Angst und Verzweiflung, kurz alle Empfindungen und Leidenschaften in ihren mannigfaltigsten Abstufungen zu malen! Was ist die Sprache der Menschen gegen dieses einfachste aller einfachen Mittel, sich verständlich zu machen!* (Kater Murr.)

L ö w e. Mit dem *Miau* sind uns die alten Ägypter zuvorgekommen: sie haben in der That die Katze mit *Maau*, *Maumit* bezeichnet, und nicht bloss die Katze, sondern auch den Löwen. Das Determinativ entscheidet, ob *Maau* in der Bilderschrift als Katze oder Löwe zu nehmen ist. Doch lässt sich wohl vermuten, dass dieses *Maau* zunächst für die kleine Katze gegolten hat, für die grosse schien der stille, heimliche Anlaut nicht geeignet. Sondern vielmehr das *R* oder das *L*, zwei im Ägyptischen noch nicht getrennte Laute, die dem rollenden Donner gleichen, die in den Hieroglyphen durch das Bild eines ruhenden Löwen vertreten werden.

Viele Ausdrücke für das Gebrüll des Löwen, die gewaltige niederschmetternde Stimme des Königs der Tiere, vor der alles verstummt, sind wirklich durch das *R* charakterisiert. Das althochdeutsche *ruohen* oder *rohen*, das griechische βρυχᾶσθαι, das lateinische *rugire*, das russische *rjêwjêt*, das arabische *raad*, das eigentlich: donnern bedeutet; auch das hebräische *schâag*, eines der vier hebräischen Worte für das Brüllen des Löwen, die drei anderen sind: *nâham*, *nâar* und *hâgâh*, wird, zum Beispiel Hiob XXXVII, 4, vom Donner gesagt. Merkwürdig ist in den semitischen Bezeichnungen die monotone Wiederkehr des *A* — die indogermanischen scheinen treffender zu sein, der Naturlaut liegt in der Mitte zwischen *O* und *U*. Aber an

keins der angeführten Lautzeitwörter scheint sich irgendwo ein Name des Löwen anzuschliessen, derselbe ist überall von andern Eigenschaften hergenommen worden; die Araber nennen den Löwen: *Asad*, den Aufruhrerregenden, *Seba*, den Würger; die Hebräer nennen ihn: *Laisch*, den Starken, oder (vielleicht nach dem altägyptischen Löwennamen *Ar*): *Ari*, den Feurigen, Grimmigen, daher: *Ariel*, Löwe Gottes, *Benary*, Löwensohn — und selbst da, wo das Tier, wie in hebräisch *Schachal* und *Lâbî*, wirklich einmal als Brüller bezeichnet wird, ist nicht das spezifische Verbum gewählt.

Wie steht es mit unserem *Löwe*, das mittelhochdeutsch: *Lewe*, *Lebe* und *Leu*, althochdeutsch: *Leo*, also wie im Lateinischen, woher es entlehnt ist, gelautet hat? — Es mit dem ebenerwähnten (Genesis XLIX, 9 und Hiob IV, 11 vorkommenden) hebräischen *Lâbî* (לָבִיא), das wie der tschechische Name der Elbe klingt, arabisch: *Labuah* zusammenzustellen, erscheint um so verführerischer, als das alte Wortbild durch den Einschub eines *W* oder eines *B*, einen Einschub, den wir zum Beispiel auch in *Möbius* = *[Bartholo]mäus* vorgenommen haben, fast genau wieder hergestellt worden wäre. Das homerische Λΐς ist sicher mit hebräisch *Laisch* identisch. Anderseits könnte das lateinische *Leo* wieder eine Kopie des griechischen Λέων und dies ein Partizipium sein, das ursprünglich ΛέϜων gelautet hätte: dies nach Pictet identisch mit sanskrit *Lavant*, dem Partizipium Präsentis von LÛ, *lunâmi*, zerreissen. Noch besser als *Lû*, zerreissen, würde sanskrit *Rû*, brüllen, passen, was Friedrich Müller vorschlägt — mehr als eine Vermutung ist das auch nicht, ein *Löwe* in den indischen und iranischen Sprachen bis jetzt nicht gefunden worden. Daher man sich wird beruhigen müssen, dass der *Löwe* wie der *Wein* semitischen Ursprungs sei. Dem hebräischen Worte aber scheint ein Lautzeitwort, das brüllen bedeutet, zu Grunde gelegen zu haben, sodass wir den *Löwen* in der That als eine wilde Art von Bulle, noch besser: als eine Art von *Lüewe* ansprechen können, denn im Mittelhochdeutschen existiert ein ganz bekanntes Verbum *lüewen* (*lüejen*, *lüegen*, *lüen*, althochdeutsch: *hlôjan*, englisch: *to low*) mit der Bedeutung: brüllen, von Ochsen und Kühen, *the lowing herds* gesagt, es ist sogar sicher, dass dasselbe auf die Festsetzung des Lehnwortes, das man eigentlich gar nicht brauchte, wenigstens miteingewirkt hat.

Schakal, in allen Sprachen nach seinem Wehegeschrei (107): der *Heuler*, *Heulerssohn* genannt: arabisch: *Wâwî*, *Dib*, hebräisch: *I* (אִי), sanskrit: *Çrikâla*, *Çrigâla*, womit das persische *Schaghâl*, das türkische *Tschakâl* und unser *Schakal* zusammenhängt (französisch *Chacal*, englisch *Jackal*). *Schuâl* heisst im Hebräischen der Fuchs, das bedeutet aber: den tief gründenden.

Kamel. Die Stimme, ein sonderbares Gemisch von Gurgeln, Stöhnen, Brummen, Brüllen und Knurren, im Arabischen vielfach benannt, im Hebräischen: *kârâ* (קָרָא), wird im Lateinischen mit *blaterare* bezeichnet; *Blatero* heisst der Schwätzer. Der Sanskritname *Kramêla*, *Kramêlaka* ein merkwürdiges Beispiel der Seite 7 erwähnten *R*-verstärkung.

Elefant. Der *indische Ochse (Aleph hindu)*, dessen Name bei allen alten Völkern gleichbedeutend mit Elfenbein (wie umgekehrt *Ebu*[*r*] ursprünglich Name des Elefanten) war, hat ein tiefes, schmetterndes Brüllen, im Kummer ein dumpfes Stöhnen, in der Angst ein Kreischen. Das Gebrüll wurde von den Römern (207/8) als *Barritus* bezeichnet und darnach der Elefant: *Barrus* genannt, ein Name, der beim Horaz vorkommt (Epoden XII, 1). Die Griechen brauchten das Lautzeitwort τρίζειν. Unverkennbar die Ähnlichkeit der Auffassung in *barrire*, *garrire* und dem vorhin erwähnten hebräischen *kârâ*. Das Gehör des Elefanten ist wie beim Esel und bei den Eulen hochentwickelt. Der berühmte Bernhardinerhund, der vierzig Menschen gerettet hat, hiess: *Barry*, dies wohl Abkürzung eine Eigennamens.

Uistiti. Dieser kleine brasilianische Seidenaffe, den man zum Symbol der Sprachwissenschaft nehmen könnte, weil er dem redenden Menschen verwundert auf die Schulter springt, um Zunge und Zahn zu untersuchen, girrt und zwitschert wie ein Vogel; zuweilen, besonders wenn es etwas zu naschen gibt, sagt er ziemlich laut, oft mehrere Male hintereinander: *Uistiti* (französisch *Ouistiti*). Auch das klingt vogelartig; übrigens haben die Saguinchen noch viele andere, pfeifende, knarrende, grunzende Töne, je nach ihrer Stimmung; wenn sie etwas Ungewöhnliches sehn, schnattern sie wie eine Elster und werfen dabei den Oberleib hin und her, gleichsam um den rechten Gesichtspunkt zu suchen. Die kehlkrächzenden Affen gewähren im ganzen nicht die lautliche Ausbeute, die man von ihnen erwarten könnte, unsere Hauptsprachlieferanten sind vielmehr die Vögel; das Element der Affen ist die Gebärdensprache.

Quagga, ein Zebra. Die Stimme der afrikanischen Tigerpferde, die übrigens, mit den Pferden und Eseln verglichen, schweigsame Geschöpfe sind, ist ebenso verschieden von dem Wiehern des Pferdes wie von dem Röhren des Esels, während sie äusserlich beiden ähneln; das Quagga stösst wohl zwanzigmal hinter einander die Silben *Quä Quä* oder *Quä Hä* oder *Oa Oa* aus, daher nannten die Hottentoten das Tier *Quagga*. Die Hottentoten, die in die Namaqua, Koraqua und Griqua (Pluralbildungen) zerfallen, sprechen selbst nicht viel anders als das Quagga.

3. Vogelstimmen. Die Namen unserer Vögel.

Der Mensch des Plato — von den Vögeln haben die Menschen sprechen gelernt, sie sind unsere Meister in der Lautsprache — unser erster Professor ist der Hahn — Darstellung des Hahnenschreis: Kikeriki und Keryx — das angebliche Singen des Hahns — sein Krähen und unser Reden — an den Kikeriki anschliessende Vogelnamen: Krähe, Kranich, Krikente, Kuckuck, Zwergohreule, Kakadu — das Wort Kakadu soll angelernt sein, das ist spasshaft — der Hahn und die Henne: ihr Gackern und ihr Glucksen — die Lockstimme der Gans, ihr Willkommen, ihr Zischen, ihr Gähnen, darnach heisst sie — die Paper und die Pieper, das *P* gehört der Imitation an — die Papageien: sie sprechen in Anapästen, rufen selbst ihren Namen aus, dennoch wird derselbe nicht verstanden — für Pfauen gehalten: der Pfau und das lateinische Lautzeitwort paupulare — Pfau ein Name wie Uhu, wie der Uhu zu bellen scheint und das Gebell von der Sage den Hunden des Wilden Jägers zuerteilt wird — der Uhu und die Eule, bald wird der Naturlaut stracks personifiziert, bald ein lautes Wesen aus ihm herausgebildet — endlich wird er auch alten Begriffen bestimmend vorgesetzt — kursorische Übersicht über einige andere Vogelstimmnamen: Turteltaube, Fink, Pirol, Kiebitz, Stieglitz, Margolf, Marquard, Wiedehopf, Wendehals, Zippe — das Kleingeflügel, durch Zischlaute oder Sibilanten charakterisiert: der Sperling, Darstellung seines Gezwitschers, interessante Kombination — wie Insekten.

Ich singe, wie der Vogel singt,
der in den Zweigen wohnet.
Goethe, Der Sänger.

Diogenes brachte seinen Schülern einen gerupften Hahn: das sei der Mensch des Plato. Ganz recht. Nur dass die Vögel Federn haben; dass sie fliegen können; sonst sind sie uns ähnlicher, als irgend eine Klasse des Tierreiches. Wir fühlen einen verwandtschaftlichen Zug zu den schönen Vögelein, die im Luft unterm Himmel sein, viel mehr als zu den Vierfüssern, die uns gegenüber etwas Ungeschlachtes haben, oder gar den Fischen; sie sind von der Natur bevorzugt, sie haben Flügel anstatt der Arme, sie bewegen sich freier als wir, die wir nicht von der Erde weg können und am Boden kleben, aber wenn es ihnen gefällt zu gehen, so halten sie sich aufrecht wie wir selbst. Wir vergleichen uns am liebsten mit den Vögeln, nennen uns am liebsten

nach den Vögeln, wir haben sogar häufig vollkommene Vogelgesichter, in denen bald der Mund, bald die Nase einen Schnabel abgibt, physiologisch entspricht ihm natürlich nur der erstere, da der Schnabel die Kiefer der Vögel darstellt, die an Stelle der Zähne mit einer hornigen Scheide bekleidet sind; und wie uns dieser Schnabel gewachsen ist, so pflegen wir auch zu sprechen. Viel, viel haben wir von den Vögeln angenommen: die Australier tanzen wie die Vögel, sie behaupten, die Tanzkunst einem langbeinigen Flamingo abgesehen zu haben — der heilige Ibis lehrte die Ägypter das Klystier und andere Kunststücke — vom Schneidervogel haben die Schneider das Nähen, vom Adler die Könige das Regieren, vom Hahn die Männer das Eherecht, von der Nachtigall die Sängerinnen das Tremolo gelernt. Man rühmte Jenny Lind in Paris nach, dass ihre Stimme in den klaren Silbertönen der höheren Lage einen der Vogelstimme ähnlichen Reiz gewonnen habe. Vor allen Dingen haben die Menschen von den Vögeln sprechen gelernt: unzählige Worte und Laute stammen direkt von den Vögeln, deren Stimme infolge ihrer aufrechten Haltung und ihrer lebhaften Atmung ungemein entwickelt ist, die zwar vorzugsweise auf Vokale angewiesen sind, aber der Konsonanten doch nicht durchgängig entbehren, wie man etwa aus Seite 79, 113 und 130 schliessen könnte, man denke nur an die Papageien und die Krähen; deren Paarungsrufe vielleicht früher artikuliert gewesen sind, als unsere. Während ihnen ihr starrer Mund, ihr Federkleid und ihr fächerartiger Arm die Gebärdensprache nicht gerade unmöglich macht, aber nicht erleichtert. Die Vögel haben sogar fast durchgängig einen doppelten Kehlkopf, von denen der eine dem unseren vollständig entspricht, doch wird die Stimme nur in dem unteren gebildet.

Die Affen sind unsere Meister in der Gebärdensprache; in der Lautsprache sind es die Vögel. Wenn die Araras leise sprechen, klingt es ganz wie menschliche Unterhaltung. Das Talent der Papageien und der Stare, mit Hilfe

ihrer fleischigen Zunge einzelne Worte nachzusprechen, ist bekannt; das Talent der Menschen, den Vögeln nachzusprechen, ist nicht so bekannt, aber noch viel grösser.

Unser erster Professor ist der Hahn, der es nie verschlafende Trompeter, die Weckuhr, die, wie Horatio sagt, mit schmetternder und heller Kehle den Gott des Tages weckt, der *Kikeriki*, wie er allerorten von Klein und Gross genannt wird.

Die Auffassung seines Gekrähes schwankt: wir sagen, er mache *Kikeriki*, in Italien macht er *Cuccurucù* (neben *Chicchirichì*), in Frankreich *Coquerico*, bei Rollenhagen: *Guck Guck Kurith!* — im Alsfelder Passionsspiel singt der Hahn bei der Verleugnung Petri:

Gucze gugugå!
Peter, lug lug lug nu då!

Wenigstens ist doch der Anlaut beständig guttural, Hoffmann von Fallersleben macht es entschieden ungeschickt, er scheint an seine Gläubiger zu denken, wenn er sagt:

Des Morgens wenn die Hähne krähn:
Widerumpumpum! —

Das sieht man auch aus den Verbis, von dem lateinischen *cucurire*, dem griechischen *κοκκύζειν* an bis zu dem englischen *to cocker* und dem französischen *coqueriquer;* Konrad von Megenberg sagt von dem Hanen, er rufe seinen Weiben zu dem Essen, so er das Korn finde, mit seinem sanften *Quitlen* (*quitteln*, *quittern*, *kittern*, ital. *squittire;* auch *kaudern*, wie beim Truthahn) — man sieht es auch an den Hahnnamen, die fast ohne Ausnahme von der Stimme des Hahns hergenommen sind.

Wir sagen nicht bloss: der *Kikerikihahn*, wir sagen auch ganz einfach: der *Kikeriki;* wir haben nicht bloss (im Thüringer Walde): einen *Kickelhahn* oder einen *Gockelhahn*, wir haben auch einen *Gockel* — und so sprechen die Franzosen, ohne Verkleinerung und noch kürzer, von einem *Coq*, die Engländer von einem *Cock*. Was sich wie ein Hahn brüstet

und zu gefallen sucht, nennt man bekanntlich: *kokett*, der Stolze, der Hoffärtige ist in Italien: *di quelli del Chicchirichì*, er trägt eine *Kokarde* wie einen Hahnenkamm. Diez hört auch aus dem französischen Namen der Klatschrose: *Coquelicot* = *Coquericot* den imitierten Hahnenschrei heraus — weil sie wie der Hahnenkamm: *ponceau* sei. Aber das ist doch eine seltsame Manier, den Vogelnamen onomatopoetisch aufzufassen, den Blumennamen aber nicht. Selbst wenn man beim Feldmohn an ein wirkliches, lautes Klatschen denkt, vergleiche darüber Seite 193, wird man in *Coquelicot* doch lieber einen Geräuschlaut, nach Art derer von Seite 38 ff., erkennen wollen. Unsere erste Erklärung (Seite 165) scheint allerdings die einfachste zu sein, sie wird schon durch die altgriechische Benennung: *Πλαταγώνιον* begünstigt. Schon die alten Griechen klatschten (*πλαταγοῦντες*) die breiten Blätter der Feuerblume auf, indem sie dieselben über Daumen und Zeigefinger legten, um das Liebesorakel zu befragen: der Klatschmohn war das Masslieb der alten Griechen. Diez macht einen ungeheuren Umweg.

Et gallus cantavit, heisst es im Evangelium (Matthäi XXVI, 74). *Canere*, iterativ: *cantare* ist (neben *cucurrire* und *caxitare*) das lateinische Lautzeitwort; unser deutsches, Grimms Gebote haltendes *Hahn*, althochdeutsch: *Hano* längst damit verglichen worden. Auch die Griechen brauchen *ἀείδειν* vom Krähen des Hahnes; entsprechend sagt denn auch der Krist in Otfrieds Evangelienharmonie: Petrus werde ihn dreimal verleugnen, *êr thaȥ huan singe*. Wenn man aber in dieser Stelle eine Bestätigung dafür sieht: dass das Krähen des Hahns als ein Gesang aufgefasst worden sei, wenn man den Hahn zu einem den Tag ansingenden Sänger stempelt, so befindet man sich in einer sonderbaren Täuschung. Otfried hat ohne Zweifel das *antequam gallus cantet* der Vulgata übersetzt; hätte er aber auch von selbst den Ausdruck *singen* gewählt, so wäre doch sehr die Frage, ob darunter ein Singen in unserem Sinne verstanden werden müsste. *Cantare* hat diesen Sinn von Haus aus sicher nicht gehabt, das sieht man eben

daraus, dass es auch: krähen, krächzen, quaken, blasen und alle möglichen Töne vertreten kann; ja, es war vielleicht noch eher auf das Gekräh, als auf den Gesang gemünzt, dafür spricht eben der Begriff: Hahn. Die Erklärer, die sich vielmehr daran erinnern sollten, dass man von einem schlechten Sänger sagt: er *krähe* (208) — geben sich hier derselben Illusion hin, die unsere Sprachgelehrten bei dem Ausdruck Sprache selbst erfasst, der, als er aufkam, noch keine Idee von Wohllaut, von der gegenwärtigen Vollkommenheit des Verkehrsmittels in sich schloss. Wir beziehen uns hier auf die Erfahrungen zurück, die wir mit den Rudimenten der menschlichen Unterhaltung, speziell mit den menschlichen, allzumenschlichen Sprachansichten und -auffassungen gemacht haben und aus denen nicht gerade hervorgeht: dass die Sprache ein Gekräh gewesen sei, wohl aber: dass sie für ein Gekräh gehalten worden sei (208 ff.). Überall ist der Begriff entweder an die niedrigsten Naturlaute oder an Tierstimmen angelehnt. Gerade der Hahn ist recht geeignet, den Schwärmern ein Licht aufzustecken, die aus unserer Sprache Wunder was machen möchten. Wir nennen ihn den Sänger, die Römer nannten ihn den Schwätzer.

Auf lateinisch heisst der Hahn: *Gallus*, will sagen: der *Gellende, Gallende, Kallende*, alles übliche Lautbezeichnungen, keine Erfindungen, *gallen* verhält sich zu *hallen*, wie *gellen* zu *hellen*, vergleiche Seite 274 — er *gallt* wie die Taube *girrt*, er *gallt* des Morgens, wie die Nachtigall (339) des Nachts, er *gallt* wie der Schwätzer, der *Garrulus* der Römer, *garrt*. Bei den Ochsen, im Ländchen Muh, haben wir die Bekanntschaft des Riesen *Geryon* gemacht und gesehen, was *Γῆρυς* heisst — Rindergebrüll, Kuhsprache, *ἁδὺ δὲ χὠ μόσχος γαρύεται* — das war unser Reden, unser Singen, unser Preis und Ehre! — Es ist ja nur konsequent, an dem allgemeinen Gegarre, an dem urweltlichen Gulgul und Glagol auch den Kikeriki teilnehmen zu lassen. *Glagol* ist im Russischen: das Wort, *glagolat* soviel wie sprechen; Glagolitika

heisst bekanntlich eine der beiden alten slawischen Schriftarten, die durch die Cyrillika verdrängt wurde. *Gulgul* ist persisch und bedeutet einen Tumult, einen Volksauflauf, wie noch heute im Türkischen, vergleiche den Namen *Bulbul*.

In Griechenland hiess der Hahn als Sonnenvogel (117): *Ἀλεκτρυών* — als Kikeriki hiess er: *Κῆρυξ*. Ich bin fest überzeugt, dass *Κῆρυξ* den Hahn und dann erst den Herold bezeichnet hat; der Stamm von *Κῆρυξ* ist: *Κηρυκ* und dieser buchstäblich in *Ki-kerik-i* oder (italienisch) *Cuc-curuc-ù* enthalten. Unter *Coquelicot* erwähnt Diez einen Hahnnamen: *Κίκιῤῥος*, der unbekannt ist; er hätte *Κῆρυξ* erwähnen sollen. Das ist keine ungegründete Vermutung — Aristophanes nennt den Hahn in den *Ekklesiazusen* (30) wirklich *Κῆρυξ* und, was den Ausschlag gibt: *κηρύσσειν* wird nicht nur vom Heroldsamt, sondern auch vom Krähen des Hahns gebraucht. Vergleiche unten *Kuckuck*. Man könnte denken, es sei ein Bild, wie wenn die Stimme des Hahns, der „als Trompete dient dem Morgen", sogut wie die Stimme Achills mit einer Trompete verglichen wird: *Ἀλέκτωρ ἡμέραν ἐσάλπισεν*. Bei dem absoluten Gleichklang und der überall vorausgesetzten Begriffsentwickelung wird man mir zugeben müssen, dass diese Etymologie des griechischen Heroldsnamens ebenso natürlich wie einfach ist.

Caduceus heisst bekanntlich der Schlangenstab des Merkur, das uralte Abzeichen der Herolde. Das Wort ist griechisch und aus *Κηρύκειον* entstanden: das *ρ* hat sich in *d* verwandelt, wie *Richard* in *Dicken*, vergleiche spanisch *Sur* = *Sud*, *Σέλινον* = *Sedano*, *Cikade* = *Cigale* u. s. w. Die Kaufleute, die den *Caduceus* im Schilde führen, denken sich nichts dabei, vielleicht aber erinnern sich die italienischen Apotheker, die den Caduceus mit dem Äskulapstab verwechseln, dass dem Äskulap ein Hahn geopfert wird.

An den Kikiriki, den Keryx schliessen sich noch viele andere gutturale, auf derselben Grundlage:

K—K *K—R* *K—R—K*

aufgebaute Vogelnamen an — Vogelnamen, verballhornte Vogelstimmen — die Übereinstimmung ist zuweilen eine vollständige, was natürlich nur die schlechte, ungenaue menschliche Nachahmung beweist. Ein halb Dutzend andere Vögel mischen sich in dieser Hinsicht mit dem Hahn, am gesetzlichsten

1) die Krähe, denn folgerichtig müssten wir eben den Hahn die Krähe nennen, weil er kräht. Statt dessen führt diesen Namen eine Vogelgattung aus der Familie der Raben, die wir wiederum nicht *krähen*, sondern *krächzen* lassen, als ob das etwas anderes wäre (265). Griechisch: κρώζειν. Grundform des Naturlauts: KRA, nach Quintilian I, 6, 37: GRA GRA (*Graculus*, noch heute Bezeichnung des Kormorans und der sogenannten Krähenscharbe); mit Umstellung erhalten in den alten Namen der Krähe: *Cornix* und Κορώνη.

2) Der Rabe, althochdeutsch: *Hraban*, sanskrit: *Kâravas*, lateinisch: *Corvus*, griechisch: Κόραξ; die Verwandtschaft von *Corvus* und *Cornix* einerseits und von Κόραξ und Κῆρυξ anderseits muss auch dem blödesten Sinn einleuchten. Die Wissenschaft ordnet die Krähen der Gattung Rabe unter, die Sprache weiss nichts davon, sie betrachtet Raben und Krähen als zwei verschiedene Vögel. Und zwar pflegt die Stimme des Raben mit KOLK imitiert zu werden, daher man ihn auch *Kolkrabe* nennt — *Kolk* oder *Kork* ist in der That das Wort, das in der Unterhaltung eines Rabenpaares am häufigsten vorkommt und das man endlich behält, wie man das englische *Yes* oder das französische *Oui*, *Monsieur* behält. Brehm Vater hat daneben noch die Silben: *Rabb Rabb Rabb* verstanden, wodurch sich allerdings: *Rabe* sehr einfach erklären würde. Die volksmässige Imitation ist indessen, nach den vorangestellten Formen zu urteilen, einen zwar abweichenden, im ganzen aber doch entsprechenden Weg gegangen wie bei der Krähe, namentlich was den Kehlanlaut betrifft.

3) Die Kraniche des Ibykus. Auch die Vögel des Mannes, dessen Name nach Lobeck selbst: *Schreivogel* bedeutet, gehören in diese Gruppe — nur als Kuriosum und echte Gelehrtenetymologie ist Pictets Einfall zu betrachten: dass die Γέρανοι als Γέροντες, Greise, angesehen worden seien, weil sie über fünfzig Jahre alt würden. *Sieht man in schwärzlichtem Gewimmel ein Kranichheer vorüberziehn* — ei, man sieht die Kraniche nicht bloss, sie sind selber Ibykusse, sie schreien ausserordentlich laut, wenn sie durch die Länder fliegen, schreien auch, wenn sie sich häuslich niedergelassen haben, die noch reisenden Züge gellend an. *Grues gruunt.* Auch für sie ist eben die Lautverbindung *GR*, die wir in *KR* verschoben haben, und wenn

man so will: die Wurzel *GAR* = *GAL* charakteristisch. Die Araber nennen den Pfauenkranich, dessen Stimme man im Walde auf mehrere Kilometer Entfernung hört, nach dieser Stimme: *Kharnuk;* auch das hebräische *Agûr* (עָגוּר) ist nach Gesenius onomatopoetisch. Zu deutsch heisst der Kranich eigentlich: *Kran* oder *Krahn*, wie die Aufzugsmaschine, die einen langhalsigen Kranich darstellt.

4) Die Krikente, die nicht etwa *kriecht* wie eine Raupe, sondern eine Schwester der *Knäkente* ist und *kriekt* wie der Wiesenknarrer, der sogenannte Wachtelkönig, *Crex pratensis*, oder wie die sogenannte *Kuricke*, der Amazonenpapagei, französisch *Perroquet Crick; krieken* deckt sich mit dem griechischen κρίζειν, das von dem starken, widrigen Geschrei des Habichts gesagt wird, und dem englischen *to creek* = *to creak*. Κρίκε δὲ ζυγόν, es krachte das Joch (Iliade XVI, 470, vergleiche Seite 39).

5) Der Kuckuck, dessen bekannter, den Frühling verkündigender, den unsichtbaren Vogel fast ganz allein vertretender Ruf in Deutschland eben mit *kuckuck*, in Italien mit *cu cu*, in Frankreich mit *coucou*, im Griechischen mit κόκκυ dargestellt zu werden pflegt, vergleiche Seite 113. Das Verbum κοκκύζειν verwenden die Griechen, so wenig werden beide Stimmen auseinandergehalten, gleicherweise für den Kuckuck und für den Hahn, respektive den Knurrhahn, also für den *Kéryx* — wie gesagt, ist die Stelle aus den *Ekklesiazusen* des Aristophanes:

ὡς ὁ Κῆρυξ δεύτερον κεκόκκυκεν

für die Bedeutung: Hahn beweisend. Wie der Hahn: Κῆρυξ, hiess der Kuckuck: Κόκκυξ — die alten Inder nannten ihn: *Kôkilas*, die Römer: *Cuculus*, daher das italienische *Cuculo*, *Cucolo*, die Franzosen sagen: *le Coucou*, altfranzösisch: *le Cocu*. *Cocu* ist bekanntlich soviel wie Hahnrei, eine Bedeutung, die auch *Gauch* im Deutschen hat; jedenfalls liegt hier abermals eine Vermengung von Kuckuck und Kikeriki vor. Wir machen es überhaupt nicht besser als die Griechen, indem wir den Kuckuck *kucken* und den Hahn nicht bloss *krähen*, sondern auch *kuckern* lassen, was nur eine Iterativform von *kucken* ist. Das französische Lautzeitwort ist *coucouer*, *coucouler*, das italienische *cuculiare*. *Gauch*, mittelhochdeutsch: *Gouch*, althochdeutsch: *Gouh*, ist der alte Name des Vogels, lose mit *Kuckuck* zusammenhängend, so lose, dass es sogar: *Guckgauch* heisst, wie: *Kolkrabe*, zum Beispiel bei Fischart.

6) Die Zwergohreule, deren Stimme in Italien mit *cuccù* und *chiù*, auch *ciù* wiedergegeben und die selbst so genannt wird; letztere Form liegt dem italienischen Namen des Steinkauzes: *Civetta*, voller: *Ciovetta*, dem französischen *Chouette* und vielen anderen zu Grunde. Die Zwergohreule bewohnt die Bäume des Parks von Madrid, doch

ist spanisch *Chova*, *Choya:* die Nebelkrähe. Κικκαβαῦ bei Aristophanes der Schrei einer Eule, der Κικκάβη.

7) Der Kakadu, französisch: *Kakatoës*, englisch: *Cockatoo*, malayisch: *Kakatûa*. Man behauptet, dass dieses Wort menschlichen, eben malaiischen Ursprungs sei, im Malaiischen: alter Vater bedeute und erst von den Malaien junggefangenen Kakadus angelernt, daher auch von wildlebenden Vögeln niemals vernommen werde. Dazu scheint zu stimmen, dass die australischen Arten das Wort englisch aussprechen, ja mitunter etwas ganz anderes, nämlich: *pretty Cockey* sagen, was sie freilich erst in der Gefangenschaft gelernt haben.

Es wäre am Ende ganz gleichgültig, ob die Kakadus ihr Kakadu von den Malaien oder ob es die Malaien von den Kakadus hätten; aber der angebliche Sprachunterricht beweist gar nichts. Ist dem Papageien wirklich Stunde gegeben worden, so hat man ihn eben sein eigenes Wort gelehrt, das war die Stunde. Die Menschen sind froh, wenn sie selber etwas von den Tieren aufschnappen können, sie gehen in die Stunde — dann thuen sie wohl, als ob sie ihnen etwas zu sagen, etwas zu lehren hätten. Wir haben einen Starmatz in unserem Zimmer und locken ihn: *Matz! Matz!* — und machen ihm: *Mätzchen! Mätzchen!* — bilden uns ein, wir riefen ihn: *Matthäus*. Unsinn; der Star ruft von alleine: *Matz! Matzaiiiia!* — Damit hat er uns erst auf die Spur geholfen. So die Malaien und der Kakadu; sie sind viel zu unproduktiv, um dem Vogel etwas zu geben, was er nicht schon hätte, höchstens dass sie seiner Sprache ein Wort aus der ihrigen anpassen. Es war wohl recht schwer das Pensum, die Schüler hatten wohl recht zu lernen an dem malaiischen Kakadu? — Wetter! Auf Neuseeland gibt es einen Eulenpapagei, den nennen die Maori: Kakapo. Hat wohl auch guten Unterricht empfangen? — Man muss doch zugeben, dass der Name Kakadu die Lieblingslaute der höheren Vogelwelt und das *Caquet* enthält, das zahllose gefiederte Affen ohne Lehrmeister herausbringen — wenn die Dohlen in Ostpreussen im Herbst ankommen und es *Ka Ka Kej* über die Felder klingt und es auf den Türmen der Städte *kakakejt*, dann heisst es: *Die Litauer sind da, der Winter ist nah* — denn so *kakakejt* das Landvolk in der Gegend von Memel und von Tilsit, dessen Sprache die altertümlichste unter den lebenden indogermanischen Sprachen Europas ist.

Den gegründetsten Anspruch auf die Gesellschaft des Hahns hätte wohl seine Frau Gemahlin, die Frau Henne; die Stimme derselben ist jedoch wesentlich verschieden. *Cucurrire solet gallus, gallina gracillat* (*grocillat, cacillat*). Die

Henne kräht nicht, sie *gackert* und macht, Pater Abraham a Santa Clara hat (1687) darüber gepredigt: Gack Gack Gack Gack a Ga — das *Ga* am Schlusse eine Oktave höher — dieses wenn sie ins *Gackenest* gelegt hat — worauf der Hahn krähend antwortet und das freudige Ereignis den andern Hennen auf diesem Wege mitteilt. Das ist das französische *crételer*, das eigentliche französische *caqueter* — jeder Vogel frohlockt, wenn er Eier gelegt und sich erholt hat, nicht bloss, weil die Wehen überstanden sind, sondern auch, weil die Fortdauer seines berühmten Geschlechtes hiermit gesichert ist, denn der Jubel wird auch während des Brütens wiederholt. Wenn die Henne dagegen die Küchlein lockt, als treusorgende Mutter, hat sie einen gluckenden Laut, einen Laut, wie wir ihn (83. 282) beim Schlucken und beim Schluchzen haben, und der ihr den Namen: *Gluckhenne*, italienisch *Chioccia*, eingetragen hat; dann *gluckst* sie (französisch: *glousser*, italienisch: *chiocciare*, lateinisch: *glocire*, *glocidare*, *gluttire*, griechisch: *κλώζειν*). Das Gackern teilt die Henne mit anderm Federvieh, namentlich mit den Gänsen, die (269) *Gickgack Gickgack* machen, übern Rhein fliegen und als *Gigacke* wieder heimkommen, sogar mit den Menschen, die oft ein gehöriges Gickelgackel und Wischiwaschi anstellen, nachgaxen, was man ihnen vorgixt, und von einer Sache weder Gicks noch Gacks zu wissen pflegen; das Glucken teilt sie mit der Flasche, der Wasserpfeife, dem Menschen, der Wildtaube und vielleicht mit dem Steinkauz, dessen griechischer Name: *Γλαύξ* wie *Ἴυγξ*, *Κόκκυξ* und *Κῆρυξ* gebildet scheint.

Das Gigack ist die Lockstimme der Gans, das Wort, das sich die Geschlechter gegenseitig geben; übrigens hat der hochinteressante Vogel eine Menge zum Teil berühmter Laute zur Verfügung. Durch den *Clangor Anserum* wurde (390 v. C.) das Kapitol gerettet — kein Wunder, denn dieser Schrei, eine Art Trompetenton, könnte einen Toten auferwecken — im Schreck pfeift sie, im Zorne zischt sie wie eine Schlange, wo die Lateiner bezeichnend: *sclingit anser*,

gingrit anser, auch *stridet anser* sagen — der zornige Schwan hat einen ähnlichen Laut (*drensare*), Oken will wissen, dass die berüchtigten alten *Striges*, die den Kindern in der Wiege das Blut aussaugen, die Vorbilder der italienischen Hexen oder *Streghe*, so entsetzlich kreischen. *Dies Ohreulengeschlecht wird darum Zischer benennet, weil wie Zischen ihr Ruf tönet.* Wahrscheinlicher Würger (von *stringere*).

Der Willkommen der Gänse lautet nach dem Kindermärchen: *Wulle Wulle* — *Wulle Wulle* werden sie gerufen, *Wule, Wuhle, Wusel* ist ein Kinderwort für Gans. Die Kinder haben ihre *Wulegans* wie ihre *Pakente* oder *Quackelente.* Nach Buffon macht die Ente *Can Can*, Littré würde (256) sagen: *quanquam*; Diez hat demnach nicht nötig, einen *Canard* als einen geflügelten *Kahn* aufzufassen, eine zwar angemessene, immerhin für einen Namen etwas gewaltsame Vorstellung.

Unsere Vorfahren betrachteten die Gans schlechthin als den Vogel, der seinen Schnabel aufsperrt und *gähnt*, will sagen, jenes Ha, die Silbe der Exspiration hervorbringt. Das haben schon die Alten geahnt, indem sie *Χήν* mit *χαίνειν* zusammenstellten, aber doch nicht ganz verstanden, die Neueren ebensowenig, sonst würden sie nicht auf eine uralte Entlehnung des Wortes von einem fremden Volke raten. Das Aufsperren des Schnabels macht es nicht allein, sondern das gleichzeitige *Ha-* oder *Ga-*sagen, wovon eben alle Ausdrücke für *gähnen* und für *gaffen* vom Chaos bis zum Ginnungagap, dem Gaffen der Gähnungen, hergenommen sind, und das bei uns in dem *Gagag* der Gänse seinen Ausdruck gefunden hat. Da das Lachen nur eine andere Art Ausatmung ist, die zu derselben Artikulation führt, so könnten wir die Gänse auch lachen lassen, wie Lachgänse (108. 272. 274); das Wichtige ist einzusehen: dass in dem Namen der Gans ein Hauchzeitwort enthalten, dass *Gans* gerade so ein Begriff ist, wie etwa *Hauderhauder.* Nur dass der Hauch Nebensache und die anlautende Media *G*, die der indogermanischen Aspirata *GH* entspricht, eine unwesentliche, im Grunde sogar falsche menschliche Zuthat

ist, die daher auch im Lateinischen (*Hanser, Anser*) ganz fehlt. Wesentlich ist der Vokal, bei welchem die Lippen über die normale Lage hinaus geöffnet werden (269. 79).

Anser et Anseruli clamant post Pascha: Pi Pi Pi,

belehrt uns ein Hexameterchen aus christlicher Zeit. Nun ja, alle jungen Vögel *piepen*, weil sie etwas in ihren Schnabel, etwas (307) zu *picken* haben wollen, *πιππίζουσι*, *τιτίζουσι*, *τρίζουσι*, wie schon Vater Homer gewusst hat — *da is a Pipi!* — ruft das Kind im Rosenthal und macht: *Ksch!* — so werden wohl auch die Gänschen *Piepchen* heissen dürfen. Aber schon als Gänschen haben sie etwas von dem *A* weg, in dem ihre Mutter glänzt — nein, sie rufen nicht *Pipi*, geliebter Bruder im Herrn, sie rufen *Papa* wie die Menschenkinder -- darum nennen sie die Italiener, die das Wort sehr lieben: Paperi. *Παππάζειν* wird nach Pollux vom Gänsegeschrei gesagt, in Spanien betrachten sie: *parpar* als die *Voz natural del Pato.* Im Neugriechischen heisst die Ente *Πάππια*; *Παππί*, *Παππάκι* ein Entchen. Die Menschen lieben es nicht nur, ihre Gänse und ihre Hühner als die Kleinen anzusehen, sie thun auch noch so, als ob sie ewig jung blieben. Aber die erwachsenen Gänse sagen: *A*; die jungen Gänse sagen: *Pa*; und die kleinen Kraniche und die Spatzen, die Wiesenpieper, die Baumpieper, die Brachpieper, die niemals gross werden, sogar die Kanarienvögel sagen: *Pi.* Ihre Lockstimme ist: *Pi Pi.* Wir brauchen wohl nicht zu erinnern, dass kein Vogel wirklich piept, mag er jung oder ausgewachsen sein, und dass die Imitation das *P*, das der Vogelstimme durchaus nicht zukommt, genau so hinzuthut, wie das *K* beim *Kuckuck* (113).

Wem fallen bei unsern *Papern* nicht die Papageien ein? — Über diesen Namen sind die ergötzlichsten, kindlichsten Etymologien vorgebracht worden, und doch hat er einen noch kindlicheren Ursprung.

Papagei, französisch: Papegai (gewöhnlich: *Perroquet*, Peterchen, Pfarrchen), polnisch: Papuga.

Italienisch, mit Anbildung: Pappagallo (neben *Parrocchetto*, Pfarrchen).

Arabisch, worauf alle Formen zurückgehn, ob es gleich wie eine inkorrekte Nachbildung (wie *Babîr* von *Papyrus*, *Butrus* von *Petrus*, *Batrak* von *Patriarch*) aussieht: Babaghâ, Babbaghâ

Unmöglich in letzterem die Nachahmung des Papageienrufes zu verkennen, die fast allen Papageiennamen zu Grunde liegt. Was man in jedem Zoologischen Garten hören kann, ist ein schnarrendes *Ara*, *Arara*, ein rauher, einsilbiger Laut, der Ähnlichkeit mit der Stimme unserer Rabenkrähe und ein *R* gleich dem *R* der Ostseeküste hat — er gehört dem Charaktervogel des Urwalds an, der: Arara, im Guarani: Araraca heisst. In den Waldungen um den Amazonenstrom findet sich der Fächerpapagei, der ruft: *Hia!* — die Ansiedler nennen ihn: Hia; der obenerwähnte Eulenpapagei wird von den Maori: Kakapo oder Tarapo genannt. Sollen wir etwa noch einmal auf den Kakadu kommen? — Dass *Babaghâ* wie *Kakadu* der Natur unmittelbar abgelauscht ist, hört ein Tauber. Dass *Babaghâ* und *Kakadu* und *Kakapo* und *Arara* dreisilbige, aus zwei Kürzen und einer Länge (◡ ◡ –) bestehende, fast ganz gleich vokalisierte Anapästen sind, ist ein öffentliches Geheimnis. Dass der Papagei den Arabern in der Wüste, den Malaien im Indischen Archipel, den Aturen in der Orinokowildnis denselben Unterricht erteilt hat, den die Europäer alljährlich beim Guckgauch geniessen, erzählen die Sperlinge auf den Dächern. Er verdient wahrlich das Fischartsche Lob des Kuckucks,

weil ers macht so verstendlich grob,
dass solchs all Esels Ohrn merckn,
dörffn nit drob viel Kopffs zerwerckn
und sein Gsangsweiss errathen lang,
weil er selbst rufft sein Nam und Gsang.

Unter den vielen albernen Deutungen des Papageiennamens, speziell des italienischen Pappagallo findet sich auch die: aus *Pavus Gallus*, englisch *Peacock*, Pfauhahn. Der

stolze Asiate, der Pfau, lateinisch: *Pavo*, griechisch, dental anlautend: *Ταώς*, hat selbst Etymologien besonderer Art über sich ergehen lassen müssen, stellte doch Lassen das Wort mit dem Çikhin, mit Federbusch versehen, des Sanskrit zusammen! — Hebräisch heissen die Pfauen *Tukkîyyîm*, ein indisches Fremdwort, wie angeblich *Ταώς* ein arabisches (*Tâwûs*). Eine Beziehung beider Vögel dürfte wirklich existieren, nur dass natürlich nicht das eine vom andern abgeleitet ist. Die Stimme des Pfauen, ein garstiges Geschrei, worüber sich der Inhaber gegen Juno beklagt, ist den Menschen von jeher merkwürdig und um so merkwürdiger gewesen, als sie in einem auffallenden Kontraste zu der Pracht seines Gefieders steht. Nach Athenäus sprach man das Wort in Attika mit zirkumflektierter und aspirierter Endsilbe, um die unangenehme Stimme des Vogels nachzuahmen — wer weiss, ob nicht die altenglischen Namen: *Pe, Poo, Pekok* und *Pokok* unentlehnte Nachahmungen sind und dem vorhin erwähnten *Kakapo* gleichstehen; im Mittellatein bildete man (nach Analogie von *baulare*, bellen) das Verbum *paupulare*, gleichsam *Pau* machen, indem dies das Wort des Vogels wäre. Ohne Zweifel steckt in diesem mittelalterlichen *paupulare* das vergeblich gesuchte Etymon des lateinischen *Pavo*, woraus unser *Pfau* entlehnt ist — es ist ein Name wie der des *Uhu, Schuhu* oder *Buhu*, lateinisch: *Bubo*, griechisch (mit Verlust des labialen Reibelautes wie bei *Ταώς*): *Βύας*, den doch niemand aus dem Sanskrit erklären wird. Die Analogie geht noch viel weiter und ist ausserordentlich lehrreich. Wir sagten, dass *paupulare* nach Analogie von *baulare*, Hau Hau machen, gebildet sei. Der Uhu, der berühmte König der Nacht, ist wirklich ein Hauhau, das *Buhu*, das in mondhellen Nächten im Walde schauerlich wiederhallt, dass einem die Haare zu Berge stehen, den Menschen wirklich als Hundegebell erschienen. Als das Gebell der Hunde des Wilden Jägers, der mit seinem Geisterhaufen in den Zwölften über Wälder, Felder und Ortschaften dahinbraust. Natürlich berührt sich diese Vor-

stellung mit uralter Götter- und Heldensage, auch ist sie zunächst durch die um diese Jahreszeit herrschenden Stürme veranlasst worden, aber das dumpfe Gebell des Uhus, das man bald hier, bald dort im Walde bis gegen den Morgen hin hört, der Vorstellung zu statten gekommen, es hat sich dazu gefügt. Und indem wir uns wieder überzeugen, wie sorglos die Leute in der Auffassung der Naturlaute sind und wie wenig sie sich daraus machen, sie bald so, bald anders darzustellen, werden wir uns auch nicht dagegen sträuben, im Pfau eine Art von Papagei, einen Vetter des Papagei zu sehen, nicht doch! — zu hören.

Unser Pfau würde nach dem Vorstehenden das unmittelbare Abbild der Stimme des Pfauen sein, wie *Nandu*, wie *Uhu* eines ist; Uhu, französisch *Hibou* = althochdeutsch *Hûwo*, wovon wieder italienisch *Gufo*, deutsch *Auf* oder *Gauf*, scheint der personifizierte *U-* oder Heulelaut zu sein, während die Eule, althochdeutsch *Ûwila*, lateinisch *Ulula*, augenscheinlich ebenfalls die Heulerin, eine weitere Behandlung des Naturlautes, unser bekanntes *Komm-mitchen* gar eine Vermenschlichung des Steinkauzes repräsentiert. Dasselbe Verhältnis, ich möchte sagen, dieselbe Steigerung des Naturlautes, aus dem allmählich ein lautes Wesen herausgebildet wird, beobachten wir bei unzähligen Vogelnamen; die unmittelbare Personifikation der Stimme als solcher ist freilich das Einfachste und Kürzeste, dem Verstande, der im Tone eines Dinges: das Ding hört, Angenehmste. Das nimmt sich nicht immer Zeit, ein Lautzeitwort und davon ein Verbalsubstantivum abzuleiten, das muss eilen, wo alles durcheinanderschreit. Es ist derselbe Unterschied, den wir (Seite 251 ff.) bei den Lautsubstantiven wahrgenommen haben, übrigens ein bloss formeller Unterschied, für den Etymologen läuft es auf eins hinaus, ob das Ding: *Piep* oder *Pieper* heisst. *Putpurlut*, als Name der Wachtel, ist ein roher, plötzlicher Naturlaut; *Pute*, als Name der Truthenne, *Puter* für *Hauderhauder* zeigt schon ein wenig Arbeit, es ist verbal gedacht, denn das Truthuhn macht eigentlich: *Put*, dieses

ist sein Lockruf, daher auch die Menschen ihre Hennen mit *Put Put* locken. Damit, dass der Naturlaut einem alten Begriffe bestimmend vorgesetzt wird, wie in dem zunächst folgenden Falle, findet diese Entwickelung ihren Abschluss.

Turteltaube. *Die Ringeltaube*, sagt Johannes Tänzer in seinen Jagdgeheimnissen (Leipzig 1734 fol.), *die Ringeltaube hat ein langes Geheule, die Turteltaube hurret nur.* Er hätte noch besser gesagt: sie *turrt;* denn darnach heisst sie. *Turtel* ist lambdacistisch aus lat. *Turtur* hervorgegangen, was sich ohne Reduplikation (תֹּר) bereits im Alten Testamente findet: Salomo nennt im Hohenliede (II, 12) die Geliebte: *Tur*, und der Kapellmeister Assaph in den Psalmen (LXXIV, 19) klagend das Volk Israel: *Gottes Tur.* In Frankreich hat man für das zärtliche, sanfte, klangvolle Girren, *Rucksen* der Turteltaube, den Liebesgesang des Taubers (wie bei uns auf das männliche Süssholzraspeln übertragen) das Verbum *roucouler. Ruck* imitiert sonst bei uns die Stimme der Holztaube und der Ringeltaube.

Fink, englisch Finch, französisch *Pinson*, ital. *Fringuello.* Angeblich dunkler Herkunft; nach Grimm von *finken*, leuchten! — Die Sage macht ihn zu einem feuerbringenden Vöglein, er heisst *wilds Feuer: was könnte also der Ableitung unsers Finke aus finken, leuchten, besser zusagen?* — Die Lockstimme des Finken ist bekanntlich Pink oder Fink, verschiedenartig betont, und sie ohne alle Frage die Quelle seines Namens, die auch den verschiedenen Anlaut im Deutschen und Französischen erklärt. Die italienische Form, die mit der lateinischen übereinstimmt:

fringillorumque querellas
audit et arguto passere vernat ager (Martial IX, 54, 7) —

zeigt die bekannte Verstärkung des Ahmanlauts durch ein *r*, wie wir sie auf Seite 7 beobachtet haben. Derselbe Vogelname bewahrheitet auch die damals (7) angenommene Assibilation des Anlauts; sie findet sich bei der *P*-form mundartlich im Englischen (*Spink* = *Pink*) und bereits im Altgriechischen (Σπίνος, noch neugriechisch, türkisch *Ispinos*, auch *Tsimdik*).

Bülbül, Hafisnachtigall. Persische Imitation, wohlklingender als das deutsche *Züküht* (Heine. Daumer). Vergleiche 340. 368.

Pirol. Klangbild der wohlklingenden Stimme des Männchens. *Wir heissen ihn*, sagt Konrad von Megenberg, *Bruder Piro nach seiner Stimm: wann er ruft mit seiner Stimm, sam er spreche: Bruder Piro.*

Kiebitz, nach seinem Lockton *Kiwit*. Mit lautem *Kiwit* wird umschwärmt, wer in die Nähe eines Kiebitzbrutortes kommt. Englisch *Peewit*, französisch *Dix-huit*.

Girlitz, auch Hirngritterl. Klangbild.

Stieglitz, nach den Silben *Stiglit* (*Pickelnit*, *Pickelnick ki kleia*), die der Distelfink im Sitzen wie im Fliegen lockend vernehmen lässt. Obgleich *Stieglitz* wie *Girlitz* und *Kiebitz* slawisch klingt, darf man den Namen doch nicht als ein slawisches Lehnwort ansehn; das auslautende *t* ist ohne Hilfe von aussen fortgeschoben. Käme der Vogelname aus dem Tschechischen, so würde er nicht *Stieglitz*, sondern *Steglich* lauten, was ein wohlbekannter Familienname ist. Die Tschechen nennen nämlich den Vogel, natürlich gleichfalls onomatopoetisch: *Stehlik;* eine Familie Stehlik wanderte nach der Schlacht am Weissen Berge (1620) aus Böhmen in Sachsen ein und liess sich in Putzkau bei Bischofswerda nieder. Sie vermehrte sich hier so stark, dass die Stegliche nur durch Zusatz des Vornamens zu unterscheiden waren.

Der Häher. Der Eichelhäher spricht nicht selten ziemlich deutlich das Wort Margolf aus und heisst daher *Margolf* oder *Marquard*. Hiermit erledigt sich die Annahme Grimms (s. v. *Bruder*): dass der deutsche Papagei nach dem einfältigen Bauer *Morolt*, der in einem alten Volksbuch mit seinem Mutterwitz den weisen König Salomo beschämt und jeden seiner Sprüche in eine Narrheit verkehrt, benannt worden sei.

Wiedehopf. Der Paarungsruf, den das Männchen im Frühjahr ununterbrochen ausstösst, lautet: *Hup Hup* oder (arabisch) *Hud Hud* oder (bei Aristophanes) Ἐποποποποποποποῖ. Darnach heisst der Wiedehopf im Koran, wo er als Wegweiser Salomos erscheint: *Hudhud*, englisch *Hoopoo*, französisch *la Huppe*, lateinisch *Upupa*, italienisch *Bubbola*, griechisch Ἔποψ, Genitiv Ἔποπ-ος, mit Anspielung auf seine schmutzigen Neigungen: ἐπόπτης τῶν αὑτοῦ κακῶν. Wahrscheinlich gibt auch die zweite Hälfte des deutschen Namens das hohlklingende *Hup Hup* nur verschoben wieder: die Deutung „Waldhüpfer“ ist ganz verfehlt, das würde wahrlich auf viele Vögel passen, ausserdem hüpft der Wiedehopf gar nicht, weder auf dem Boden, noch im Gezweige, hier am allerwenigsten. Eher könnte man mit Eduard Müller glauben, dass in der Benennung die Beziehung auf die Haube, den Federbusch, französisch *la huppe*, auf dem Kopfe des Vogels wirksam gewesen sei.

Wendehals. Dieser sonderbare Vogel, der in der Angst die seltsamsten Grimassen schneidet, unter wiederholten, langsamen Verbeugungen, die Augen verdrehend, den Schwanz und die Flügel spreizend, seinen Hals lang ausdehnt und den Kopf nach Schlangenart hin- und herschwenkt, erschien den Alten als ein lebendiger

Phallus, als das Symbol leidenschaftlicher Liebe, wurde deshalb auch zum Liebeszauber viel gebraucht. Aphrodite gab ihn dem Jason, der ihn auf einem Kreisel vor Medea spielen liess und mit seiner Hilfe, eine Beschwörungsformel dazu aussprechend, die Liebe der Zauberin gewann. Dieser Vogel reitet sozusagen auf dem Vokal *I*, wohl zwanzigmal hintereinander stösst er: *Wii id*, *Wii id* aus und macht sich dadurch bemerklich. Auch die Lockstimme der Nachtigall wird mit *Wiid* wiedergegeben, aber es klingt voller und saftiger. Die Griechen nannten das: ἰύζειν und den Wendehals Ἴυγξ (gebildet wie Κῆρυξ, Κόκκυξ u. s. w.).

Drosseln. Die Lockstimme der Singdrossel ist ein scharfes, aber heiseres, nicht weit hörbares *Zip*, worauf sie abbricht und nur noch häufig die Silbe *Tack* oder *Töck*, bei besonderer Erregung *Styx* anhängt; sie heisst daher *Zippe*, in Italien *Zirlo*. Auch die Rotdrossel beginnt ihren Lockruf mit einem hohen *Zi*, als wollte sie sagen: ich spreche hochdeutsch. Vogelliebhaber unterscheiden wieder die *Davidzippe*, die *David* oder *Ida* pfeift.

Kleines Geflügel, Sperlinge, Stare, Zeisige, Schwalben u. s. w. *Dicunt tamen quod minurrire est omnium minutissimarum avicularum*, heisst es bei Ugutio, nachdem als Stimme der Stare: *passitare*, der Sperlinge: *cinciare*, der Schwalben: *fintinire* angegeben worden ist; griechisch: μινυρίζειν. Sonst hat die Imitation bei dem Kleingeflügel eine unverkennbare Vorliebe für die dentalen *T*- und *S*-laute, namentlich für die letzteren, die Zischlaute oder Sibilanten, daher uns auch hier im allgemeinen das Verbum *zwitschern* am Platze scheint, in welchem jedoch die Zischlaute nicht echt sind (englisch *to twitter*, vergleiche Seite 268). Der Spanier gibt das Gezwitscher, das unerträgliche Geschwätz der Sperlinge mit *Chio Chio* wieder (sprich, den ganzen vorderen Teil der Zunge gegen den Gaumen gedrückt: *Tschio*, *Tschio*) — der Deutsche mit *Schiep Schiep* oder *Schüp Schüp Schüp*. So geht es neben uns auf der Landstrasse oder an der Scheune auf dem Hof, wenn die Männchen ums Weibchen kämpfen. Unverkennbar bildet dieser Ahmlaut die erste Hälfte des hebräischen Sperlingsnamens: *Zippôr* (צפור), vergleiche arabisch *Açfur*, Sperling. Das kleine Volk überhaupt bezeichnet der Araber als *Zurnûr*, *Zerzûr*, *Zausch* u. s. w.; in England spricht man von *the Chirping of Birds*, dem Gezirp von Vögeln. Für den Schwalbengesang hatte das Griechische das Verbum φιθυρίζειν, neben τρίζειν und τιτυβίζειν, das Lateinische das Verbum *zinzilulare*, in Oberitalien sagt man *zisillare* und nennt die Schwalbe *Zisilla*. Dies trifft wieder mit dem hebräischen (fälschlich mit Kranich übersetzten) Namen der Schwalbe: *Sîs* (סיס) oder *Sûs* (סוס) zusammen. Unser *Zeisig* reimt

sich mit *pfeisig*, dem Adjektivum zu dem Lautzeitwort *pfeisen*, zischend pfeifen; das Wort ist aber slawisch und vorn und hinten mit Zischlauten versehn (tschechisch: *Čiž*, diminutiv: *Čižek*). Die Namen der kleinen Vögel gehen oft in einander über: in Griechenland hiess der Star: Ψάρ, in Böhmen heisst er: *Spats Spaček*) — wenn man nun bedenkt, dass Ψύλλα, Floh, für eine Metathesis von Σπύλλα gilt (237), so kann man auch von Ψάρ auf ursprüngliches Σπάρ schliessen, und damit hätte man das Grundwort unseres *Sperling*. Nur dass der Sibilant, wenn er gewissermassen die Stimme des Sperlings ist, hier zur Imitation gehörte. Mit dem *S* wurde so gut wie möglich die scharfe, urwüchsige, aufdringliche Art gemalt, mit der sich die kleinen Lautwesen geltend machen und die ihnen nachgerade auch in unsern Ohren eine gewisse Beziehung zu den Insekten gibt.

4. Träumereien auf dem Kanapee. Stimmen und Namen von Amphibien, Kriechtieren und Insekten.

Träumereien unter dem Kanapee — wie die Mücke um ihr Zünglein gekommen ist, eine mohammedanische, wie die Frösche verstummt sind, eine christliche Legende — die Frösche quaken wieder und machen einen Heidenlärm, so dass sie in allen Sprachen den Namen davon bekommen, aber die Mücken und die Fliegen können wirklich nur noch summen, zischen, wie eine Bauerngeige, ein Bockkäfer, eine Zirpe — das Zischen der Insekten und das Zischen der Schlangen: Unterschied — die Cikade, die eine fehlende Saite auf der Zither des Eunomus ersetzt — die Grille, die Kalanderlerche und der Kornwurm — das Vorbild des wunderbaren Vogels Charadrius in Scheffels Ekkehard — rechte Kalander sind die Frösche, wenn ihnen der Bischof nicht das Maul verbietet, ihre Konzerte, ihre Wettgesänge, ihr Liebesleben — die Gelehrten lassen die Frösche lieber koaxen, als quaken, das ist klassischer — das Quaken und Tühten der Bienen — Bienen, Drohnen, Hornissen und Hummeln, wichtige, mit elementaren Stimmen, respektive mit Glockentönen zusammentreffende Insektennamen.

Ein andrer Gott hat kockzet in den Hennen,
ein anderer hat quakzet in den Fröschen.
Abraham a Santa Clara, Etwas für Alle (Würzburg 1711).

In Ägypten schläft man nicht nur auf dem Kanapee, sondern auch unter dem Kanapee. Ein Kanapee ist nämlich eigentlich ein Mückennetz. Bereits der alte Herodot erzählt

(II, 95), die Ägypter stiegen entweder des Nachts auf Türme, bis zu welchen die Mücken nicht fliegen könnten, oder sie spannten die Netze, mit denen sie am Tage fischten, über die Bettstatt aus; und das Sonderbare sei, dass wenn einer in seinen Sachen schlafe, die Satane hindurchstächen, dass sie es aber durch die Netze gar nicht erst versuchten. Solche Vorhänge hiessen auf griechisch (nach *Κώνωψ*, Mücke): *Κωνωπεῖα*, und sie haben sich vermöge einer bemerkenswerten Metonymie in Ruhebetten mit oder ohne Baldachin verwandelt. Auf den Dahabîyen, mit denen man die Nilfahrt macht, werden die *Conopea* noch heute ausgespannt — schöne raus oder vielmehr schöne rein, umwölkt wie Jupiter, das schwirrende Gesums in Sicherheit anhörend, lassen wir unsern Gedanken freien Lauf.

Es ist wie im Sommernachtstraum — der Mückenchor aus Händels „Israel in Ägypten" wird aufgeführt — das Insektensummen und die zehn ägyptischen Plagen haben wir hier umsonst. Ssssumm! Ssssumm! — unermüdlich fliegen sie in dem dunkeln Raume hin und her. Bumm! — da rennt eine grosse Fliege mit dem Kopfe an die Wand und bringt eine Schar Kakerlaken, die sich eben hervorwagte, ausser Fassung, dass sie mit Blitzesschnelle davonlaufen und husch wieder in ihrem Loch verschwinden. Brumm! — da dreht sich das Ding im Kreise, wie ein Mönch. Ssssst! Ssssst! — saust es in den Maschen unseres Netzes, fast in unseren Ohren, um gleich wieder abzusurren.

Will grunzen, wiehern, bellen, brummen, flammen,
Wie Eber, Pferd, Hund, Bär und Feur zusammen.

Wie sprach die Schlange in der Genesis? Wie ging's der Schnake in der Arche Noah? —

Nach der mohammedanischen Legende hat die Mücke ihr fatales Brumsen, jenes metallische *Ssi*, *Ssi*, das schon manchen meiner Leser in schlaflosen Sommernächten in Italien oder auf den Lofoten zur Verzweiflung gebracht haben wird, von der Sündflut her. Es ist ein Denkzettel, den der Quälgeist von der Schwalbe bekommen hat. In

Noahs Kasten hatte nämlich die Ratte ein Loch genagt; die Schlange verstopfte das Loch mit ihrem Leibe und bedang sich als Lohn das süsseste Blut aus, das an Bord zu haben sei. Damit meinte die Arge das Menschenblut, von dem eben die Mücke ein Tröpfchen auf der Zunge hatte; das wollte die Schlange nur von der Mücke hören. Aber die Schwalbe riss der Mücke schnell die Zunge weg, so dass sie nicht mehr ordentlich sprechen, sondern nur noch summen konnte: Sss! Sss! — und da kam die Schlange um ihren Lohn und um das Blut des Menschen. Erbost schoss sie auf die Schwalbe, als sie niedrig bei ihr vorbeiflog, und riss ihr ein ganzes Stück aus dem Schwanze aus. Die Mücke aber, die wohl weiss, wie Menschenblut schmeckt, wenn sie es auch nicht ausdrücklich sagt, wenigstens das Weibchen weiss es, denn die Mücke ist mit recht ein Femininum, die Männchen stechen nie — ich sage, die Mücke bekam fortan ihren Namen von ihrem unleidlichen dröhnenden Gesumse, wurde schon von den alten Römern nach Art der Glocken: *Tintinniala*, von den Spaniern nach Art der Trompeten: *Mosquito de Trompetilla*, von Linné: *Culex pipiens* getauft, Bezeichnungen, die jedoch alle minder treffend sind als die mit *Z* beginnenden: das italienische *Zanzara* oder *Zenzara* und das spanische *Zenzalo*, weil die charakteristische Sibilans darin fehlt. *Zinir, zunir* ist im Portugiesischen, *summen, hummen,* auch *surren, sirren* im Deutschen das richtige Lautzeitwort. An *hummen*, dem Lautzeitwort der *Hummel,* sieht man, dass der Zischlaut allenfalls wie im Griechischen durch den Hauchlaut vertreten werden kann, unentbehrlich scheint dagegen ein Nasenlaut, ein *M* oder *N* zur Imitation zu sein und den dumpfen, metallischen Klang hinzuzuthun. Derselbe fehlt den Schlangen, die sonst ja besonders gut zischen oder pfeifen, italienisch: *fischiano. Zanzara* vereinigt den Glockenton des Nasals mit dem feinen Zischlaut einer Drehleier oder einer Bauerngeige, die nach Tieck *schnarzt*, aber nach der Auffassung der Italiener: *Ziro, Ziro, Ziru, Ziru* spricht.

Die Alten glaubten, die Mücke mache es wie der sogenannte Bombardierkäfer oder Farzer, der zu seiner Verteidigung aus der Hinterleibsspitze einen bläulichen Dunst mit bemerkbarem Geräusch entlässt: *σάλπιγξ*, sagt Aristophanes (Nubes 165) *ὁ πρωκτός ἐστιν ἄρα τῶν ἐμπίδων*. Diese Annahme ist irrig, die Mücken und die Fliegen haben ihre besonderen Stimmorgane und Brummringe, in denen der Ton durch die Atmungswerkzeuge entsteht. Im Geigen wetteifern sie mit den Holzböcken oder Bockkäfern, die, gezwickt, durch Reiben des Halsschildes an den Flügeldecken ein knarrendes, zirpendes Geräusch erzeugen und deshalb Geiger heissen.

Auch bei den Cikaden, die von den Griechen als grosse Redner, als Sinnbilder der Musik betrachtet worden sind und die nach Älian mit den Hüften singen, nämlich hier auch eine Art von Brummring: Stimmbänder und Trommelfelle haben — scheint uns der Zischlaut wesentlich zu sein, wir nennen sie ja *Zirpen*, und dem entspricht der hebräische Name: *Zelazal (Lassalle)*, der arabische: *Çurçur.* Im Albanesischen heisst die Grille wie die Mücke: *Zinziras.* Ist jene mit der Violine zu vergleichen, so diese mit der Harfe — seitdem einmal dem lokrischen Zitherspieler Eunomus bei einem musikalischen Wettstreit bei den Pythischen Spielen eine Saite gesprungen und eine Cikade auf sein Instrument gehüpft und mit glänzendem Erfolg für die fehlende Saite eingetreten war, galt sie mit ihren hellen Tönen für unzertrennlich von allen Harfeninstrumenten, sozusagen für eine lebendige Saite; noch lange zeigte man bei den Lokrern die Bildsäule des Eunomus mit der Zither, auf der eine Grille sitzt. Indessen hat auch die Cikade ursprünglich ganz allgemeine Namen gehabt, die den schrillen, gellenden, grellenden Gesang der Grillen überhaupt anzeigten, das beweist eben das Wort Cikade selbst, das aus lateinisch *Cicada* entstanden, also jedenfalls zuerst *Kikada* gesprochen und erst in Italien zu *Cigala*, in Frankreich zu *Cigale*, in Spanien zu *Cigarra* oder *Chicharra*

gemacht worden ist (*hablar como una Chicharra*); und das griechische Wort *Τέττιξ*, das wie der Pfau die dentale Artikulation erhalten hat. *Grellen, grillen,* laut, durchdringend schreien, ist in der That ein mittelhochdeutsches Verbum, lateinisch *gryllare,* eine malerische Verstärkung des einfachen *gellen* durch ein *r*, wie sie die Sprache liebt und man sie als Regel betrachten kann, davon hat offenbar die deutsche *Grille,* lateinisch *Gryllus,* ihren Namen (7. 154).

In England *grillt* das Heimchen nicht, es *kriekt* — *kriekt*, wie die *Krikente.* Und so entspricht der deutschen Grille das englische Cricket.

Wie es scheint, hat sich eine Grille ohne *r* in einem schwierigen Wort erhalten, dem Namen Galander = Kalander, der bald der Haubenlerche oder der Kalanderlerche, die gar keine Haube hat, bald dem Kornwurm, bald der Grille gegeben wird: griechisch *Κάλανδρος, Καλάνδρα,* mittellateinisch *Calandrus,* italienisch *Calandra, Calandrino,* spanisch *Calandria,* französisch *Calandre, Charançon* u. s. w. Gewiss ein merkwürdiges Zusammentreffen, das noch nicht hinlänglich aufgeklärt ist. Die Kalanderlerche ist, wie wir von den Spottvögeln (109) her wissen, ein grosser Nachmacher und ein Echo aller Vögel wie der Mensch; auf sie wird auch angewendet, was Ekkehard der Herzogin über den wunderbaren Vogel *Charadrius* erzählt: *l'amore si può propriamente assomigliare a un uccello che ha nome Calandrino, che ha cotale proprietà, che se si porrà dinanzi allo 'nfermo, se lo 'nfermo dee morire, non gli volge lo capo, e non lo guata mai; e se lo 'nfermo dee guarire, sì lo guarda e ogni sua malattia gli toglie* (Franco Sacchetti, Opere diverse 90, offenbar das Vorbild zu der Rätsel der Sprache 14 zitierten Stelle in Scheffels „Ekkehard"). Der Kornwurm, *Calandra granaria,* französisch *Charançon,* ist die Larve eines Rüsselkäfers, welche die Getreidekörner ausfrisst und sich dann darin verpuppt — die alten Römer nannten das schädliche Insekt die Gurgel: *Curculio,* diminutiv *Curculiunculus,* heutzutage heisst es umgekehrt augmentativ: *Gorgoglione* oder *Tonchio.* Auch das ist eine onomatopoetische

Bildung und ohne Zweifel mit Beziehung auf den langen Rüssel des schwarzen Kornkäfers gewählt, mit dem er die Körner anbohrt und der gleichsam eine Kehle oder eine Gurgel und damit für das Auge eine *Trompe* oder *Trompete* bildet, wenn er auch nicht drauf bläst. Es liesse sich also denken, dass alle drei Individuen: Grille, Kalanderlerche und Kornwurm, und zwar von Haus aus, ohne Übertragung als Kalander, will sagen, als unruhige Geister, als Spektakler bezeichnet worden wären. *Et tanquam Calandrus dulcisonans in myrica, et sicut philomela nocturna silentia decorans,* sagt Conradus de Monte Puellarum in der Lebensbeschreibung des heiligen Bischofs Erard. *Myrica* ist der Gagelstrauch oder die Gerbermyrte. Eine beliebte Zusammenstellung und passend! Die Nachtigall ist der Galander der Nacht.

Ebenso beredt, ebenso munter, ebenso unermüdlich wie die Heimchen, sind in ihrer Art die Frösche, deren Stimme sogar gelegentlich der einer Grille, einer Heuschrecke täuschend gleicht. Sie haben vielleicht selbst ein Wohlgefallen an ihren lauten Tönen und führen, da sie gesellig leben, des Abends Konzerte auf — vor allem aber wollen sie mit ihrem Gesang den Weibchen imponieren und sich die Braut erschreien; zu dem Zwecke besitzen die Männchen besondere Kehlblasen und Luftsäcke, die den Schall verstärken, den Liebesruf der männlichen Frösche nannte Aristoteles, der die Silben: *Ololo* heraushörte: *Ὀλολυγών.* Sie freuen sich ihres Lebens, zumal wenn es warm und Regen in Aussicht ist, fühlen sie sich in ihrem Elemente, dann ergreift sie ein himmlisches Behagen, und des Gequakes ist kein Ende. Denn freilich so nennen die harthörigen, nichts recht auffassenden und nichts recht ausdrückenden Menschen ihr Konzert — die Römer sagten ebenfalls verächtlich: *blaterare,* während Ovid mit seinem bekannten Hexameter:

quamvis sint sub aqua, sub aqua maledicere tentant

wahrscheinlich das verdriessliche Gequake, ja wohl das *qua qua qua* der Jahreszeiten (127) hat nachahmen wollen.

Quaken ist deutsch, die alten Römer sagten: *coaxare*, nach Festus indessen ebenfalls: *quaxare;* ersteres gründet sich auf die kühne Imitation des Aristophanes in dem Lustspiel, das den Namen der Frösche trägt: *βρεκεκεκὲξ κοὰξ κοάξ*, die für alle Zeiten massgebend geworden ist. Immer wieder lassen die gelehrten Dichter, die den Aristophanes gelesen haben, die Falk, die Brockes ihre Frösche mit dem Koackel und dem Brekekexkoax aufwarten, und auch der Verfasser des *Froschmeuseler*, ein Magdeburger Schulmann und Prediger, Rollenhagen, der das Hoflager Bausbacks so treuherzig schildert, kann nicht viel mehr als die alten Ahmlaute wieder aufwärmen,

riefen: das hat gethan gar gecksch,
Koachs, Wrecke, Uky, Kekechs
Ryller, Tryller, Kulo Tulunck,
des beklaget sich alt und junk.

(Von Bröseldiebs, des Mäusekoniges Sohn Kundschafft mit dem Froschkönig, Vers 67 ff.)

Koaxen ist zwar fast dasselbe wie *quacksen*, der Lautwert des letzteren ja: *kwaxen*, immerhin eine griechische Form, sagen wir eine griechische Schreibung der Imitation und von einem gelehrten Beigeschmack, der auch in dem französischen *coasser* (6), dem englischen *to croak* (7) nicht zu verkennen ist. In Italien sagt man nicht *coazzare*, wie Grimm (s. v. koaxen) angibt, sondern: *gracidare*, was auch ein beliebter Ausdruck für menschliches Schwätzen ist (266). Auf deutschem Einfluss beruht vielleicht das tschechische *kwakati*, das polnische *kwakać*. *Koax* ist schon im Griechischen wie *Klecks* oder *Klaps* gebildet, vergleiche Seite 267 und 8.

Es ist merkwürdig und ein Zeichen des ausserordentlichen Interesses, das uns alles Laute einflösst: dass nicht nur die Stimme der Frösche mit Liebe nachgemacht worden ist, sondern dass die Frösche überhaupt von jeher den Komikern und Fabeldichtern so viel Stoff gegeben haben.

Von Athen nach Rom durch Europa und in alle Weltteile ist die Fabel getragen worden: von den Fröschen, die dem Jupiter die Ohren voll quaken, weil sie einen König wollen, und erst einen Balken, dann eine Schlange oder einen Kranich erhalten, gerade wie die Bäume (Richter IX, 8) und die Kinder Israel (1. Samuelis VIII, 5) — — trotzdem heisst der Frosch gewöhnlich nicht der *Quaker*, und der *Koaxer* vollends gar nicht. Er heisst vielmehr ähnlich wie die Grille im allgemeinen der Schwätzer, der Lärmmacher, der Krakehler, darauf scheinen die drei folgenden Namen des Frosches hinzuweisen:

Βάτραχος, gebildet wie Ἴαχος, Πάταγος, Τάραχος, den Töbs, konkret: das töbsende Geschöpf bezeichnend. Man versteht den Ausdruck sofort, wenn man an Schallworte wie das französische *Patatra* (250) denkt. Licht gewähren auch die Lautzeitwörter βατταρίζειν, stottern, stammeln, βαττολογεῖν, plappern, und der Spottname des Demosthenes: Βάταλος.

Rana, lateinisch. Wenn man erwägt, dass einerseits der Frosch in Frankreich: *Grenouille* heisst, anderseits das Quaken in Italien, wie erwähnt, regelmässig mit *gracidare* wiedergegeben wird, einem Frequentativum wie *glocidare* (von der Henne) und *crocidare* (vom Raben), entsprechend den Frequentativen auf *-tare* (265): so ergibt sich mit ziemlicher Gewissheit, dass *Rana* ein Name wie *Graculus*, Dohle, und aus *G-rac-na* entstanden ist; der Kehllaut kann entweder sekundär oder frühe abgefallen und in dem französischen Diminutivum zufällig erhalten sein, das thut nichts zur Sache.

Frosch, althochdeutsch: *Frosk*, englisch: *Frog;* plattdeutsch einfacher, ohne *r*: *Pogge*. Beachtenswert ist das Zusammentreffen mit dem Lautsubstantivum *Fruscio*, Lärm. Was wäre vor einem Froschteich wohl besser angebracht als ein: *Ragazzi, non fate tanto Fruscio!* — wie mans in Florenz alle Tage hört? — Dazu halte man die unzähligen lateinischen, mittellateinischen mit *Fr* beginnenden Lautzeitwörter: *frigutire* (von Vögeln und Menschen), *fringulire* (von Dohlen), *frindire* (von Amseln), *frintinnire* (von Heimchen); den italienischen Ausdruck *Froge* für Nüstern und die (255) um *Fruscio* gruppierten Schallwörter. *Frosch* ist ein Stimmname wie *Unke*, nur ein weniger genauer. Ausmachen lässt sich am Ende nichts, aber ich muss es am Ende wissen, weil ich sechs Jahre in Meissen gewesen bin und die Frösche in dieser Stadt bekanntlich lauter schreien als sonstwo im Reiche — nachdem sie einmal eine Zeitlang ganz geschwiegen haben. Der

heilige Bischof Benno, den sie in seiner Andacht oder in der Predigt störten, gebot ihnen (A. D. 1066) Silentium — da wars aus mit dem Gequackel und die berühmte Stadt um ein Wunder reicher.

Arx, Mausoleum, Turris, Templum, Indica Vasa,
Pons, Schola, Fons, Fornix, Vinea, Rana tacens.

Dann aber gedachte der heilige Mann, dass auch die Frösche den Schöpfer loben, und er liess sie weiterquackeln. Dieselbe Geschichte wird von dem heiligen Antonius von Padua, von dem heiligen Regulus, Bischof von Senlis und von noch zwei andern heiligen Bischöfen erzählt. Nun also ich denke, man wird meine Erklärung natürlicher finden, als die Raumers — der Frosch sei das Tier, das auf den Knien (πρόχνυ) liege, und das Wort hänge mit dem hebräischen *Bêrek*, Knie, mit dem lateinischen *precari*, fussfällig bitten, zusammen — wenn der ausgezeichnete Sprachforscher nicht fussfällig gebeten worden wäre, hätte er gewiss keine solche abgeschmackte Etymologie gemacht.

Ausser den Quackerfröschen quaken auch noch die Quaggas, die Quackenten, die quäkenden Stare, Hasen und Kinder — und die Bienen. Ja, die Bienen, die zwar im allgemeinen das machen, was wir: *summen*, die Portugiesen: *zinir* und *zunir*, die Lateiner: *bovire, bobire, bombilare* nennen:

et cuculi cuculant, et rauca cicada fritinnit,
bombilat ore ferens munera mellis apes —

aber einen ganz andern Ton anschlagen, wenn sie den Thron besteigen oder Anwartschaft auf einen solchen und auf die Führung eines Schwarmes haben. Manche Stöcke werden schon im Mai so volkreich, dass sie schwärmen. Regt sich der Schwarmtrieb, so bauen die Arbeitsbienen etwa ein Dutzend Weiselzellen zur Erbrütung von Königinnen, welche die allgemeine Mutter mit befruchteten weiblichen Eiern besetzt. Aber sobald sich aus den letzteren Larven und Nymphen entwickelt haben, erwacht die Eifersucht der alten Königin, sie wittert Nebenbuhlerschaft und versucht ihre eigenen jungen Töchter zu vernichten, die Weiselzellen zu zerstören; und da dies die Arbeitsbienen nicht zulassen, so verlässt sie mit ihrem Anhang schwärmend den Stock. Nun ist die reifste königliche Nymphe, die zuerst ausschlüpft, Herrin der Situation, sozusagen Hahn

im Korbe; wollen die Bienen nicht mehr schwärmen, so macht sie sich über die andern Weiselzellen her und weiht ihre Schwestern dem Untergange; sollen aber noch Schwärme abgegeben werden, so fängt sie an zu *tühten*, was die Proklamation ihres Regierungsantritts ist. In diesem Falle bleiben die übrigen Weiselzellen unverletzt, die nächst flügge Königin weiss dann, dass sie an die Reihe kommt, sie beisst den Deckel ihrer Zelle durch und *quakt*. Sie bringt Töne hervor, die wie Quah Quah klingen, hütet sich aber vorerst, ihre Zelle zu verlassen, weil sich sonst ihre ältere Schwester, die jetzt regierende Königin, augenblicklich auf sie stürzen und ein Kampf auf Leben und Tod entbrennen würde, denn nie leidet ein Weibchen das andere neben sich, die Natur hat den Königinnen gegenseitigen tödlichen Hass, eine rücksichtslose Eifersucht anerschaffen. Zugleich aber ist das ein Zeichen für ihre Nebenbuhlerin, das Feld zu räumen und den Stock mit einem Schwarme zu verlassen: sowie sie auszieht, schlüpft die Thronerbin aus und fängt ihrerseits an zu *tühten*, während wiederum die nächste Prätendentin *quakt*. So geht das fort, bis die Bienen nicht mehr schwärmen wollen, was dann noch von Prinzessinnen übrig ist, wird getötet, indem die freie Königin alle Weiselzellen anbohrt und ihre Unterthanen das Zerstörungswerk vollenden.

In Spanien heisst die Drohne, das Männchen der Biene, darnach auch wie bei uns und anderwärts ein Faulenzer: *Zangano*, in Portugal *Zangão*, was Diez höchst gezwungen aus italienisch *Zingano*, Zigeuner, Landstreicher erklärt. Er könnte wahrhaftig eher umgekehrt sagen, die Zigeuner seien die Drohnen der menschlichen Gesellschaft. Auch dem ungeübten Ohre muss der Zusammenhang zwischen *Drohne* und *dröhnen* auffallen, und so hängt natürlich *Zangano* mit dem Verbum *zinir, zunir* zusammen, das in Portugal für das Sumsen von Insekten gilt. *Zangano*, Drohne, ist ein Name wie *Zanzara*, Mücke. Entweder ist, und das hat die meiste Wahrscheinlichkeit, *Drohne* ursprünglich soviel wie *Biene*

überhaupt gewesen und erst nachträglich auf die Männchen eingeschränkt; oder der Name den letzteren deshalb zuerkannt worden, weil ihnen der Stachelapparat fehlt und ihr Gesumse nichts zu bedeuten hat. In England heisst daher die Trommel und eine Stimme des Dudelsacks, die man bei uns Hummel, in Frankreich *Bourdon* nennt: *the Drone*. Eigentümlich ist die Bemerkung Grimms: „Adelung bringt *Drone* mit *drönen* in Verbindung, weil die Dronen sumsen, aber dies Verbum ist erst später aus dem Niederdeutschen aufgenommen. Es scheint vielmehr ein uraltes Wort zu sein, sanskrit *druna*, apis, griechisch *ἀνϑρήνη, ἀνϑρηδών, τενϑρήνη, τενϑρηδών* eine Bienenart." Als ob es die Griechen nicht auch hätten hören können, wenn etwas dröhnt! — So gut wie sie hörten, dass der Hund: *αὖ αὖ* macht (Aristophanes Wespen 903). Wenn sich im Spanischen, auch in andern romanischen Sprachen mit Einmischung des bekannten *r* das Wort *Trueno* für Donner entwickelt hat, so ist das nur ein Beweis für die Allgemeingültigkeit, die unbeschränkte Volubilität, freilich auch für die Armut der Imitation.

Sicherlich verbirgt sich auch in dem lateinischen *Apis*, das an viele onomatopoetische Vogel- und Insektennamen anklingt, und in *Biene*, althochdeutsch *Bîa*, das wie eine Aphäresis von *Bombiene*, *Bombie* erscheint, eine alte Schallnachahmung, wie wir eine solche bei *Hummel* anerkennen müssen, (Seite 46) bei *Hornisse* nachgewiesen haben. *Bombus* heisst die Hummel, *Bomhard* (65) die Donnerbüchse, *Bombyx* ein Blasinstrument. Auch im Hebräischen haben die Grillen und die Becken einen und denselben Namen *(Zelazal)*. Ha, wer es noch nicht glaubt, dass ein Bienchen: bummen, eine Drohne: donnern könne, mag sich doch überzeugen, wie es den Menschen nicht darauf ankommt, einer kleinen Hornisse das Sausen des Hagelsturms zuzuschreiben oder die grosse Glocke der Pariser Kathedrale: *die Hummel (le Bourdon)* von Notre Dame zu nennen.

VIII. Der Ursprung der Sprache.

1. Sprachansätze. Rufe. Rudimente.

Hie bin ich! — Aufgepasst!

Kindliche Fragen — Beweise für den göttlichen Ursprung der Sprache — der Sprachphilosoph Herder und der Student Goethe — die Sprache soll anerschaffen sein so gut als der aufrechte Gang — grosser Unterschied: das reflektorische Moment — nicht einmal ein Schrei erfolgt jemals freiwillig — wenn man nun erst ans Sprechen denkt — wodurch etwas dargestellt werden soll — die Urmenschen waren ohne Sprache — die ersten Anfänge der letzteren mussten gering und unbedeutend sein, sie traten erst bei Gelegenheit hervor — diese Rudimente liegen beständig vor, die Sprache entsteht immer von neuem — die Kultur ändert am Charakter des Menschen nichts, neben den kompliziertesten bleiben immer die einfachsten Werkzeuge in Gebrauch, die Urzustände der Menschheit ragen in die Gegenwart hinein — desgleichen die prähistorischen Sprachzustände — rudimentäre Sätze inmitten des Verkehrs, akustische Signale, Lautzeichen, die des nachahmenden Elements entbehren, aber konventionell werden — womit der Laut hervorgebracht wird, bleibt sich gleich — ist der Mensch auf seine eigne Stimme angewiesen, so wählt er mit Vorliebe Zischlaute, in zweiter Linie Hauchlaute, endlich Pfiffe — der Pfiff ist und bleibt das vornehmste Diebssignal — daher auch die Signale der Dampfpfeife als uralte Winke anzusehen sind.

> Die Krokodilmutter erscheint gegen das Ende der Brutzeit wieder an dem Nest, wo ihre Eier liegen, und ruft den Jungen, und die Krokodiljungen antworten aus dem Ei; worauf das Krokodil den Sand aus der Grube scharrt und den Jungen beim Auskriechen behilflich ist.
>
> Nach einer allgemein, auch von Alexander von Humboldt geglaubten Sage, die das scheinbar unbegreifliche Wissen der Krokodilmutter einfach erklären würde.

Wo ist die Sprache her? Glaubt ihr, die Menschen haben sie aus sich selbst? Ist sie nicht göttlichen Ursprungs?

Beruhen die Worte auf willkürlicher Abmachung, oder muss es wohl so heissen? War die erste Sprache das Hebräische oder das Phrygische oder das Samojedische? —

Dergleichen Fragen, worüber schon manche Häupter gegrübelt, arme schwitzende Menschenhäupter, Häupter mit Hieroglyphenmützen, haben etwas überaus Unreifes und Kindliches. Wo ist denn die Schrift her? Wo ist der Briefwechsel her? Wo ist der Telegraph und das Telephon her? Wo ist die Kultur überhaupt her? —

Das theologische Postulat: dass der Schöpfer die ersten Menschen vorgenommen und ihnen das *katal katelâ katalta katalt katalti* eingeblasen habe, verdient keine ernsthafte Widerlegung. Ebensogut könnte man behaupten: der liebe Gott habe Adam und Eva einen Phonograph geschenkt. Nur der Kuriosität halber sei bemerkt, dass zuerst (200 v. Chr.) Jesus Sirach unter den guten Gaben Gottes auch die Sprache namhaft macht und die Rabbiner das allmächtige Werde auf hebräisch sagen lassen — dass es bis ins vorige Jahrhundert für verletzend, für *indezent* galt: den Tieren, *quae vulgo bruta creduntur*, auch ein bisschen Verstand und Sprache zuzugestehen, wie das Isaak Voss in dem Buche *de poëmatum cantu et viribus rhythmi* (Oxford 1673) wagte — — Psammetich, ja König Psammetich versündigte sich bei seinem albernen Experiment schon mit der Unterstellung: dass Menschen von Natur, ohne Gott überhaupt zu Sprache gelangen könnten. Mein Himmel, es gab nachgerade so viel Beweise für den göttlichen Ursprung der Sprache, als es Beweise für das Dasein Gottes gab — noch im Jahre 1766 trat ein gewisser Süssmilch den Beweis an, dass die erste Sprache ihren Ursprung nicht vom Menschen, sondern allein vom Schöpfer erhalten habe; noch 1770 konnte sich der Student Goethe, dem Herder seine bekannte, von der Berliner Akademie preisgekrönte Abhandlung im Manuskript mitteilte, über den göttlichen Ursprung den Kopf zerbrechen: *Silberschlag, bei einem cruden Realismus doch etwas phantastisch gesinnt, hatte sich für den göttlichen Ursprung entschieden, das*

heisst, dass Gott den Schulmeister bei den ersten Menschen gespielt habe. Herders Abhandlung ging darauf hinaus, zu zeigen, wie der Mensch als Mensch wohl aus eignen Kräften zu einer Sprache gelangen könne und müsse. (Dichtung und Wahrheit II, 10.)

Nun ja, der Mensch musste selber sehen, wie er zum Hebräischen kam, weil er mit sich und der unendlichen, tonschwangeren Natur allein war; wenn aber derselbe junge Goethe denkt, der neubackene Adam hätte etwa bloss den Mund aufmachen dürfen, so ist das abermals eine recht naive Ansicht. *Wenn Gott den Menschen als Menschen erschaffen hatte, so war ihm ja so gut die Sprache als der aufrechte Gang anerschaffen; so gut er gleich merken musste, dass er gehen und greifen könne, so gut musste er auch gewahr werden, dass er mit der Kehle zu singen und diese Töne durch Zunge, Gaumen und Lippen noch auf verschiedene Weise zu modifizieren vermöge.* Ei! Das Sprechen macht sich nicht gerade wie das Gehen und das Greifen oder, was noch besser passte, wie das Atmen und das Schlucken, nicht einmal das Singen macht sich so — der Gebrauch der Stimme ist bei weitem nicht so einfach und selbstverständlich, wie der der Hände und der Füsse. Wer sich in unsere Grundanschauung ein wenig eingelebt hat, der sieht in der Welt ein Zimmer mit Instrumenten vollgepfropft — ein akustisches Kabinett, eine Stube voller Glocken, eine Kapelle, wo geprobt wird und die Pauken, die Trompeten haufenweise herumliegen — die lebenden Wesen selbst, die Tiere, die Singvögel und die Menschen schwirren wie beseelte Instrumente unter Instrumenten in dem Riesenorchestrion hin und her. Das klingt, wenns angeschlagen, das antwortet, wenns gefragt wird, wie in einem Frage- und Antwortspiel — der Ton war ja die Seele der Körperwelt, die aus ihrer Ruhe aufgeschreckt ward und aufstand wie ein Geist — diese Seele meldete sich, sowie man das Ding anrührte, die gespannte Saite strich und der Flöte Odem gab, und wir selbst haben eben eine solche Seele in uns. Zwei Seelen fühl ich, ach, in meiner Brust; ja, eine zwiefache Seele haben wir, eine

äusserliche und eine innerliche, die letztere ist der Kehlkopf, diese antwortet nicht bloss auf die unmittelbar an sie gerichteten Fragen, sondern auf alle Schläge und auf alle Stösse, die den Organismus treffen — einen Hund haben wir im Halse, der das Haus bewacht und bellt, wenn der Einbrecher naht, einen Vaterlandsverteidiger, der wütend schreit und heult, dem Feinde Schrecken einzujagen — und mit der lebendigen Phantasie, die unser Gehirn auszeichnet, schreiben wir am liebsten auch den Hölzern und den Steinen, allen Elementen so eine Seele und so einen Kehlkopf zu, durch diesen Kunstgriff gelingt es uns eben aus der ganzen Natur unsere Laute und unsere Sprache herauszuhören, ja, Sonnenschein und Mondlicht mit unsern Lippen nachzuahmen. Natürlich kommt die Antwort, die der tierische Kehlkopf gibt, nur durch einen Reflexapparat zu stande, der schon den Pflanzen abgeht, weil sie keine Nerven haben. Man wird aber zugeben, dass sich in besagter Antwort, die vorderhand noch nichts weiter als eine instinktiv ergriffene Verteidigungsmassregel darstellt, eben weil sie reflektorisch ist, ein psychologisches Moment geltend macht, das gewöhnlichen Funktionen fehlt.

Das Kind läuft den ganzen Tag herum, greift an und klettert, es ist wie die Unruhe in der Uhr; wenn es einmal zu atmen angefangen und durch lautes Schreien sein Dasein verkündet hat, geht der Stoffwechsel ununterbrochen und regelmässig vor sich. Freilich thut es am Ende keinen Schritt ohne Ursache, ohne Reiz, von selbst greift es nicht einmal nach einem Apfel, geschweige denn nach dem Monde, jede seiner Thätigkeiten kann man als einen Reflex der Aussenwelt auffassen. Aber beim Laufen und beim Greifen, beim Schlucken und Atmen und allenfalls bei einem lustigen, Kraft und inneres Wohlgefühl aussprechenden Gesange, von der Liebeswerbung abgesehen, ist der Reflex normal, diese Bewegungen gehören gewissermassen zum Leben selbst und zur Gesundheit im allgemeinen, sie erfolgen mehr oder weniger freiwillig. Jener allererste Schrei dagegen

erfolgte nicht freiwillig, und niemals im Leben erfolgt ein Schrei freiwillig, nicht einmal ein Freudenschrei; denn, mein Lieber, es ist nicht sowohl der Schmerz, als vielmehr der Schreck, der den Atem eine Weile anhalten und stocken und dann mit um so grösserer Gewalt hervorbrechen lässt, daher wird die schallende Exspiration auch durch eine freudige Überraschung ausgelöst (273). Das Schreien ist mithin keine notwendige Lebensäusserung, sondern eine besondere Kraftanstrengung, der etwas Ängstliches innewohnt. Das neugeborene Kind schrie, weil es die Hebamme klitschte, sie schlägt es bekanntlich so lange, bis es einen Laut von sich gibt — vielleicht auch aus Kummer über seinen Eintritt in die Welt, und dass ihm derselbe so wenig bequem gemacht wird — es ist höchst merkwürdig, dass der Mensch, in dessen Lunge mit der Geburt eine wahre Revolution ausbricht, gleich das Bedürfnis hat zu schreien, dass er zu seinem Schreien Luft braucht und zu diesem Zwecke den ersten Atemzug thut; dass er also gewissermassen nur lebt und atmet, um sich zu beklagen. Denn so geht es, wie gesagt, bis zum Tode fort — ob geschrieen oder geheult, gejauchzt oder gejodelt wird, immer wehrt sich der arme Kerl, dem sich der Schreck gewissermassen auf den Hals wirft, immer hat die Seele da drin zu reagieren, das Wackerle zu knurren und zu bellen. Wollte man eine Gebärde damit vergleichen, müsste man nicht das Gehen und das Greifen, sondern das erregte Kind nehmen, wie es die Hände ballt und mit den Füssen strampelt. Wird der Vergleich aber schon dem Schreien nicht gerecht, wie soll die Sprache passen! — Denn mit dem allen sind wir ja erst auf dem Wege zur Post, sozusagen im Hofe des Hauptpostamts. Hei! Welch ein eigenes, unvergleichliches Ding es ums Sprechen ist, wird erst recht offenbar, wenn man an Worte und das wunderbare Verkehrsmittel denkt, das Goethe doch gemeint hat.

Ein Schrei ist noch lange keine Sprache. Wenn man nur die allergeringsten Anforderungen daran stellt, muss doch die Absicht zu merken sein: dass der Sprechende

jemand etwas sagen wolle; in höheren Graden wird diese Absicht wirklich erreicht und ein Gedanke realisiert und mitgeteilt. Es tritt also hier eine abbildende, um mich so auszudrücken: künstlerische Kraft zu Tage, die Kraft der Gedankenmalerei; die Sprache arbeitet mit Bewusstsein an einer Darstellung. Wollten wir hier eine Analogie erfinden, so müssten wir einen abgezirkelten Schritt und anstatt des aufrechten Ganges einen Gang nehmen, in dem Berechnung läge — dass der dem Menschen nicht gerade anerschaffen sei, gibt wohl Goethe zu. Anerschaffen ist dem Menschen freilich auch die Infinitesimalrechnung, weil er die Anlage dazu hat; aber man nennt doch am Ende nicht anerschaffen oder angeboren, wozu es erst jahrtausendelange Entwicklung, Übung und Vorbereitung braucht und worauf das Individuum nur unter Bedingungen kommen kann. In diesem Sinne ist die Sprache, auch die allerroheste, gewiss nicht angeboren; wers nicht erwarten kann, lasse sich bescheiden, dass die Urmenschen und was sich jemals im Falle von Urmenschen befand, die Einsiedler, die Robinson und die Kaspar Hauser, als solche ohne Sprache waren. Die Sprache ist eine Art von Virtuosität, eine Fertigkeit, eine Kunst, die Naturlaute nachzumachen und damit alle möglichen Dinge, darunter die eigene Person vor die Einbildungskraft des Zuhörers zu zaubern, denselben zu nötigen, zu führen, mit der Nase auf einen beliebigen Gegenstand zu stossen — solch edle Kunst will Weile haben, kein Meister fällt vom Himmel, ihre ersten Anfänge mochten gering und unbedeutend sein — und selbst diese ersten Anfänge brauchten, hervorzutreten, eine Gelegenheit. Das ist der Hauptirrtum der vorherderschen und leider auch herderschen Sprachphilosophie, dass sie annahm: die Sprache sei vor der Menschheit wie ein Sack auf einmal ausgeschüttet worden — als ob die Menschen gleich hätten deklinieren und konjugieren können — ach was, im A n f a n g w a r k e i n W o r t, es gab nur akustische Signale, Ansätze zu Sätzen, Rudimente.

Diese Rudimente liegen beständig vor — wie die Sprache

entsteht, können wir noch heute wahrnehmen, denn sie entsteht immer von neuem. Wie die Geologie, um die irdischen Katastrophen und die sogenannten Formationen zu erklären, auf die gegenwärtig eintretenden Veränderungen, Zerstörungen und Neubildungen achtet und aus diesen gegenwärtigen Vorgängen auf die vorhistorischen Prozesse und die frühesten Erdzustände schliesst: so kann man glauben, dass es im Haus der Sprache jetzt nicht anders zugehe, als es zu Olims Zeiten gewesen ist. Wir wissen, dass der Mensch schon während des Diluviums existiert und im Kampf mit den Tieren der Eiszeit gelebt, sogar das Mammut auf seinem eignen Stosszahn abgebildet hat. Er wird vermutlich auch schon das Gebrüll des Behemoth nachgemacht und auf einem erratischen Blocke stehend seinem Mitmenschen zugerufen, zugejodelt und zugepfiffen haben, wie er jetzt noch pfeift, wenn eine Gefahr im Anzug, ein Glück zu ergreifen ist. Die Losungen der diluvialen Steinzeit ragen in die glanzvolle Gegenwart hinein, wie ihre rohbehauenen Waffen und Geräte. Man hat gesagt, dass sich der Charakter des Individuums niemals ändere, höchstens zeige, und dass einer ins Gras beisse, wie er in der Wiege geartet gewesen sei:

wie an dem Tag, der dich der Welt verliehen,
die Sonne stand zum Grusse der Planeten,
bist alsobald und fort und fort gediehen
nach dem Gesetz, wonach du angetreten.

So kann man auch behaupten, dass an der Form der Menschheit keine Kultur, kein Staat, kein Klima jemals etwas ändere und dass ihr Leben und Treiben in seinen Grundzügen ewig dasselbe bleibe. Die Bedingungen, denen Menschendasein vom Anbeginn unterworfen gewesen ist, die Naturgesetze stösst die Kultur nicht um — der grosse Dampfhammer in Essen verrichtet schliesslich dieselben Dienste, die dem Menschen der Steinzeit sein paläolithisches Werkzeug geleistet hat — der Great Eastern fährt schneller und sicherer übers Meer als ein Kanoe, fliegen kann er

auch nicht — durch die Zähmung des Feuers ist der Mensch erst recht Mensch, durch den Dampf, die Elektrizität, die Buchdruckerkunst beinahe den Göttern gleich geworden, zu einer Art Allwissenheit und Allgegenwart gelangt, und doch bedeuten seine Götter nur einen Gradunterschied. Vervollkommnung, Verbesserung alter Verhältnisse, keine absolute Neugestaltung. *Du bist am Ende — was du bist,* beruhigt Mephistopheles den Doktor Faust, der gar so hoch hinaus und die Krone der Menschheit erringen will. Ein Punkt ist für die Sprachgeschichte besonders lehrreich.

Trotz aller Erfindungen und aller Fortschritte in der Technik bleiben neben den kompliziertesten immer noch die einfachsten Werkzeuge in Gebrauch; zum Beispiel Zahnstocher und Stöcke. Zu gewissen Zwecken taugen nur die einfachsten Werkzeuge, Maschinen würden ganz unpraktisch sein; auch reichen ihre Arme, wenn sie auch lang sind, durchaus nicht in jeden Winkel. Der Besitzer des grössten Gussstahlwerkes der Erde hat gewiss ein Taschenmesser einstecken; wenn er in seinem Schlafzimmer einen Nagel in die Wand schlägt, so nimmt er ein armes Hämmerchen — im Notfall, auf Reisen, auf der Insel Tahiti nähme er am Ende auch ein Steinchen wie der Sohn der diluvialen Steinzeit. Nicht nur dass sich die liebe unschuldige Natur neben den herrlichen Errungenschaften der Neuzeit fort und fort behauptet, sie guckt auch wieder vor, so wie der gewaltige Apparat der Zivilisation einmal versagt. Und so ist denn auch das äusserst kunstvolle Instrument der Sprache nicht überall zu brauchen, ein Rudiment thuts auch, thuts besser, es bleibt oft gar nichts andres übrig als das Rudiment — dann kehren die Menschen augenblicklich in ihre prähistorischen Sprachzustände zurück.

Der vollendete Weltmann spricht in vielen Dingen nicht schöner und nicht gewählter, als jahraus jahrein in der Kinderstube gesprochen wird, er bildet sichs nur ein. Wenn wir noch heute, nach so viel Jahrtausenden die alten indogermanischen Vater- und Mutternamen brauchen, *il Pappo e il*

Dindi niemals lassen, wie Dante (Purgatorio XI, 105) sagt; wenn wir noch heute den Hahn krähen, die Bombe platzen, die Petarde knallen und den Menschen sprechen lassen — so ist das ein Fingerzeig, dass unsere Begriffe zwar verdunkelt und verflüchtigt, niemals von Grund aus umgewandelt werden, dass wir die natürlichen Schranken, die unserer Weltweisheit gesetzt sind, nur deshalb zu überschreiten glauben, weil wir überhaupt nicht mehr wissen, was wir wollen, dass unser Denken abstrakt geworden, unser Gedankenausdruck aber ganz derselbe grausam naive geblieben ist. Von ihrem Reichtum, ihrem falschen Glanz geblendet, machen wir uns gewöhnlich eine viel zu subtile Vorstellung von der Sprache — sie ist unendlich primitiv; und einer unbegrenzten Entwickelung gar nicht fähig. Doch davon wollen wir nicht reden; lassen wir den Enthusiasten, die die Sprache nicht kennen und dieses Buch nicht gelesen haben, ihre vortreffliche hohe Meinung. Das mögen sie nur bedenken, wie inmitten des Verkehrs die Natur in tausend rudimentären Sätzen und in jenen simpelsten Äusserungen des Sprachvermögens durchbricht, die noch gar keine Mitteilung enthalten. Wie sich die Kulturmenschen Tag für Tag durch Lautzeichen verständigen, die, des nachahmenden, malerischen Elements entbehrend, dem Verstand nichts als ein Aufgepasst! All' erta! — bieten und ihm doch genügen, namentlich wenn sie bekannt und konventionell geworden sind. Vielleicht gibts etwas zu sagen; vielleicht soll es nur einen Gruss und Zuruf um des Rufes willen bedeuten. Menschen untereinander, Tiere untereinander, Menschen und Tiere untereinander brauchen das — es ist offenbar ganz gleichgültig, ob der Laut mit dem Munde oder mit dem Finger hervorgebracht, ob ein fremder Tongeber zu Hilfe genommen wird oder nicht.

Unsere Pfiffe und Zische, unsere Pocher und Klopfer, unsere mannigfaltigen Lärmzeichen sind gar nicht zu zählen; die Aufsehen erregende Kraft der Zischlaute oder *S*-laute haben wir schon (Seite 244) hervorgehoben, sie werden vor-

zugsweise gewählt, wenn jemand hören soll. *Bst!* — machen wir zu einem Bekannten, der achtlos vorübergeht; der Spanier macht: *Chi*, der Aussprache nach: *Tschi*, der Italiener: *Zi*, wenn er jemand ruft. *Zi, zi, Galantuomo!* — Das Lautzeitwort *zischen*, am eigentlichsten auf die heisere, langanhaltende und nur auf Augenblicke unterbrochene Stimme der Schlangen passend, ist im XV. Jahrhundert noch nicht nachzuweisen, wohl aber *hischen* oder *hissen* für Schlangen und Gänse; es scheint also, dass in diesem Falle das *H* die Stelle des *Z* vertreten hat. Dazu stimmt, dass die tonlose Kehlkopfspirans, das Geräusch, welches man hervorbringt, wenn man die Luft durch die Stimmritze hindurchtreibt, und das man dann durch einen vokalischen Klang ergänzt, ebenfalls seit uralter Zeit dazu dient, die Menschen anzurufen. *He! Heus! Ho! Holla ho! Hoscha!* Wie in Wien der Anruf beim Telephonieren lautet: *Halloh*: — Spricht man den Vokal *O* gleich aus, ohne sich erst an den Stimmbändern zu reiben, so ertönt eben ein reines *O*, womit bekanntlich gleichfalls angerufen wird; eigentlich aber lautet kein Vokal ganz rein an, indem zur Aussprache desselben die Stimmritze einen Augenblick ganz geschlossen, dann plötzlich geöffnet werden muss und erst nach dieser Vorbereitung die Stimmbänder in der Lage sind, in tönende Schwingungen zu geraten, die meisten Alphabete haben nur für diesen Stimmansatz keinen Ausdruck. Die Griechen hatten einen und nannten den leisen Hauch im Gegensatz zum *Spiritus asper*: den *Spiritus lenis*.

In seinem Motto (149) lässt Börne die geifernde Schlange *pfeifen*, und der Italiener spricht ebensogut vom *Fischio* wie vom *Sibilo di Serpente*. Livingstone hat gar in Afrika eine Schlange entdeckt, die meckert, wie die Himmelsziege (336). Zischen und Pfeifen ist fast eins, beim Pfeifen reibt sich die Luft an den gespannten Rändern der etwas geöffneten Lippen, wie beim Zischen an den Zähnen und beim Hauchen an den Stimmbändern; und am Pfeifen, das noch lauter, heller, schneidender ist als das Zischen, kann man die Erhaltung und gelegentliche Wiedereinführung uralter aku-

stischer Winke besonders gut studieren. Ein Pfiff, mit dem Munde, auf den Fingern, auf einem Pfeifchen hervorgebracht, ist und war es bereits vor Troja das vornehmste Diebssignal — Odysseus gab es (Ilias X, 502) dem göttlichen Diomedes, als er dem Rhesus seine schönen Pferde gestohlen hatte:

ῥοίζησεν δ᾽ ἄρα πιφαύσκων Διομήδεϊ δίῳ —

obgleich *ῥοιζεῖν* wahrscheinlich ungenau mit *pfeifen* übersetzt wird, da Odysseus vielmehr wie ein Schnarrposten vor dem Gewehr geschnarrt oder wie der Pariser Arbeiter, wenn er den Aufseher kommen hört: ein *Prrrout!* ausgestossen haben mag; Kaufmann Trog, der vor zwei Jahren den Buchhändler Dietz in Altenburg ermordet hatte und entfloh, aber noch seine Braut in Gössnitz besuchen wollte, pfiff 2 Uhr morgens vor ihrem Hause, und der Bruder antwortete mit einem Pfiff. Vergleiche *Sprache ohne Worte* 219 ff. Wer möchte sagen, wie alt die Diebspfeife ist? — Es sind nicht bloss die Diebe, die dieses Kochemer Loschen nötig haben, in jeder Fabrik ertönt es morgens, mittags und abends in langgezogenen Tönen; der Vergnügungsdampfer, der auf eine Felsbank gerät, lässt die Flagge halbmast ziehen und seine Notpfeife erschallen; Tag für Tag gellt uns die Dampfpfeife der Lokomotive in die Ohren, deren Wirkungsweise wir bereits (317) charakterisierten. Über sie wurden unlängst in der „Deutschen Verkehrszeitung“ sentimentale Betrachtungen angestellt.

Dem Eisenbahnwesen, hiess es, *so spezifisch eigen, wie der Hornton der Post in früherer Zeit, sind die Signale der Dampfpfeife. Der schrille Ton dieses Instrumentes ist die eigentliche Stimme des Eisenbahnwesens selbst. Wie das Organ des Menschen, seine Art zu sprechen sein Wesen spiegelt, so liegt im Ton der Dampfpfeife der ganze Charakter des Eisenbahnwesens. Scharf, hart, von einem leblosen Apparate ausgestossen, hat er nichts mit den Tönen gemein, die der Atem der Menschenbrust aus Instrumenten locken kann. In seiner mathematischen Präzision, Kürze und Modu-*

lationsfähigkeit ruht der Ausdruck der Eigenartigkeit des grossen Verkehrsmechanismus; er verhält sich zum sanften, sehnsucht-erweckenden Tone des Posthorns, wie die Poesie des Reisens von ehedem zum willenlosen Fortgerissenwerden im heutigen Reiseverkehr. Aber, liebe Deutsche Verkehrszeitung, wenn es aufs Alter ankommt, so ist die Pfeife gar viel früher dagewesen als das Posthorn! — Natürlich nicht die Dampfpfeife, aber womit gepfiffen wird, ist ja, wie gesagt, ganz gleichgültig. Lange ehe der Postillon sein herzerquickendes Lied über die Strasse geschmettert hat, ist die grelle, prosaische, kurze Pfeife dagewesen. Ehe die Menschen, die über die Erde wandelten, Lieder sangen und klugredeten, mögen Äonen vergangen sein. Das Posthorn gleicht der gebildeten Sprache; der Pfiff ist ein Rudiment.

---

2. Freunde in der Not. Der Notschrei.

Deine Hand, Bruder, ich versinke! —

Übergang der leeren akustischen Signale in prägnante Mitteilungen — Signale und Depeschen zugleich — zum Sprechen gehören Zwei — nicht der Feind, sondern der Freund ist der natürliche Unterredner — die erste sprachliche Äusserung der Notschrei, der die Wirkung eines Hilferufes thut — Maskierung des Notschreis: eine nachträgliche Verbesserung, ein lautliches Raffinement — wenn man einen Wolfsschrei nachmachte, nannte man den Wolf beim Namen.

> Fände ich doch einen guten Geselln und Gefährten,
> Mehr Herz würde ich han und mehr Vertrauen zur Sache.
> Gehen Zweie zusammen, so fleckt es besser, zwei Augen
> Sehen mehr als eins — der Einzelne merkt wohl,
> Worans fehlt, doch ists nicht das, und langsamer denkt er.
>
> Diomedes in der Ilias (X, 222 ff.).

Die weitere Entwickelung dieser ersten Rudimente nimmt folgenden Verlauf: zunächst gehen die leeren akustischen Signale, die noch arm an Gedanken sind, in Lautzeichen über, die in gedrängter Kürze eine Mitteilung enthalten.

Derartige Fernsprecher sind an sich schon auffallend genug, dass das Ohr auf den Empfang nicht erst vorbereitet zu werden braucht; sie sind Signale und Depeschen zugleich. Immerhin bleibt es dem Aufgeber unbenommen, seine Mitteilung noch durch einen besonderen Weckruf einzuleiten; am besten ist es, den dazu dienenden Zischlaut oder Hauchlaut organisch mit den gedankenschwangeren Lauten zu verschmelzen. Man kann das auch so auffassen, dass dem Signal ein malerisches Element hinzugefügt wird; aber es versteht sich, dass damit die erste Periode nicht abschloss, sondern die Zeichen höherer und niederer Ordnung schossen auch bei einem Paare, das die ersteren besass, in bunter Mischung hinüber und herüber, wie es die Verhältnisse gerade mit sich brachten. Die Elementarsprache hörte nicht auf, sie ward nur bereichert. Und neben dem Paare, das besser sprach, stand zufällig ein anderes, das sich noch behalf — es gab Millionen erste Menschen. Aber wenn sie sprechen wollten: nur immer paarweise, nur immer paarweise.

Zum Sprechen gehören Zwei. Einem Urmenschen als solchem etwas von bewusster Sprache zuzumuten, ist wahrlich so absurd, wie Briefe ohne Adresse auf die Post zu geben. Die Rudimente der Unterhaltung konnten nicht eher Sinn haben, als bis zwei Menschen zusammentrafen und in ein gewisses Verhältnis zu einander traten, einen Bund machten und Freundschaft schlossen. Dazu trieb sie die Not — die Sprache ist so alt wie Hilfebedürftigkeit und Zutrauen; sie wurzelt bei Menschen und bei Tieren in der Geselligkeit. Wie sich die Schakale und die Wölfe (145) gegenseitig zusammenheulen. Oder ist es der Feind, dem die Erstlinge der Sprache gegolten haben? —

Dass der Todfeind, der ihn angreift, der natürliche Unterredner des Menschen sei, könnte man wohl denken; seine unverhoffte, schreckliche Erscheinung hat ihm ja die Lippen geöffnet und unsern Urahn auf dem Baume zu dem ersten Schrei begeistert. Aber Hass und Furcht ist nicht

der Boden, in dem die Wunderblume keimt; Liebe und Freundschaft ist es. Hüten wir uns, in dem gellenden Aufschrei des Individuums, das den Tod vor Augen hat, einen Sprachansatz und etwa die Drohung zu erblicken: *nimm dich vor mir in acht!* — aus dem kläglichen Geheul etwa die Bitte: *sei mir gnädig! thu mir nichts zu leide!* — den Gruss des armen Mannes in Japan herauszuhören. Der Schrei war im besten Falle nur ein Schlachtruf, eine Art Vorwaffe, unwillkürlich herausgeholt und dem Gegner vor die Nase gehalten und ihm um die Ohren geflitscht; das Geheul eine demütige Liebkosung. Auf das Geschrei folgt der Kampf — der arme Kerl merkt wohl, dass er bei einem mutigen Gegner mit der stärksten Stimme nicht viel ausrichtet, und dass er sich entweder tapfer schlagen oder Reissaus nehmen muss. Gewissen reissenden Tieren vermag er freilich zu imponiren, zum Beispiel dem Löwen, den die Araber zuerst schimpfen und schelten, wenn sie ihn auftreiben: *o, du Hundeseele, du Hundsfott, du Hundesohn! Du Sohn des Teufels, du Dieb, du Mörder, du erbärmlicher Lump! Auf, wenn du Herz hast, wenn du so tapfer bist wie du thust* ..... auch der Tiger lässt sich, wie alle Reisenden berichten, durch lautes Geschrei ausser Fassung bringen, er fürchtet sich vor dem Lärm der Trommeln sogut wie vor dem Feuer, namentlich vor Raketen, doch pflegt auch dieses Mittel nicht immer vorzuhalten. Bei grossem Hunger setzt der Tiger mitten unter die Lagerfeuer, packt einen der herumsitzenden Javanen, erwürgt ihn und schleppt ihn fort, mag noch soviel geschrien werden. Damit etwas sagen zu wollen, wäre lächerlich. Zudem ist es gar nicht immer ein sichtbarer, persönlicher Feind, was den Menschen ins Unglück stürzt — er kann in eine Grube fallen, sollte er die anbrüllen? — Aber ein Freund hülfe ihm heraus, hörte er ihn schreien; Freunde springen einander in jeder Bedrängnis bei, die sie sich zu wissen thun. Als die erste sprachliche Äusserung betrachte ich den Notschrei.

Die willkürliche Wiederholung des Naturlauts, in der

Hoffnung Hilfe zu erhalten, ein kurzgefasster Abriss der augenblicklichen Notlage, der, wie wir das schon (281) erfahren haben, ganz von selbst die Wirkung eines Hilferufes thut; der soviel besagt wie: es geht an den Kragen, komm schnell, thue mir Handreichung! — Aus der (Seite 144 ff. ausführlich mitgeteilten) wilden Sage und aus den Indianergeschichten sehen wir, dass derlei Notrufe allerdings frühe gethan, aber ebenso frühe verkleidet worden sind, die Menschen in dieser Absicht Wolfsschreie und andere fremdartige Laute ausgestossen haben. Obgleich wir uns damals einreden liessen: sie möchten das von vornherein gethan und ihre Aufmerksamkeit von Anfang an auf fremde Stimmen gerichtet haben, halten wir die sogenannten Selbstahmlaute nachgerade doch für zu unnatürlich, um in ihnen nicht schon etwas Konventionelles, Abgeleitetes zu sehn. Die älteste Imitation musste doch sein: so zu schreien, wie einem der Schnabel gewachsen war, und kunstlos ins eigne, angeborne Nebelhorn zu stossen; erst nachmals, weil der natürliche Laut die Gefahr der Entdeckung mit sich brachte, adoptierte man den Wolfsschrei. Freilich sind wir in Lauten wenig erfinderisch und von Natur mit keiner so charakteristischen Stimme begabt, wie viele Tiere, namentlich viele Vögel; dass aber darum unsere gewöhnlichen, unverstellten Klagelaute telephonisch gar nicht zu verwerten seien, wird man doch nicht behaupten. Ihre Maskierung scheint demnach nur eine nachträgliche Verbesserung, ein lautliches Raffinement, der Wolfsschrei der Wälsungen bereits ein Zeichen sehr hoher Kultur zu sein. Ja, ich sollte meinen, dass die Menschen das Heulen eines Raubtiers noch eher nachgeahmt haben, um den Feind beim Namen zu nennen, als um sich ihren Freunden zu erkennen zu geben.

3. Die Liebe. Locker. Die ersten Optative und Desiderativa.

Diesen Kuss der ganzen Welt! — ich entbehre der Gattin — Madam, ich liebe Sie!

Liebesnöte: das Geschlecht, das von der Natur zum Helfer bestimmt ist, wird angerufen — Lockrufe, Paarungsrufe, Liebesrufe bei Vögeln, Säugetieren, Menschen — bei den Weibchen — die Stimme scheint von Haus aus gar keine andere Bestimmung zu haben als die: den Geschlechtstrieb kundzuthun — das Glück der Liebe hat seine eignen Laute — was für das Weibchen eine freundliche Einladung, ist für den Nebenbuhler eine Herausforderung — ach, die Liebe isoliert, wenn sonst einer schrie, wurde er den Seinigen ein Beschirmer — ich dachte, er hätte Hilfe haben wollen? — das kommt erst.

Es ist nicht gut, dass der Mensch allein sei.
Genesis II, 18.

Als eine besondere Art Notschrei sind die tausendfältigen, die Sommernacht durchstöhnenden, an die Adresse des Geschlechts, das von der Natur zum Helfer in der Not bestimmt ist, gerichteten Liebesseufzer zu betrachten; was man bei den Vögeln den Lockruf oder den Paarungsruf nennt. Es ist merkwürdig, dass die meisten Vogelstimmen, die dem Ohr auffallen, die sich unserem Gedächtnis eingeprägt haben und in unserer Sprache wiederhallen, nicht die eigentlichen Gesänge oder Schläge, nicht die gewöhnlichen Gespräche, sondern die Lockrufe der Vögel sind — der Ruf des Kuckucks hat den Zweck, das Weibchen anzulocken, der Gesang des Hahnes ist der Optativ des unersättlichen Sultans, der seinem Harem gilt, das *Pink* des Buchfinken, das *Putpurlut* der Wachtel, das *Zükükt* der Nachtigall ein Geständnis, das den holden Frauen *in Genere* gemacht wird. Auf sie sollen nämlich diese Laute eigentlich Eindruck machen, den Sieen sollen sie die Gegenwart des schmachtenden Hahns andeuten, ihnen sagen: Ich bin da, ich sterbe vor Sehnsucht, ihr Engel, erhöret mich! — Denn zugleich enthalten sie eine süsse Schmeichelei, bestimmt, durch ihre Lieblichkeit das Ohr und damit das Herz

des Weibchens zu erobern, dem Liebkosen und dem Streicheln mit der Hand entsprechend — aller Nektar, mit dem Amor die Nachtigallen in ihrer Jugend getränkt hat, wird in diesen Seufzern ausgehaucht. Kenner unterscheiden übrigens, zum Beispiel bei der unkeuschen Wachtel und beim Hahn, ausser den Paarungsrufen und den leisen Locktönen auch noch einen Liebesruf. Das *Kikeriki* wird von Brehm als Liebesruf bezeichnet.

Dieselbe Bedeutung hat bekanntlich das Rohren der Edelhirsche in der Brunftzeit, das Wiehern der Hengste, das Katzenkonzert, das Gequak der Frösche und (nach Darwin) der Gesang der Menschen — *nach einer sehr weit verbreiteten Analogie,* heisst es in der „Abstammung des Menschen", *können wir schliessen, dass die Gesangeskunst besonders während der Werbung der beiden Geschlechter ausgeübt worden ist, um Gemütsbewegungen wie Liebe, Eifersucht und Triumph auszudrücken, desgleichen um Nebenbuhler herauszufordern. Aus der Nachahmung von Tönen durch artikulierte Laute mögen Worte entsprungen sein* . . . . . man möchte behaupten, die Stimme habe von Haus aus gar keinen anderen Zweck als den Geschlechtstrieb kundzuthun, in so inniger Verbindung steht sie mit dem Liebesleben aller Kreaturen. Auch die Weibchen haben ihre Locker, nur, der Zurückhaltung und Koketterie dieses Geschlechts entsprechend, mehr verstohlene, lüsterne, *tectius illa cupit: zieht das Kuckucksweibchen auf Liebesabenteuer aus,* erzählt Brehm, *so antwortet es, in unmittelbare Nähe des rufenden Männchens gelangt, indem es seinen eigentümlichen, volltönenden, kichernden oder lachenden Lockruf zu hören gibt. Dieser besteht aus den äusserst rasch aufeinanderfolgenden Lauten: Jikikickick, welche auch wohl wie: Quickwickwick in unser Ohr klingen, einem harten Triller ähneln und durch ein nur in der Nähe hörbares, sehr leises Knarren eingeleitet werden.* Das Glück der Liebe hat dann wieder seine eignen Laute — das schwatzt und kost wie in den Flitterwochen, der Gesang der Nachtigall ertönt am schönsten, wenn das Weibchen brütet; dieser Gesang, in dem wie in Rückerts

„Liebesfrühling" die helle Freude, die Begeisterung wiederklingt, ist ein Vorzug des männlichen Geschlechts. Das Weibchen stimmt dagegen ein solennes Lob- und Danklied an, wenn es seine Eier gelegt hat, und spricht, wenn sie ausgebrütet sind, zärtlich zu den Kindern.

Natürlich bedeutet, was für das Geschlecht freundliche Einladung ist, für den Nebenbuhler Herausforderung und Tod — das mag sich ein etwaiger Leidensgenosse nur gleichfalls aus dem Gegirr entnehmen: ein rechtes Zeichen, wie die Liebe überall isoliert und den Freund seiner Freundschaft abwendig macht. Denn sonst wenn ein Unglücklicher einen Notschrei ausstiess, war das für seinen guten Gesellen eine Aufforderung, ihm zu helfen und beizustehn, jetzt würde er schlecht ankommen; oder aber es war eine wohlgemeinte Warnung für den ganzen Bekanntenkreis, eine Anzeige der dem Gemeinen Wesen drohenden Gefahr, die scharfe Mahnung, sich selber schleunigst in Sicherheit zu bringen, dieser Rat wird jetzt auch gegeben, aber die Gesinnung, die ihn diktiert, ist wahrlich eine andere. Doch ich sehe, das ist ein Rudiment, von dem wir noch gar nichts wissen; ein Notschrei in dieser Absicht ist uns bisher noch gar nicht vorgekommen. Wirklich eröffnet er uns eine ganz neue Perspektive, indem er nicht der Freundschaft, nicht der Liebe, sondern der Gesellschaft, sozusagen dem Staate angehört.

---

4. Gesellschaftliche Pflichten. Warnungsrufe.

Seid auf eurer Hut, Freunde! — es ist Feind da, Feindio!

Der Begriff der Seinigen: einer für alle, alle für einen — Sicherheitsdienst, Ausbildung des Lärmrufs zu einem Namen — alle Wesen, die in Gesellschaft leben, organisieren eine Art Vorpostendienst, selbst die Schafe — die Affen, die Elefanten, die Pferde pflegen der Schildwache — aber es kommt darauf an, dass die Wache nicht ganz zufällig und nicht ganz frei-

willig sei, und dass sie eine gute Stimme habe — Rekognoszierungen in den Ameisenstaaten, die Ameisensprache und der Dichter Hieronymus Lorm — besser ists schon, wenn das Tier schreien kann — auch ohne angestellt zu sein, spielt der Schreier die Rolle eines Wächters, zum Beispiel bei den Hühnern — Mutualismus unter den Tieren: der Tiger und der Pfau — väterliches Wohlwollen, das die grossen und verständigen Vögel für die kleinen haben — systematische Errichtung einer Vorhut, welche zu schreien hat: die Araras, die Flamingos — de te fabula narratur: der Turmwächter bläst — vermag er den Feind zu nennen, so fängt er damit den ersten Satz an.

Wie si der Schiltwaht pflâgen.
Der Nibelunge Nôt. XXX. Âventiure.

Angstschreie, die den Zweck haben, von den Seinigen gehört und beherzigt zu werden, heissen Warnungsrufe. Dieser Begriff: *Seinige* ist neu; er entsteht erst mit der Familie, die wohl die ersten Warnungen erfährt, und mit irgend einer künstlichen Lebensgemeinschaft, die sich daran schliesst. Wenn viele gleichartige Wesen zusammenhalten und der schöne republikanische Grundsatz: einer für alle, alle für einen gilt, wird gewissermassen eine grosse Familie gegründet, die jedes Mitglied als die Seinigen betrachtet, deren Wohl und Wehe sein Wohl und Wehe ist. Es macht sich also von selbst, dass der Einzelne unwillkürlich erzittert, wenn die Gesellschaft angegriffen wird, und dass sein Schrei dem Volke zu gute kommt, denn das ganze Volk schreit in ihm. Diese Verhältnisse führen gewissermassen zur allgemeinen Wehrpflicht, zunächst zum Sicherheitsdienst, zu dem sich gewisse Brüder, wenn sie Lust und Beruf dazu fühlen, entweder wie Hagen und Volker in Etzels Palaste selbst aufwerfen oder, von Staatswegen als Wächter bestellt, verstehen. Sie nehmen dann die Gemeinde unter ihre Obhut, bereit, sowie sich etwas Verdächtiges zeigt, zu schreien und damit entweder das gesamte Volk oder, wo eine solche besteht, die Truppe zu alarmieren. Bilden die Vorposten das Alarmsignal in der Weise aus, dass sie die Stimme des entdeckten Feindes nachahmen, so nennen sie damit den Ihrigen zugleich den

Namen des nahenden Ungeheuers, etwa als ob sie riefen: der Löw ist los! der Teufel ist los! —

Es scheint durchaus nicht unglaublich, fährt Darwin in der obigen Auseinandersetzung fort, *dass irgend ein ungewöhnlich weises affenähnliches Tier darauf verfallen sein möge, das Heulen eines Raubtiers nachzuahmen, um dadurch seinen Mitaffen die Natur der zu erwartenden Gefahr anzudeuten; und dies würde ein erster Schritt zur Bildung einer Sprache gewesen sein.*

Stufe für Stufe können wir der Sprache folgen, wie sie zu diesem ersten Schritte gekommen ist. Den Vorpostendienst, bei welchem der sich meldende Gedanke im Hintergrunde steht, haben alle in Gesellschaft lebenden Tierarten organisiert. Die Vorhut der Gemsen ist sogar aus dem Schiller bekannt; die Schafe, gleichfalls Gebirgskinder und gleichfalls Herdentiere, haben ebensoviel *Vernunft* — sobald die amerikanischen Bergschafe etwas Fremdartiges gewahren, flüchten sie zu steilen Höhen empor und stellen sich hier an den vorspringenden Kanten auf, um ihr Gebiet zu überschauen. Ein schnaufender Nasal gibt bei Gefahr das Zeichen zur Flucht, auf dieses hin stürmt die Herde in rasender Eile davon. Die wilden Pferde der Mongolei halten in Herden von mehreren Hunderten zusammen, die wieder in kleine, von einem besonders mutigen Hengste geführte Gesellschaften zerfallen; sie stellen jederzeit Wächter aus, auf deren Gewieher sie mit unglaublicher Schnelligkeit die Flucht ergreifen. Auch dass die Affen, die Elefanten, die Kraniche der Schildwache pflegen, weiss der Tierfreund; vor allem merkwürdig ist ihm die fast menschliche Ausbildung des Dienstes, die sich in den Ameisenstaaten findet. Die Termiten, die in Dörfern zusammenleben, haben ihre stehenden Heere; haut man mit einer Axt ein Loch in eines ihrer Häuser, so kommt ein Soldat heraus und rekognosziert; hierauf schlägt er mit seiner Zange auf das thönerne Gebäude, dass es wie das Ticken einer Taschenuhr klingt und meterweit hörbar ist, und sofort stürzen grosse Korps heraus, um das Vaterland zu verteidigen und

den Angreifer zu beissen. Ist derselbe geflohen, so kehrt die Truppe in ihr Quartier zurück, und die Arbeiter kommen, um die Bresche zuzumauern; nur ein Soldat bleibt draussen und schlägt von Zeit zu Zeit mit seiner Zange auf die Kuppel, worauf angeblich mit Zischen geantwortet und mit verdoppelter Eile gearbeitet wird. Erfolgt ein neuer Angriff, so ziehen sich die Maurer zurück, und die Soldaten erscheinen wieder auf dem Plane. Es ist gewiss, dass sich die Ameisen mit Hilfe ihrer beweglichen und überaus empfindlichen Fühler unterhalten und gelegentlich ganz detaillierte Mitteilungen machen — dass im Vorort eine grüne Raupe liege, die eine allein nicht fortbringen könne — dass die Blumenstrasse nicht passierbar, auf ihr eine Menge Kameraden umgekommen sei — dass unbegreiflicherweise eine Kreuzspinne in der Stadt umgehe und dergleichen. Sie sind in dem Falle der Taubstummen, die sich durch Gebärden, gehen wir noch weiter: in dem Falle der Taubstummblinden, die sich tastend verständigen, wie das zum Beispiel Laura Bridgeman in Boston und der Dichter Hieronymus Lorm in Dresden thut. Die Gemahlin des tauben und blinden silberhaarigen Greises nimmt ihn beim Arm und spielt mit den Fingern auf dem Rücken seiner linken Hand wie auf einer Klaviatur — durch ein Zeichen auf seiner Hand erfährt er, dass jemand vor ihm stehe — durch bestimmte Handgriffe, die er besitzt und zeigt, kann man mit ihm sprechen, mit ihm Schach spielen, ihm vorlesen. Die Buchstaben werden ihm durch eine Art Handalphabet auf die Hand und die Fingerspitzen übertragen; um die Berührung bei der Zeichenübertragung zu mildern, trägt er einen ledernen Gürtel an der linken Hand. Auf diese Weise verkehrt nicht nur seine Frau, sondern seine ganze Familie und sein Gesellschafter mit ihm. Auf derartige Mitteilungen, die ihrer anscheinenden Ursprünglichkeit zum Trotz eine sehr künstliche Gebärdensprache vorstellen, wollen wir uns hier nicht einlassen, sondern bei den rudimentären lauten Sätzen bleiben, die in den Signalen zum Vorschein kommen.

Man glaubt, dass die Ameisen nicht bloss wie die Termiten mit ihren Zangen, das heisst: ihren Kinnbacken auf dem Baue trommeln, sondern auch an ihrem Hinterteil einen eignen Stimmapparat besitzen; die Schnelligkeit, mit welcher die Alarmnachrichten in einem Ameisenhaufen verbreitet werden und die mit unmittelbarer Zeichenübertragung nie zu erreichen ist, erheischt eine wirkliche, laute, dem menschlichen Ohr vielleicht unvernehmbare Ameisensprache, wie das zuerst Hermann Landois erkannt hat. Besser ists schon, wenn das Tier schreien kann und eine wirkliche Stimme da ist, wie sie die Vögel haben, wenigstens wir Menschen verstehen das besser, weil wirs auch so machen. An und für sich hat ein lauter Schrei etwas Entsetzliches, Mitleiderregendes, Spannendes für alle, die ihn hören, mögen sie auch den Urheber gar nicht kennen — auf den Angstruf einer Amsel lauscht der ganze Wald; ist es vollends ein Glied der Gesellschaft, der man selber angehört, vielleicht der Nachbar, so muss man ja stutzig werden und das Fürchten lernen. Auch ohne dass er besonders angestellt worden wäre, spielt der Vogel die Rolle eines Wächters, indem er kreischt — bei den furchtsamen Hennen beobachtet man das alle Tage. Die amerikanischen Baumhühner, die sogenannten Helmwachteln, sitzen still zusammen, wie auf einem Haufen — nähert man sich ihnen, so ertönt ein wohllautendes *Tsching Tsching!* — ihm folgt ein Rascheln, die Gesellschaft erhebt sich mit einem schnurrenden Geräusch, und im Nu sind sie zerstoben. Die Truthühner, die sich gleichfalls zeitweilig zusammenthun und gemeinsam die Waldungen durchwandern, haben viele Feinde, namentlich unter den Eulen, diese kommen des Nachts lautlos wie ein Pfeil gestrichen, um die Puten im besten Schlafe von den Bäumen wegzunehmen — wacht ein Truthuhn auf, so gluckt es, in dem Schlafsaal wirds lebendig, alles ruft: *Feindio!* — und ist auf der Hut. Auf dergleichen unfreiwillige Warnungen mögen wohl auch die Freundschaftsdienste zurückzuführen sein, die gewisse schwache, aber scharfsinnige Vögel ge-

wissen grossen Tieren zu erweisen pflegen, was man Mutualismus nennt.

Wenn der Pfau schreit, ist der Tiger nicht weit, heisst es auf Java; Pfauen und Tiger kommen erfahrungsgemäss stets zusammen vor, keiner lebt ohne den anderen. Woher die dicke Freundschaft? Hat der Pfau etwas vom Tiger? Sucht etwa der Pfau in der Nähe des Königstigers Schutz, und erweist er sich dadurch erkenntlich, dass er ihm das Nahen des Feindes verrät? — Das wäre nicht ohne Beispiel, eine solche praktische Freundschaft, die aus einer wechselseitigen Ergänzung und Ausgleichung hervorgeht besteht bekanntlich zwischen dem Krokodilwächter und dem Krokodil, dem Hokkovogel und dem Silberlöwen in Südamerika, den Ameisen und den sogenannten Ameisenfreunden, zu denen auch Pflanzen zählen — sogar zwischen Menschen und Tieren, zum Beispiel zwischen den Gänsen und ihrer Hirtin, ja sogar, wenn man genau hinsieht, zwischen den beiden Geschlechtern. Oder gilt das garstige Geschrei des Pfauen gar nicht dem Tiger, sondern im Gegenteil den übrigen Bewohnern der Wildnis, die gemahnt werden sollen, dass der Tiger seine Schlupfwinkel verlässt? — Auch das ist nicht ohne Beispiel. Überall sind die vorsichtigen und die verständigen Vögel die treuen Eckarte der Umgebung. Der grosse Würger oder Neuntöter, den wir (109) unter den Spottvögeln antrafen, heisst deshalb *Wächter* oder *Excubitor*, weil er durch sein Geschrei alle Welt vor den Raubvögeln warnen soll, auf die guten Lehren der alten Sumpfvögel, die der Steinwälzer verdolmetscht, achtet das kleinere Strandgesindel, eine Krähe bemuttert Stare und Feldlerchen. Diese Warnungsrufe der Grossen scheinen in der That einem gewissen väterlichen Wohlwollen zu entspringen, und da hier die gute Absicht, die überlegene Intelligenz nicht wegzuleugnen ist, bilden sie den Übergang zu den Vedetten, die von klugen Arten systematisch ausgewählt zu werden pflegen.

Finden die Araras, erzählt Sir Robert Hermann Schom-

burgk, *auf ihren über die Grenzen des Urwaldes ausgedehnten Wanderungen ein reifes Feld oder eine Obstpflanzung, so werden rundherum auf den nächsten Bäumen Wachen ausgestellt. Das sonst immerwährende Lärmen und Gekreisch der rauhen Stimmen ist verstummt; nur hin und wieder hört man einen halb unterdrückten knurrenden oder murrenden Laut. Nähert sich der plündernden Gesellschaft ein verdächtiger Gegenstand, so lässt augenblicklich die Wache, welche diesen zuerst bemerkt hat, einen leisen Warnungsruf erschallen, welchen die Räuber, um jener anzuzeigen, dass er gehört worden ist, mit halb unterdrücktem Krächzen beantworten. Sowie die Gefahr dringender wird, fliegt die Wache unter lautem Aufkrächzen von ihrem Posten auf, und mit ihr zugleich erhebt sich die plündernde Herde unter wildem Geschrei, um ihr Heil in beschleunigter Flucht zu suchen.* Auch wenn die Flamingos Nahrung suchen, halten stets einzelne Greise Wache, ja sogar des Nachts schläft die Herde von dem Auge der Ältesten behütet; auf dem Mensalehsee in Unterägypten können die Fischer die Vögel angeblich nur fangen, wenn es ihnen gelingt, sich mit einem Übermass von Vorsicht der Schildwache zu bemächtigen, die aufrecht dasteht, während das Volk, den Kopf unter den Flügeln, schläft.

De te fabula narratur. Was ist ein mittelalterlicher, ins Horn stossender Turmwart, eine moderne, das Herannahen des Feindes der Festung telegraphisch mitteilende Feldwache Besseres als so ein alter Flamingo oder Kranich? — Ist der Feind unbekannt und vermag ihn die Wache denen da drinnen stimmlich zu beschreiben, so fängt sie damit den Satz an, der Darwin im Sinne liegt.

5. Herr und Knecht. Befehle. Imperative.

Kommher! — Geh weg! — Fort! — Vorwärts! — Bleibstehn! — dieses ist mein Wille.

Der Sicherheitsdienst führt zur Gewalt, welche der Starke über die Schwachen so wie so hat — zu den geborenen Sklaven gehören die Haustiere und die Weiber, oft ist die ganze Gesellschaft, für deren Sicherheit gesorgt wird, die Familie des Wächters — dieser ruft die Seinigen, was der einfachste Imperativ ist — zu den nichtssagenden Imperativlauten kann man auch den Namen des Dieners rechnen: die Lockrufe, auf welche die Haustiere hören, sind Namen und zwar Stimmnamen der Haustiere — anderemale erfinden wir eine eigentümliche Lautsymbolik, um die Tiere zu zitieren, der Hund wird mit einem Schnalzlaut, einem Schmatz gerufen — ein Tier wegzutreiben, werden wieder Zischlaute in Verbindung mit Hauch- und Explosivlauten angewendet: altgriechische und moderne Weisungen — Scheucherufe, Hetzrufe, Treibrufe, Hirtenrufe, Fuhrmannsrufe — wie die Tiere angetrieben werden, und wie ihnen Stillstand geboten wird: ein prägnantes Silentium.

Hoc volo, sic jubeo: sit pro ratione voluntas.
Juvenal VI, 223.

An die Warnungsrufe schliessen sich naturgemäss die Kommandos an — die Warnung ist fast selbst ein Befehl, nämlich der Befehl zum Aufbruch; aus der Überlegenheit, die warnt, bildet sich die Autorität heraus, die gebeut. Die Faulen, die schlafen und sich bewachen lassen, werden zu Knechten des Wächters, der für ihre Sicherheit sorgt, das ist in der Ordnung schon der Verdienstlichkeit des Wächteramtes wegen; die Schwachen, die Hilflosen, die von der Gnade des Starken leben, sind es von vornherein.

In diesem Falle befinden sich die Haustiere, die dem Menschen ihre Existenz verdanken, die seine geborenen Sklaven sind.

Ein Hirt, der seine Schafe weidet und sie gegen den Wolf verteidigt, ist ein kleiner König, der Schäferhund sein Minister; ein Weidmann, der mit einer Koppel Hunde auf die Jagd geht, ein General, der in den Krieg zieht; der Reiter, der mit seinem Lasso die wilden Pferde einfängt, gleicht dem arabischen Sklavenhändler, der in Afrika Neger raubt.

In demselben Falle befinden sich vielfach auch die Weibchen, die von Haus aus die geborenen Sklaven des Mannes sind, respektive die Kinder, die er erzeugt; was jedoch für die Urzustände der Menschheit nicht zu gelten scheint. Die verwilderten Pferde Südamerikas, die das ganze Jahr unter freiem Himmel zubringen, zeigen diesen Typus, in welchem die überwachte Gesellschaft mit der Familie des Wächters zusammenfällt: jedem Hengste gibt man zwölf bis achtzehn Stuten, welche er zusammenhält und gegen fremde Hengste verteidigt; gesellt man ihm zu viele Stuten zu, so hütet er diese nicht mehr. Die Füllen leben mit ihren Müttern bis ins dritte oder vierte Jahr. Diese kleinen Staaten lassen sich nicht untereinander verschmelzen; zusammengetrieben, zerteilen sich die Pferde wieder, die Hengste rufen wiehernd ihre Stuten herbei und beziehen mit ihnen ihre alten Weideplätze.

Sothanes Herbeiwiehern ist offenbar von dem warnenden Gewieher des führenden Hengstes in der Mongolei und ebenso von jenem brünstigen Gewieher, das dem Darius Hystaspis (vergleiche Sprache ohne Worte 52) ein Königreich eintrug, scharf zu unterscheiden. Es bedeutet den unumwundenen Befehl: Kommet her zu mir! — es ist kein Optativ, sondern ein Imperativ, es steht eine Stufe höher. Solche Imperative, die einfachsten unter allen, können aus einem unartikulierten, an sich gar nichts sagenden Laut bestehen, sie werden doch verstanden — ein Pfiff veranlasst im Rosenthal den Hund, ein Händeklatschen im Orient den Sklaven, ein Klapf im Restaurant den Kellner herbeizueilen; zu diesen nichtssagenden Imperativlauten kann man im Grunde auch den Namen des Dieners rechnen, der an sich für eine Einberufung gilt. Spreche ich *Tom* aus, so springt mein Neger wie Pantenius, wenn Klasing ruft. Alle Lockrufe, an welche wir die Haustiere gewöhnt haben, sind Namen, und zwar Stimmnamen der Haustiere: die Tauben heissen nicht etwa *Puttchen*, weil wir sie mit *Putt Putt!* — locken, wir locken sie vielmehr mit *Putt Putt!* — weil sie *Putt Putt* machen und

daher *Puttchen* heissen. Diese grosse Wahrheit, die wir schon *Sprache ohne Worte* 172 entdeckt haben, liesse sich von neuem hundertfach belegen und besser beweisen, als der göttliche Ursprung unserer Sprache. Gelegentlich wird eine wundervolle Lautsymbolik zu diesem Zweck erfunden.

Den Hund zu zitieren, brauchen wir in der Nähe eine Art von Schmatz, das heisst: wir pressen die Lippen zusammen und ziehen die Luft mit Gewalt ein wie beim Küssen, saugen die Luft an wie Nektar, dass sie durch die Mundspalte wie durch ein Sieb in die Mundhöhle hineinschiesst — gerade umgekehrt wie beim Piepen und sozusagen implosiv. Die alten Griechen nannten das: *ποππύζειν*. doch ist das Lautzeitwort nicht recht passend, da es zwar die labialen Verschlusslaute enthält, diese aber die Explosion, das plötzliche Hervorbrechen des Atems malen. Man treibt wohl auch Pferde mit diesem *Poppysma* an und redet überhaupt den Tieren damit zu, doch ist es ein spezifisches Mittel, den Sklaven in die Nähe zu bescheiden, gewissermassen sein ganzes Wesen aufzusaugen und an sich zu ziehen, wie man die Luft einziehet. Die Explosivlaute haben gerade die entgegengesetzte Wirkung: den Sklaven zu vertreiben; namentlich aber verwendet man wieder die Zischlaute mit Erfolg, wenn man einem Wesen Beine machen und das Tier wegjagen will, oft in Verbindung mit Hauchlauten und Explosivlauten (244) — mit HSCH, KSCH! werden die Vögelchen, in Italien die Hühner mit der Silbe *Sciò* von den Kindern aufgescheucht, mit KSS! — die Hunde angehetzt. *Hsch! Hsch! Hsch!* — Was gibts? — Eine Maus. Den altgriechischen Hirtenruf: *Σίττα, Ψίττα, Ψύττα* (*σίττ' ἀπὸ τᾶς κοτίνω, ταὶ μηκάδες!* — Theokrit V, 100; *οὐκ ἀπὸ τᾶς κράνας σίττ' ἀμνίδες*; — Theokrit V, 3) kann man in Kalabrien und Sizilien heute noch hören, schon der Graf zu Stolberg beobachtete das auf seiner Reise durch Unteritalien (1794). Die wendischen Bauern machen *Cik!* — wenn sie ein Schaf oder eine Ziege weg haben wollen. Diese Scheucherufe müssen, da sie ein *Fort!* — enthalten, natürlich mit Hetz-

rufen und solchen Lauten zusammenfallen, die den Zweck haben, das Vieh nicht weg-, sondern anzutreiben (*σίττα νέμεσθε. νεμέσθε!* — Theokrit VIII, 69; *σίττ', ὦ Κυμαίθα, ποτὶ τὸν λόφον. οὐκ ἐσακούεις;* — Theokrit IV, 46). Der bekannte böhmische Gansname ***Hus*** ist ein unverkennbarer Scheucheruf, wie das in der Gegend von Eisenberg gehörte ***Hîle.***

So hudelt man ihn erst, Herr Spatz,
Und scheucht ihn hin und her husch! husch!
Nun Fenster auf! — hinaus zu Busch!

(Bürger zum Spatz, der sich auf dem Saale gefangen hatte.)

Die Treibrufe sind wesentlich durch das *H* charakterisiert; das Verbum ***hetzen,*** eine Iterativbildung zu ***hassen,*** ist hier gewissermassen typisch, es verhält sich zu *Hass* wie das früher (74) erwähnte *fauchen* zum Begriff der *Feindschaft.* Das heisst: es ist gleichsam das Hassen, wie das *Erschrecken:* das Aufspringen, der *Harnisch:* der Zorn ist. Auf der Hasenhetze, in Ostpreussen üblich, ruft man den Windhunden, wenn ein Hase aufsteht, zu: *Hetz los! Hetz, Hetz!* — man kann das *Hetz*, des *z* wegen, wie auf Seite 266 als eine Sprossform des Verbums ansehen; im Westfälischen sagt man für *hetzen: hissen,* und so läuft auch der Zuruf: *Hiss* neben *Hetz* her. Ein Vossischer Schäfer, dem der Widder fehlgegangen ist, spricht zu seinem Hunde:

da führt mir der Böse den Leitbock
wieder ins Korn; hiss, Wächter, den Krummhorn dort mit der Schelle!

Aus dem Begriffe der Hetze hat sich wieder der der *Hast* entwickelt, das gehetzte Wild ist *hastig*, wie das gescheuchte Gänschen *huscht* — das *H* mithin ebenso vorbildlich für die Eile, wie das *P* (237).

Leicht erklären sich demnach die Fuhrmannsrufe: *Hü*, *Har* und *Hott.* Mit *Hü! Hüa!* — werden die Zugtiere im allgemeinen angetrieben, mit *Har!* — zum Linksgehen, mit *Hott!* — zum Rechtsgehen aufgefordert. Dass diese Abstufungen des Naturimperativs nur konventionell sind, dürfte niemand bestreiten; ihre allgemeine Bedeutung ist keine

andere, als dass den Tieren durch die geräuschvolle Ausatmung, durch den *Spiritus asper* das Ausschreiten versinnlicht und nahegelegt wird. Das *Hott!* — malt, wie wir schon Seite 240 auseinandergesetzt haben, die trabende Bewegung des Pferdes in unnachahmlicher Kürze aus. Reitpferde feuert man wohl durch einen Schnalzlaut an, indem man die Zunge an den Gaumen anlegt und davon ab und einwärts schnellt, das nannten die Alten: glucken, *κλώζειν*, *Κλωγμός*. Legt man die Zunge nicht an den harten Gaumen, sondern wie beim *T* an die Alveolen der Oberzähne an, so entsteht jener Schnalzlaut, mit dem die Italiener einen leichten Tadel auszudrücken lieben und die Alten Schauspielern und Rednern ihr Missfallen zu erkennen gaben (*κλώζειν, Κλωγμός*).

Den Treibrufen stehen wieder diejenigen Rufe gegenüber, mit denen Stillstand geboten wird. Die Minister Beltschew und Stambulow gehen ihres Wegs an der Umzäumung des Stadtparks hin, plötzlich, gegenüber der Wohnung Karawelows, ertönt der Ruf: *Halt!* — wahrscheinlich der Ruf: *Sstoj!*. — unwillkürlich bleiben sie stehen. So stutzt der Redner bei einem *St!* oder *Pst!* — wenn er im besten Zuge ist. Weil in dem *St* und in dem *Sstoj* eine entschiedene Willensäusserung liegt, die auf den Verstand und die Entschliessung des Hörers Eindruck macht und die Gehorsam heischt — es ist gerade so gut, als ob die Banditen zu den Ministern gesagt hätten: *Bleiben Sie doch einmal stehen!* — oder: *State Viatores!* — oder wie der Auvergnate seinen Pflugochsen zuruft: *State Boves!* — nur recht kurz und bündig. Ebenso ist jenes *St*, jenes *Σίττα* ein prägnantes *Silentium!* — Dass es jedoch irrtümlich ist, in den beiden Lauten *S* und *T*, die in ihrer Verbindung die plötzliche Hemmung der Bewegung malen, gewissermassen die Quintessenz des Imperativs *Steh* oder *Sta* zu sehen, indem das Verbum *stehen* auf einer ganz anderen Grundanschauung beruht, haben wir Seite 239 ff. nachgewiesen.

6. Das erste vernünftige Wort. Die Predigt. Wie die Menschen ja sagen.

A = *A*.

Die Sprache thut niemals einen Schritt rückwärts, sondern nur manchmal einen vorwärts: jetzt fängt sie an zu predigen — das heisst: zum Subjekt ein Prädikat hinzuzufügen — am liebsten ein Verbum und am liebsten wieder das Verbum *sein* — die fälschlich sogenannte Kopula — es gibt Sprachen, die das Zeitwort *sein* nicht brauchen, überhaupt ist das Verbum zwar die häufigste, aber nicht die notwendige Form des Prädikats; die wahre Kopula der Gedanke, der die Identität mit einem affirmativen Urteil bejaht — an diesem Urverhältnis ändert es nichts, ob andere Redeteile *ad Verbum* hinzugesetzt oder in den Hauptsatz Nebensätze eingeschachtelt werden — mit ihm beginnt, was man im höheren Sinne Sprache zu nennen pflegt — wir sind am Ziele.

Cogito, ergo praedico.

Wie weit haben wirs gebracht! Was ist nicht aus einem Schrei geworden! Fast schon ein richtiges Telegramm. Weil Kürze denn des Witzes Seele ist, Weitschweifigkeit der Leib und äussere Zierat, machen wir es kurz. Ein Laut, der bedeutet: *Aufgepasst!* — Pfeifen und Trummen: *der Schwede ist kummen!* — *Bille, Bille:* die Ente kommt gewatschelt, *Wuhle, Wuhle:* in die Bratpfanne fliegt die Gans. Was wollen wir denn noch? — Auch in der vollkommensten Sprache, auf der flektierenden Stufe, auf der wir Gott sei Dank in Deutschland stehen, wird ja nicht jeder Gedanke ausgetitscht, sondern viel verschwiegen und der Ergänzung des Zuhörers, respektive des Lesers anheimgestellt; wir reden gar oft im Telegrammstil. Wohl wenn wir das machen, was die Grammatik eine Ellipse nennt? — Das ist auch so ein unglücklicher Kunstausdruck und eine ganz veraltete Vorstellung. Wir machen niemals Ellipsen, weil wir niemals etwas weglassen; wir sagen es nur nicht. Aus lässt man nur, was von rechtswegen dazu gehört; aber logische Ausführung des Gedankens gehört gar nicht zur Sprache. Man soll nicht denken, dass die Rede der Urmenschen elliptisch gewesen sei; sie war prägnant. Wir müssen uns

freilich ihre fragmentarischen Äusserungen durch Ellipsen erklären, wenn wir sie auf unsere langweiligen Sätze bringen wollen, aber wir dürfen den Urmenschen nicht unsere Art zu sprechen und zu denken unterschieben; der Gedanke, den wir jetzt wie eine Bildsäule ausarbeiten und für alle Welt sichtbar auf einen Sockel stellen, hat damals wie eine Pallas Athene im Hintergrund gestanden. Im Haupte des Jupiter geweilt; denn dagewesen ist die Pallas von Anfang an. Unsere ausführliche Darstellung macht den Gedanken nicht; sie entbindet ihn nur. Daher es auch nicht etwa eine Rückkehr zu prähistorischen Zuständen ist, wenn wir die Satzform einmal vernachlässigen — die Sprache thut niemals Schritte rückwärts, sondern nur manchmal einen vorwärts. Wozu verschreitet sie denn? — Man erschrecke nicht gleich — zur Predigt.

Unsere *Predigt* oder wie es früher hiess: die *Predig*, ist das italienische *Predica*, französisch: *Prêche;* und kommt von dem lateinischen *praedicare*, das soviel wie: aussagen, *predigen*, *prädizieren* bedeutete. Was von einem Dinge oder einer Person gepredigt wird, das ist doch das Wichtigste in Berlin. Sagen die Leute gut oder schlecht; heisst er: Wirklicher Geheimer Rat? Hat ihm der Kaiser die Exzellenz verliehen? — So etwas nennt er dann sein Prädikat, weil er von nun an Exzellenz genannt wird. Und so gibt es viele schöne Prädikate im Deutschen Reiche, wenns auch nicht lauter Exzellenzen sind. Wer noch gar kein Prädikat hat, von wem noch nicht gepredigt werden kann, der ist sozusagen noch gar nichts, so geht es in der Welt — mit dem Prädikate fängt sie nämlich erst an, wie die Gesellschaft mit dem Kommerzienrat. Ja, Prädikate machen Subjekte wie Kleider Leute machen; ohne Prädikat zu leben ist beschwerlich.

Auch für die menschliche Rede ist, damit sie aus den Kinderschuhen herauskomme, die Entwickelung des Prädikats von höchster Wichtigkeit. Bedenke doch, lieber Leser, wie schlecht sich im Grunde Darwins weises, affenähnliches Tier ausdrückte, wenn es etwa das Gebrüll des Tigers, das

dumpfe *Haub* nachahmte, seinen Mitaffen anzudeuten, was ihnen bevorstehe; wie versteckt die Andeutung war, wie es mit seinen klugen Gedanken hinter dem Berge hielt. Die Hauptsache war doch, dass der Tiger seine Schlupfwinkel verlasse, dass er gesehen worden sei, dass er laure, dass er durch die Dschungeln schleiche; und gerade diese Hauptsache behielt der ungewöhnlich weise Affe für sich. Nun mag es zwar gerade in diesem Falle überflüssig sein, sich näher zu erklären, man hat an dem Subjekte schon genug; in wie vielen anderen Fällen ist eine grössere Deutlichkeit erwünscht, ein Prädikat unentbehrlich! —

Man interessiert sich nicht bloss für Raubtiere. Wenn nun der Affe zu einer Äffin sagen wollte: *Madame, ich liebe Sie?* Wenn nun der wilde Wurm einem Siegfried begreiflich zu machen wünschte, was Fafner im Ring des Nibelungen so schön ausdrückt: *Mich hungert dein?* — *Mutter, Mutter, es hungert mich, gib mir Brot, sonst stirb ich?* — In solchen Fällen pflegen sich sonst die mündlichen Fingerzeige zu bewähren, denen wir ein besonderes Kapitel in unserem Buche widmen, aber das Unglück ist, dass sie nur immer auf den Kranken hinweisen und niemals verraten, was ihm fehlt. Denn man wolle sich gefälligst klar machen, dass in Sätzen wie: *ich liebe* oder *ich bin hungrig* das *ich* das Subjekt darstellt, *liebe* und *bin hungrig* Prädikate sind. So oft und eindringlich sich nun auch der Arme seinem Gegenüber in Erinnerung bringen mag, seine besten Absichten werden doch verkannt; er mag mummeln und mucksen, dass ihm die Lippen weh thun, der Erfolg bleibt zum mindesten zweifelhaft. Niemand versteht den Unglücklichen, niemand errät die Predigt, die er verschweigt, und die Schöne kann sich entschuldigen: der Herr habe sein Begehr nicht ordentlich vorgebracht. Also Prädikate her, damit männiglich spüre und abnehme, was es mit dem Subjekte soll, Substantiva, Adjektiva, Verba — am liebsten Verba — so ein Verbum macht sich doch am besten, ein Verbum ist die lebendigste Predigt, und unter den Verben predigt

wieder am einfachsten und kürzesten das treffliche Verbum sein.

Es predigt und kopuliert auch, wie der Herr Prediger — das Zeitwort *sein* wurde ja seinerzeit die *Copula* genannt, weil es in den einfachsten Sätzchen, den Sätzen mit *ist* die Begriffe wie Brautleute zu verbinden schien; eine der vielen verfehlten Anschauungen der Grammatik. Denn wenn wir die bekannte arabische Formel: *Allah akbar* mit: *Gott ist gross* übersetzen, so stellt unser deutsches *ist* nicht etwa das Verbindungsglied zwischen dem Subjekte *Gott* und dem Prädikate *gross*, sondern eben selbst das eigentliche, dem Allerhöchsten beigelegte Prädikat dar, das durch das Adjektivum *gross* nur ergänzt wird; das Prädikat ist bei uns allemal ein Verbum, nur ab und zu ein so allgemeines Verbum, dass es durch ein Adverbium, ich meine durch ein Adjektiv oder Substantiv näher bestimmt werden muss, wenn die Meinung verstanden werden soll. Die äusserliche unorganische Anfügung des charakteristischen Adjektivs oder Substantivs an das unbestimmte Verbum steht dann einem einfachen Verbum gleich, das die nähere Bestimmung in sich selbst birgt und das durch diese lange Predigt umschrieben wird: *er ist lebendig* sagt mit drei Worten dasselbe was: *er lebt* kürzer und schöner ausdrückt. Wenn wir wieder *lebt* näher bestimmen und zum Beispiel sagen: *er lebt gut*, so ist das wieder eine Umschreibung etwa für ein einfaches: *er schwelgt*. Sämtliche Pinselstriche, die eine sorgfältige Sprache zu dem Prädikat hinzuthut, das verschwommene Bild desselben weiter auszuführen und zu vervollkommnen, auch die den Begriff der transitiven Verba ergänzenden Objekte sind der Theorie nach in ein einziges inhaltschweres Zeitwort drängbar, das nur zufällig nicht vorliegt; wie weit auch die Predigt ausgesponnen werden mag, sie besteht logisch aus einem einzigen Worte, und dieses Wort ist ein Zeitwort.

Es gibt Sprachen, die kein Verbum entwickelt haben, die sich mit thatkräftigen Substantiven und zuständlichen Adjektiven helfen und sie als Prädikate neben das Subjekt

setzen; es gibt Sprachen, die das Zeitwort *sein* nicht brauchen, wenigstens nicht in der Ausdehnung wie wir, zum Beispiel die russische. *Ich bin krank* heisst auf russisch: *ja boljen,* wörtlich: *ich krank* (болень ist eine Akokope von больнои, und dies ein Adjektivum); für *wer ist das?* — sagt der Russe: *kto äto?* — wörtlich: *wer dieses?* — wie wir selbst fragen: *wer da?* — Erst vorhin konnten wir die Gleichwertigkeit von *Allah akbar* und *Gott ist gross* bemerken. *Regis Voluntas suprema lex.* Man sieht daraus, was bereits Seite 141 angekündigt ward: dass das Verbum zwar die häufigste, aber nicht die notwendige Form des Prädikates ist; die Sprache konnte, wie die Chinesen, bei denen *ly:* pflügen, Pflug und Pflüger oder Ochs bedeutet, aus einer und derselben Wurzel entweder ein Zeitwort oder ein Adjektivum oder ein Substantivum und aus jedem ihre Predigt machen. Die Hauptsache ist, dass das Wort mit dem Anspruche auf Identität zum Subjekt hinzugesetzt wird, die wahre Copula der Gedanke, der die Predigt mit dem Subjekte traut, mag die Braut aussehen wie sie wolle, und für die Braut mit einem lauten Ja! antwortet.

Wie kann der Priester segnen, wenn das Ja
der holden Braut nicht aus dem Herzen quillt? —

fragt Goethe. Er hat wohl nicht an den Fall gedacht, dass die Braut dem Priester selber wie ein Papierstreifen aus dem Munde quelle.

Und ebensowenig wie die *Adverbia*, die das Prädikat belasten und das arme Jawort schier erdrücken, ändern etwaige Nebensätze, die der berühmte Prediger in sein Sätzchen einschiebt, das Geringste am Wesen dieses Urverhältnisses (13).

Ja, hier nehmen alle Quellen der Sprache ihren Ursprung, hier ist unseres Inns Haupt und Engadin — grosser Gott, du hast uns ins hohe Engadin geführt — es ist ein Ros entsprungen aus einer Wurzel zart. Die Sonne, die Rose des Himmels, die feuerblühende! — Als der goldne Morgen der Gedankenfreiheit anbrach, als ein prähistorischer

Jäger oder Hirte seinem Gesellen zum erstenmal die bittre Wahrheit geigte, die Frau Gemahlin darauf dem harten Manne die erste Gardinenpredigt hielt: damals entrang sich ihnen, was man in einem höheren Sinne: Sprache zu nennen pflegt — wundervoll klang die wohlgesetzte Rede eines Menschen über die wüste Erde — das war das erste vernünftige Wort.

7. Wie die Menschen nein sagen.

Eure Rede aber sei: Ja, ja, nein, nein.

Wie können sie das nur — habens von den Frauen gelernt — aber das Nein gehört zu den Worten, die uns nicht gefallen — ausserdem pflegt es auf eine so impertinente Art vorgebracht zu werden — das Verneinende ist eigentlich der dentale Nasal, aber die Verneinung wird verstärkt — wie die Wörtchen: *nein*, *nicht* und *nur* entstanden sind — dreifache Methode, die Negation zu verstärken und vollzumachen: erstens es wird nicht eine einzige Ausnahme zugelassen — zweitens es wird alles kurzweg geleugnet und wie mit einer Mauer umgeben, dass nichts herauskann — drittens es wird ein Minimum genannt und dann erklärt, dass nicht einmal dieses durchschlüpfen dürfe — keine Spur, keine blasse Idee — Bilder des Minimums an unserem eigenen Selbst: ein einzelnes Haar, ein Nagelabschnitt, ein Schnippchen — geringfügige Gegenstände ausser uns, die dazu dienen, das Minimum zu veranschaulichen — bald ist es die Wohlfeilheit, bald die Unsichtbarkeit, was die Kleinigkeit ausmacht — Kupfermünzen, billige Nahrungsmittel in geringer Quantität, kleine winzige wertlose Dinge dienen dazu, das Nichts auszumalen — aus dem *Minimum* geht ein *minime* hervor: die französische Negation — soviel Mühe haben sich die Menschen mit ihrem Nein gegeben, und doch wollen sie es in der guten Gesellschaft wieder ganz abschaffen, weil es unhöflich ist.

Ich bin der Geist, der stets verneint!
Der Laut *N* als Mephistopheles.

Wie die Menschen nein sagen — ja, warum nicht lieber, wie sie nein sagen können, nachdem sie ja gesagt? Wie sie ihr Wort zurücknehmen, den Christ verleugnen können? — Denn nicht bloss, dass eine Inkonsequenz darin liegt,

ich weiss gar nicht recht, wie sie es überhaupt anfangen wollen, nein zu sagen. Weil ein Nein eigentlich gegen den Sinn der Sprache ist, die nach dem Vorigen immer etwas predigt, immer die Wahrheit sagt, deren Zweck war und ist: die Identität eines Prädikats mit einem Subjekte festzustellen. Diese Identität soll nun auf einmal hinfällig werden? — Unser *Ja* ist eigentlich ein Neutrum, soviel wie: *Dieses!* — entsprechend dem französischen *c'est ça* oder dem *hoc* in der *Langue d'oc* oder dem *ταῦτ' ὦ δέσποτα* des Sklaven Xanthias in den Wespen des Aristophanes (142): so einem gesunden, freien Demonstrativstamm wird plötzlich des Gedankens Blässe angekränkelt und ein *Hm!* — voller Zweifel, voller Bedenklichheit untergeschoben? Wie nichtswürdig, wie empörend, wie geradezu undenkbar! Muss ich es denn nicht wiederum versichern, dass dem nicht so sei? Welch ein Widerspruch liegt in dem alten Sokrates: *ich weiss, dass ich nichts weiss!* — Sein oder Nichtsein, das ist wohl nur so eine Marotte von unserem Hamlet.

Oder, wenn es sein muss, wie die Menschen nein sagen — warum dann nicht lieber: wie die Frauen nein sagen? — Denn diese verstehen sich doch am allerbesten darauf. Wenigstens ist ein etwas schnippisches *Nein!* — gewöhnlich ihre erste Antwort, wenn sie sich auch hernachmals durch anhaltendes Flehen gnädigst erweichen lassen. Dame Clodia wurde von den alten Römern, weil sie nimmer wollte: *Nola* genannt; aber selbst ein Gretchen hat etwas von einer *Nola*, es liegt in der Natur der schönen Mädchen, die Männer durch Widerstand zu reizen und uns mit ihrem *nolo* in Harnisch zu bringen, ehe sie uns erhören. Ja, einige unter ihnen treiben die Widerspenstigkeit so weit, dass sie es noch nicht Wort haben wollen, wenn sie uns schon alles zuliebe thun. Das gesegnete *Nein!* Es scheint, die Frauen können es gar nicht lassen, so lange sie überhaupt mit den Männern zusammen sind. Wer erinnert sich nicht des Schwanks, wo ein Ehepaar über die Wiese geht und die Frau spricht: *Sieh, wie ist die Matte geschoren.* Der Mann antwortet: *sie ist nicht ge-*

schoren, sondern gemäht. Sagt die Frau: *mit nichten, sie ist geschoren.* Das Gezänk währet alsolang, bis der Mann die Frau in den Graben wirft, dass das Wasser über ihr zusammenschlägt und sie nicht mehr reden kann. Aber sie macht noch mit den Fingern eine Knippschere zum Wasser heraus. Oder des anderen Schwankes, wo einem Manne seine Frau in einem Bache ertrunken ist: er sucht sie und geht das Wasser aufwärts; der Nachbar verwundert sich darüber und sagt ihm, er solle sie doch lieber abhin, nach des Wassers Laufe suchen. Der Mann aber antwortet: *In keinem Wege wird sie also funden, denn sie ist schwer zu überreden und zu eigensinnig gewesen und anderen Sitten widerwärtig, dass sie nimmer denn wider oder gegen den Bach auch nach dem Tod gehen mag!* — Oder des *Läussknickers* in Fischarts Flöh Hatz Weiber Tratz? — Es ist immer dieselbe Geschichte, dasselbe Letzte Wort, von dem Johann Peter Hebel so anmutig erzählt.

An den lieben Frauen merken wir also zu allererst, wie ein *Nein* sachte thut; leider bekommen wir in unserem Leben auch von anderer Seite recht viele Nein zu hören; denn die Menschen haben von Mutter Eva alle einen Geist der Opposition geerbt, der sie oft wider ihren Willen zur Verneinung hintreibt. Es juckt uns, nein zu sagen, und um so mehr, wenn wir gebeten werden, so unverträgliche Wesen sind wir. Gott seis geklagt! — Denn wir lieben dieses Wörtchen nicht: es ist wie ein Stein, den man uns plötzlich in den Weg wirft, es fällt wie ein kalter Wasserstrahl in unser Feuer. Unter allen Umständen kränkt es unsern Stolz, eine abschlägige Antwort zu bekommen; ja, schon ein blosses Dementi dünkt uns unerträglich und eine Beleidigung, die ein Mann von Ehre nicht auf sich sitzen lassen darf. Deshalb hat im Grunde jedes *Nein* einen verhassten Klang für uns, wir bäumen auf wie Pferde, und zwar um so höher, je stärker und je unbeugsamer der Wille ist, der dadurch gebrochen wird. Ha, es gibt wohl berühmte *Nein*, zum Beispiel jenes, das Graf Lima zu Bayonne dem allmächtigen

Napoleon entgegenschleuderte, als er fragte: *Was soll ich mit euch Portugiesen machen? Könnt ihr ein Volk bilden? Euer Fürst hat euch verlassen, was wollt ihr? Wollt ihr Spanier werden?* — *Nein, Sire!* rief Lima, und Napoleon selbst äusserte den Tag darauf: *Lima hat gestern ein prächtiges Nein gesprochen.* So sind die englischen Worte: *Ne se bi god, nimmer bei Gott!* — die der nordische Seekönig Rollo ausstiess, als er König Karl dem Einfältigen von Frankreich den Fuss küssen sollte, bei den Franzosen selber so populär geworden, dass sie seitdem allen Normannen den Spitznamen *Bigot*, unser *bigott*, erteilten, und König Karl dem Einfältigen selber müssen sie doch gefallen haben, weil er dem Herzog die Normandie abtrat und seine Tochter Gisela obendrein zur Gattin gab. Indessen ohne die Gefühle Karls des Einfältigen bei Rollos *Ne se bi god* ergründen zu wollen: Napoleon wird wohl das *Nein* Limas nur deshalb so prächtig gefunden haben, weil ihm selbst die Vereinigung Portugals mit Spanien nicht gerade am Herzen lag, und weil er die Kühnheit des Mannes bewunderte — ein *Nein*, womit man Herzenswünsche und Überzeugungen niederschlägt, bringt auf. Der Fürst Bismarck mag wohl manchmal an das *Niemals* gedacht haben, das einst Kaiser Wilhelm auf sein Entlassungsgesuch schrieb, und die Italiener können dem alten Thiers sein *Jamais les Italiens à Rome!* bis heute noch nicht vergessen, sie halten es mit Talleyrand: *L'homme ne doit jamais dire: jamais!* — immer hat ein kategorisches *Nein* für den, der es hören muss, etwas Anstössiges, etwas Verwirrendes, um mich eines französischen Ausdruckes zu bedienen: etwas *Dekonzertierendes.*

Unsere Entrüstung würde noch grösser sein, wenn wir auf die impertinente Art achten wollten, mit welcher die Negation von den Menschen, und ich wiederhole, von allen Menschen, vorgebracht zu werden pflegt. Es scheint nämlich, sie können ihr Nein gar nicht kategorisch genug machen — sie verneinen nicht einfach, sie stellen nicht simpel in Abrede, was ihnen vorgeschlagen worden ist: sie finden

ein eigensinniges Vergnügen darin, die Negation bis zum äussersten zu treiben und das, was sie nicht wollen, recht gründlich abzusagen, in der Seele des Unglücklichen unbarmherzig den letzten Schimmer von Hoffnung zu vernichten. Sie schlagen zu dem Ende hauptsächlich zwei Wege ein, zunächst einen rein verstandesmässigen. Nämlich den, dass sie die ganze Kraft der Negation entwickeln, dass sie mit unerbittlicher Logik alle Fälle zusammenzählen, die berücksichtigt werden könnten, und dass sie nun alle diese Fälle ohne Ausnahme negieren. Jede Möglichkeit der Gewährung wird ausgeschlossen, nicht ein Modus übrig gelassen, der ihre gnädige Zustimmung finden könnte. Sehen wir uns nur einmal dieses *Nein* recht an: das Negierende daran ist eigentlich nur das anlautende *N*, welches alle unsere negativen Ausdrücke: *nicht*, *niemand*, *nie*, *nirgends* charakterisiert und das zu seiner fatalen Bedeutung gekommen sein mag, weil es gewissermassen nicht zum Munde herauskann, vergleiche 232; unzweifelhaft hat auch die Vorsilbe *un[glücklich]*, lateinisch: *in[felix]*, griechisch: *ἀν[όλβιος]*, sowie die Präposition *ohne*, mittelhochdeutsch: *âne* (in den Namen *Anacker*, *Ansorge* u. s. w.), griechisch: *ἄνευ* den verneinenden Geist von dem inlautenden *N*. Grundlage ist das gotische und althochdeutsche *ni* oder *ne*, mittelhochdeutsch: *en*, das einfache und ursprüngliche Adverbium der Verneinung, das in allen indogermanischen Sprachen wiederkehrt, verwandt mit dem lateinischen *ne* in *nefas* und *nequeo* und auch dem Griechischen nicht fremd, obgleich hier eine andere Art der Verneinung Platz gegriffen hat (*οὐ*, womit angeblich ab- und in die Ferne gewiesen wird). Wie ist nun aus jenem ursprünglichen, bescheidenen *ni* das anmassliche *nein* hervorgegangen? — Eben indem unsere Vorfahren die Negation auf alle Fälle ausdehnten und alle bis auf den letzten mit dem Interdikt belegten. *Nein* heisst eigentlich: *n'ein*, das ist: *nicht eines*; mit anderen Worten, das Neutrum des Zahlwortes *ein* wurde zu der Negation hinzugesetzt, damit man nur ja wisse, dass auch nicht eine

einzige günstige Chance sei, dass der Bitte absolut keine Statt gegeben werden könne. Ist das nicht hässlich, so determiniert, so schonungslos, so hämisch abzusprechen? Muss es dem armen Bittsteller unter die Nase gerieben werden, dass er sich auch nicht eine Hoffnung zu machen habe? — Freilich hat es vielleicht auch sein Gutes, ihm, wenn einmal keine vorhanden ist, jede Aussicht gründlich zu benehmen, und daher mochten schon die alten Römer, die doch so urban waren und die selbst von hingerichteten Verbrechern nicht: *mortui sunt*, sondern nur: *vixerunt* sagten, sich nicht dazu verstehen, ihrem *Nein* eine mildere Form zu geben. Das lateinische *non* bedeutet gleich dem deutschen *nein: nicht eins!* — Es ist nämlich entstanden aus *ne-oinom* = *ne-unum*, zusammengezogen: *nœnum* und mit Apokope: *nœnŭ*, welches noch bei älteren römischen Dichtern, zum Beispiel bei Lucilius und Lucretius vorkommt:

Sed tamen hoc dicas quid sit, si nœnu molestum est.

Nœnu endlich ward abgekürzt in *non*, jenes *non*, das noch heute in halb Europa, aber nicht in England wiederklingt, denn das englische *no* ist nicht wie das italienische oder spanische *no* aus dem lateinischen *non*, sondern aus dem angelsächsischen *nâ* entstanden und bedeutet von Haus aus: *nie*.

Oder wie ist aus demselben *ni* unsere neuhochdeutsche Aufhebepartikel *nicht* geworden, welche jetzt die Stelle der einfachen Verneinung ganz vertritt? — Schier auf demselben Wege, durch eine allgemeine Ausdehnung der Negation. *Nicht* ist eigentlich ein Substantivum und das negative *Icht*, das heisst: *nicht etwas;* es bedeutet wörtlich: *nie-Wicht*, will sagen: *nicht-irgend-ein-Wesen oder Ding*, althochdeutsch: *ni-êo-wiht*, gotisch: *ni-waiht;* nach unserer Ausdrucksweise: *nichts*, obgleich dieses letztere selbst nur der Genitiv von *nicht* ist *(nichts nicht)*. Dieses Substantivum *Nicht*, welches noch in Ausdrücken wie *mit nichten* oder *zu nichte machen* fortlebt, wurde ursprünglich zu der einfachen Negation *ni*, *ne* oder *en* als Verstärkung hinzugesetzt, indem es derselben

einen absoluten, keine Ausnahme zulassenden Sinn erteilte. Aber allmählich, seit dem XII. Jahrhundert, kam es auf, die einfache Negation *ni*, die doch eben verstärkt werden sollte, dabei ganz wegzulassen, so dass *nicht* selbst die Stelle derselben einnahm und nun bei uns geradezu die abstrakte Form der Verneinung wurde, während *ni* und *ne* gegen Ende des XV. Jahrhunderts für das Hochdeutsche vollständig erloschen. Und so haben wir nun gar keine andere Verneinung mehr, als das radikale *nicht etwas*, *nicht icht*, welches jedem unsrer negativen Sätze einen gewissen peremtorischen Charakter aufdrückt, wenn wir gleich den Nachdruck, der darin liegt, kaum mehr fühlen.

Auch das Adverbium *nur* enthält das alte verneinende *N* in seinem Anlaut, indem es aus *newer*, *newœre*, althochdeutsch: *ni-wâri*, es wäre denn, wenn es nicht . . . . . wäre, zusammengezogen ist.

Nach Analogie dieser drei deutschen Wörtchen *nein*, *nicht* und *nur*, die so glatt aus dem Munde gehen, aber von einem harten, eisernen Sinne eingegeben sind, haben sich unzählige negative Ausdrücke gebildet, bei uns und in anderen Sprachen. Eine Wiener Schauspielerin, richterlich um den Intimitätsgrad ihres Verhältnisses zu einem kuratelbedürftigen, minorennen Enkelsohn befragt, antwortete sinnschwer: Niemals! — wobei der gerechte Richter freilich an Mirabeaus Worte denken konnte: *le mot jamais ou toujours me paraît bien hasardé avec tout public français* — doch sprach die Dame gutes Deutsch. Denn allerdings: den genannten Einsen und Wichten schlossen sich Phrasen wie: *n-je* (*nie*), *n-jemals* (*niemals*), *n-jemand* (*niemand*), althochdeutsch: *niêo-man*, will sagen: kein Mensch, *n-irgend* (*nirgend*) u. s. w. an, Phrasen, die den lateinischen: *nullus*, das ist *ne-ullus*, nicht irgendeiner, keiner, *nunquam*, das ist *ne-unquam*, nicht irgendeinmal, *nusquam*, das ist *ne-usquam*, nicht irgendwo; den griechischen: *οὐδείς*, das ist *οὐδὲ εἷς*, oder *οὔτις*, auch nicht einer, keiner, *οὐδέποτε*, auch nicht jemals, niemals, *οὐδαμοῦ*, auch nicht irgendwo, nirgends auf das genaueste ent-

sprechen; sogar das griechische *οὐκ*, die Nebenform von *οὐ*, mag auf diese Weise entstanden sein, nämlich durch Verkürzung aus *οὐκί* = *οὐ-τὶ*, das ist: nicht irgendetwas, so dass *οὐκ* seiner Bildung nach dem deutschen *nicht, nicht icht*, vollkommen gleichsteht. Das italienische *nessuno*, das an die Stelle des lateinischen *nullus* getreten ist, ward wohl früher aus *nescio unum* erklärt; es ist aber ganz wie *nullus* selbst gebildet und entstanden aus *ne ipse unus*, auch nicht einer. Überall wird ein unbestimmter Begriff, das heisst eine etwaige Ausnahme negiert und damit eine volle, starke, absolute Negation erzielt. Denselben Zweck erreicht das Volk, indem es den allgemeinen Begriff, auf den es ankommt, selbst negiert und wie einen Bannkreis mit einer Schutzmauer umgibt, dass keine Ausnahme aus dem Kreis heraus kann — indem es Begriffe wie Mensch, Sache, Wesen, Ding mit der Negation versieht, wodurch abermals jede Ausnahme von vornherein ausgeschlossen wird. Darauf beruhen zum Beispiel Ausdrücke wie das lateinische *nemo*, niemand, eigentlich: *ne-homo*, nicht ein Mensch, wie der Franzose sagt *ne personne*, nicht eine Person — oder wie das französische *ne rien*, nichts: *rien* ist eigentlich der Akkusativ von dem lateinischen *res*, Sache, Ding, *je ne vois rien* steht dem lateinischen *non video rem* ganz gleich. Wie abstrakt die romanischen Völker denken, geht daraus hervor, dass sie sogar den philosophischen Begriff *Ens*, das Seiende, Ding, Wesen benützt haben, um *nichts* zu bilden: er steckt in dem italienischen *niente* und dem französischen *néant*. *Niente* antwortet der Italiener häufig, wenn er nichts geben will, wie der Araber im Orient: *mafisch*, es gibt nichts. Nicht ein Seiendes! So seltsam verstärkt er seine Phrase. Nicht ein Seiendes? wiederholt der betrübte Lazzarone.

Neben dieser ersten Methode, nach welcher die Negation eigentlich nicht verstärkt, sondern nur ihrem ganzen Umfange nach zum Bewusstsein gebracht und mit logischer Konsequenz durch alle möglichen Fälle durchgeführt wird, haben nun die Völker noch eine andere, ihr Nein voll zu

machen; nämlich eine mehr konkrete und bildliche, wenn ich mich so ausdrücken darf, eine malerische. Nach der Schlacht bei Sedan stellte der Minister Favre das naive Ansinnen: Deutschland möge nun mit dem Kriege aufhören, und fügte die prahlerische Phrase hinzu: Frankreich werde *keinen Zoll seines Gebiets, keinen Stein seiner Festungen abtreten*. Deutscherseits wurde in neuerer Zeit den Franzosen oft genug versichert, dass man ihnen *nicht ein Dorf, nicht einen Schornstein, nicht einen Stein von dem Errungenen* wiedergeben werde. Wozu diese seltsamen Verklausulierungen? — Der ganze Kunstgriff der Negation besteht darin, eine Sache nicht ohne weiteres zu verneinen, sondern ein Minimum namhaft zu machen, das eben noch durchzuschlüpfen scheint, und dann plötzlich mit der Erklärung zu kommen: dass auch nicht einmal daran, an mehr nun gleich gar nicht zu denken sei; was der lateinischen Verbindung *ne . . . quidem* entspricht. Dieses Minimum zu veranschaulichen, können abstrakte Begriffe gewählt werden, zum Beispiel *Spur* (*keine Spur*), *Schatten* (italienisch: *nemmen per ombra*), *Traum*: man kann aber auch recht kleine, geringe Gegenstände aus dem Leben und von seiner eignen Person her nehmen. Zum Beispiel ein Haar und einen Nagel. *Nicht ein Haar, nicht einen abgeschnittenen Nagel, nicht eine Klaue* — den Nagel des rechten Daumens an die Oberzähne anzusetzen und vorzuschnellen, gleichsam ein Stückchen davon abzuknabbern, ist eine in Neapel, Griechenland und dem ganzen Orient beliebte Geste, um *gar nichts, niente affatto* auszudrücken. Dazu wird gesagt: *pas ça, οὐδὲ τόσον, οὐδὲ γρῦ — γρῦ* soll das Schwarze unter dem Nagel sein, es ist aber vielmehr (vergleiche Seite 56) soviel wie Mucks, *οὐδὲ γρῦ* kann nur bedeuten: auch nicht einen Laut, keinen Pfiff, das *Γρῦ* ist wie das Schnippchen, das der trunkene Faun von Herculanum der Welt mit den Fingern schlägt und das ihm den Wert oder Unwert aller Dinge bis auf sein Fläschchen repräsentiert — aber um dieser Stimmung gänzlicher Wurstigkeit einen noch unzweideutigeren Ausdruck zu geben, setzt er den Nagel an die Ober-

zähne, als ob er etwas davon abbeissen wollte. Der Fingernagel, der Abbiss, der Abschnitt eines Nagels ist in vielen Sprachen wie der Schwanz Sinnbild des Allerwenigsten, Allerschlechtesten — *nimmermehr! ich werde nicht den Wert eines Nagelabschnittes von dir annehmen*, beteuert der verarmte Araber in der merkwürdigen Erzählung: Der freigebige Hund — *nicht einen abgeschnittenen Nagel soll dein Sohn von meiner Tochter haben*, sagt Schemsuddin zu Nuruddin, da er von einer Heirat nichts wissen will — unter dem schönen Jüngling in der versteinerten Stadt steht *die leuchtende Sonne so tief wie einer seiner abgeschnittenen Nägel*. Bekannt ist aus der nordischen Mythologie das Schiff Naglfar, das beim Weltuntergange flott wird und aus den schmalen Nägelschnitzen der Leichen zusammengesetzt ist, welche die Verwandten vorschriftswidrig an den Fingern ihrer Toten und mit begraben liessen; dadurch, sagt Grimm, soll die ungeheure Ferne und das langsame Zustandekommen des Weltendes ausgedrückt sein.

Das feine, leichte Haar war auch den Hebräern ein Bild für das unbedeutendste Teil von ihrem Selbst — *es soll kein Haar von seinem Haupte auf die Erde fallen*, rief das Volk (1. Samuelis XIV, 45), diese Phrase wird öfters wiederholt, wir sagen: *es soll ihm kein Haar gekrümmt werden*. Ähnlich brauchten die Römer *Pilus*, die Griechen: *θρίξ*.

Man soll sich also nicht Rechnung machen, dass von dem strengen und allgemeinen Verdammungsurteil auch nur ein *Jota* oder wie die Italiener sagen: *un' Acca* (ein *H*) oder wie sie auch sagen: *un Ette* (ein *Et*, ein *Und*, ein Bindewörtchen) werde nachgelassen werden. Das ist eine neue originelle Manier, gleichsam auf die Negation zu drücken, sie dem Empfänger recht fühlbar und fürchterlich zu machen; das Prinzip bleibt am Ende auch hier, jeder etwaigen Ausnahme Thor und Thüre zu verriegeln, aber statt des unbestimmten Individuums, statt des abstrakten *Icht* wird hier ein geringfügiger Gegenstand namhaft gemacht, und dadurch gewinnt die Redeweise etwas eigentümlich Drastisches, oder, wie wir sagten, weil das Negierte gleichsam ausgemalt wird,

etwas Malerisches; daher diese zweite Methode auch vorzugsweise beim Volke, welches krasse Deutlichkeit liebt, im Schwang ist.

Um den Begriff *nichts* auszudrücken, sagte der Grieche *οὐδέν*, auch nicht eines; der Römer sagte *nihil*, voller: *nihilum*. Wie sehr sticht der lateinische Ausdruck zu seinen Gunsten ab! — Denn *Hilum* ist etwas Wirkliches, Greifbares, in die Sinne Fallendes, nämlich so viel wie *Filum*, Faden, und wahrscheinlich der Faden, der von der Bohne abgezogen, wie es auch heisst, abgefädmet wird. *Hilum putant esse*, sagt Festus, *quod grano fabae adhaeret, ex quo nihil et nihilum*. *Nihil* heisst demnach: auch nicht ein Faden — wir selbst sagen ja, etwas hänge an einem Faden, kein Faden sei an einem Tänzer trocken, keine Maus beisse einen Faden davon ab und was dergleichen mehr; am besten entspräche das niederdeutsche: *nicht ein Kaff* (etwas Ähnliches wie Spreu) Anderseits, wie gibt der Rumäne oder Walache das lateinische *nihil* wieder? Mit *nimic*, wörtlich nicht ein Krümchen, nicht ein Bisschen: es steckt darin das lateinische *Mica*, das schon frühe eine ganz geringe Quantität anzeigte: *non micam sanae mentis habet*, sagten die alten Römer, italienisch: *non ha fior di senno*. Auch bei uns ist ja *ein Bisschen*, das Diminutivum von *Bissen* oder *Biss* (wie bei den Engländern *a bit*) gleichbedeutend mit ein wenig, wenn auch minder edel.

Die einzelne Bohne selbst ist etwas ziemlich Wertloses. Man sagt: *ich verstehe davon nicht die Bohne*, wie der Wiener sagt: *Du verstehst ein Schmarrn davon* oder: *an Kas verstehn*, schnöd abweisend: *an Kas!* — und so heisst es in Italien: *non stimare, non valere una fava*. Die alten Griechen sagten: *nicht eine Kichererbse* (*Ἐρέβινθος*). Das hängt mit der Geringschätzung aller Nahrungsmittel, die nicht selten und dazu noch in geringer Quantität vorhanden sind, zusammen, wie sie sich eben schon in *einem Bisschen* äusserte. *Er hat es um ein Butterbrot*. *Er gäbe kein Ei darum*, schon mittelhochdeutsch: *daȝ enwas im niht ein ei*. Ähnlich werden überall, dem Sprichwort: *wer den Pfennig nicht ehrt, ist den Thaler*

nicht wert zum Trotz, die kleinen Münzen, die Pfennige, die Heller, die Dreier, die *Liards* und die *Centesimi* verachtet und zur bildlichen Verstärkung der Negation gebraucht; eine *Bagatelle* war eigentlich wie der *Bagattino* eine kleine venezianische Kupfermünze, woraus allein der Begriff: Kleinigkeit entsprang.

Was ist denn am Ende hienieden so verächtlich, dass es so gut wie gar nichts gilt, dass es aufzuheben nicht der Mühe lohnt? — Nun, zum Beispiel ein Hirsekorn — eine Stecknadel — ein Pappenstiel — ein Blümchen — eine Laus; für den Araber hat die Welt, wenn er auf sie pfeift, nicht *den Wert des Flügels einer Mücke. Lebte ich in Herrlichkeit und Freuden und besässe ich die Welt, das Reich der Chosroen, so würde ich es doch nicht so hoch als den Flügel einer Mücke anschlagen, wenn ich Dich nicht hätte.* Wir halten uns lieber an den *Schwanz der Mücke.* Was die alten Römer nicht achteten, das hielten sie nicht eines Asses (*non Assis*), nicht einer Wollflocke (*non Flocci*), nicht einer Nussschale (*non Nauci*) wert, daher sie auch Possen als: Nussschalen (*Nugae*) bezeichneten — als etwas besonders Geringes betrachteten sie den massenhaft vom Meere ausgeworfenen Seetang, den sie höchstens zur Streu oder als Dünger zu gebrauchen wussten, der aber heute zur Jodbereitung gesammelt wird (*vilior Alga*, Horaz Satiren II, 5, 8). Man sieht, bald ist es die Wohlfeilheit, bald die Unsichtbarkeit, was die Kleinigkeit ausmacht, von Schlimmerem gar nicht zu reden. Und mit jeder Kleinigkeit lässt sich durch Vorsetzung der Negation ein neues *Nichts*, ein *Nihil* gewinnen, das: nicht das Geringste ist.

Die Völker haben aber noch ganz andere Negationen damit gewonnen. Indem sich nämlich die substantivische Phrase: nicht-das-Geringste zu einem Adverbium: nicht-im-geringsten, lateinisch *minime*, verschob und in dieser Gestalt an den Satz wie eine Partikel anschloss, entstanden zahlreiche nachdrucksvolle, dem einfachen *nicht* parallellaufende Bezeichnungen der Negation. Aus dem Französischen wissen wir, dass die Negation *ne* jetzt regelmässig durch *pas* oder

point ergänzt wird, während sie früher, zum Beispiel in dem alten Rechtsgrundsatz: *ne dote qui ne veut,* ohne *pas* auskam; auch im Italienischen wird *punto* und das obenerwähnte *mica* häufig hinzugesetzt, während *mie* im Französischen veraltet ist. Nun *ne pas* und *ne point* schliessen sich den obigen Redensarten an. *Pas* ist das lateinische *Passus,* Schritt oder Fuss, also jenes geringe Mass, das auch bei uns gleich dem Finger dazu dient, die Verneinung energischer zu machen, wenn wir *keinen Fussbreit deutscher Erde hergeben wollen,* wenn wir *keinen Schritt weitergekommen sind. Point* ist das lateinische *Punctum; je ne vois point* so viel wie: ich sehe nicht ein Pünktchen, nicht einen Nadelstich. In gleicher Weise verwendet der Franzose auch den Begriff Tropfen, denn er sagt auch: *je ne vois goutte,* was auch wieder seine Analogie in deutschen Redensarten findet. Am populärsten ist allerdings bei uns das obenerwähnte, vom Essen hergenommene Bisschen: *ich bin nicht ein bisschen müde,* sagen wir, wie der Engländer: *not a bit tired;* in England braucht man noch als Bild äusserster Kleinheit die Milbe, englisch *mite,* was auch eine kleine Münze und eine Kleinigkeit überhaupt bedeutet. Im ganzen muss man sagen, dass sich die romanische Sprache an diese nachdrucksvolle Bezeichnung der Negation in besonderem Grade gewöhnt hat, allerdings die eine Mundart mehr als die andere und überall der volksmässige Stil mehr als der gebildete; der aber auch so sehr, dass er das *ne,* worauf es doch ankommt, ganz weglässt, zum Beispiel sagt: *c'est point la peine.*

So viel Mühe geben sich die Menschen recht deutlich: nein zu sagen. Sie sind in ihren Negationen ganz wild und aufsätzig, gleichsam radikal und intransigent. Sie lassen gar nicht mit sich reden, sie machen keine Konzessionen, sie verneinen, wenn sie es einmal thun, bis auf den Grund, sie benehmen sich untereinander auch das Letzte und das Kleinste. Aber es ist dafür gesorgt, dass die Bäume nicht in den Himmel wachsen. Das Leben stimmt ihr Mütchen herab, und es ist bekannt, dass man in der guten Gesell-

schaft nicht *nein* sagt, sondern nur um Verzeihung zu bitten pflegt. Als Casanova im vorigen Jahrhundert nach Paris ging, und er im Postwagen wie ein ungeleckter italienischer Bär mit seinen *Non* ungeschickt um sich warf, nahm ihn ein älterer Herr beiseite und gab ihm einen guten Rat. Er sagte, er wolle ihm ein kleines Geschenk machen. Das Geschenk war folgendes: *Sie müssen das Adverbium nein verlernen und völlig abthun. Non ist kein französisches Wort, statt dieser unhöflichen Silbe sagen Sie: Pardon.*

*) Es heisst auch, ich glaube nach Napoleon: *Impossible n'est pas mot français*, und vorhin (432) wurden die Worte *jamais* und *toujours* in Verruf erklärt.



IX. Lebensquellen der Sprache:

Mündliche Fingerzeige. Pronominalwurzeln.

Ein loser Mensch, ein schädlicher Mann gehet mit verkehrtem Munde, winket mit Augen, deutet mit Fussen, zeiget mit Fingern.

Sprüche Salomos VI, 12 ff.

1. Kleine Nachhilfen. Das Mummeln und Mucksen in der Rede.

Mündliche oder lautliche Fingerzeige, zunächst einmal eigentliche Fingerzeige, was man: Gestikulieren nennt — wie die Menschen bei ihrer Rede zappeln, fingerln und blinzeln, um verstanden zu werden, manchmal auch ohne sich wirklich auszusprechen, oft durch die Gesten das andeutend, was sie sich herauszusagen fürchten — dergleichen Hindeutungen können auch in Lauten bestehn, sie werden dann Pronomina genannt — wie die Grammatiker auf diese unpassende Bezeichnung gekommen sind, man erspart sich dadurch den Namen oder was sonst die Person vertritt, aber die Pronomina sind Winke — durchgängig demonstrativ — was zwischen Fingerzeigen und Fingerzeigen, genauer: zwischen reellen Gegenständen und Worten in Ansehung der Sprache für ein Unterschied ist.

Ein Wort gab nun das andere. Es ging ja, die Sprache arbeitete ja; das Mäulchen konnte klappern wie eine Klappermühle, die Worte reihten sich aneinander wie eine Perlenschnur. Das war glätter denn Butter, wie der König David (Psalm LV, 22) sagt, das floss gelind wie Öl — *οἷον ἐλαίου ῥεῦμα ἀψοφητὶ ῥέοντος*, wie der Mathematiker Theodor von dem jungen Theätet sagt (Theätet 144 B). Und dennoch, dennoch .... nein, so ganz geräuschlos floss es nicht. Nein, sie hatten ein Mummeln und ein Mucksen dabei, sie begleiteten jedes Wort mit einem eigenartigen Naturlaut, der

keine Spur von Nachahmung, von Darstellung enthielt, sondern aus einer ganz andern Quelle stieg. Wir sind Quellensucher, Wasserschmecker, wir legen unser Ohr ans klopfende Herz der Sprache und berühren den Boden mit unserer Wünschelrute, unterirdische Wasserhorizonte zu erschliessen — horch! — in der Tiefe rieselt es abermals — eine neue Quelle, daraus das Leben der Sprache hervordringt, sie gibt eine besondere Art Wörter, die eigentlich gar keine Wörter sind ... die Grammatiker nennen sie: Fürwörter, wir nennen sie: lautliche Fingerzeige.

Fingerzeige! Freilich werden sie zuerst mit den fünf Fingern gegeben. Die jungen Leute sind gar eifrig dabei, sie sprechen was das Zeug hält — Hände und Füsse setzen sie in Bewegung, um das Gesagte eindringlich zu machen, die Fassungskraft des Ohres zu unterstützen, dem mangelnden Verständnis nachzuhelfen. Wie sie zappeln, die Goldmenschen; was sie sich für Mühe mit den Hörern geben; wie sie den Unterricht, auf den alle Sprache hinausläuft, durch Anschauungen erspriesslich zu machen suchen. Der Lehrer nennt den Schülern das Ding aus dem Stegreif, zaubert es ihnen durch die genaueste Wiedergabe seiner Stimme vor die Einbildungskraft, bedient sich des Kunstgriffs der Lautnachahmung und der grossen Handhabe, welche die Natur (133) dem gewandten Imitator beut — aber nun kann er es nicht erwarten, dass man ihn verstehe, nun wackelt er mit dem Kopfe, blinzelt mit den Augen, arbeitet und strebt, die wilden Rosse der Gedanken einzufangen und auf die gewünschte Spur zu bringen; ja, wenn er nur habhaft werden kann, worum sichs handelt, so hält ers dem *Non-capisco* vor die Nase. Seht den alten Nathan! Er hat dem König David eben die Parabel von dem Schäflein des armen Mannes erzählt und schmettert ihn nun nieder: *Du bist der Mann!* — dabei streckt er ganz gewiss den Zeigefinger aus. Seht unsern Herrn Amtmann: seiner Schwester ist zur Zeit der Influenza der linke Arm gelähmt gewesen — das kann er uns nicht erzählen, ohne seinen

eignen Arm erläuternd zu berühren. Seht unsere Frau Wirtin! I, da gibt es einen Pastor, der dick und fett geworden ist, hat sich ein Ränzlein angemäst als wie der Doktor Luther, so ein Bäuchelchen — dabei beschreibt sie die schöne Rundung um ihren eignen Bauch. Ich habe bemerkt, dass gerade diese Geste niemals versehen wird. Ihr Mann wird hängen müssen, gute Frau! — Mit dem Finger um den Hals herum. Ist bereits notiert! — Auf die Stirne gedeutet. Wird auch dort notiert werden! — Die Hand aufs Herz gelegt. Wer Schläge bekommen hat, greift sich wohl von selbst an die Stelle, wo es ihm wehe thut; vielleicht aber auch, dass er die blauen Flecke weisen und das Mitleid erwecken will.

Die Medizeische Venus, die nach meiner Meinung nichts verdecken, sondern die, gleich der Kallipygos, zeigen will, hält, eine göttliche Exhibitionistin, die linke Hand auf ihr Wesen, ihr Heiligtum, ihr Wunder, in demselben Sinne, in welchem sich die Baubo entblösste, um die trauernde Demeter in Eleusis zu erheitern und sie an die Reproduktionskraft der Erde zu gemahnen; oder in welchem die Ephesische Artemis, die Lebensmutter, der Menschheit ihre strotzenden Brüste zeigt.

Wie Gottvater in der Sixtinischen Kapelle den am Ufer der Erde hingestreckten Menschen mit der Spitze seines Fingers elektrisiert, so beleben wir den alten Adam mit den Funken, die unserer Hand entstieben; der Finger, der vom Zeigen den Namen hat, der *Index* kommt gar nicht zur Ruhe, er wird von dem vielen Weisen so steif wie ein hölzerner Wegweiser oder wie die Zeigehand an einer Ladenthüre; er dreht sich wie der Zeiger einer Uhr von einer Person, einer Nase, einer Ecke, einer Strasse zur anderen; er bezeichnet auf der Jagd dem Vorstehhunde, der fragend stehen bleibt und sich nach seinem Gebieter umsieht, die Gegend, welche er absuchen soll. ***Additando le cose,*** fingerlnd, wie der Italiener sagt, ***co' dossi delle man facendo insegna,*** wie Dante von den Seelen im Fegefeuer (III, 102) sagt: sie win-

ken, wie man in Italien winkt, wo man bei Einladungen nicht mit dem Zeigefinger auf sich zu, sondern mit der ganzen Hand abzuwinken pflegt. Die Flammen des Fegefeuers hindern die Guten nicht zu fingerln; und wenn sie wie jene zänkische Schneidersfrau ins Wasser geworfen würden, sie machten ihr Knippscherchen; und wenn ihnen die Hände gebunden würden, so blickten sie noch vielsagend; und wenn sie auch das nicht mehr dürften, so würden sie doch noch mucksen.

Graf Trast haucht über den linken Ellbogen, da er die Gelegenheit erwähnt, in Spanien an dem Castilianischen Ehrgefühl abzufärben — die Tochter des Veziers, die ihrer Amme den Prinzen Uns Alwudjud zeigen möchte, wirft einen Apfel nach ihm — und der Gassenjunge, der Ali Quecksilber in Bagdad das Haus des Polizeipräfekten zeigen soll, wirft ein Steinchen an die Thüre.

Es kommt wohl vor, dass wir uns mit einem Fingerzeig den mündlichen Hinweis sparen, den wir aus irgend einem Grunde nicht geben wollen oder können. *Wollen Sie den Mann sehen, dem wir die Wiederherstellung des Deutschen Reichs verdanken, dann blicken Sie dahin!* — rief Fürst Bismarck eindrucksvoll in der Reichstagssitzung vom 21. Februar 1885, mit der Hand auf Moltke zeigend, der nicht mit der Wimper zuckte. Bismarck hätte ebensogut sagen können: *Blicken Sie auf den Generalfeldmarschall.* Ein andermal verbietet sich die namentliche Nennung aus einer gewissen Rücksicht, die man bei gewissen Dingen zu nehmen hat. Graf Hartmann ist verdammt, in dem alten Schlosse Rummelsburg an der Niederländischen Grenze so lange umzugehen, bis ihn ein Wanderer unaufgefordert, ungeheissen glatt und kahl geschoren haben wird, wie er einst einen frommen Pilgrim schabernackend geschoren hat. So oft nun ein Reisender in der Rummelsburg übernachtet, rasiert er ihn stillschweigend, geht dann fort, sieht sich aber mit trauriger Gebärde nach seinem Kunden um und streicht sich mit der flachen Hand mehrmals über seinen schwarzen Bart,

womit er denn auch endlich nach dreihundert Jahren von einem in *stummer Liebe* erfahrenen Bremer Kaufmann verstanden wird.

Oft ist es nur die Furcht, was die Leute nicht reden, aber deuteln und blinzeln lässt; aus reiner Feigheit wird der Wink gegeben, der ebenso deutlich, ebenso verräterisch und doch für das Gewissen nicht so drückend ist wie das ausgesprochene Wort. Wer kennt nicht das „Glöckchen des Eremiten"? — Der Dragoner-Unteroffizier will wissen, wo der reiche Pächter Thibaut seinen Wein und seine Weiber hat. Wo denn, wo denn? —

> Rose: das darf ich nimmer wagen.
> Belamy: doch könnte wohl dein Blick mir sagen —
> zur Linken? zur Rechten? ists hier? oder dort
> — Hier ist der Ort!

Im Gudrunliede haben die Hegelingen die Normannenburg gestürmt; Wate der Starke hat die arge Königin Gerlinde gesucht und nicht gefunden — sie barg sich hinter den Frauen Gudruns. Drohend tritt der Alte näher, die Mägdlein zittern vor seinem Grimm: da gibt ihm eine aus der Schar ein Zeichen mit den Augen, dass er das böse Weib herauserkennt. Konnte sie ihm nicht auch ein lautes Zeichen geben, konnte sie nicht mucksen, giepsen, husten, die Attiker würden sagen: *γρύζειν* oder *μῦ λαλεῖν*,*) als Wate auf der richtigen Fährte war? — Natürlich konnte sies, das thun ja die Menschen fleissig, eben indem sie sprechen, sie mummeln unablässig bei dem Geschäft — alle Pronomina sind so eine Art von Mucksen oder Mummeln, ein *Μύειν*. *Μυχθίζειν* und *Μουκίζειν*. das Pronomen der ersten Person enthält sogar den charakteristischen Anfangslaut (231, 338).

In der mündlichen Aussprache selbst können wir eben das Zeigen, das Deuteln, das Fingerln gar nicht lassen.

*) μυμῦ μυμῦ μυμῦ μυμῦ μυμῦ μυμῦ machen auch die beiden Sklaven in den „Rittern" des Aristophanes (Vers 10), indem sie weinen, genau so wie Mardochai (Seite 278): *Hü Hü* machte. Das heisst, sie wollen ihren Schmerz und ihren Groll verhalten.

wohl auch nicht entbehren: wir sagen kein Wort und nennen keinen Namen, ohne durch Laute, die an sich keinen Inhalt haben, die Aufmerksamkeit des Hörers express darauf zu lenken, wir beissen mit solchen Lauten, auf uns selber weisend, den ersten primitiven Satz heraus. *Pronomina*, *Pronomina Substantiva* nennen die Grammatiker diese mündlichen Fingerzeige, weil sie *pro nomine,* für den Namen selbst, eintreten sollen; am augenfälligsten thuen das die sogenannten persönlichen Fürwörter, für die ja kleine Kinder und Idioten wirklich noch den Eigennamen setzen: *who gives anything to poor Tom?* — fragt der arme Thomas im König Lear (III, 4), gerade so wie der Bettler ruft: *ein armer Mann bittet um eine kleine Gabe* und *der ergebenst Unterzeichnete ein Gesuch vorzutragen sich erlaubt.* Auch alte Leute verschmähen wohl das abgeblasste *Ich* und nennen sich bei ihrem ganzen vollen Namen, um die Sache recht eindringlich und recht objektiv zu machen: *denke daran, mein Sohn, der alte Johann hat dich gewarnt!* — oder, wenn sie sich nicht bei ihrem Namen nennen, so sprechen sie doch von ihrem Leibe: sie gehen einem *zu Leibe,* sie bleiben einem *vom Leibe,* etwas *kostet den Leib*, ein Fürst hat einen *Leibarzt*, einer *weiss seinem Leibe keinen Rat.* Als der grosse Händel sein berühmtes Hallelujah fertig hatte, soll er die Worte des Apostel Paulus (2. Korinther XII, 3) gebraucht haben: *Ob ich im Leibe oder ausser dem Leibe gewesen bin, weiss ich nicht; Gott weiss es* — das ist doch ganz dasselbe, als ob er gesagt hätte: *ich weiss nicht, ob ich bei mir oder ausser mir gewesen bin.* Obgleich hier allerdings die Seele als die eigentliche Person gedacht ist, die den Körper verlässt wie eine Wohnung, eine Kappe, denn auch von dieser spricht man, wie von seinem eignen Selbst, wenn man *etwas auf seine Kappe nimmt;* die dann von dem zurückgebliebenen sterblichen Teil als etwas Höheres, Göttliches, Unsterbliches angebetet werden kann, wie sich der König Ramses in dem Felsentempel von Abu Simbel selbst anbetet. Es ist bekannt, dass es im Mittelhochdeutschen ganz gewöhnlich war, die persönlichen Fürworte *Ich* und *Du* mit

mîn lîp und *dîn lîp* zu umschreiben; *lîp*, mehr Leben als Leib, bezeichnet geradezu die Person.

Schade, dass das die Jungfrau von Orleans nicht mehr gewusst hat, die, wie sie Abschied nimmt, vor lauter Bewegung einmal über das andere vom Namen in das Pronomen und vom Pronomen in den Namen kommt und die recht gut auch ihren *süssen reinen Lîp* auftreten lassen könnte:

Lebt wohl, ihr Berge, ihr geliebten Triften,
Ihr traulich stillen Thäler, lebet wohl!
Johanna wird nun nicht mehr auf euch wandeln,
Johanna sagt euch ewig Lebewohl!
Ihr Wiesen, die ich wässerte, ihr Bäume,
Die ich gepflanzet, grünet fröhlich fort . . . .

selbstredend hat in den beiden letzten Zeilen das *ich* die Vices von *Johanna* übernommen, wie der gnädige Herr den *Johann* ruft und dann fragt: hast *Du* angespannt? — oder wie ein Schriftsteller einen Roman mit *Johann* anfängt und hierauf fortfährt: *er* war von Leiden — — womit natürlich nicht gesagt sein soll, dass etwa der Eigenname an sich älter und ursprünglicher sei als das Fürwort; im Gegenteil, das *Ich* und *Du* und das *Er* und *Sie* sind viel eher dagewesen, man könnte vielmehr behaupten, dass *Johann* und *Johanna* ihre Vices übernehmen. Aber auch die sogenannten Pronomina demonstrativa müssen recht häufig vikarieren, sie vertreten im vorliegenden Stande der Sprache gewöhnlich die Stelle eines Namens, mit welchem sie sich decken, und zwar sind *Er* und *Sie* offenbar selbst Demonstrativa, so gut wie *Der* und *Jener*. Deshalb also haben die Grammatiker diese Wörtchen Pronomina genannt, und doch ist das eine erstaunlich alberne Bezeichnung. Denn schon auf *mein* Leib und *der* Mann passt sie gar nicht: so oft ein Pronomen mit einem Namen verbunden wird, hört es auf ein Pronomen zu sein; es hat dann nur noch die Bestimmung, auf den Namen, wie die Zeigehand im Tageblatt auf eine Annonce, hinzuweisen. Und das ist die Bestimmung aller Pronomina, die von Haus aus nur Winke, nur lokale An-

deutungen sind. Die Grammatik möchte uns einreden, die Pronomina seien für die Namen gemacht, wie Spielmarken oder Rechenpfennige. Verfehlte Auffassung! Die Pronomina sind für uns gemacht, die wir Winke verstehen und hören.

Wie mag es kommen, dass im Deutschen *hier* und *her*, *da* und *dann* aus Pronominalstämmen entsprossen sind? Dass die lateinischen Ortsadverbien *hic* und *hinc* mit dem Pronomen demonstrativum *hic* in fühlbarem Zusammenhange stehn? Dass *cis* und *citra* und das griechische *ἐκεῖ* von dem enklitischen *-ce* abgeleitet werden, das in *hic* = *hice* steckte und dazu diente, die zeigende Kraft des *hi*, gleichsam: der da, zu erhöhen? Dass *inde* auf *is* zurückgeht? Dass der Italiener sagen kann: *a rivederci*, auf Wiedersehen, und zugleich: *non ci vuole più stare*, er will nicht mehr (hier) bleiben? —

Alle Pronomina sind von Haus aus nur ein Hier und Da, woraus folgt, dass man ebensogut von sichtbaren, wie von hörbaren Pronominibus reden könnte; alle Pronomina sind hinzeigend, demonstrativ, auch die persönlichen, diese enthalten nur eine spezifische Hindeutung. *Das ist*, sagt Othello, *ein feines Tuch; dieses Tuch gab meiner Mutter ein Zigeunerweib.* In Persien lässt ein schönes Mädchen einem jungen Manne ein weisses Taschentuch in den Schoss fallen, auf dem geschrieben steht: *Ich bin das Tuch der treu Liebenden.* Weit entfernt, dass sie schlechte Surrogate des Nomens abgäben, schmiegen sie sich vielmehr dem Nomen dienstbeflissen an, um Reveille dafür zu blasen und zu trommeln, das Ohr des Publikums zu spitzen und zu schärfen und Hört! Hört! auszurufen. Es ist ein grosser Unterschied zwischen den Dingen, auf die ich mit Fingern zeigen kann, und den Dingen, die ich nenne; dadurch, dass ich den Namen eines Gegenstandes plötzlich ausspreche, wird bereits die Aufmerksamkeit auf denselben gelenkt, während das Haus, für das ich den Nachbar interessieren möchte, schon lange dastand, nicht plötzlich hervortritt und nicht erst in die Augen fällt, wenn ichs ihm weise. Wenn ich also *Haus* sage und zu-

gleich einen Laut ausstosse, der die Aufmerksamkeit erregt, so bestürme ich das Ohr des Hörers gewissermassen doppelt und habe grossen Anspruch auf ein liebevolles Verständnis von seiner Seite. Dafür bin ich in anderer Beziehung gegen den wirklichen Fingerzeig im Nachteil; meine Laute sind viel weniger direkt, sie geben viel weniger deutlich die gewollte Richtung an, und da sie noch dazu unterschiedlos auf alle Verhältnisse angewandt werden, verlieren sie ihre zeigende Kraft vollends. Ein *Dieser* ohne begleitende Geste ist in den Wind gesprochen, mein *Dieser* haftet nirgends, es trifft nicht, es gleicht einem verschossenen Pfeile. Zeige ich mit dem Finger auf den *Diesen*, so ist er festgenagelt, aufgespiesst, erkannt.

---

2. Satzkeime. Anfänge der Flexion. Kasussuffixe und Personalendungen.

Nennt man das nicht Artikel? — der Artikel ist eine Zeigehand, ein abgeschwächtes Demonstrativpronomen — auch die Relativ- und Interrogativpronomina gehen auf demonstrative zurück — *das*, von Rechtswegen: *dass* zu schreiben — Lautwinke, mit denen der Redner auf seine eigene Person oder auf die des Unterredners hinweist: *M* und *T* — die dritte Person — pronominale Überlebsel am Verbum *sein* — die zweite Person Singularis des Präteritums der starken Verba im Gotischen — die Personalendungen des Plurals: die Sprache behilft sich — das Pronomen Reflexivum: die Form des lateinischen Passivs eine Reflexivform — Telegrammstil, wieder ohne Pronomina — Pfui übers Fingerweisen!

Dieser ist es, der ist es, der Mann ist es. Was in aller Welt soll es mit dem *Der?* — Einen Hinweis geben. Einen lautlichen Fingerzeig. Ach was! Nennt man das nicht Artikel? Muss nicht so etwas vor jedem ordentlichen Begriffe, jedem bekannten Namen stehen?

Der grosse Cäsar, Staub und Lehm geworden,
Verstopft ein Loch wohl vor *dem rauhen Norden*.

Der Kaiser ohne Artikel wäre nicht mehr Kaiser. Wenigstens in der Sprache wie sie jetzt ist; Latein, Sanskrit, Zend hatten

keinen Artikel, und noch jetzt fehlt der Artikel im Slawischen. Aber unser *der*, das sich zu dem englischen *this* wie unser *er* zu dem lateinischen *is* verhält, ist gar nichts weiter als ein schwaches Demonstrativpronomen, wie eben daraus hervorgeht, dass man absolut sagen kann: *der ist's!* — Aus dem hinzeigenden *der* ist seiner Zeit das relative *der* geworden, das neben dem schwerfälligen *welcher* heute noch fortbesteht und selbst ein Fürwort verdienen würde; aus demselben hinzeigenden *der* ist der bestimmte Artikel entsprungen wie in anderen Sprachen. Wie in den romanischen Sprachen, wo man das lateinische *ille* zum Artikel genommen hat; wie im Griechischen, wo das Demonstrativpronomen *ὁ* Artikel geworden ist. Noch Homer braucht es als Pronomen, zum Beispiel gleich zweimal hintereinander:

αὐτὰρ ὁ τοῖσιν ἀφείλετο νόστιμον ἦμαρ,

aber *der* nahm *ihnen* den Tag der Rückkehr. Dieses Zeichen vor dem Hauptwort brauchten die alten Indogermanen nicht, weil bereits eins am Ende des Wortes stand, nämlich das (mit dem griechischen *ὁ* identische) Demonstrativpronomen *sa*, das im Nominativ des Singulars dem Stamm angehängt zu werden pflegte: auf *-sa*, kürzer auf *-s* gehen nicht nur die *Logos* und die *Lupus*, die alten Freunde, sondern auch die gotischen Tage und Söhne aus (*Dags*, *Sunus*). Es war eine Zeigehand wie das moderne *der*, nur nachträglich angebracht — man hat sich die Sache etwa zu denken wie im Rumänischen oder in den skandinavischen Sprachen, wo der bestimmte Artikel dem Hauptwort nachtritt, wenn kein Adjektiv dabei steht, und das Abendblatt: *Aftonbladet*, das Tageblatt: *Dagbladet*, der Mann: *Manden*, der Hauskobold: *Dragedukken*, aber der grosse Mann: *den store Mand*, der tapfere Landsoldat: *den tappere Landsoldat* heisst. Erst als die rechte Zeigehand verloren und vom Zahn der Zeit abgenagt worden war, entschloss sich das Volk, links eine neue, künstliche anzusetzen; so ward aus dem gotischen *Dags*: *der Tag*, aus *Sunus*: *der Sohn*, wie aus dem lateinischen *Lupus*: *li Lupo* oder *le Loup*.

Die pronominalen Neutra schliessen in allen indogermanischen Sprachen mit einem *d*; z. B. lautete das Neutrum des griechischen Artikels: *τόδ*, wie *id, illud, quod*, nachmals *τό*. Diesem *τόδ* entspricht das englische *that* und das deutsche *dass* — es ist das Neutrum des Pronomens *der* in seiner relativen Bedeutung, das wie im Griechischen *ὅτι*, im Lateinischen *quod* und im Französischen *que* als Konjunktion verwendet wird, und unserem *das* etymologisch vollkommen gleich, *das* wäre sogar von Rechtswegen: *dass* zu schreiben — eine Thatsache, die sich wahrscheinlich so manches liebenswürdige junge Mädchen gegenwärtig hält. Das *t* aber, das im griechischen Artikel, desgleichen in *αὐτός* und in der zweiten Hälfte des lateinischen *iste* zu Tage tritt, ein uralter mündlicher Fingerzeig, ist mit dem *t* der dritten Person des Singulars (*er ist, er gibt*) identisch.

Noch ursprünglicher, noch natürlicher sind nämlich diejenigen Lautwinke, durch die der Sprechende auf seine Person oder auf die des Unterredners hinweist; durch die ich, lieber Leser, beim Verbum *mich* und *Dich* bezeichne. Die dritte Person, *Er*, braucht nur ein neues Demonstrativpronomen, und da war eben das *t*(*a*), das in dem deutschen *ist*, dem lateinischen *est*, dem griechischen *ἐστί* und dem *asti* des Sanskrit vorliegt, gerade das Richtige; *δίδωσι* hat sich erst aus *δίδωτι* entwickelt. Die dritte Person Pluralis war durch kein einfaches *t*, sondern durch *nt* charakterisiert, (*sie*) *geben* hiess althochdeutsch: *gebant*, mittelhochdeutsch: *gebent*; dieses *nt* ist deutlich in: (*sie*) *sind*, mittelhochdeutsch: *sint*, ganz wie lateinisch: *sunt* erhalten. Die erste und zweite Person erfordert eine bestimmte, spezifische Hindeutung, die auf das sprechende Paar gerecht ist. Sie wird für die erste Person Singularis und Pluralis mit dem charakteristischen Laut *M*, für die zweite abermals mit einem *T* gegeben, welches letztere ursprünglich überhaupt das Nicht-Ich, dann speziell das Gegenüber vertreten haben mag. Das *M*, der labiale Nasal, der gleichsam nicht zum Mund herausgelassen, sondern an dem herabhängenden Gaumensegel vorbei durch

die Nase getrieben wird, scheint eine rückbezügliche, subjektive; das *T*, der dentale Explosivlaut, der recht eigentlich zum Zaun der Zähne herausplatzt, eine expansive, objektive Kraft zu haben; daher jenes den Menschen gewissermassen egoistisch, dieses altruistisch erscheinen musste. Beim *M* saugen wir wie der ruhende Bär an unserer Tatze, nutschen wir wie Harpokrates an unserem eignen Finger; beim *T* ziehen wir den Faden lang aus wie ein Schneider bei der Arbeit. Deshalb haben die indogermanischen Sprachen auch ein *-m* als Kasusendung des Akkusativs im Singular. Thatsache ist, dass bis auf den heutigen Tag von den Völkern indogermanischer Zunge ein *M*-Stamm gewählt wird, um Mich und das Meinige, ein *T*-Stamm, um Dich und das Deinige zu nennen; dies Gefühl scheinen selbst die Semiten geteilt zu haben. Gerade beim Nominativ des Pronomens der ersten Person ist ein *M* abgefallen, und auch als es noch existierte, mochte es hier nur Kasuszeichen sein (*Ich*, vorgermanisch: *Egom* = sanskrit: *Aham*); der Stamm *ME* beherrscht nur die Casus obliqui und das Possessivum *mein*. Der echte Nominativ zu *mir* und *mich* hat sich in den griechischen Verbis auf *-μι*, z. B. *εἰμί*, *δίδωμι*, desgleichen in dem lateinischen *sum* und *amem* erhalten — im Englischen haftet er noch unverwüstlich an *I am*, ich bin, und bei uns ist eben das *n* in (*ich*) *bin* sein einziges Überbleibsel. (*Ich*) *bin* lautete althochdeutsch: *bim*, es verhält sich dazu wie (*wir*) *geben* zu althochdeutsch: *gebamês*, wie (*den*) *Fischen* zu *Fiscum* oder wie *Besen* zu *Besem*. So dass merkwürdigerweise gerade bei dem Verbum substantivum der uralte persönliche Fingerzeig in allen Sprachen beharrlich angewendet wurde.

Ebenso sauber wie hier das *m* hebt sich das *t* in der zweiten Person Singularis des Präteritums der starken Verba im Gotischen ab, wo (*du*) *gewannst: vant*, (*du*) *nahmst: namt*, (*du*) *gabst: gaft* lautete; also ähnlich lautete wie die zweite Person Pluralis im Präsens: (*ihr*) *gebt* (althochdeutsch: *gëbat*, wie *nëmat*, auch durch Formübertragung aus der dritten Person Pluralis: *nëmant*). *Namt* für unser *du nahmst* ist übrigens

ostgermanisch, althochdeutsch lautete dieselbe zweite Person: *nâmi*, mittelhochdeutsch: *næme*; dass wir jetzt *nahmest*, *nahmst* sagen, beruht vielleicht abermals auf einer Formübertragung vom Konjunktiv her. *Können*, *sollen*, *wollen*, *müssen*, *mögen*, *dürfen*, *wissen* sind Präterita, die man als Präsentien braucht, sogenannte Präteritopräsentia, sie haben deshalb das einfache *t* teilweise bis auf den heutigen Tag bewahrt (*du weisst*, *du musst*), bei anderen ist die gotische Form gewichen und klingt sie altertümlich: *Herr, wie du wilt, so schick's mit mir*, Lied von Kaspar Bienemann aus dem XVI. Jahrhundert — *Nicht wie ich wil, sondern wie du wilt*, Matthäi XXVI, 39 — *Vater, wiltu, so nimm diesen Kelch von mir*, Lucä XXII, 42 — *Du solt deinen Vater und deine Mutter ehren*, 2. Mose XX, 12. Auch im englischen *thou art* lebt das *t* noch, dass ebenfalls einen altertümlichen Klang hat. Denn für gewöhnlich wurde die zweite Person Singularis durch die sogenannte Assibilation getrübt, infolge deren sich das *t* frühzeitig, wie beim attischen *σύ* = *τύ*, in *s* verwandelte (althochdeutsch *gibis*, du gibst, wie lateinisch *das* und griechisch *δίδως*), respektive um den Zahnzischlaut bereicherte (althochdeutsch *chanst*, du kannst). Besser auch bei *chanst* Formübertragung aus dem Präsens und dieselbe Analogiebildung anzunehmen, vermöge deren zunächst beim Verbum substantivum das *-st* der dritten Person Singularis (*ist*) auf die zweite, eigentlich *bis* lautende, Person Singularis (*bist*); und dann wieder das *-st* von *bist* auf alle zweiten Personen Singularis übertragen ward, sodass sich althochdeutsch *gibis* in mittelhochdeutsch *gibest*, *nimis* in *nimist* und *nimmst* verwandelte. So ist nun im Deutschen und Englischen das Suffix der zweiten Person Singularis, welches dem *Du* entspricht: *-st* oder *-est*. Wie beim Nomen, so wurden auch beim Verbum die Fingerzeige ursprünglich am Schlusse und erst als sie hier verkümmerten, vorn frische angebracht.

Die Personalendungen des Plurals sind vielleicht aus denen des Singulars zusammengesetzt — das althochdeutsche *-mês*, das lateinische *-mus*, das: wir bedeutet, ist vielleicht aus *ma-si* hervorgegangen und soviel wie: ich + du; das

lateinische *-tis*, das: ihr bedeutet, am Ende nichts weiter als: *ta-si*, du + du; das *-nt* der dritten Person, das die Geltung von: sie hat, etwa aus: *anati* verkürzt und soviel wie: er + er. Wenn die Sache so gewesen ist, so muss man sagen, dass die Sprache, um beim Verbum die Mehrzahl zu bilden, nicht einfacher hätte zu Werke gehen können — darum wird es wohl so gewesen sein. Dass sich die Sprache so lange als möglich mit dem vorhandenen Material behilft und erst, wenn dieses absolut nicht mehr zu brauchen ist, an die Schöpfung neuer Flexionssuffixe macht, sieht man auch, wenn man die andern Genera Verbi und deren Personalendungen analysiert — das Passivum ist meist (zum Beispiel im Griechischen) aus dem Medium und dieses wieder aus dem Reflexivum gewonnen worden. Die Form des lateinischen Passivs ist nichts anderes als eine Reflexivform: *legitur* steht für *legit-u-s*, und dies ist soviel wie *legit-se*; dieser Gebrauch ist ja von den romanischen Sprachen her bekannt, welche das Passiv in der dritten Person ganz offen durch das Reflexiv ersetzen (italienisch *si dice* = lateinisch *dicitur*, *s'intende* = lateinisch *intelligitur*), und der unsrigen selbst nicht fremd, wie man schon aus dem *sich brechen* sieht, von dem wir (9) ausgegangen sind. *Das Buch findet sich, es lebt sich* (*vivitur*), *das lässt sich nicht sagen* (*dici non potest*). Mit einem so glatten, abgegriffenen Mittel wie das indogermanische Reflexivpronomen *se* und *sich* (welches letztere sich im Deutschen ursprünglich auch auf die erste und zweite Person bezog) wird hier wieder der Zweck erreicht: das Thun in ein Leiden zu verwandeln.

In der Zeit der Postkarten und Depeschen kommt man nachgerade wieder darauf, sich ohne Pronomina zu behelfen. Vor dem Schalter eines Haupt-Telegraphenamtes erscheint eine Dame, welche dem Beamten ein eingegangenes Telegramm vorweist; sie will sich den Rat des Beamten erbitten. *Ich bin seit einigen Tagen hier zum Besuche und erhalte nun von meinem Mann aus der Provinz diese Depesche. Dieselbe enthält, wie Sie sehen, nur das einzige Wort Komme und den Taufnamen meines*

Gatten. Ich weiss nun nicht, soll ich nach Hause kommen, oder meldet mir mein Mann seine Ankunft. Der Telegraphenbeamte erwiderte: *Ich kann Ihnen unmöglich sagen, was sich Ihr Mann bei Absendung des Telegramms gedacht hat. Der einzige Rat, den ich Ihnen geben kann, ist: fragen Sie sofort Ihren Gatten telegraphisch um seine Meinung. — Das würde zu kostspielig sein,* meinte die Frau. Zwei Tage später erschien vor demselben Beamten ein Herr, der höchst verdriesslich eine Depesche mit folgenden Worten aufgab: *Unerhört so etwas. Ich telegraphiere meiner Frau, dass ich komme, sie versteht es falsch und reist zu mir. Jetzt bin ich hier und sie zu Hause, und die dumme Geschichte kostet mich über hundert Mark.* Das Telegramm, das der Mann zur Beförderung überreichte, enthielt aber wieder nur ein einziges Wort: *Zurückfahren!* — Erst als der Beamte aus purer Gefälligkeit den Gatten aufmerksam machte, dass durch dieses allzukurze Telegrammkonzept ein neuerliches Missverständnis entstehen könne, liess sich der Mann ärgerlich herbei, der Depesche ein ergänzendes Wort hinzuzufügen.

Mags sein. Die Pronomina, welcher Art auch immer, sind eins der vielen irrationalen Elemente unserer Sprache, die gleichsam ausserhalb des Satzes stehen und nur als Hilfen, als Auskunftsmittel zur Geltung kommen. Sie drücken nichts aus, sie deuten nur schüchtern an, was eigentlich gemeint ist, sie könnten recht gut wie das *Ich* im niederen Kaufmannsstil und bei *bitte, danke, geschweige* fehlen, ohne dass der Gedanke darunter litte. Sie haben etwas Unruhiges, Zappelndes, beinahe Aufdringliches, indem derjenige, der sie braucht, es gar nicht erwarten kann, dass man ihn verstehe. Man zeigt in der guten Gesellschaft durchaus nicht gern mit Fingern, es ist sogar gegen den guten Ton, von einer dazu gehörigen Person bloss *der* oder *die* zu sagen. Man nennt überall den Namen: Herr Doktor und Frau Baronin. Sollten wir uns nicht auch die lautlichen Fingerzeige abgewöhnen? — So gut wie das Neinsagen.

X. Übergang der Predigt in Erzählungen und Weissagungen. Ansatz künstlicher Glieder.

Noch einmal Predigt und Prädikat: die Predigt geht auf Stelzen — Gestaltung und Einteilung der Predigt, der Aorist, das Präsens und das Perfektum: Geburt, Leben und Tod, die Berücksichtigung der Zeit — es ist ein gross Ergetzen, sich in den Geist der Zeiten zu versetzen — Vergangenheit und Zukunft auszudrücken, besitzt die Sprache anfänglich kein Mittel, folglich kennt sie auch keine Gegenwart — freilich ist die Gegenwart Voraussetzung aller Sprache, wir können gar nicht anders denken als in der Gegenwart, wir reiten auf der Gegenwart wie auf einem Grat, von dem wir immerwährend dieselbe stereotype Aussicht haben, aber das Ungewöhnliche des Standpunktes kommt uns nicht zum Bewusstsein — die Sprache der ersten Menschen eine Zeitlose, ohne Sinn für die Zukunft wie ein Wilder — soll endlich doch ein Tempus unterschieden werden, so greift sie zu ganz äusserlichen Mitteln: das Augment — oder sie hilft sich mit Allerweltsprädikaten, die sie dem eigentlichen Fusse des Satzes wie Stelzfüsse unterschiebt: die Hilfszeitwörter — zunächst hat der Aorist, dann das Perfektum, das aus seiner Rolle gefallen ist, wiederhergestellt werden sollen: das Aufkommen der schwachen Flexion — die Hauptkrücke ist das Verbum sein; ebenso nützlich das Verbum haben — damit wird bald Vergangenheit, bald Zukunft gemacht, das Präsens ergibt sich dann von selbst — eigentlich ist die Sprache recht unbehilflich.

Der da ist, war und sein wird.

Jehovah, ein Name, der nach der Kabbala das Futurum, das Präsens und das Präteritum enthält.

Alle Sprache ist eine durch lebhafte Gestikulation und mündliche Fingerzeige unterstützte Predigt, zuerst über Naturlaute — der ausgesprochene Satz die älteste und eindringlichste Predigt — der Mensch, so bald er etwas aussagt, ein schlechter und rechter Prediger. Wenn ich diesen Ausdruck brauche und (nicht aus Liebe zur Sache) beibehalte,

so thue ich gar nichts anderes als der Grammatiker, der von jedem Subjekt ein Prädikat verlangt. *Predigt* deckt sich formell vielleicht nicht vollkommen mit *Praedicatum*, eher mit dem Plural *Praedicata*, der (wie *Oper*, *Prämie*, *Märe*) in den Singular und das Femininum übertrat, mittelhochdeutsch: *die Predigâte, die Predicate, die Predicat;* materiell ohne Frage. *Predigen* ist soviel wie: aussagen oder *prädizieren*, *Prädikat:* das Ausgesagte oder *Prädizierte*, nur dass dort die Kanzel, hier bloss ein bisschen Verstand dazu gehört. Für den Hausbedarf hat nun die Sprache drei Sorten von Predigten: das Präsens, den Aorist und das Perfektum. Das Präsens braucht sie, wenn sie von der Ewigkeit reden will — den Aorist, wenn ein Blitz herniederfährt — das Perfektum, wenn die Sündflut vorüber ist. Man liest jetzt so häufig eine Reklame für *den Perfektum*, einen Schirm: fehlgeschossen! So lange es noch regnet, braucht man kein Perfektum. Jede einzelne Predigt hat wiederum drei Teile: das Präsens, das Präteritum und das Futurum. Damit meint sie die Gegenwart, die Vergangenheit und die Zukunft. Im Präsens bringt sie wie eine Zeitung Aktuelles — im Präteritum vertieft sie sich wie eine isländische Saga in Dinge, die ein historisches Interesse haben — im Futurum prophezeit sie wie die cumäische Sibylle. Dabei ereignet sich etwas Ungewöhnliches. Wie die kluge Frau ins Erzählen und ins Weissagen kommt, mitunter auch schon vorher, schwingt sie sich auf Stelzen, wie ein Schäfer in den französischen Landes oder wie der Postbote im Alten Lande. Ihre alten Beine genügen ihr nicht mehr, künstliche Glieder, sogenannte Hilfsverba setzt sie an, um die Sümpfe der Vorzeit und den unsichern Boden der Nachwelt zu beschreiten. Solche Allerweltsprädikate, wie sie überall herumliegen: *sein* und *werden*, *thät* und *habe* nimmt die Predigerfrau her, um besser auszugreifen und über den Graben zu setzen, der vor ihr gezogen ist — sie werden dem eigentlichen Fusse des Satzes wie Stelzfüsse untergeschoben, bald durch Scharniere befestigt, bald lose damit verbunden, auf

ihnen springt die Hexe. Man sagt dann, sie habe ihre Tempora oder Zeiten.

Die Vergangenheit und Zukunft und im Gegensatz dazu: die Gegenwart auszudrücken, besass die Sprache anfänglich kein Mittel; sie hatte nichts weiter als ein und dasselbe Verbum, das ihr für alle Zeiten gut war. Wie man noch heute gern im Präsens erzählt, um die Erzählung lebendig und aktuell zu machen, noch heute vieles im Präsens verspricht und vorhersagt: so entrieten die Indogermanen nicht bloss des Futurums und des Präteritums, sondern auch, weil der Begriff in ihren Gesichtskreis noch gar nicht eingetreten war: des Präsens. Es ist eine veraltete Anschauung, das Präsens gewissermassen als die Grundform des Verbums anzusehen, von welcher alle andern Verbalformen abgeleitet worden wären — das Präsens liegt der Konjugation so wenig zu Grunde, wie der Nominativ der Deklination, der Singular dem Plural zu Grunde liegt. Aus dem Stamme oder Thema des ursprünglichen Verbums wurde bald ein sogenannter Präsensstamm gewonnen, bald ein Perfektstamm, bald ein Aoriststamm, je nach Bedürfnis, oft nur einer, oft alle drei zugleich, aber der eine immer unabhängig von dem anderen — und zwar der Präsensstamm durch Vokalsteigerung, der Perfektstamm durch Ablaut und Reduplikation; die Ursache des ganzen Vorgangs wird wohl in den indogermanischen Betonungsverhältnissen zu suchen sein. Es ist aber überhaupt irrig, das Präsens als eine Zeitform anzusehn, wozu der Name leider Veranlassung gibt — dieser Name passt nur auf eine sekundäre, dem Präsensstamme allmählich zugefallene Funktion. Wenn vor Jahrtausenden aus der: gehen bedeutenden Wurzel *I* im Griechischen: *εἶμι* und im Lateinischen: *e[i]o* entwickelt ward, so geschah das nicht, um ein *Tempus praesens* zu gestalten. Ein bestimmter Grad von Energie, sozusagen die Lebensfähigkeit der Wurzel sollte zum Ausdruck kommen, was vielleicht unserem Empfinden ferner zu liegen scheint als die zeitliche Abstufung, aber dem indogermanischen

Geiste das Wichtige gewesen sein muss. An die Naturlaute anzuknüpfen, von denen die Sprache ausgegangen ist: der Aorist stellte das einmalige Hören, das Präsens das Immer-noch-hören, das Perfektum das Aufhören des Tones dar.

Und horch! es brummt die Glocke noch,
die elf schon angeschlagen,

sagt Lenore; wenn sie nicht mehr brummt, hat sie vollendet. Der Böttcher beginnt frühmorgens sein *Pumperlepump* zu machen — er *pumpt* den ganzen Tag über, wie Thomas Münzer *Pinkepank auf dem Amboss Nimrod* schmiedet, der bibelfeste Kesselflicker Bunyan, *the immortal Tinker, dingelt* und *dingelt*, der Klempner sein *Klemperlein* macht — endlich sind die Reifen angetrieben, das Fass ist fertig, und das *Pimperlin Pump* verklingt im Schalle der Abendglocken. Das ist der Klabautermann, der klopft — es klopft immer noch — itzt hat er ausklabastert. Werden wir abstrakter.

Ich kann eine Reise antreten, auf der Reise sein und heimkehren. Das Kind kommt zur Welt — wir leben — die Toten haben gelebt, *vixerunt*, wie die alten Römer euphemistisch sagten. Nie geboren zu sein, ist das beste, wenn man dem Koheleth glaubt — hat man aber das Licht der Welt einmal erblickt, dann das zweitbeste, schnell wieder dahin zu fahren, woher man gekommen ist. Sophokles spricht (Oedipus Tyrannus 1225 ff.) in Aoristen und einem Perfektum mit Präsensflexion:

μὴ φῦναι τὸν ἅπαντα νικᾷ λόγον· τὸ δ᾽ ἐπεὶ φανῇ
βῆναι κεῖθεν ὅθενπερ ἥκει
πολὺ δεύτερον ὡς τάχιστα.

Der Aorist passt offenbar auf das augenblickliche Geschehnis der Geburt oder auch des Todes (*θανεῖν*) — liegt jemand im Sterben, so ist das Präsens (*θνήσκειν*) an der Tagesordnung — ist der Tod eine vollendete Thatsache, wenn der Sargdeckel zugeschlagen wird: das Perfektum (*τέθνηκε*).

Und wie der Klang im Ohr vergehet,
der mächtig tönend ihr entschallt,
so lehre sie, dass nichts bestehet,
dass alles Irdische verhallt.

Die Geburt ist der Aorist; das Leben das Präsens; der Tod das Perfektum. Im Aorist fangen wir an; im Präsens fahren wir fort; im Perfektum hören wir auf. *Teta* heisst es althochdeutsch, *ich thät*, englisch: *I did* — das ist das Perfektum von dem Verbum *thun*, *ta* der Stamm desselben, *te* Reduplikation, wie das *τε* von *τέθνηκα*. *Teta* kann der deutsche Schriftsteller unter seine Arbeit setzen, wie der Franzose: *Fin*.

Diese drei Grade oder Stufen der Energie, welche die Sprache der vergänglichen Welt der Töne ablernt, haben mit den drei Zeitstufen: Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft nichts zu thun — in jeder der letzteren können wir uns plötzliche Schüsse, rollenden Donner, aushallende Glocken denken. Vor uns hat es Geburt und Grab, ein ewiges Meer, gegeben; in diesem Augenblicke fliegt der Webstuhl der Zeit sausend weiter; und damit es auch in der Zukunft ein Präsens gebe, so hoffen wir auf die Unsterblichkeit und wie es heisst: wir werden ewig leben.

Am ersten könnte man noch behaupten, dass die drei Grade: Präsens, Aorist und Perfektum in die Gegenwart fallen müssten. Weil wir, indem wir sprechen, der Gegenwart angehören und die Wahrheit gar nicht anders begreifen können als in der Gegenwart. Jeder Gedanke muss jetzt gelten, wo ich den Gedanken fasse und ausspreche, mag er sich beziehen auf welche Zeit er will. Die Gegenwart ist wie ein Berg, den wir erklommen haben: unter uns im Thale liegt die Vergangenheit ausgebreitet, über uns wölbt sich der Himmel der Zukunft — der Berg wächst fortwährend, wir steigen mit ihm wie mit einem Luftballon in die Höhe, es wird immer tiefer, immer schwärzer um uns her, aber dem Himmel nähern wir uns niemals. Die Erde ist etwa 20 000 000 Jahre alt, das Menschengeschlecht

etwa 100 000 Jahre alt; das ist der Gipfel, auf dem wir stehen, ohne ein Ende abzusehn. Wie wir im unendlichen Weltraum nie an ein Ziel gelangen und nicht einen Schritt weiterkommen, mögen wir auch eine Million Jahre in gerader Linie mit der Geschwindigkeit des Lichts fortfliegen: so nimmt die Ewigkeit, die vor uns ist, in Äonen nicht eine Sekunde ab. Über uns und unter uns gähnt ein Abgrund, nimmer auszufüllen, und wir reiten auf dem schwindlichten Grat, sitzen wie auf der Schärfe eines Schermessers in den Lüften, stetig himmelan getragen, immer mit derselben weiten stereotypen Aussicht. Wir tanzen wie verwünscht auf dieser furchtbaren, relativen Schneide, wir sind an die Gegenwart festgeschmiedet wie Prometheus an den Kaukasus. Niemals im Leben dürfen wir sie verlassen, was wir je von der Welt erhaschen und wahrnehmen, sehen wir von der oszillierenden, diamantenen, haarscharfen Kante des Augenblicks.

Ganz recht; darum bekommt weder der Aorist, noch das Perfektum von der Gegenwart etwas ab; nicht einmal das Präsens. Die Gegenwart ist die Voraussetzung jeglichen Erkennens; aber die schöne Frau, die auf der himmelhohen, schmalen Kanzel predigt, berührt das Ungewöhnliche ihres Standpunktes nicht, weil sie noch nicht weit sieht, sondern wie ein junger Hund fast blind ist. Erst lange nachher, auf Grund vielfältiger Erfahrung, wird er ihr zum Bewusstsein kommen. Vorderhand ist sie noch wie die Zeitlose, die im Herbste blüht — und nicht nur wie die Wilden ohne Sinn und Vorsorge für die Zukunft, sondern auch ohne Erinnerungen wie ein neugeborenes Kind. Wir haben uns gewöhnt, den griechischen Aorist und das lateinische und deutsche Perfektum (vulgo: Imperfektum) als Präterita anzusehn, gleichsam in die Vorratskammer der Vergangenheit zu schieben, weil darin erzählt wird. *Veni, vidi, vici,* lautete die berühmte Depesche des Julius Cäsar nach der Schlacht bei Zela; Plutarch übersetzt die drei lateinischen Perfecta im 50. Kapitel seiner Lebensbeschreibung mit den drei Aoristen:

ἦλθον, εἶδον, ἐνίκησα; wir geben sie mit den sogenannten Imperfectis: *ich kam, ich sah, ich siegte* wieder. Die drei griechischen Aoriste sind des Augments wegen, wie wir gleich ausführen wollen, wirklich Tempora der Vergangenheit; die lateinischen und deutschen Perfecta keineswegs. Sie wollen ohne Rücksicht auf eine Zeit die vollendete Thatsache der Ankunft, der Rekognoszierung, des Siegs feststellen. Da der Aufgeber der Depesche in der Gegenwart lebt, so gilt die Nachricht selbstverständlich für seine Zeit; aber in der Form, die er gebraucht hat, liegt nicht einmal diese stillschweigende Voraussetzung, geschweige denn eine Idee von Vergangenheit. Cäsar ist fertig mit den drei Verben, und wenn ich einmal fertig bin, so bleibe ich es doch, Gott Lob! — bis ich wieder von vorn anfange; aber ich kann ebensogut gestern fertig geworden sein und morgen fertig werden. *Ich kann* ist bekanntlich selbst ein Perfektum, wie *ich muss, darf, mag, soll* und *weiss,* wie im Lateinischen *coepi, novi, odi* oder wie im Griechischen *οἶδα* und das obenerwähnte *ἥκω*. Der Erzähler steht auf seiner Bergspitze, seiner Kanzel, sieht bald auf zum Himmel, bald ins Thal hinunter, aber kommt nicht von ihr weg; nicht doch, er sieht zunächst gar nichts, es gibt für ihn weder ein Oben noch ein Unten, folglich auch kein Hier, er ist wie betäubt. Und in dieser Betäubung verharren die Menschen ihr Leben lang, selbst die Cäsars.

Es ist ein gross Ergetzen, sich in den Geist der Zeiten zu versetzen. Aber wie? Versuchen es unsere Bergsteiger, nachdem ihnen endlich einmal ihr Standpunkt klar geworden und die Notwendigkeit einer temporalen Unterscheidung zum Bewusstsein gekommen ist: so stehen sie wie die Ochsen am Berge. Das Verbum rückt und weicht nicht. Die Sprache findet nur ganz äusserliche Mittel, das Laster von der Stelle zu bewegen. Zunächst Adverbien der Zeit, Wörtchen wie *gestern, heute* und *morgen,* Partikeln wie *damals, einst, dermalen, jetzt, nächstens,* die, *ad Verbum* hinzugesetzt, demselben eine temporale Färbung geben und nicht sowohl

wie organische Zeitbestimmungen, als vielmehr wie gute Wünsche und Seufzer klingen, dass es keine gibt. Wenn es heisst: *ich lese jetzt Ibsen — da höre ich einen Schuss — ich komme nächstens*, so vertritt offenbar das *jetzt* die Form der Gegenwart, das *da* das Präteritum, das *nächstens* das Futurum. *Ja, ich komme bald, etiam venio cito, ναὶ ἔρχομαι ταχύ, Yea, I come quickly, Amen* mit dem Versprechen schliesst die Bibel. Das Augment ist nichts weiter als eine derartige Partikel, etwa *damals, einst, dermaleinst*, mithin die Vergangenheit bedeutend; das *ἐ*-, durch dessen Vorsetzung im Griechischen aus dem Präsensstamme das Imperfektum, aus dem Perfektstamme das Plusquamperfektum, aus dem Aoriststamme das Praeteritum Aoristi gewonnen ward, unterscheidet sich von einem gewöhnlichen Adverbium nur dadurch, dass es infolge seiner innigen Verbindung wie ein organischer Trieb oder *Zuwachs* aussieht. Es ist nur im Griechischen, Zend und Sanskrit (*bharâmi: a-bharam*) erhalten. Im Lateinischen und Deutschen (und für die Zukunft auch im Griechischen) half sich die Sprache mit den obengenannten allgemeinen Prädikaten, die sie dem Fusse des Satzes wie Stelzfüsse unterschob und mit denen sie in dem auf ihnen einherhumpelnden Verbum eine Art von Zeitabstufung erreichte, ohne dass die Hilfszeitwörter selbst eine solche enthalten hätten.

Sie konnte damit in die drei Energiegrade nicht nur abermals die Vergangenheit, sondern auch die Zukunft bringen — dem Präsensstamme nicht bloss ein Imperfektum, sondern auch ein Futurum, dem Perfektstamme nicht bloss ein Plusquamperfektum, sondern auch (zum Ausdruck der Vollendung in der Zukunft) ein Futurum exactum, dem Aoriststamme nicht bloss ein Präteritum Aoristi, sondern (der Theorie nach) auch ein Futurum Aoristi abgewinnen. Der Theorie nach hätte sie dann von den drei Stämmen auch je ein Präsens zur Bezeichnung der Gegenwart bilden müssen, so dass die Dreiteilung vollständig gewesen wäre — da alle Predigt so wie so in die Gegenwart fällt, konnte sie sich das ersparen, der Stamm war an sich das Präsens.

Überhaupt besitzen die wenigsten indogermanischen Sprachen (und auch die wenigsten semitischen Sprachen, unter denen zum Beispiel das Hebräische bloss zwei Zeitformen: ein Präteritum und ein Futurum hat) diese Tempusreihe vollständig, wie ja nicht einmal alle die drei Grade der Energie besitzen, sondern namentlich den Aorist verloren haben. Sein Präteritum hat vermutlich zunächst wiederhergestellt werden sollen, denn es wurde sehr notwendig gebraucht; im Griechischen selbst ist neben den eigentlichen Aorist ein zusammengesetzter, der sogenannte erste Aorist getreten. Wo, wie im Lateinischen und Deutschen, das Perfektum aus seiner Rolle fiel und die Bedeutung eines Tempus der Vergangenheit, also die des griechischen Aoristes annahm, konnte dann die Umschreibung mit einem Hilfszeitwort auch gewählt werden, das richtige Perfektum, also die Form der vollendeten Handlung wiederherzustellen: so ist im Deutschen *ich bin gegangen* neben *ich ging, ich habe getrieben* neben *ich trieb* getreten, im Italienischen: *sono stato* (ich bin gewesen) neben *stetti* (ich stand). So ist vielleicht überhaupt das Aufkommen der sogenannten schwachen Flexion neben der starken zu erklären; man hätte sich die Sache so zu denken, dass sie, die weiter nichts als eine Anfügung von Stelzfüssen ist, ursprünglich das abtrünnige Perfektum ersetzen sollte, aber am Ende allein übrig blieb. Unsere Vorfahren haben das Perfektum, wie bereits erwähnt, entweder durch Reduplikation oder durch Ablaut oder durch beide zugleich geformt; jene ist in

λείπω: λέλοιπα
curro: cucurri
thue: thät,

dieser in:

λείπω: λέλοιπα
facio: feci
nehme: nahm

ersichtlich. Neben diesen einfachen Perfekten gehen zusammengesetzte her. Im Lateinischen wurde der Verbal-

stamm bald auf das Perfektum von *esse: esi*, bald auf das des uralten Verbums *fuo: fui* gestützt, welches letztere in Italien bis heute lebendig ist; so entstanden die lateinischen Perfekta:

sum-si, man-si, dic-si = dixi
col-[f]ui, tac-[f]ui, aper-[f]ui
ama-[f]ui, dele-[f]ui, audi-[f]ui,

welche letzteren in der Form: *amavi*, *delevi*, *audivi* bekannt sind. Die alten Grammatiker haben aus den zusammengesetzten Formen die erste, zweite und vierte, aus den einfachen die dritte Konjugation gebildet; sie leben zum Teil in den romanischen Sprachen fort, noch heute heisst das Perfektum von *fare* in Italien: *feci*, in Frankreich: *je fis*, *amavi* hat im italienischen *amai* nur (wie lateinisch in der zweiten Person Singularis und der zweiten und dritten Person Pluralis) Synkope des *v* erfahren u. s. w. Im Deutschen und im Englischen hat sich zu der Veränderung des Stammvokals durch Ablaut die Bildung des Präteritums mit der Silbe *-te* (*lehrte*), *-de* (*loved[e]*) eingestellt, welche nichts anderes als das mehrerwähnte *thät*, althochdeutsch: *teta*, angelsächsisch: *dide* ist. Auch anderwärts findet sich die Umschreibung des Perfekts mit *facere* und dem Infinitiv, zum Beispiel in einer Mundart der Vogesen (*el fé remesser*, französisch: *il fit ramasser*, in dem Sinne von: *il ramassa*, wie: *er thät lieben, he did love*). Nach dieser Analogie wurden allmählich alle fehlenden Tempora ergänzt.

Die Hauptkrücke ist das Verbum sein nebst dem alten Verbum *fuo*, dessen Stamm mit dem Verbum substantivum vereinigt ist (*fui*, *futurus*, *ich bin*, *to be*). Durch Zusammensetzung des Verbalstamms *ly-* mit seiner Wurzel ES oder AS entstand im Griechischen das Futurum: *λύ-σω*; durch Zusammensetzung mit *fuio* im Lateinischen: *ama-bo* — da *fuo* = *φύω:* werden, wachsen bedeutet und mit *fio* zusammenhängt, so ist also *amabo* genau dieselbe Umschreibung wie: *ich werde lieben*. Das lateinische Futurum exactum: *amav-ero* ist offenbar auf dieselbe Weise vom Perfektstamme abgeleitet. Von

dem Hilfsverbum *fuo* kommt das *-bam* in dem Imperfektum *amabam*; von dem Hilfsverbum *sum* das *-eram* in dem Plusquamperfektum *amaveram*. Ebenso nützlich erweist sich das deutsche *haben*, das lateinische *habere*, das griechische *ἔχειν*: mit dem passiven Partizipium vertritt es das Perfektum: *ich habe geschrieben*, neugriechisch: *'τα ἔχω γραμμένα*, französisch: *j'ai écrit* — schon Cicero konnte sagen: *satis dictum habeo*; mit dem Infinitiv vertritt es das Futurum: *je chanterai*, italienisch: *canterò* ist aus *cantar ho*, lateinisch: *cantare habeo* zusammengezogen. Zu dieser Neuerung führte in den romanischen Sprachen vielleicht der Zusammenfall der Endungen: *-bam* und *-bo*. In England wird das Futurum bekanntlich mit Soll und Haben, nicht doch: mit Soll und Wollen gebildet; *shall* drückt aus, was der Lauf der Dinge, *will*, was der freie Wille mit sich bringt, es gehört eine gewisse Bildung dazu, das zu unterscheiden. Auch der Neugrieche sagt *θέλω κάμει* statt des alten *ποιήσω*.

Man sieht, dass die Hilfszeitwörter nicht bloss jungen Sprachen angehören, die eigentlich alte Sprachen und der ursprünglichen Schöpferkraft verlustig gegangen, impotent geworden sind: schon im Altertum beruhte auf ihnen die halbe Flexion, sie versteckten sich nur wie Kinder unter dem Rock der Mutter. Wirklich untergegangene schöne alte Formen sind vielmehr die sogenannten Modi, der Optativ und der Konjunktiv, zum Indikativ in einem ähnlichen Verhältnis stehend wie die Tempora zum Präsens; desgleichen die sogenannten Genera Verbi, wie zum Beispiel das (im Gotischen erhaltene) Passivum: sie pflegen allerdings gegenwärtig durch Hilfszeitwörter, *mögen, müssen, sollen, können, werden* ersetzt zu werden, während in den alten Sprachen eigene Suffixe, beim Konjunktiv: *a* oder *o*, beim Optativ: *jâ, jê* oder *i* zwischen Verbalstamm und Personalendung bestanden. Hilfszeitwörter, *Auxiliaires*, nennt man diese Krücken — eigentlich ist die Sprache recht unbehilflich. Immer wieder müssen die unglücklichen Dinger herhalten, ein Tempus zu bilden, das sie selbst nicht haben;

aus demselben *sein*, demselben *haben* wird bald Vergangenheit, bald Zukunft herausgeschlagen, oft genug in einer und derselben Sprache. In der unseren selbst dient *werden* mit dem Infinitiv zur Bezeichnung des Futurums (*ich werde lieben*), mit dem Partizipium (*ich werde geliebt*) zur Bezeichnung des Passivs. Und das Merkwürdige ist, dass ein Wort, welches seinen Namen von der Zeit hat: in Wahrheit der Zeit vollkommen entbehrt, indem es wie der alttestamentliche Jehovah zu Mose sagen kann: *Ich werde sein, der ich sein werde* (Exodus III, 14; nach der Vulgata: EGO SUM QUI SUM).



XI. Angabe des Geschlechts. Die Weibchen und die Kleinen.

> Nach diesen Worten schnitt Zeus die Menschen entzwei, wie man Mehlbirnen entzweischneidet, die eingemacht werden sollen; oder wie man weiche Eier mit einem Faden in zwei Hälften teilt.
>
> Aristophanes in Platos Symposion 190 D.

1. Natürliches und sprachliches Geschlecht.

Heute schenkte uns Gott einen strammen Jungen — Sexus und Genus, Menschenschlag — der Geschlechtsunterschied für alle Dinge auf Erden massgebend — wunderliche Durchführung desselben: auf der einen Seite lauter Mönche, auf der andern Seite lauter Nonnen, Bienen- und Ameisenstaaten, Zwitter und Hermaphroditen — alles auf Grund einer fixen Idee.

Darnach that Hiob seinen Mund auf und verfluchte die Nacht, die sprach: ein Männlein ist empfangen (הֹרָה, III, 3). Ja, mein lieber Hiob, ob gerade ein Männlein empfangen ist, weiss die Nacht durchaus nicht. Hoden und Eierstöcke sind ursprünglich einander gleich, auch die äusseren Geschlechtsorgane lassen sich beim Embryo noch gar nicht auseinanderhalten, eine Entscheidung über das zukünftige Geschlecht ist in den ersten Monaten noch vollständig unmöglich. Wenn dagegen die Mutter das Kind zur Welt geboren hat, dann erkennt es die Hebamme für einen Knaben, und die Eltern lassen in die Zeitung setzen: *Heute schenkte uns Gott einen strammen Jungen.* Und so muss auch die Sprache warten, bis ihre Geschöpfe richtig zur Welt gekommen sind, ehe sies in die Zeitung setzen lassen kann. Dann freilich hält sie unter den Rangen streng auf Ordnung, die Knaben kommen in die Knabenschule, die Töchter in die Mädchen-

schule, passende Artikel und passende Beiwörter werden für sie ausgesucht, sozusagen Schwert- und Kunkellehen ausgeteilt, die Geschlechter auf das genaueste abgesondert und in den Grammatiken und den Lexicis wie in Klöstern eingesperrt.

Die Einteilung der Worte in Maskulina und Feminina beruht auf der poetischen Anschauung: dass die ganze Welt geschlechtlich, der Geschlechtsunterschied für alle Dinge unter der Sonne massgebend sei. Wenigstens wir haben diese Anschauung; allgemein ist sie nicht.

Eigentliche Geschlechtsorgane und folglich ein Geschlecht, oder was dasselbe ist: einen Schlag haben die Menschen, überhaupt die organischen Wesen, die Tiere und die Pflanzen. Weil sie infolgedessen in zwei grosse Abteilungen, *Sectionen* zerfallen, nannten die alten Römer das Geschlecht: Sexus (aus *Sectus*, wie *Ur[c]sus* aus Ἄρκτος). Das Volk reisst diese Scheidewand nieder, indem es gewisse Wesen, die doch zwiegeschlechtig sind, sogar die grosse Mehrzahl sprachlich mit Einem Geschlecht begabt, als ob sie entweder wie Mönche oder wie Nonnen lebten und die Arten sich untereinander ergänzen und lieben müssten. Anderseits gefällt es sich darin, auch Dinge mit einem Geschlechte auszustatten, die desselben naturgemäss entbehren, ihnen Geschlechtsglieder anzudichten und gewissermassen das All zu sexualisieren. Nachträglich haben sich wieder manche Sprachen, so die indogermanischen, entschlossen, von den Geschlechtswesen noch eine dritte, geschlechtslose Kategorie als rein sächlich und *neutrius Generis* abzusondern, sodass die Worte den Ameisen- und Bienenstaaten gleichen, die bekanntlich aus Männchen, Weibchen und Geschlechtslosen: Arbeitsameisen und Arbeitsbienen zusammengesetzt sind. *Das* Tier, *das* Weib, *das* Kind und darnach: *das* Wurm sind recht unverantwortliche Neutra. Um alles gutzumachen, hat die Sprache sogar die mit Hoden und Eierstöcken versehenen Zwitter und Hermaphroditen nicht vergessen, das sind die Worte *Generis communis*, zum

Beispiel *Canis*, Hund und Hündin; die Jenenser Studenten zählen auch die Wäscherinnen und Dienstmädchen dazu.

Die lateinischen Grammatiker haben den Ausdruck *Sexus* für das wirkliche Geschlecht aufgespart, für das Geschlecht, welches die Sprache fingiert, dagegen die Bezeichnung: *Genus* eingeführt; die Italiener, Franzosen und Spanier sind ihnen (*Genere, Genre, Genero*) gefolgt, während im Griechischen *Γένος*, im Deutschen *Geschlecht* (seit dem XVII. Jahrhundert) für beide Fälle gilt. Diese Gegenüberstellung ist verfehlt und geeignet, schiefe Begriffe vom Wesen des grammatischen Geschlechts hervorzurufen. Dasselbe ist eben gar nicht anders gedacht als das Geschlecht, das man *Sexus* nennt, und entspringt der fixen Idee, Krafft-Ebing würde sagen: der *Psychopathia Sexualis* des Menschengeschlechts, dessen Phantasie mit einer krankhaften Begierde auf diesen einen Punkt und immer wieder auf diesen Punkt gerichtet ist. Die Sprache hat wie die Flora ihr Sexualsystem.

2. Abzweigung des Geschlechtes unter eigenem Namen.

Der Gott der Bub und Mädchen schuf, wie Luther dafür sagt — er braucht Verkleinerungsworte, die doch sächlich sind — freilich hat er für jedes der beiden Geschlechter ein eigenes Wort, da ist kein Abzeichen weiter nötig — ja, beim Menschen und bei den wichtigsten Tieren gibt es nicht bloss für die zwei Geschlechter, sondern auch noch für feinere geschlechtliche Unterschiede, sowie für die Lebensstufen spezifische Bezeichnungen — Reihen — oft ist ein Wort erst nachträglich mit der Endung desjenigen Geschlechts versehen worden, auf das es passte — damit beginnt eine neue Praxis.

Und er schuf sie ein Männlein und ein Fräulein, so meldet die Genesis und die älteste der drei Erzählungen von der Erschaffung Adams. Auch als Noah mit seiner Familie in den Kasten stieg und die Welt gewissermassen zum zweitenmale angefangen ward, nahm er von allem Vieh, von den Vögeln und dem Gewürm, als ob es lauter Menschen gewesen wären: *je ein Männlein und Fräulein* mit, wie ihm der

Herr geboten hatte. Heutzutage sagt man: ***ein Männchen und ein Weibchen*** oder: ***einen Er und eine Sie*** oder (plattdeutsch): ***den He un syne See;*** im Hebräischen heisst es einfach: ***Isch*** und ***Ischah***, Mann und Weib oder (Genesis II, 23): Mann und Männin. Es ist bezeichnend, dass wir im Deutschen die Geschlechter der Tiere (und im Anschluss daran auch die menschlichen Geschlechtswesen, rein physiologisch betrachtet) nicht des ganzen Namens für würdig halten, sondern das Verkleinerungswort gebrauchen, wie auch in Frankreich: ***le Mâle*** und ***la Femelle*** gesagt wird; und dass diese Verkleinerungsworte wiederum beide sächlich sind. Alle deutschen Diminutiva sind nämlich Neutra, ***Weibchen***, ***Söhnchen***, ***Töchterchen***, ***Füllen***, ***Schwein*** — ein Junges hat eben noch kein Geschlecht, je kleiner ein Tier ist, um so mehr tritt seine Sexualität zurück. In Russland ist sogar die Sonne, ***Ssolnze*** ein Neutrum, weil ein Diminutivum.*) Aber es scheint doch eine merkwürdige Inkonsequenz, gerade den Geschlechtsunterschied zu betonen und das in Ausdrücken zu thun, die des äusseren Geschlechtscharakters ganz entbehren; wohlgemerkt, wenn ein solcher bereits entwickelt ist. Denn freilich wo wie bei ***Männlein*** und ***Fräulein*** jeder von beiden Namen einen besonderen Kern enthält, wird ja der Unterschied durch diesen Kern allein sattsam angedeutet. Ja, wenn sich die Geschlechter überall von einander wie ***Mann*** und ***Weib*** abhöben, so brauchte es keine bestimmte Endung noch überhaupt ein Abzeichen irgendwelcher Art.

In vielen Fällen thuen sie das wirklich. Wie für die beiden Geschlechter des Menschen, hat die Sprache auch für die der wichtigsten Tiere spezifische Bezeichnungen und verschiedene Wurzeln, dieselben bekennen vollinhaltlich Farbe. Aus den Herden der Rinder, der Schafe und der Ziegen, den Stämmen der Pferde, den Rudeln der Hirsche und den Familien der Hasen heben sich nicht nur die ver-

*) Wie überall im Slawischen (polnisch: *das Slonce*, *Sloneczko*, liebes Sonnchen, wie *Jajeczko*, kleines Eichen; böhmisch: *das Slunce*). *-ce*, *-ze*, *-tze* verkleinert.

schiedenen Lebensstufen, sondern auch die zwei Geschlechter, ja gewisse feinere geschlechtliche Nüancen mit Deutlichkeit heraus, wenn auch für gewöhnlich nur eine Sektion gesehen und genannt wird. Bloss Schafe werden in Menge gehalten, Böcke nur so viel, um den notwendigen Bedarf an Zuchttieren zu decken, deshalb redet man in Deutschland schlechtweg von *Schafzucht*, in Frankreich vom *Genre des Brebis* und vom *Genus Ovinum*. Aber es wird auch genauer hingesehen. Man spricht von *Widderhörnern*, *Schafkäse* und *Hammelfleisch*. In dem Bericht über den Verkehr im Leipziger Vieh- und Schlachthof findet man etwa an Rindvieh: 2154 Ochsen, 273 Kalben, 1295 Kühe, 869 Bullen und 7413 Kälber notiert. Also es werden *Bullen* und *Kühe*, dazu noch die männlichen verschnittenen *Ochsen*, die jungen weiblichen *Kalben* oder *Färsen* und die einjährigen *Kälber* unterschieden. Das entspräche etwa der Einteilung der Menschheit in *Männer* und *Frauen*, *Kastraten*, *Jünglinge*, *Jungfrauen* und *Kinder*; man vermisst die *Greise*. So unterschieden schon die Römer die *Vacca* (im Volkslatein: *Taura*) und den *Vitulus* vom *Taurus*, die Griechen die *Βοῦς* und den *Μόσχος* vom *Ταῦρος*. Im heutigen Griechenland heisst der Ochse: *τὸ Βῷδι (Βῴδιον, Βοΐδιον)*, die Kuh: *Ἀγελάδα*, Herdkuh, das Kalb: *τὸ Μοσχάρι*; die Italiener haben für das drei- oder vierjährige Rind, wenn die Milchzähne (*i Dentini*) ausgefallen sind, die Bezeichnung: *Manzo*. Analoge Reihen sind:

Hengst — Wallach — Stute — Füllen, wie französisch: *Étalon* — *Jument* — *Poulain*

Widder — Hammel, Schöps (d. i. der *Skopz*, der Verschnittene) — Schaf — Lamm, wie französisch: *Belier* — *Mouton* — *Brebis* — *Agneau*, *Agnelle*; italienisch: *Montone* — *Castrato* — (aus dem Plural von *Pecus* entwickelt) *Pecora* — *Agnello*; englisch: *Ram* — *Wether* — *Ewe* — *Lamb*. Schon in den alten Sprachen: *Aries* — *Ovis* — *Agnus*; Κριός — Ὄϊς — Ἀμνός, woher *Amnion*, die Schafhaut

Bock — Ziege, Geiss — Zicklein, wie französisch: *Bouc* — *Chèvre*, *Bique* — *Chevreau*; italienisch: *Becco* — *Capra* — *Capretto*, lateinisch: *Caper* — *Capra* — *Haedus*

Eber — Bark — Sau — Nonne, Gelze — Ferkel

Matou — Chat, Chatte

Hirsch — Tier, Hindin, Gelttier (unfruchtbar) — Spiesser, Gabler, Kalb

Bock — Reh, Ricke — Schmalreh — Kalb

Rammler — Setzhase, Häsin — Halbwüchsige ....

wobei man beachten wolle, wie in einzelnen Fällen, zum Beispiel bei *Reh*, das neue Wort an sich einmal genügt hat, die Vorstellung der Weiblichkeit auszulösen, daher als sächlich behandelt, im Laufe der Zeit aber (wie bei *Hinde, Hindin, Häsin, Rehe, Ricke*) ein Bedürfnis: die weibliche Gestalt herauszukehren, empfunden und das Wort demgemäss abgeändert worden ist. Viele Tiernamen sind offenbar erst auf beide Geschlechter angewendet und dann nachträglich, nachdem sich inzwischen Spezialausdrücke gebildet hatten, mit der Endung desjenigen Geschlechts versehen worden, auf das sie am besten passten; kommen daher doppelt vor. *Hinde* hat einmal für *Hirsch*, *Ziege* für *Bock*, *Reh* für *Rehbock* gegolten, vergleiche *Rätsel der Sprache* 95; *Reh* ist ja bis auf den heutigen Tag die allgemeine Benennung des Rehwildes ohne Unterschied des Geschlechts. Aber als man das männliche Reh unter dem Titel: *Rehbock* ausschied, leitete man von *Reh* das Femininum: *Rehe* oder *Ricke* ab. Diese Praxis wird im folgenden grundsätzlich ausgebildet.

3. Das weibliche Geschlecht wird durch Movierung des männlichen gewonnen.

Umsetzung der Wortform oder Verlängerung des Wortes, um das Femininum zu gewinnen, worauf das Original den männlichen Charakter annimmt — scheinbar tritt dieses Verhältnis im Französischen ein, aber man darf sich nicht täuschen lassen — freilich pflegt das Weibchen durch eine Schleppe ausgezeichnet zu werden: Auslassungen einer jungen Dame darüber: männliche und weibliche Reime — unechte und echte Feminina auf -*e* — Bello und Bella, deutsch und italienisch: die uralte indogermanische Motion —

Hic Haec Hoc im französischen Konsulat — bei uns ist jetzt die Frau die *In*, bei den Franzosen die *Esse*, bei den Alten war sie die *Na* des Mannes — die Neuberin, die Karschin, die Geibelin: die Prinzessin, die Diakonissin, die Äbtissin — sind das Suffixe wie die zur Bildung der Diminutiva verwendeten Endungen?

In Ermangelung einer spezifischen Geschlechtsbezeichnung wird das Femininum durch sogenannte Movierung oder Motion gewonnen; nämlich entweder die Wortform umgesetzt oder eine Silbe, oft aus einem einzigen Vokal bestehend, angehängt. Im allgemeinen kann man wohl voraussetzen, dass die Sprache das männliche Geschlecht zu Grunde gelegt hat — oder besser, da für den Anfang von Geschlecht überhaupt noch gar keine Rede sein kann: dass eine unbestimmte, eingeschlechtige Form zunächst ein Femininum abgibt, worauf sie selbst den männlichen Charakter annimmt. Jedenfalls sieht sich die Sache so an, wenn das Femininum länger ist als das Maskulinum, da hier der Zusatz die grösste Wahrscheinlichkeit für sich hat, das hebräische *Ischah* wird doch gewiss aus *Isch*, das polnische *Pani*, Frau, aus *Pan*, Herr, entstanden sein — abgesehen von späteren Sprachperioden, denn in diesen mag das Verhältnis scheinbar zu Ungunsten des Maskulinums verschoben worden sein. Im Französischen steht dem Maskulinum *Loup* das Femininum *Loupe*, *Louve*, *Cheval: Cavale*, *Chat: Chatte*, *Perroquet: Perruche*, *bon: bonne* gegenüber. Aber *Loup* entspricht dem lateinischen *Lupus*, *Cheval* dem lateinischen *Caballus*, *Chat* dem lateinischen *Catus*, *Perroquet* wahrscheinlich dem lateinischen, verkleinerten *Parochus*, *bon* dem lateinischen *bonus*, die Gleichheit der Silbenzahl wird nur durch eine nachträgliche Apokope verwischt, die im Femininum nicht eintrat. Gerade das Französische hat den einseitigen Wegfall der Flexionsendung im männlichen Geschlecht benutzt, um Feminina auf *e* zu schaffen, zum Beispiel die lateinischen Adjektiva auf *is* (*fortis*, *dulcis*) in eine männliche (*fort*, *doux*) und eine weibliche Form (*forte*, *douce*) gespalten, ja, nach dieser Analogie eine Menge

Begriffe differenziert, die sich auf den Vorgang des Lateinischen durchaus nicht berufen konnten. Als so viele Personen- und Tiernamen anderer Deklination (*Baron — Baronne, Lion — Lionne, Fripon — Friponne, Chien — Chienne*), sowie die einförmigen Partizipia Präsentis (*plaisant — plaisante*, lateinisch: *placens*). Damit nähert es sich also thatsächlich dem allgemeinen Usus, wonach das Weibchen durch eine Schleppe ausgezeichnet zu werden pflegt.

Schlug ich neulich das Tagebuch einer höheren Tochter auf — bei Betrachtung eines Kohlfelds war dem Engel eingefallen: *wie verschieden ist, was als Männchen und Weibchen in der Sprache zusammengehört. Zum Beispiel: Kohl und Kohle, Wind und Winde, Reis und Reise; eine Ausnahme bilden: Quell und Quelle.* Ja, freilich, Du grammatisches Herzchen, so, oder wenigstens ungefähr so, wirds gemacht — Worte, die auf ein kurzes *e* ausgehen, halten wir alle für Feminina, was wohl damit zusammenhängt, dass der Charakter der männlichen Flexion im grossen und ganzen konsonantisch, der der weiblichen hingegen vokalisch ist; wir unterscheiden darnach sogar weibliche und männliche Reime, *des Rimes féminines et masculines*, ersteres sind die zweisilbigen, klingenden (*Rande — Bande*), letzteres die einsilbigen, stumpfen (*Baum — Saum*). Es ist ja durchaus nicht wahr, dass alle Worte auf *ĕ* Feminina sind, weder im Deutschen, noch im Französischen, wir haben die Maskulina: *Bote, Bube, Erbe, Knabe*, die Franzosen die Maskulina: *Rhône, Vase, Courage* u. s. w. — nämlich nur das aus altem deutschen oder lateinischen *-a* entspringende *-e* ist in der Regel weiblich, Beispiel: *Sophie* und *Friederike*, *Knabe* dagegen hiess althochdeutsch: *Chnabo*, *Bote* althochdeutsch: *Poto*, *Rhône* lateinisch: *Rhodanus*. Aber so stark ist der Zauber der *Terminaison féminine*, dass Deutsche und Franzosen um ihretwillen oft genug die stolzeste Männlichkeit verleugnen, schlankweg: *die* Schlange, *die* Grille, *die* Schnecke, *die* Imme sagen und selbst den Vater femininisieren (*die* Pate, *die* Mythe, *die* Hymne, *die* Flocke, *die* Hyacinthe, *l[a]Épithète, la Pape*). Nicht bloss den französischen Wörtern

auf ein stummes *e* geben wir weibliches Geschlecht, mögen sie zehnmal Maskulina sein (*die* Rhone, *die* Bronze, *die* Gruppe, *die* Rolle, *die* Vase, *die* Chiffre, *die* Visage, *die* Bagage, *die* Courage, *die Landstörzerin Courasche, zur Desavantage gereichen* sagte und schrieb man in Weimar zur Zeit Karl Augusts), sondern sogar denen auf ein betontes *é* (*die* Dauphiné) — nicht bloss diejenigen Fremdwörter, die wirklich ein *ĕ* haben, müssen Feminina werden, sondern auch diejenigen, denen wir es, wie *der Petarde* und *der Reveille,* vergleiche Seite 64, eigenmächtig anhängen (*die* Rosine, *die* Matratze, *die* Knute, *die* Peitsche, gegenüber: *Raisin, Matelas, Knut, Bič*). Vermutlich ist nur das *-e* der Grund, dass wir: *die* Sonne, und nur der Abfall des *-e* der Grund, dass wir: *der* Stern, *der* Mond, aber *die* Sternschnuppe sagen — *Schnuppe* ist niederdeutsch und eins mit unserem *Schnupfen*; nach der rohen Volksphysik schneuzen und putzen sich die Himmelslichter, wie die Menschen niesen, wenn sie sprechen (Seite 57). Hast du nie einen Stern sich schneuzen sehen? — Weg war er.

Kohle nun ist auch so ein unechtes Femininum, im Mittelhochdeutschen sagte man: *der* oder *daȥ Kol*; und davon bis zum Grünkohl freilich nur ein Schritt. Hat Französisch gelernt das höhere Töchterchen. Denn wie gesagt, in Frankreich wird wirklich mit *e* moviert. Nach der uralten indogermanischen Motion, vermöge deren bei den sogenannten *a*-Stämmen das Femininum nackt, ohne Nominativendung und in seiner ursprünglichen Form gelassen, dem *Açvas* eine *Açvâ*, dem *Picus* eine *Pica*, dem *Cap[e]r[us]* eine *Capra*, dem *Κόρος* eine *Κόρη* gegenübergestellt, mithin ähnlich wie bei *Taube: Tauber, Gans: Ganser, Katze: Kater* verfahren wurde; die Akkusativform ergab das (in den Tochtersprachen erloschene) Neutrum: *Jugum, Ζυγόν*. Das sieht also (im Lateinischen) so aus, als ob sich das männliche *-us* in ein weibliches *-a* umsetzte: *Filius — Filia;* und da im Italienischen von der Endung *-us* nur ein *-o* übrigbleibt, als ob die Motion in einer Verwandlung des *-o* in *-a* bestünde: *Figliuolo — Figliuola*. Dasselbe Verhältnis waltet in der alten, noch un-

abgeschwächten deutschen Sprache ob, wo dem männlichen *-o* ein weibliches *-a*, dem *Otto* eine *Emma*, dem *Hano* eine *Henna*, dem *Bello*, das heisst dem Hund, eine *Bella*, das heisst eine Hündin, in demselben Sinne gegenübersteht, wie einem *Bello* in Italien die *Bella*. In Frankreich, wo die männliche Endung ganz abfiel, sieht es so aus, als ob das Femininum einen Vokal, ein *-e* hinzubekäme: *bel — belle, Cheval — Cavale. Voilà le Boulanger, la Boulangère et le petit Mitron!* — riefen die Pariser beim Einzug Ludwigs XVI., seiner Gemahlin und des Dauphins. *Boulanger* ist nur ein abgekürztes *Bulengarius*, das heisst: Kugelbäcker; die Reihe also einer wie: *Taurus — Taura — Vitulus* oder *Asinus — Asina — Pullus* vollkommen entsprechend. *Boulangère* scheint länger zu sein als *Boulanger* — gerade umgekehrt: *Bulengarius* ist ursprünglich die längere Genusform gewesen.

Nach Einsetzung des Konsulats in Frankreich schlug Herr von Talleyrand vor, die umständlichen Titel der Napoléon, Cambacérès und Lebrun: *Citoyen Premier, Second, Troisième Consul* durch *Hic Haec Hoc* zu ersetzen. *Hic — Haec — Hoc, Er — Sie — Es, Is — Ea — Id* sind, wenn man den grammatischen Analysen trauen darf, ähnliche Abwandlungen, ob uns gleich *sie* als ein ganz neuer Stamm erscheint. Das *s* ist wahrscheinlich wie in dem englischen *she* sekundär und wie das *h* in *he* nur vorgetreten, um den lautlichen Fingerzeig zu verstärken. *Hic* wird als aus *hŏ-ei-c*, *haec* als aus *ha-ei-c*, *hoc* als aus *hod-c* entstanden angesehen.

In unserer Zeit, wo die alten Endungen verloren und in ein und dasselbe klanglose *e* zusammengeflossen sind, wird das weibliche Geschlecht wirklich aus dem männlichen gewonnen und dem Femininum eine Rippe mehr gegeben. Das heisst eine Silbe angehängt. Bei uns pflegt die Frau die *-in* ihres Mannes zu sein, in Frankreich ist sie seine *-esse*, in den alten Sprachen war sie seine *-ina*. In den Wolken des Aristophanes (666) lässt sich der Bauer Strepsiades von Sokrates aufbinden und kramt es dann aus: dass man für Henne: Ἀλεκτρύαινα sagen müsse — das wäre von

Ἀλεκτρυών gebildet wie *Λέαινα* von *Λέων*, wie lateinisch: ***Gallina*** von ***Gallus***, ***Regina*** von ***Rex***, wie russisch: ***Boginja***, Göttin, von ***Bog*** — in unserer Sprache könnten wir diese Motion mit ***Hahnin*** nachahmen, ***mit Seufzen die Frau Hahnin sprach*** lautet wirklich ein Vers des Dichters Weckhrlin, der auch ein Gedicht: ***die Lügin*** verfasst hat; ja, im Althochdeutschen hiess es für ***Henne*** geradezu: ***die Hennin*** (***Heninna***, ***Henîn***). Wir sagen ja auch: ***die Störchin.*** ***-in***, ***-inne***, ***-ein***, in Ostpreussen wird das *nn*, das wir im Plural noch schreiben, mit besonderem Akzent gesprochen, das ist gleichsam die deutsche Frau, ***-in*** muss uns die alte vokalische Motion der *a*-Stämme ersetzen, wenn der Lateiner: ***Asinus — Asina*** bildete, so sagen wir: ***Esel — Eselin***, wenn der Franzose ***Chien: Chienne***, der Italiener ***Cane: Cagna***, movieren wir ***Hund: Hündin*** — und das, obgleich wir ein eignes Wort: ***Betze*** haben, weil wir ja die neuen Begriffe immer scheuen. Ja, ***-in*** ist die deutsche Frau, jahrhundertelang entlehnte dieselbe ihren Namen dem Vater, dem Gemahl, dem Liebsten mit dieser Endung: Klopstock hatte seine ***Schmidtin***, Lessing seine ***Neuberin***, der Schneider ***Karsch*** gab eine ***Karschin***, der Landvogt von ***Gersdorff*** die gelehrte ***Gersdorffin*** von sich, Fräulein Cäcilie Wattenbach, Geibels erste Liebe, wurde von Bunsen: die ***Geibelin*** genannt, und noch jetzt kann mans erleben, dass einer ins Haus hineinruft: ***Wohnt hier die Witwe Müllern? die Mehnerten?*** — Eine französische Frau dieses Schlages ist die ***-esse***, die Gemahlin eines ***Prince*** heisst: ***Princesse***, eines ***Comte: Comtesse.*** Das Suffix findet sich in der Form: ***-issa*** bereits im Spätlateinischen (***Prophetissa***) und Griechischen: (***Βασίλισσα***), bei den Neueren griff es weiter um sich und trat auch an Tiernamen (***Âne — Ânesse***). Diese Frau ward auch in England (***Lion: Lioness***, ***Emperor: Empress***, ***Prince: Princess***, ***Baron***: ***Baroness***) und Deutschland naturalisiert (***Baronesse***, ***Comtesse***, beide mit dem Nebenbegriff der Jugend). Aber um die Damen recht zu naturalisieren, haben wir ihnen gelegentlich überflüssigerweise noch die *In*-Schleppe angehängt, sodass aus der ***Princesse:*** eine ***Prinzessin***, aus

der *Abbatissa:* eine *Äbtissin*, aus der *Diakonisse:* eine *Diakonissin* wurde, wie wir an die romanischen Infinitive noch ein *-en* anfügten und aus *parler:* ein *parleren* oder *parlieren* gestalteten, wahrlich eine überaus unschöne Manier, *a gschupfte Dingin.*

4. Motion und Diminution. Geschlechtliche Differenzierung durch Zugrundelegung von Typen.

Die Sprache bedient sich für weibliche Namen der Diminution — man muss annehmen, dass die verkleinernde Kraft gewisser Endungen in eine geschlechtsunterscheidende umgeschlagen sei — produktive Ableitungsformen: sie sind einmal selbständige Wörter gewesen — noch jetzt werden die Geschlechter, namentlich der Vögel und der Vierfüsser, durch Vor- und Ansätze differenziert, deren Bedeutung durchsichtig ist — Er und Sie, Hei und Sei, He und She — Hahn und Henne, Bock — Rich und Hart — das weibliche Geschlecht das ältere.

Wer mag es sagen, was diese zur Motion bestimmten Suffixe, die *-in*, die *-ina*, die *-issa*, respektive die alten *a*-Formen ursprünglich bedeutet haben? Etwa die Kleinheit, die Anmut, die Zierlichkeit, also das was, die Diminutivsilben in den Begriff zu bringen pflegen? — Diese klingen ja teilweise gerade so: eine italienische *Donnina* scheint doch einer *Regina* und *Königin* zu entsprechen; wenn wir nach italienischer Art einen weiblichen *Paul: Pauline* taufen, so ist das doch gerade so, wie wenn wir die *Friderike: Fritzchen* und die *Franziska: Fränzchen* rufen. Im Altgermanischen gab es ja ein Suffix *-îna*, das dazu diente, das Junge zu bezeichnen, es steckt noch in *Schwein*, so viel wie: junge Sau. Man kann allerdings annehmen, dass die diminutive Kraft gewisser Endungen vorkommendenfalls in eine geschlechtsunterscheidende umgeschlagen sei; denn genau so hat sich aus der Verkleinerungssilbe *-ing*, die im Plattdeutschen angewendet wird (*Fadding, Mudding, Lining, mîn Harting* u. s. w.) die patronymische Endung *-ing* entwickelt, welche die Abstammung anzeigt und in den *Wölfingen, Karolingern, Merowingern, Kapetingern* vorliegt; eine Entwickelung, die man auch

bei den Verkleinerungsworten *Eichel* und *Schwein* wahrnimmt. Das Suffix *-issa*, das wir in *Prinzessin* entdeckten, wird (wie das alte *-trix*, wofür neuitalienisch: *-trice* und *-tora*) gleichfalls verkleinernd gewesen sein, ehe es zur Motion bestimmt ward, wie man daraus sieht, dass es die Italiener nicht selten in abschätzigem Sinne brauchen, wenn sie etwa von einer *Dottoressa*, einer *Medichessa*, einer *Poetessa* sprechen, die Diminutiva aber notorisch dem Spotte und der Verachtung so gut dienen, wie der Liebkosung. Dass nicht alle Diminutivsilben zu Genusendungen geworden sind, liegt im Interesse der Sprache, die der Verwechselung vorbeugt: das *L* und das *K*, das die Indogermanen mit Vorliebe zur Diminuierung brauchen, haben sie für diese reserviert. Wir Deutschen benutzen diese beiden Laute, wir sagen: *Kindel* und *Kindchen*, *Lämmlein* und *Lemcke*, die romanischen Nationen *L* (*Figliuolo*, *Jouvenceau*, *Jouvencelle*) und *T* (*Henriette*, *Charlotte*, wie *Maisonnette*, *Poulette*), die slawischen das *K* (böhmisch *Jelen*, Hirsch: *Jelinek*, Spiesser; slowenisch *Hrad*, Burg: *Hradec*, *Graz*, kleine Burg; polnisch *Ptak*, Vogel: *Ptaszek*, Vöglein; russisch *Batjuschka*, *Papinka*, Väterchen). Das winzig kleine tschechische Teufelchen: *Čertičiček* entspricht etwa einem italienischen *Diavolettino*. *Gurke* ist ein slawisches Diminutivum: polnisch *Ogorek*, böhmisch *Okurka*.

Die Motion ist also eine Art Diminution und diese eine bestimmte Art von Ableitung; nun die Ableitungssilben sind einmal selbständige Wörter gewesen, daran ist kein Zweifel. Wir dürfen so ein chinesisches, aber rationelles Verfahren um so eher annehmen, als wir die Geschlechter tagtäglich bestimmend oder bestimmt durch Vor- und Ansätze differenzieren sehen, deren Bedeutung bis zur Stunde völlig durchsichtig ist.

Allbekannte geschlechtliche Typen werden den Tiernamen zu Grunde gelegt und gleichsam angezogen, wie Hosen oder Schürzen; in die Hand gegeben, wie Schwerter oder Kunkeln. In erster Linie die Pronomina Er und Sie.

Ein *Er* und eine *Sie*; ein *Eher* und eine *Siee*; plattdeutsch: *en Hei* und *'ne Sei*, *'n He* und *n' Se*; ein *Hähe* oder eine

Sieke, en Heeken und *en Seeken*; englisch: *a He* und *a She*; russisch: ein *On* und eine *Ona* — ist soviel wie Maskulinum und Femininum, nicht bloss im Reich der Lüfte bei den Vögeln, sondern überall wo der Er *das Er* und die Sie *das Sie* hat, selbst bei Fischen und Engeln und selbst in Italien (*the Shes of Italy*, die italienischen Siechen, Shakespeare; Goethe würde sagen: *die italienischen Mäuschen*). Namentlich aber in England, allwo die Geschlechter fast nur noch durch dieses Mittel auseinandergehalten werden, wo

He-goat, gleichsam: *Er-geiss*, einen Ziegenbock
She-wolf, gleichsam: *Sie-wolf*, eine Wölfin

darstellt, man vergleiche: *She-bear*, Bärin, *She-cat*, Katze, und unser deutsches *Siemann*, *Siemandel*, was freilich ebensogut ein Weibsbild, das die Hosen anhat, wie ein Mannsbild sein kann, das unter dem Pantoffel steht. Zur Abwechslung heisst der Kater in England auch einmal: *Tom-cat*, Thomaskatze. Sollte das *-er* in unserem *Kater*, *Tauber*, *Reiher*, *Häher* etwa das männliche Pronomen der dritten Person sein? — Dann wäre die Sache umgekehrt wie in England und das Suffix erkannt.

Dieselbe Rolle wie *Er* und *Sie* spielen bei Vögeln: Hahn und Henne; nicht bloss bei allen Hühnervögeln, zum Beispiel bei den Pfauen, die wir in *Pfauhähne* und *Pfauhennen* unterscheiden, sondern auch bei den kleinen Sperlingen, Finken und Stieglitzen; ja sogar beim Hanf, indem man die männlichen Pflanzen als *Hanfhahn*, die weiblichen: als *Hanfhenne* bezeichnet. Die *Er*-rolle bei vielen Tieren spielt der Bock, der doch eigentlich: Ziegenbock ist, aber als *Schafbock*, und als *Rehbock*, ja als *Mäusebock* und Rammler (*Musbuck*, *Kaninchenbuck*, Fritz Reuter) gleichsam *per procurationem* mit der fürstlichen Braut das Beilager vollzieht. Nicht umsonst denken wir gleich an Fürsten und Könige, denn durch Anhängung des alten stolzen, angeblich rein keltischen Herrschertitels *Rich*, der in *Rex* und *Reich* erhalten ist, pflegen männliche Vogelnamen: *Enterich*. *Gänserich*, *Meiserich* und so weiter entwickelt zu werden; dieses *-rich* entspricht

dem französischen, aus unserem *hart* entsprungenen *-ard* (*Cane* — *Canard*). Auch hier ist also das weibliche Geschlecht das ältere gewesen, hat Mutterrecht gegolten.

5. Die Sprache entscheidet sich für ein Geschlecht. Sekundäre Geschlechtseigentümlichkeiten.

Eingeschlechtigkeit und Keingeschlechtigkeit — unzählige Wesen werden ihr lebenlang im Cölibat belassen, auch macht die Sprache von der Motion nicht immer Gebrauch — bei der Austeilung der Geschlechter kümmert sie sich nicht um die Geschlechtswerkzeuge, sondern um den Charakter des Tieres überhaupt: dasjenige Geschlecht wird gewählt, zu welchem dieser Charakter passt — die Sprache geht dabei vom Menschen aus, bei dem der Mann grösser, stärker, tapferer als das Weib ist — männliche und weibliche Edelsteine, das Arsenik — die Fliege und der Floh, die Biene und der Käfer, die Schlange und der Frosch, auch die Stimme ist wesentlich — Hand und Fuss — sonderbare Verbindungen, die die Sprache zwischen den Arten an die Hand gibt: Hund und Katze, Rabe und Krähe, Specht und Elster, Fichtenbaum und Palme, Hering und Auster — als gölte es Bastarde.

Hat Eingeschlechtigkeit bestanden. Eingeschlechtigkeit sollte von rechtswegen heissen: Keingeschlechtigkeit; doch ist diese Anschauung nur für eine frühe Periode zutreffend, wo der Genusunterschied überhaupt noch nicht existiert. Denn sowie Buben und Mädchen einmal gesondert werden, breitet sich diese Erkenntnis plötzlich wie ein Feuer über die ganze Sprache aus, es gibt nichts mehr, was nicht gezwungen würde, zu der einen oder der andern Partei zu schwören, und wenn ein Sonderling keine Neigung zeigt zu heiraten, so wird ihm darum der Geschlechtscharakter nicht erspart, er findet nur keine Liebe, wenigstens nicht bei seinesgleichen. In Schweden ist der Mensch (*Menniska*) ein Femininum. Er schliesst sich eben so oder so jener grossen Gruppe von Ehelosen an, welche das Volk für immer im Cölibat zu belassen für gut befunden hat. Wie die Sprache gewisse Tiere, zum Beispiel die Schweine und

die Hühner (*i Polli*), beständig jung, andere, zum Beispiel die *Meerschweinchen*, beständig klein bleiben lässt, so hat sie sich bei vielen, ja sogar bei den allermeisten für ein Geschlecht entschieden, es gewissermassen als das stehende eingeführt, das andere völlig ignoriert. Selbst bei denen *Generis communis* ist doch ein Geschlecht vorzugsweise üblich, wie zum Beispiel im Altgriechischen *Ἄρκτος* und *Βοῦς* gewöhnlich Feminina sind, der Jäger das Wildschwein allgemein: *Sau* zu nennen pflegt. Von der Motion wird, auch wo sie besteht, nicht immer Gebrauch gemacht, Diana unzähligemal einfach: *der Hund* genannt und der Kater: *die Katze* — wer kann denn dem Viehzeug immer zwischen die Beine gucken. Zehnmal für einmal hat das der Bauer eben nie gethan und die armen Dinger ohne weiteres zum Klosterleben verdammt. Der verliebte Sperling und der fruchtbare Karpfen sollen, es klingt fast unglaublich, von ihrer Venus lassen und sich ohne Weibchen behelfen; umgekehrt bleibt die unkeusche Wachtel, diese Feindin der Schnecke, wie die Nachtigall unwiderruflich ein Femininum, obgleich doch jedes Kind weiss, dass Er der eigentliche *Nachtigall* ist. Sogar der Adler, dieser Ausbund von Kraft, wird von den alten Römern (nicht von den Franzosen) als eine *Aquila* angesprochen. Wohl weil das Femininum *Avis* hinzugedacht werden muss, *Avis aquila*: der schwarze Vogel — der Steinadler, welcher die Gattung zu vertreten pflegt, heisst ja: *der schwarze* auch bei uns; schwerlich weil das Adlerweibchen grösser und schöner ist als das Männchen, ein Verhältnis, das bei vielen Raubvögeln, Schmetterlingen, bei den Flöhen und den Spinnentieren, sowie beim Hanf beobachtet werden kann. Die Habichte sind nach Buffon gerade dreimal (*d'un tiers*) so klein wie ihre Weibchen und heissen deshalb in Frankreich *Tiercelets*, in Italien *Terzuoli* (*Terzerole*, vergleiche Rätsel der Sprache 145). Aber dieser ganze Gedankengang ist falsch.

Die Grösse und die Kleinheit scheint vielmehr in der Weise Ausschlag gegeben zu haben, dass man die Riesen zu Männern, die Zwerge zu Weibern machte, woneben der

Habitus, der Charakter, die Lebensgewohnheiten berücksichtigt worden sind; im allgemeinen und beim Menschen selber gilt eben der Mann für grösser. Es ist bemerkenswert, dass man bei Edelsteinen, bei Rubinen, Saphiren, Amethysten im Handel männliche und weibliche Steine unterscheidet — jenes sind die dunkelfarbigen, dies die heller gefärbten, jenes betrachtet man offenbar als Stärke, dies als Schwäche. Das stärkste Gift des Mineralreichs, das Arsenik, heisst denn seiner mächtigen Wirkung auf den Organismus wegen: das *Männliche*, *τὸ Ἀρσενικόν*, es scheint selbst ein Mann zu sein, nicht dass es den Mann *besiegte* oder tötete, wie die alten Etymologen wollten. Diese Auffassung ist jedenfalls im Tierreich bei der Austeilung der Geschlechter massgebend gewesen.

Fliege, *Μυῖα*, war ein Beiname der Dichterin Korinna, freilich (*Mosca*) auch einer von Männern, die vielleicht lästig waren wie eine Fliege; aber der weibliche Gesamtcharakter überwog. Die Vorstellung der Kleinheit überwog, infolge deren sie wie die Mücke gern in Gegensatz zum Pferde oder zum Elefanten trat: die Fliege musste ein Femininum werden. Freilich die Kolibris und die Flöhe sind auch klein und doch Maskulina, wenigstens im Deutschen; aber man beachte, dass die Kolibris nicht nur mit ihrer Farbenpracht einen lebhaften Eindruck machen, sondern auch bei aller Kleinheit eine ungemeine Leidenschaft und Keckheit entwickeln, und der Floh nicht nur ein kühner Springer, sondern auch noch ein Liebhaber von Weiberfleisch ist: das roch nach einem Maskulinum. Die winzige Ameise, die fleissige Biene, die Maus zeigen die Eigentümlichkeiten des weiblichen Geschlechts — *der Imme* (474) war wohl ursprünglich der ganze Bienenstock; der gepanzerte Krebs, der von Stacheln starrende Igel, der Käfer mit seinen hornartigen Flügeldecken sind wie Geharnischte anzuschaun. Die Schlange, das uralte Sinnbild der List und der Verführung, das sogar am Baume der Erkenntnis mit einem Frauenkopf erscheint, passte offenbar ins Frauengemach hinein, wenn sie auch im

Mittelhochdeutschen (474) ein Maskulinum war; auch die Schildkröte ist uns trotz ihres Schildes gleich der von Fischart gerühmten Schnecke ein Typus einer Ehefrau, ein schönes Sinnbild ihrer häuslichen Tugenden; während der Frosch mit lauter Stimme Anspruch auf einen Sitz im Herrenhaus erhebt. Die Stimme ist nämlich ebenfalls wesentlich; es besteht eine sehr merkwürdige Beziehung zwischen den Geschlechtsteilen und dem Halse, wie wir gleich anfangs (10) erfuhren, der Kehlkopf des Mannes ist bedeutend grösser und umfangreicher als der des Weibes, die Stimme des männlichen Frosches wird obendrein durch blasenförmig anschwellende Luftsäcke verstärkt, wie wir auch schon erfahren haben; unter den Vögeln haben überhaupt nur die Männchen eine gute Stimme.

Furchtsamkeit, mädchenhafte Scheu und Anmut, Klugheit, Gewandtheit, Schnelligkeit — das mögen die weiblichen Eigenschaften sein, die den Eidechsen unter den Sauriern, den Schwalben unter den Vögeln, den Forellen unter den Fischen zum Femininum verholfen haben — die geschickte Hand ist weiblich, der tölpisch auftretende Fuss ist männlich — in diesem Sinne finde ich es auch nicht unrichtig, dass die Italiener für den Hasen: *la Lepre*, für den Floh nach griechischem Vorbild: *la Pulce* und nach Vorgang der alten Griechen und Römer für den Aal: *l(a) Anguilla* und für den Fuchs: *la Volpe* sagen. Sesostris pflegte an seinen Denksäulen streitbare Nationen durch einen Phallus, feige Nationen durch das ewig Weibliche zu bezeichnen. Er dachte, wie die Sprache von jeher gedacht hat.

Auf diese Weise paaren sich gleichsam verschiedene Arten Tiere, als gölte es Bastarde. Ein moderner Münchhausen wollte einst den neugierigen Parisern die Frucht eines Hasen und eines Rebhuhns zeigen, er fing an: *Le Lièvre et la Perdrix, concitoyens d'un champ* .... die Sprache bringt solche Verbindungen wirklich fertig, gibt sie wenigstens an die Hand. Die Kinder sehen wohl Hund und Katze als Mann und Frau an; das Volk hält den Raben

und die Krähe für Eheleute; die alten Römer haben die Elster zur Gattin des Spechts gemacht (*Picus* — *Pica*). Was hindert uns, mit dem frivolen Heine von der Liebe des Herings und der Auster, dem zarten Verhältnis des Fichtenbaums und der Palme zu erzählen? — Aber die Palme besitzt keine so ausschweifende Phantasie.

---

6. Die Behandlung der Pflanzenwelt.

Die Pflanzen so gut wie die Tiere in Männchen und Weibchen einzuteilen, aber die Geschlechter heben sich nicht so scharf von einander ab — am ersten thuen sie das noch bei der zweihäusigen Klasse, zu der die Dattelpalme und der Hanf gehören — die Liebe der Palme zu ihrem Gatten, der Hanf und die Hänfin, Maskel und Fimmel — die Sache nicht richtig, aber das thut nichts — anderweitige geschlechtliche Velleitäten im Pflanzenreich, unglückliche Liebe, eine alte Genusregel — warum die Obstbäume Feminina waren, wie sie in Italien wieder männlich und die Früchte weiblich geworden sind — Palme und Ölbaum: was Palme eigentlich bedeutet, und wie der Name Palme gar nicht auf unsere Palme passt.

Die Pflanzen haben männliche und weibliche Geschlechtsorgane, Staubgefässe und Stempel so gut wie die Tiere; die Korkeichen sogar männlichen und weiblichen (guten) Kork. Die Pflanzen könnten mithin ebensogut in Männchen und Weibchen eingeteilt werden; auf dieser Einteilung beruht bekanntlich das Linnésche System. Nur sind jene Organe bei gewissen Pflanzen, zum Beispiel bei den Pilzen und den Moosen, überhaupt nicht wahrnehmbar; wo sie es aber sind, treten sie gleich haufenweise und periodisch auf, weichen auch in so vieler Hinsicht von denen der Tiere ab, dass die Analogie, die thatsächlich besteht, erst spät erkannt worden ist. Alljährlich werden die Geschlechtsorgane der Bäume neu hervorgetrieben und nach einmaligem Gebrauche wiederum abgestossen, die meisten Blüten sind Zwitter, andere Male ist die ganze Pflanze ein Zwitter, indem sie männliche und weibliche Blüten trägt, dann erscheinen wieder männliche und weibliche Blüten mit Zwitterblüten gemischt, kurz die Geschlechter

heben sich nicht so scharf von einander ab, wie wirs gewohnt sind. Bei einer Klasse, die man die zweihäusige nennt, ist es wenigstens so, dass männliche und weibliche Blüten auf verschiedenen Individuen stehen, daher man hier in der That von männlichen und weiblichen Pflanzen spricht; zu dieser Klasse gehört die Dattelpalme und der Hanf.

Die männliche und die weibliche (tragende) Palme, ὁ Φοῖνιξ ἔρσην und ἡ Φοῖνιξ βαλανηφόρος, war den Griechen schon zu Herodots Zeit (I, 193) wohlbekannt. Das Palmenweibchen trägt gar nicht, am wenigsten gute Datteln, wenn keine männliche Palme in seiner Nähe steht — die Alten glaubten deshalb an die Sympathie dieser Bäume und betrachteten sie wie die Turteltauben als ein Sinnbild der ehelichen Liebe. Noch ausgeprägter, weil bekannter, ist der Geschlechtscharakter des Hanfs, hier wird sogar moviert wie bei bei den Tieren: längs des Oberrheins, besonders in der ehemaligen Grafschaft Hanau, zwischen Kehl und Rastatt, sprechen die Landleute von *der Hänfin.* Sonst wird die weibliche Pflanze als *Fimmel* oder *Femel,* das heisst: als *Femella,* die männliche als Bästling oder *Mäsch, Mäschel, Maskel,* will sagen: als *Masculus* bezeichnet, schon oben erwähnten wir den Ausdruck: *Hanfhahn. Cannabis Mascula* (*Cannabus*) nannten nämlich schon die alten Römer den langen Hanf, *Cannabis Femella* den kurzen Hanf, und so spricht man in Italien von *Canape Maschio* und *Canape Femmina.* Die Sache ist freilich nicht richtig, der lange, starke, hohe Hanf: der weibliche, der kurze, schwache: der männliche, der sogenannte Fimmel hat keinen Samen, er ist taub, der Maskel gibt welchen; die Bauern haben sich eben wieder durch die Mächtigkeit der weiblichen Pflanzen täuschen lassen. Doch ändert das nichts an der Thatsache, dass die Geschlechter bei dieser uralten Kulturpflanze deutlich unterschieden werden.

Solche Beobachtungen waren freilich zu vereinzelt, sie gingen in der Masse unter, die keine Differenzierung zuliess. Der Weinstock zum Beispiel hat gar keinen deutlich erkennbaren Geschlechtscharakter, wahrscheinlich gibt es

von jeder Rebenart männliche, weibliche, zwitterige und gemischte Blüten; die italienischen Winzer nennen zwar die unnützen Ranken, die gekappt werden: *Femminelle.* Wenn der Weinstock, weil ihm im Süden Laubbäume zur Stütze dienen, als Mann der Ulme, der Pappel, die Platane aber als ehelos angesehen wird, so ist das eine hübsche Phantasie, vergleiche Sprache ohne Worte 31. Die Pappeln und die Weiden sind zu ihrem düstern Rufe, in den Geruch unglücklicher Liebe offenbar aus dem Grunde gekommen, weil sie ihren Samen, die Pappeln ihre männlichen Kätzchen gleich nach der Blütezeit verlieren.

Im allgemeinen galten die Bäume im Altertum, und gelten sie, wie *Eiche, Linde, Buche, Fichte, Tanne, Birke* beweisen, auch bei uns: für weibliche Wesen, nach der alten Regel:

Die Weiber, Bäume, Städt und Land
Und Inseln weiblich sind benannt —

die von den Blumen und den Obstbäumen hergenommen ist, weil jene wie Mädchen blühen, diese wie Mütter tragen und gebären; denn an sich hat der Baum ein männliches Gepräge. *Pirus,* der Birnbaum, *Malus,* der Apfelbaum, *Ficus,* der Feigenbaum, sind ihrer männlichen Genusform zum Trotz Feminina, wie *Olea,* der Ölbaum, griechisch *Ἐλαία, Μηλέα, Συκέα* u. s. w.; während der wilde Ölbaum, *Oleaster,* ein dorniger Strauch, eben weil er nicht trägt, wie unser *Strauch* ein Maskulinum bleibt. Die Italiener haben, so scheint es, den Sinn dieser Feminina nicht mehr verstanden und aus den Namen der Früchte, die (mit Ausnahme der Feige) Feminina und dies meist aus der Pluralform des Neutrums geworden sind, männliche Obstbäume, als: *Pero, Melo, Ulivo* konstruiert. Bei uns ist *die Eichel* ein merkwürdiges Beispiel von einem Diminutivum, das kein sächliches Geschlecht hat. Die Cypresse, der Lorbeer und die Platane waren bereits im Lateinischen Maskulina, die Oliven schon im Lateinischen Feminina (*Oliva*). Die Palme haben die Italiener hübsch weiblich gelassen und nicht wie *Ulivo* mas-

kulinisiert, wenigstens brauchen sie den Namen *Palma* gewöhnlich für den Baum, gewöhnlicher als *Palmizio*, so sehr ist das Gefühl noch lebendig, dass die Palme gleichsam ohne Rest in ihrem Blatte aufgeht und das Palmblatt: die flache Hand des Menschen, lateinisch: *Palma*, darstellt. Der Vergleich bezog sich ursprünglich auf die Blätter der Zwergpalme, des Chamaerops humilis, der einzigen europäischen Palmenart, die wirklich hand- oder fächerförmige Blätter hat. Die Dattelpalme, für uns die wahre Palme, hat gar keine handförmigen Blätter. Dies ist einer der vielen Fälle, wo der Rock gar nicht mehr passt, weil der Besitzer gewechselt hat (244 ff.).

---

7. Die Psychopathia Sexualis des Volks.

Alles fühlt der Liebe Triebe, alles schnäbelt, herzt und küsst — nämlich in den Augen der Menschheit, die liebestoll ist — das Mädchen des Auges: die Pupille — die Scheibe der Regenbogenhaut ist selbst ein Mädchen, ähnlich wie das Ohr und wie die Münzen, die in Griechenland durchlöchert werden — namentlich nehmen die Gedanken diese erotische Richtung, wenn die Hervorragung in die Hohlung passt: das Schiff und der Mastbaum, der Schlüssel und das Schloss, männliche und weibliche Schlüssel in Italien — eine Schraubenmutter, Patrize und Matrize — Mönche und Nonnen in den Werkstätten, die Werkzeuge werden wie die Tiere geschlechtlich differenziert — eine Ostpreussin in Baden-Baden, die Haken und Ösen haben will.

Wollust, sagt Schiller in dem Liede an die Freude, ward dem Wurm gegeben; sie ward, glaubt man der Sprache, allem, was lebt, gegeben. Freude, Liebesfreude ist die Feder, die das Universum treibt und die Räder in der grossen Weltenuhr umdreht; sie lockt Blumen aus den Keimen, bewegt die Sonnen und die Sphären, elektrisiert das Steinreich. Die Welt blüht beständig nach der Vorstellung des Volkes; vom Winde gewiegt, umschlingen sich die Baumzweige zärtlich wie Freunde beim Wiedersehen; die Natur verzehrt sich ihr Leben lang in Sehnsucht und ist liebebedürftig wie die Palme, der das Beste fehlt.

Ja, die Menschheit ist liebestoll. Man kann nicht umhin, ihre ewige, auf das Geschlechtliche gerichtete Phantasie halb krankhaft, halb lächerlich, am Ende langweilig zu finden. Sie hat geradezu den Verstand verloren. Das Männliche, das Weibliche will ihr gar nicht mehr aus dem Sinn, sie kann keinen Stiel und kein Loch sehen, ohne daran zu denken — und wenns ein Turm ist, darin die Gefangenen schmachten, so nennt sie ihn *il Maschio di Volterra;* und wenns eine weithin sichtbare Bergkuppe ist.

Im Auge haben wir ein natürliches Spiegelchen. Sehen wir jemand ins Auge und gerade auf die Pupille, so erblicken wir uns selbst. Sehen wir in einen Spiegel und auf unsere eigene Pupille, so erblicken wir uns ebenfalls selbst. Der Liebende hat das Vergnügen, sich in den schönen Augen seiner Geliebten verkleinert wiederzuerkennen. Daher soll es kommen, dass das Schwarze im Auge bei den Völkern den Namen Mädchen führt. Das bedeutet eben das lateinische *Pupilla;* das besagt das griechische *Κόρη*, das spanische *Niña*, das hebräische *Babah* und das *Kanna* des Sanskrit. Im Hebräischen findet sich auch der Ausdruck Männchen (אִישׁוֹן הָעַיִן) — *Homunculus Oculi, id est: Pupilla, in qua tanquam in speculo hominis imagunculam conspicimus*, wie Gesenius bemerkt.*) Sonst wird das weibliche Geschlecht überall festgehalten, und um diesen Umstand zu erklären, nehmen die Gelehrten ihre Zuflucht zu der Unterstellung: dass ein Püppchen gemeint sei, eine Puppe ist ja weiblich, auch wenn sie ein Männlein darstellt. Aus der Puppe wird ein Kind, ein Bube — Grimm bespricht gar den *Volksglauben vom Kind im Augapfel*, als ob sichs um einen Mythus handelte. Mir däucht diese ganze Erklärung gesucht.

Erstens hält man ein Spiegelbild nicht für eine Puppe. Am wenigsten werden die Menschen überall auf diese sonder-

*) *Ischon*, Männchen, ist ein hebräisches Diminutivum, wie der Name des Philistergottes *Dagon*, der: Fischchen bedeutet (דָּגוֹן: דָּג). Letzteres in liebkosendem Sinne, wie französisch *Aiglon*, *Fanchon*, *Marion*, *Chaton* u. s. w.

bare Bezeichnung verfallen sein. Zweitens sieht man in der Pupille nicht etwa die ganze Person, sondern nur das Gesicht, höchstens etwa ein Brustbild, ein Miniaturporträt, also etwa das, was das griechische *Κόρη* bedeutete: eine tragische oder komische Mädchenmaske, die aber als solche wieder nur passen würde, wenn ein junges Mädchen in den Spiegel sähe. Der wahre Sinn liegt tiefer.

Nicht deshalb weil man ein Mädchen darin sieht, heisst der Augapfel: *das Mädchen des Auges.* Sondern die Iris ist selbst: *ein Mädchen.* Weil sie in der Mitte ein Loch hat — dazu brauchte es keine Anatomie; das Schwarze im Auge erschien eben als ein Loch im Auge. *Loch, Τρῦπα, Trou* ist in allen Sprachen ein Name für das Weib, das schon in der Genesis (1, 27): die Gelochte heisst (נְקֵבָה); und weil das Auge klein ist, betrachtete man das Auge als ein junges Mädchen. Eine schlagende Analogie bietet gleich weiter unten das Ohr, das (im Gegensatz zum Heftel) mit *Weibchen* und *Mutter* wechselt. Wünscht sich die Neugriechin einen Jungen, so isst sie Arsenikkraut (*Ἀρσενικοβότανον*); will ihr aber die Nachbarin einen Schur thun und machen, dass es ein Mädchen wird, so vergräbt sie ein paar durchlöcherte Drachmen vor der Wohnung der Schwangeren.

Besonders nehmen die Gedanken diese erotische Richtung dann: wenn eine Hervorragung in die Hohlung passt, wie der Fuss in den Schuh oder wie das Messer in die Scheide; wenn beide Dinger für einander gemacht sind und ineinanderstecken. Dann stellen sie das grosse Glück aller Geschlechtswesen, die geschlechtliche Vereinigung und das dar, was sie am Ganges: *Lingam* nennen.

Dass der Rigweda den Feuerbohrer als den Mann, das ihn aufnehmende Holz als das Weib und die Reibung beider Hölzer als ein Sinnbild der Begattung betrachtete, wollen wir hier nicht wiederholen (Rätsel der Sprache 169. 443). Wir möchten nur darauf hinweisen, dass solche Phantasien nicht bloss patriarchalischen Zeiten angehören, wo sie natür-

lich waren, sondern bis auf die Gegenwart fortwirken, wo man sie als *verderbte* brandmarkt. Das Englische hat sich wie das Persische bis auf einen geringen Rest des unnützen Krams, dieser kindischen Männchen- und Weibchenmacherei entledigt: es unterscheidet fast nur noch *She* und *He*. Da ist es nun doch charakteristisch, dass alle Schiffe, selbst die Kriegsschiffe, die berühmten *Men of War* von den Seeleuten als *Shes* behandelt werden. *Stop Her!* — ruft der Kapitän dem Maschinisten zu. Auch in unsern Augen sind alle Schiffe weiblichen Geschlechts, es heisst: *die* Barbarossa, *die* Lübeck, *die* Blanco Encalada. Kaiser Wilhelm erklärte das zu Osborne (1889) damit: dass die Auftakelung teuer sei. Freilich sieht das bewimpelte und beflaggte Schiff wie eine geputzte Dame aus. Aber das liegt nicht bloss an der Takelung. In Seemanns Augen hat das Schiff nicht bloss Schultern und Hinterteil, es gleicht auch der Arche, die die Keime des Lebens birgt, dem mystischen Kästchen, das bei den Festen der Demeter und des Dionysos von den Frauen in Prozession getragen wurde. Es gleicht der Gattin des indischen Gottes Siwa, es zieht mit dem Mastbaum wie mit einem Phallus über das Weltmeer. Schon lateinisch *Malus* könnte sich zu *Masculus* verhalten wie *Mala* zu *Maxilla;* die heutigen Italiener, die Festungstürme, wie wir gesehen haben, als *Maschi* bezeichnen, nennen den Mastbaum einfach: *Albero*, wobei ihnen übrigens an den Baum des Lebens zu denken ebenfalls unbenommen ist.

Es war ein stehender Witz des Herrn Pastors, die Leute beim Nachhausegehn zu fragen, ob sie denn das Schlüsselloch noch zu finden im stande wären; und bekannt ist das Hochzeitsgedicht Uhlands:

heut nacht wird ein Schlösslein gefährdet sein.

Das Bild liegt um so näher, als dem Liebhaber wirklich aufgeschlossen werden muss; aber es ist bemerkenswert, dass man in Italien die Schlüssel selber in Männchen und Weibchen einteilt, obgleich sie Bärte haben. Man unter-

scheidet hier eine *Chiave maschia* und eine *Chiave femmina*, jenachdem der Schlüssel massiv oder hohl ist. Von dieser subtilen Unterscheidung finde ich anderwärts keine Spur, auch passt die geschlechtliche Parallele viel besser auf Schlüssel und Schlüsselloch, der Schlüssel bleibt immer ein kleiner Mann, wie der Riegel (*Vectis*, französisch *Vit*) und der Stöpsel (französisch *Bouchon*). In Finnland verloben sie sich, indem der Freier der Braut sein Messer in eine lederne Scheide steckt.

Qual Buco, tal Cavicchio, sagen die Italiener sprichwörtlich, wie Fischart einmal bemerkt: *es war eben ein Zapff für diese Flasch, denn faul Eyer und stinkend Butter gehören zusammen*, oder wie sich das Volk bei uns ausdrückt: *auf jedes Töpfchen gehört sein Deckelchen.* Es ist eben recht dahinter her, und unzählige technische Ausdrücke lassen sich nur durch seine unablässige Adam-und-Eva-riecherei erklären. So die vielen *Mütter*, *Nonnen* und *Matrizen* in den Gewerben.

Mutter, Nonne, Weib, auch *Schnecke*; auf der andern Seite: *Vater, Mönch* und *Mann* stehen hier nur für den wesentlichen Teil. Das lässt tief blicken: *Mönch und Nonne.* Oft ist es so, dass die männliche Hälfte noch einen vernünftigen Namen führt, wie *Stempel* oder *Spindel*, und nur die bessere, weibliche poetisch verklärt wird; oft auch so, dass beide Teile gleich den Tieren einen und denselben, nur geschlechtlich differenzierten Namen haben wie eben *Chiave maschia* und *Chiave femmina* oder wie schon im Lateinischen: *Cardo masculus* und *Cardo femina*, männlicher und weiblicher Zapfen, wofür wir: Pfanne sagen. Ein eheliches Verhältnis scheint zum Beispiel bei der Schraube zu bestehen — weil das Gewinde der Spindel in die vertieften Gänge der Schraubenmutter passt, Spindel und Mutter stets zusammengehören, wird eben die Hohlschraube als die *Mutter*, die *Mater*, *Matrize* vorgestellt. In Frankreich sagt man: *Vis mâle* und *Vis femelle*, in Italien: *Vite maschia* und *Vite femmina, Femmina della Vite, Madrevite,* als ob sichs um ein neues Männlein und Fräulein

handelte. Folgerichtig nennt nun auch der Arbeiter die Schraube, deren er sich bedient, um die Schraubenmutter zu schneiden und zu regulieren: *Patrize* oder *Vaterschraube* — sonst werden die Ausdrücke: *Patrize* und *Matrize* besonders in der Schriftgiesserei, der Stereotypie und der Galvanoplastik für Stempel und Form gebraucht. Haken und Öse (dies mit *Öhr* und *Ohr* identisch, dem Rhotazismus entgangen, der den Zusammenhang wie bei *Auris* und *Οὖς* verdunkelt, also ein lehrreiches Pendant zum Auge) führen landschaftlich verschiedene Namen — eine Insterburgerin, die in Baden-Baden in einen Laden eintrat, um sich *Haken* und *Ösen* zu kaufen, hatte die grösste Mühe, den Leuten begreiflich zu machen, was sie eigentlich wolle, nämlich: *Häkelchen* und *Ringelchen* oder: *Heftel* und *Schlingen*. In Bayern sagen sie: *Mannl* und *Müetterl*, in der Schweiz: *Mannli* und *Wîbli*, in Italien: *Gangheretto* und *Femminella*. In allen Werkstätten, in den Ziegeleien, in den Bergwerken, in den Schmelzhütten, in Krupps Schraubenpressen, wo nur etwas Konvexes in etwas Konkaves, wie ein Finger in einen Ring eingreift, buhlen die Mönche mit den Nonnen, vereinigen sich die beiden Geschlechter — selbst die unschuldigen Kinder, die den Fuss ihres grossen bauchigen Brummkreisels in den Holzring stecken und dann mit einem Ruck herausziehn und tanzen lassen, faseln von *Mönch* und *Nonne* — sie wissen nicht, was sie thun.

---

8. Schöne Wesen aus dem Fabelland.

Mit der Sexualisierung von Fabelwesen, die Geschlechtswesen nicht einmal in irgend einer Äusserlichkeit gleichen, erreicht diese Entwickelung ihren Abschluss — warum ist die Sonne eine Frau und der Mond ein Mann? — wie die Sonne alljährlich zum Weibe wird — der untreue Mond, der sich in den Morgenstern verliebt — warum ist der Amor ein Maskulinum wie der Tod im Deutschen? — ich glaubte, er sei ein Kind — ein Kind, aber

riesenstark — Personifikation von Trieben und Leidenschaften — wem denn sonst als dem allgewaltigen Eros verdanken wir das Kapitel über das Genus.

Es gehört gewiss eine starke Einbildungskraft dazu: Haken und Ösen als Männlein und Weiblein zu betrachten. Immerhin ist doch eine äussere Ähnlichkeit der betreffenden Gegenstände mit den Geschlechtsteilen, die Hauptsache, nicht zu leugnen. Es gehört nicht minder eine starke Einbildungskraft dazu: so viele arme Tiere als eingeschlechtig zu behandeln und in der Biene nur das Weib, in dem Adler nur den Mann zu sehn. Immerhin stimmt diese Auffassung zu den sekundären Geschlechtseigentümlichkeiten, die wir uns nun einmal in den Kopf gesetzt haben; den primären geschlechtlichen Verhältnissen dieser Wesen schenken wir nur nicht genug Beachtung. Beiden freien Geschlechtsausteilungsmethoden steht aber noch eine dritte gegenüber, die gar keinen realen Hintergrund und auch nicht einen Schein von Berechtigung hat: die Sexualisierung von Fabelwesen, denen wir unsere Gestalt und Art und damit auch unser Geschlechtsleben ganz leichtsinnig leihen.

Vermeintliche sekundäre Geschlechtseigentümlichkeiten leiten uns freilich auch in diesem Falle; aber die Sache liegt so, dass wir daraufhin Dinge maskulinisieren und femininisieren, die sich bei näherer Untersuchung als absolut geschlechtsunfähig entpuppen, die nicht einmal in irgend einer Äusserlichkeit Geschlechtswesen ähnlich sind.

Jupiters Liebschaften und die ewige Eifersucht der Juno — Apollos unglückliches Abenteuer mit Fräulein Daphne — Venus, die ihrem Manne Hörner aufsetzt — das zarte Verhältnis der keuschen Luna zu Endymion.

Bei Sonne und Mond halten freilich nicht einmal die sekundären Geschlechtseigentümlichkeiten vor. Was, zum Teufel, ist uns da eingefallen! — *Die* Sonne und *der* Mond, das scheint doch eine offenbare Umkehrung des natürlichen Verhältnisses, *der Sol* und *die Luna*, *der Helios* und *die Selene* das allein Richtige zu sein. Es lag doch gewiss nahe, die

beiden Himmelsgötter als ein Paar, wenigstens als ein Liebespaar aufzufassen; und dann musste jedenfalls die helle, warme, kämpfende Sonne, der *Schems*, der (Psalm XIX, 6) wie ein Bräutigam aus seiner Kammer geht und sich freuet wie ein Held, zu laufen den Weg — ein Maskulinum, der stille, zum Leben des Weibes in so vielfacher Beziehung stehende Mond ein Femininum werden; der Sonnengott der Mondgöttin folgen wie der Tag der Nacht. Sollte denn wirklich, was wir oben andeuteten: das *e* soviel Einfluss gehabt haben, das Geschlecht der Gottheiten zu fälschen? — Dasselbe hat sich erst in unseren Zeiten festgesetzt, im Althochdeutschen brauchte man allerdings auch *Sunno* als Maskulinum und *Mâne* als Femininum. Aber freilich ist das Femininum *Sunna* und das Maskulinum *Mâno* nicht wegzuleugnen, ja sogar im Lateinischen findet sich *Lunus* als Nebenform für *Luna*, und selbst ein *Simson* zieht Weiberkleider an (שֶׁמֶשׁ, Femininum, Genesis XV, 17). Ha! That das nicht auch Herkules, wie er Omphale diente? — Hier werden wir der richtigen Erklärung auf der Spur sein: die Sonne, die im Winter an Kraft abnimmt, tritt in die Dienste eines Weibes und wird selbst zum Weibe. Wie Apollo das Joch der Knechtschaft tragen muss, wie die Sonne alljährlich erkrankt und stirbt, so verliert sie auch alljährlich ihre Manneskraft und sinkt zum Weibe herab, spinnt Wolle wie Herkules. Daher ihr doppeltes Geschlecht — im Sommer ist sie gleichsam *Sunno* und im Winter *Sunna*. Der wechselnde und launenhafte Mond bleibt erst recht nicht bei der Stange, erholt sich aber schneller und kann wohl, zumal wenn die Sonne schwach ist, wie ein unbeständiger Liebhaber erscheinen, dessen Untreue sie beklagt. Denn sie hat dann etwas von einem schönen unglücklichen Weibe, das sich grämt und ohne zu klagen hinsiecht. Der Mond, erzählt ein slawischer Mythus, vergass die Sonne und verliebte sich in den Morgenstern (den wir als *Lucifer* maskulinisieren, während er eigentlich *Venus* oder *Aphrodite* heisst, wendisch *Jutnica*). Zur Strafe für seine Thorheit hieb ihn der Donnergott Perun mit seinem

Schwerte mitten durch und spaltete ihm den Schädel, so dass nur ein Halbmond übrig blieb: *warum verliessest du die Sonne und liefst dem Morgensterne nach? Warum treibst du dich so einsam am Himmel hin und her?* —

Ewiger Vater — grosse Mutter, die du uns geboren hast und uns wieder aufnimmst, wenn wir sterben: es liegt ein tiefer, heiliger Sinn in diesen Benennungen, die uralt und Ausführungen des naiven Gedankens sind, dem Himmel und der Erde, Gott und der Natur ein Geschlecht zu geben. Dass die Erdteile, die Städt und Land nach der Regel als Frauen vorgestellt, als Frauen und Jungfrauen abgebildet werden, ist vollkommen konsequent. Die *Germania* auf einem Siegesdenkmal bedeutet die Mutter, wie der grosse und gute Kaiser den Vater des deutschen Stammes, den *Pater Patriae* — sie vertritt gleichsam das Mutterrecht, er das jüngere Vaterrecht. Freilich schliessen sich beide Rechte gegenseitig aus, sodass die eine Figur die andere überflüssig macht. Auf dem Leipziger Markt zum Beispiel.

I Fatti son maschi, le Parole femmine, sagt Italien, vergessend, dass *Factum* ein Neutrum gewesen ist, zu deutsch etwa: Hiebe sind Männer, Reden Frauen; und ein steirisches Gstanzl lautet:

Die Liab is a Dirndl, der Verstand is a Bua;
So gscheit er ah is, sie foppt ihn dengerst oft gnua.

Meine lieben Gstanzler, die Liab ist bekanntlich ein Maskulinum. Das heisst bei den Alten, bei uns ist sie freilich ein Femininum — wie umgekehrt unser *Tod* ein Maskulinum, die italienische *Morte* ein Femininum ist. Das geht, scheint es, wieder nicht ganz mit rechten Dingen zu; denn abstrakten Begriffen steht meist weibliches Genus zu, im Deutschen ist sogar die *Demut*, dem biblisch-lateinischen *Humilitas* zuliebe, im Gegensatz zum *Hochmut*, ein Femininum, wie in Frankreich *Couleur* und *Fureur* den entsprechenden deutschen Worten zuliebe weibliches Geschlecht angenommen haben. Damit hängt es auch zusammen, dass in Italien jeder

anständige Mensch, also auch jeder gebildete Mann (im Singular) gesiezt wird, indem *Ella* (und der Akkusativ *Lei*): *Vostra Signoria*, Eure Herrlichkeit, vertritt (in Spanien: *Vuestra Merced*, abgekürzt: *Usted*).

Was heisst abstrakt. Wenn wir *Wut* und *Liebe*, das Substantivum zu dem Adjektivum *lieb*, weiblich nehmen, so ist das ebenso wenig abstrakt, wie wenn die alten Römer *Amor* und *Furor* männlich nahmen. Und das thaten sie eben, so gut wie die Griechen (ὁ Ἔρως). Indem unsere Triebe und Leidenschaften ein Geschlecht bekommen, werden sie wie die Krankheiten personifiziert. Dass aber das männliche Geschlecht gewählt ward, ist gerade beim *Amor* am allerbegreiflichsten. Die Alten haben die Liebe als ein Kind dargestellt, weil sie kein Alter und keine Zeit kennt und auch keine Vernunft annimmt; sich jedoch wohl gehütet, dieses Kind für ein Mädchen oder gar nach Art anderer Kinder für eine Sache auszugeben. Denn es ist ein mächtiges, allgewaltiges Kind, das Menschen und Götter bändigt; ein kleiner verzauberter Prinz, der Löwen reitet und die kühnsten Helden zwingt; ein Zwerg, aber, wie Laurin, riesenstark, der erste Gott, der aus dem Weltei schlüpfte. *Οὐ μὰ τὸν φοβερὸν Ἔρωτα!* — Aus solchem Teige werden die Neutra nicht geprägt! Die Liebe ist die grösseste unter ihnen! Wollen wir noch einen Beweis? — Wir haben ihn erbracht: das Genus.

-:-

XII. Lebensquellen der Sprache:

Der gesunde Menschenverstand.

Gewohnlich glaubt der Mensch, wenn er nur Worte hort,
Es müsse sich dabei doch auch was denken lassen.

Mephistopheles in der Hexenküche.

1. Die Philosophie des Volks.

Etlichs trug hundertfeltig, etlichs sechzigfeltig, etlichs dreissigfeltig: die Vervielfältigung ist nicht Sache des Verstandes, wohl aber bringt er es an den Tag, wie die Ernte ausgefallen ist — er entfaltet die Philosophie der Sprache, deren System hinter allen einzelnen philosophischen Systemen steht — mit seiner Sprache muss sich erst auseinandersetzen, wer philosophieren will, sonst läuft er Gefahr, sich selbst zu widersprechen — wie ein Atheist, der den Glauben hersagt — er muss nachsehn, was die Worte bedeuten, die er braucht, denn in den Bedeutungen steckt eine bestimmte Ansicht — die Weltanschauung des Volkes, das gedacht und durch Nachdenken das Kapital vergrössert hat.

Ist die Ernte herein, so wird gedroschen, und nun erst stellt sich der Ertrag des Gutes heraus. Etlichs fiel auf ein gut Land, und trug Frucht, etlichs hundertfeltig, etlichs sechzigfeltig, etlichs dreissigfeltig. So beginnt, wenn der Sprachweizen hereingebracht ist, ja, mit dem ersten vernünftigen Worte alsbald die logische Verwertung — das Entkörnen der Ähren und damit das eigentliche Fazit. Wachsen kann jetzt nichts mehr, was aus der Saat hat werden sollen, ist geworden, aber herausschlagen lässt sich viel. Das Dreschen ist ein uraltes Bild der Drangsal und der Not, eine psychologische Metapher wie *Not* selbst, die (wie man noch an *Notfeuer* sieht) eigentlich ein *Neuen*, das

heisst: ein Zerstampfen in der Stampfmühle bedeutet, vergleiche *Rätsel der Sprache* 170; es ist auch ein Bild der mühevollen, aber lohnenden Bearbeitung, die das Sprachgut durch den gesunden Menschenverstand erfährt. Denn die Drescherarbeit leistet der Verstand, der offene Kopf des Volkes, der mit seinen Gedanken die Worte erst recht zur Geltung bringt, kein Körnlein im Stroh lässt, sondern alles richtig aus, sogar oft leeres Stroh drischt; und indem er das thut, eröffnet er der Sprache eine letzte starke Lebensquelle, die dem Strom kein eigentlich neues Wasser zuführt, aber jeden Tropfen der alten Gewässer so wunderbar ausnutzt und anschwellt, dass sie die produktiven Adern fast beschämt.

Der Verstand entfaltet gleichsam die Anlagen der Sprache für ein geordnetes Denken — er unterweist die Sprache wie ein alter Professor in Mutterbegriffen, Typen und Kategorien — sein Verdienst ist es, dass die Sprache allmählich ein System der Weltweisheit ausbildet, das nicht gedruckt ist, das keinen Namen hat, das aber älter, umfassender und geistreicher ist als alle sogenannten philosophischen Systeme, ja hinter einem jeden philosophischen Systeme wie ein stolzes, ehrwürdiges, majestätisches Gebäude steht.

Mit den Ideen und den Resultaten seiner Sprache müsste sich jeder Philosoph in erster Linie auseinandersetzen, um mehr als ein schellenlauter Thor zu sein: er braucht sie. Das ist das Merkwürdige, dass niemand über irgend ein Thema schreiben kann, ohne die fixen Ideen und die unvertilgbaren Anschauungen seines Volkes vorzutragen. Will er sich treu sein; will er gleichsam zu sich selber stimmen; will er nicht nach zwei Seiten hin Front machen, nicht in einem Atem von Gott, Freiheit und Unsterblichkeit predigen und das Gegenteil behaupten; nicht sich fortwährend selber Lügen strafen: so mag er die Worte weislich wägen, die er nicht umgehen kann.

Was soll man von einem Atheisten halten, der den Glauben hersagt? — Entweder: er sei ein Heuchler. Oder: dass er geistesabwesend sei. Du bist der Mann.

Denn jede Sprache enthält ein Credo. Sie ist nichts mehr und nichts weniger als eine Weltansicht: der Redner bekennt sich zu dieser Weltansicht, eben indem er spricht — er ist gefangen, er hat gar keine Entschuldigung, er kann höchstens geltend machen, dass diese Weltansicht latent ist, dass man sie nicht gleich merkt, und dass er es ebendeshalb für zweckmässig erachtet, den Leuten mit einer neuen Weltansicht aufzuwarten.

Das kommt mir etwa so vor, wie wenn ein Muttersöhnchen seine Kameraden zu einer Mahlzeit lüde, aber die Messer und die Gabeln und die ganze Tafel nebst allem Zubehör, Schiff und Geschirr von der Mama entlehnen müsste, weil der Gastgeber gar keinen eigenen Haushalt hat.

Das mütterliche Erbteil, das der angehende Schriftsteller oder der auftretende Redner in seiner Sprache mitbringt, steckt in den Bedeutungen der Worte, die er braucht: diese Bedeutungen sind die Frucht einer logischen Operation und Spuren des Verstandes. Die Hauptsorge der Sprache ist: den geringen Wortvorrat, den sie besitzt, begrifflich zu verwerten und immer weiter auszunutzen. Sie gleicht einer guten Wirtin, die mit einem kleinen Kapital angefangen, es aber nachgerade durch Fleiss und Sparsamkeit und durch ihren Spekulationsgeist zur Millionärin gebracht hat. An ihr kann sich jede Hausfrau ein Beispiel nehmen. Die Sprache war arm wie eine Kirchenmaus, und heute verfügt sie über ein Afrika von Ideen. So etwas gelingt ihr, weil sie unermüdlich arbeitet und denkt.

2. Die natürliche Auslese. Doppelnamen.

Wiederholtes Auswerfen eines und desselben Samenkornes — endlich bleibt es irgendwo hängen — mit Eigennamen eröffnete die Sprache das Geschäft: die ersten Menschen bildeten eine Insulanerriege — Begriffe hatten sie noch

gar nicht, ihre Ausdrücke waren fliessend, bald in diesem, bald in jenem Falle, *en tout cas* zu gebrauchen, fest wurden sie erst allmählich — ein Schöps und ein Skopz — so wurde aus hundert Bedeutungen, die ein Wort haben konnte, eine ausgelesen, die es fortan hatte.

Wirtschaft, Horatio! Wirtschaft! — Wie gesagt, das Anlagekapital war klein. Das heisst, die Sprache hatte mit fleissiger Lautnachahmung und Tonmalerei wie ein Jude mit alten Sachen ein paar Thaler zusammengebracht. Sie besass einen kleinen Fonds von Namen, sagen wir: von Eigennamen. Mit Eigennamen, die auf das erste beste gerade in Sicht befindliche Individuum, auf Hinz und Kunz und den Fall Wagner passten, eröffnete sie sozusagen das Geschäft. Sie gab, wie es in der Genesis heisst, einem jeglichen Vieh und Vogel unter dem Himmel und Tier auf dem Felde seinen Namen; sie taufte Berg und Thal, die Sonne und den Mond; sie nannte den geweihten Hirschen Hirz und das stossende Tier Bock, sie hatte, wie das Hebräische, ein Wort für den Löwen, wenn er ruhte, ein anderes, wenn er auf der Lauer lag, ein anderes, wenn er schlich, ein anderes, wenn er sich auf seine Beute stürzte; und vier Ausdrücke für seine schreckliche Stimme (360). Überall, auf jeder Insel, an jedem Ufer, in jedem undurchdringlichen Forst, in jedem einsamen Hause regnete es, um mich so auszudrücken, seine besonderen Eigennamen, wie es jetzt noch in jedem kleinen Kreise, jeder geschlossenen Gesellschaft Eigennamen regnet — in Leipzig existiert ein origineller, volkstümlicher Verein, die sogenannte Insulanerriege, die sich *aus der Menschheit Spleen und Sparren Reck und Barren zimmern und aus Sorg und Ungemächer humorvolle Freudenbecher braun* will: er kommt mir eben recht, für die Uranfänge der menschlichen Gesellschaft ein Beispiel abzugeben. Sie besteht ursprünglich aus lauter Insulanerriegen, und jede einzelne Riege hat ihren eigentümlichen kleinen Schatz von Eigennamen. Diese Eigennamen sehen wie allgemeine Begriffe aus, sind aber nichts weniger, Begriffe hat der Insulaner noch gar keine. Begriffe bilden sich erst, nachdem

die Insulanerriege ihre Insul verlassen hat, um einen Studienausflug zu unternehmen, und nun in der weiten Welt Erscheinungen zu Gesicht bekommt, auf welche sie ihre Eigennamen überträgt. Grossmütig gibt sie dann dem neuen Exemplar denselben Namen, welchen sie dem ersten auf der Insul gewidmet hatte, weil sie die Gleichartigkeit erkennt — das ist ihr guter Kopf, das ist ihr schöner Verstand, das ist die Philosophie der Sprache, die Übertragung, die in ihr unaufhörlich, nach allen Richtungen hin, im grössten Massstabe vor sich geht, bedeutet ihre Logik, ihr Doktorexamen, ihre wissenschaftliche Qualifikation.

Der Reiter hat ein *Tier*, der Weidmann hat ein *Tier*, der Schweizer hat ein *Tier*, der Grönländer hat ein *Tier*. Im Stalle steht ein *Kalb*, im Walde steht ein *Kalb*, der norwegische Gletscher *kalbt*. Der Regenwurm ist ein *Wurm*, die Raupe ein *Grasawurm*, das Kind ein *armes Wurm*, Siegfried erschlägt einen *Wurm*. Einen überraschenden Fall von Brauchbarkeit eines Namens haben wir oben bei den Schafen gehabt: *Skopz* (скопецъ) ist in Russland ein Kastrat, ein Mitglied der bekannten Sekte, eine weisse Taube; in Deutschland ein Schöps. Ebenso bei den Verben. Die Kraniche *fliegen* (*κλαγγῇ ταίγε πέτονται ἐπ' Ὠκεανοῖο ῥοάων.* Ilias III, 5), die Soldaten, welche fallen, *fliegen* hin (*θνήσκοντες πίπτουσιν.* Ilias I, 243), der Feind *fliegt* einfallend ins Land hinein (*impetum facit*), der Verbannte *fliegt* hinaus (*ἐκπίπτει*). Die Vorstellung des Fallens ist aus der des Fliegens hervorgegangen, im Sanskrit bedeutet *pat* sowohl fliegen als auch fallen, im Griechischen haben sich die beiden Bedeutungen auf zwei verschiedene Formen verteilt, *πέτομαι*, *ἵπταμαι* auf der einen, *πίπτω* = *πιπέτω* auf der andern Seite. Auch die Vorstellung des Gehens schliesst sich an, vergleiche Seite 303. Das Auge *sieht* (*videre, ἰδεῖν* : *εἶδον* = *ἔϝιδον*), der Wissende *hat gesehen* (er *weiss*: ich *weiss*, wir *wissen* entspricht genau dem griechischen *οἶδα* = *ϝοῖδα*, *ἴδμεν* = *ϝίδμεν*, *wissen* ist ein Perfektum). Im Sanskrit bedeutet *vid*: sehen und wissen, die letztere Bedeutung liegt

in *Veda*, Wissen, Wissenschaft vor. Im Griechischen hat das Verbum die Bedeutung: wissen im Perfektum angenommen, welche Bedeutung in *Historia*, Geschichte, wörtlich: wissenschaftliche Forschung, und *Polyhistor*, Vielwisser, zu Tage tritt, während *Idee*, Ansehen, und *Idol*, Bild, beide auf die Bedeutung: sehen zurückgehen. Das lateinische *videre* hat nur die Bedeutung: sehen, und unser Zeitwort, zu dem *Witz* das Abstraktum darstellt, nur die Bedeutung: wissen. Der Begriff des Sehens ist bei uns aus dem des Folgens hervorgegangen, denn *sehen*, lateinisch *sequi*, heisst eigentlich: mit den Augen folgen, etwa wie wir die Fortschritte eines Individuums aufmerksam verfolgen. Der Obstbaum *trägt*, die Kuh geht *tragend*, die Mutter *trägt* das Kind unter ihrem Herzen — *gebären* ist gar nichts anderes als tragen, englisch *to bear*, lateinisch *ferre*: der fruchtbare Acker ist tragbar (lateinisch *fertilis*), der Mutterschoss ist es auch. Man muss sich vorstellen, dass diese Ausdrücke ursprünglich noch völlig unbestimmt waren und wie flüssiges Metall in eine beliebige Form gegossen, daher auch bald in diesem, bald in jenem Sinn, *en tout cas* gebraucht werden konnten, aber, in speziellen Fällen häufiger angewendet, allmählich eine deutliche, ausgeprägte Gestalt annahmen. Die Begriffe des Falls und des Flugs lagen sozusagen in der Luft, die indogermanische Wurzel PAT eignete sich zu dem einen so gut wie zu dem andern: nun warf sie einer nach dem Vogel, der eben vorüberflog, und sofort entstand ein Name für den Habicht (lateinisch *Accipiter*, griechisch Ὠκυπέτης, der schnellfliegende).

3. Die Sprossung der Begriffe.

Haften die Ausdrücke an bestimmten Vorstellungen, so teilen sie sich wie Zellen, greifen sie um sich wie Schlingpflanzen: diese Expansionskraft der Begriffe ist mit der Anwendbarkeit der Eigennamen beileibe nicht zu verwechseln — vorhin war die Sprache ein Mädchen für alles, jetzt eine angliedernde Macht — die Sprossung des Wortes Korn.

Hatte sich nun ein Wort in einer bestimmten Bedeutung fixiert, so zeigte sich seine logische Elastizität. Es liess sich auf analoge Fälle übertragen. Die Sprache liebt diese Übertragung, denn sie nimmt dieselbe auch dann vor, wenn sie es gar nicht nötig hat, das heisst wenn Eigennamen da sind. Durch das deutsche Reichsmünzgesetz ist die Bezeichnung Krone eingeführt: das Volk lässt sichs nicht verdriessen, es sagt fast niemals: *Krone*, sondern braucht ein so unschönes Kompositum wie: *Zehnmarkstück*. Es sagt auch: *Zwanzigmarkstück* und nicht: *Doppelkrone*, was immer noch einfacher wäre. Für *Schweinefett* haben wir ein so prächtiges kurzes Wort wie: *Schmalz*; man hört es nur in Bayern, noch dazu meist für geschmolzene Butter. Von der Bibel her ist das Wort *Schnur* bekannt: wir sagen viermal so lang: *Schwiegertochter*. In der Küche gibt es kein *Dotter*, sondern *Eigelb*, auf dem Kaffeetische keinen *Rahm*, sondern *Weiss*, in der Kinderstube keinen *Nabel*, sondern das *Bauchknöpfchen*. Wie viele Eigennamen hatten unsere Vorfahren für die verschiedenen Biere, Weine und Tabake! — Sie sind alle ausgestorben, die unzähligen Bierarten, die im deutschen Reich verschenkt, aber pedantisch alle auf den Begriff Bier gebracht werden, machen dem Volk der Denker Ehre. Wie der Chemiker alle Elemente auf den einen Grundbegriff Stoff bringt: ein Gas, das sauer riecht, wird *Sauerstoff* genannt. So war es immer, die Sprache hat von jeher einen philosophischen Zug gehabt und von Anfang an lieber alte Begriffe beibehalten, als neue eingeführt; jene waren dem Volke bequemer, wie alte Röcke bequemer als neue sitzen.

Offenbar ist diese Übertragung eine logische Operation, die von der eben geschilderten sorgfältig unterschieden werden muss. Vorhin, ich meine auf der Insel der Insulanerriege, glichen die Worte Samenkörnern, welche die Sprache in ihrem Sacke hatte und auswarf, sodass etliches an den Weg, etliches in das Steinichte, etliches unter die Dornen, etliches auf ein gut Land fiel — was daraus werden sollte, wusste man noch nicht, es kam eben darauf an, wie das Körnchen gerade sprang, und da überall gesäet ward und Hunderte von Säemännern ausgingen zu säen, so entwickelten sich die Samenkörner gar verschieden: es ging einmal ein Ross, ein andermal ein Hirschtier, ein drittesmal ein Grattier, ein viertesmal ein Seehund auf; einmal flogs, das anderemal fiels, jetzt sahs, dann wusste es, hier trug es, dort gebar es — man hätte es gar nicht für möglich halten sollen, wie die Pflänzchen schossen, wie sie sich den Umständen anpassten, und wie der Zufall wirkte. Gegenwärtig gleichen die Worte vielmehr Schlingpflanzen, die sich um benachbarte Bäume und Sträucher winden, üppig wuchernd ganze Wälder überspinnen und mit ihren Ranken wie mit natürlichen Seilen malerische, schier undurchdringliche Geflechte bilden. Eben die Namen einzelner Gewächse und Früchte: ***Korn***, ***Beere***, ***Bohne***, ***Nuss***, ***Apfel***, zeigen so ein rapides Wachstum, eine solche fast erschreckende Ausbreitung. Korn ist ein Eigenname, der in jeder Landschaft das Brotkorn, die wichtigste und häufigste Getreideart bezeichnet und daher objektiv für die verschiedensten Früchte gilt — in Bayern ist es der Roggen, in Schwaben der Spelz, in Westfalen der Hafer, auf Helgoland die Gerste, in Ungarn der Weizen; aber jedesmal für sich steht und gleichsam nichts von einem andern Korne weiss, als dem lokalen. Erst nachträglich flossen gewissermassen die einzelnen Körner in einem Korn zusammen. Wenn dagegen der Buchweizen, der im XVI. Jahrhundert nach Europa kam: ***Heidekorn*** und der Mais, der bekanntlich aus Amerika stammt: ***Türkischer Weizen*** oder ***Welschkorn*** genannt ward,

so war das eine Sprossung des Wortes *Korn*, ein Übergang des Begriffes auf neue Früchte, die bis dahin noch nicht *Korn* hiessen, ein Gewinn an Terrain, ein Fortschritt.

---

4. Mutterbegriffe, die sich behaupten. Wortklumpen.

Unterschied, der zwischen Doppelnamen und Sprösslingen existiert: wo es einen Mutterbegriff gegeben hat, verbleibt der Eigenname dem ursprünglichen Träger, die jungen Begriffe bekommen Determinativa vorgesetzt, wodurch Wortklumpen entstehen — oder der alte Name wird auf sonst eine Weise ausgezeichnet — selten ist es umgekehrt.

Das Resultat ist dasselbe, nur der Weg, auf dem es zustande kommt, verschieden. Woran nun aber erkennen, dass übertragen worden ist und die beiden Begriffe nicht gleichberechtigte Brüder, sondern Vater und Sohn darstellen? — An der Jugend des Wortes, das erst geboren wurde, als der Pate schon alt und grau war. Freilich ist der Altersunterschied nicht immer so leicht zu ermitteln wie bei *Korn* und *Heidekorn*, und deshalb kann auch der Forscher oftmals in Zweifel sein, ob er Doppelnamen oder nur einen wirklichen Eigennamen mit seinen Sprösslingen vor sich hat. Alle inneren Kriterien der grösseren oder geringeren Ähnlichkeit sind gleichwohl trügerisch. Es gibt doch gewiss keine unähnlicheren Geschöpfe als eine Raupe und den Drachen Fafnir; und doch heftete sich der Begriff Wurm an beide (*Graswurm, Lindwurm*). Umgekehrt: die Saubohne und die Stangenbohne sind gewiss höchst ähnliche Hülsenfrüchte, und doch wird der Begriff *Bohne* (notabene nur im Deutschen) von der Saubohne auf die gemeine Stangenbohne übertragen worden sein, weil die letztere viel später angepflanzt ward und noch im alten Italien ziemlich unbekannt war; bei *Kaffeebohnen, Kakaobohnen* hat ja die Übertragung unzweifelhaft stattgefunden. Die Saubohne, die *Faba* der Römer, ein Wort, das noch in den romanischen

Sprachen fortlebt, ist das, was die Deutschen eigentlich Bohne nennen (mittelhochdeutsch *Bône*, althochdeutsch *Bôna*, altnordisch *Baun*, englisch *Bean*). Dagegen existiert ein äusseres Merkmal, welches den Kenner darauf bringt, dass ein Gegenstand als Erzbegriff oder Mutterbegriff fungiert hat und die Namensvettern erst nach ihm getauft worden sind: wenn der Eigenname als solcher für ein Ding aufgehoben wird, die Namensbrüder dagegen Determinativa vorgesetzt bekommen.

Zivilversorgungsberechtigungsschein. Vierwaldstätterseesalonschraubendampferaktienkonkurrenzgesellschaftsbüreau. Speditions-SpeichereiundKellerei-Berufsgenossenschaft.

Auch die Wirkung, welche die Vielseitigkeit der Namen hatte, war nämlich in beiden Fällen dieselbige. Um die Dinge, auf welche eine Bezeichnung passte, auseinanderzuhalten, musste die Sprache etwas thun: sie musste die Begriffe zeichnen, wie ein Schäfer die Schafe zeichnet, wie der praktische Merinozüchter den Bock- und Mutterlämmern (zur Unterscheidung von den Hämmeln, welche ihn behalten) den Schwanz stutzt; ein Gemerk anhängen wie ein Kreuz oder wie eine halbe Münze oder wie ein Symbol. In der schönen Geschichte des Ali Baba und der vierzig Räuber kreidet einer der letzteren die Thüre an, die er sich merken will, die kluge Morgiane macht gleich an alle andern Hausthüren eben dasselbe Zeichen, nun ist er gepritscht — selbst der liebe Gott bedarf ein Zeichen, wie aus der Geschichte des Exodus hervorgeht (*das Blut soll euer Zeichen sein an den Häusern, dass, wenn ich das Blut sehe, vor euch übergehe.* XII, 13). Das Zeichen nennt man wissenschaftlich eine nähere Bestimmung oder ein Determinativ. Hierbei ergab sich je nach den Umständen ein doppeltes Verfahren. Waren die zusammentreffenden Namen koordiniert, das heisst gleichberechtigte und gleich ursprüngliche Eigennamen, so erhielten sie auch ähnliche Merkmale vorgesetzt. Waltete dagegen das Verhältnis der Kindschaft ob, indem der eine Name den Mutterbegriff abgab, von welchem die anderen

Begriffe durch Sprossung abgeleitet worden waren, so erhielten nur die jungen Namen gewöhnliche Merkmale vorgesetzt, während dem alten Namen das Prädikat der Grösse, der Höhe, des Adels, wie die Griechen sagen, der *Ἐξοχή* zuerkannt ward: man kennzeichnete die Hauptsache als den richtigen, den eigentlichen Träger dieses Namens, den Champignon als den *Edelpilz*, den Adler als den *Edelaar*, den *Adelar*, gefiel sich auch wohl einen Genitivus partitivus hinzuzufügen, wie Aristoteles, als er die Hand *das Werkzeug der Werkzeuge* betitelte. So entspricht der Ausdruck *Hohes Lied* dem hebräischen: *Schir Ha-Schirim*, dem lateinischen: *Canticum Canticorum;* das heiligste aller israelitischen Feste, der Versöhnungstag, welchen die Luthersche Bibelübersetzung (3. Mose XXIII, 32) den *grossen Sabbath* nennt, heisst im Hebräischen: der *Sabbath der Sabbathe, Schabbat Schabbatôn, die Ruhe der Ruhe.**) Endlich, und das ist das Wichtigste, denn daraus können wir eben schliessen, dass diese Begriffe auch die ersten gewesen seien — liess das Volk bei dem hervorragendsten Vertreter auch jegliches Merkmal weg, sodass derselbe in seiner Grösse ganz allein stand: der Steinadler ist der *Adler* schlechthin, der Sirius der *Stern* schlechthin, das Fleisch in Frankreich das *Lebensmittel, la Viande* schlechthin und der Walfisch der *Fisch* schlechthin. Noch dazu ohne

*) Häufig in allen Sprachen, zumal in den orientalischen; so steht der *Bibel*, eigentlich den *Büchern: das Buch der Bücher* gegenüber. *La Revue des Revues,* die Königin der Revuen; *la Dernière des Dernières.* Eine Prinzessin in Tausendundeinenacht heisst: *Bedrulbudur*, will sagen: Vollmond der Vollmonde; ein Prinz heisst: *Kamr al-Akmar*, will sagen: Mond der Monde. Der bekannte türkische Titel *Beglerbeg* bedeutet wörtlich: Herr der Herrn, der Plural wird im Türkischen durch Anhängung der Silbe *ler* gebildet, *Beg* soviel wie Herr; er ist die Übersetzung des arabischen Titels *Emir el-Umera*, Emir der Emire, Oberemir, den die ersten Minister der alten Kalifen führten. Gewisse Machthaber liessen sich auch wieder vorzugsweise *Emir* nennen. In Händels 'Hallelujah' wird: *Herr der Herrn* durch das Weltall hingerufen; das ist biblisch, so gut wie *der Götter Gott* ([illegible]; [illegible], [illegible] 5. Mose X, 17. Daniel XI, 36. Psalm L, 1). In der Vulgata: *Deus Deorum et Dominus Dominantium.*

es zu sein, aber jede Dame beruft sich auf diese parteiliche Auslese, indem sie ihren Schnürleib mit *Fischbein* aussteift. So gilt *Lues*, Seuche, oft speziell für Syphilis. Selten ist der Name als solcher einem jungen Verwandten zugute gekommen und wie ein Federchen angeflogen und dem alten Inhaber entwendet, oder wenigstens nur mit einer näheren Bestimmung, bedingungsweise gelassen worden; dieses verkehrte Verhältnis findet sich zum Beispiel zwischen den Städten *Bern* und *Verona (Welsch-Bern)*.

5. Sprache und Wissenschaft.

Köhlerglaube und Wissenschaft, Sprache und Wissenschaft — die Sprache besteht mit ihrer Philosophie in der Prüfung schlecht — sie ist eine wahre Rumpelkammer, sie hat ganz veraltete Anschauungen, kein festes Einteilungsprinzip, unklare Begriffe — dennoch kommt der Gelehrte nicht um sie herum — nun, ein Original ist sie.

Auf eine so mühevolle, umständliche, philosophische Arbeit läuft alles hinaus, was wir Leben der Sprache nennen, nachdem ihre eigentlich schöpferische Periode, die Hervorbringung von Namen und Predigten, abgeschlossen ist. Es entstehen keine neuen Werte mehr, sondern nur noch Formeln, deren Glieder bekannte Grössen bilden. Unsere Rede ist, von einem gewissen Punkte ab, eine Algebra, einzig und allein für die Entwicklungsgeschichte des menschlichen Denkens interessant und einzig und allein vom Standpunkte des Denkers zu verstehen, der die Sprache als eine Vorläuferin, gleichsam eine Vordenkerin betrachtet. Die Sprachforschung hat keinen höheren Zweck als die Ansichten des Volkes zu enträtseln und mit Hilfe der Lautgesetze der populären Logik nachzukommen — die Kenntnis des Lautwandels ist wichtig, ja unentbehrlich, um das Volk zu fassen, aber an sich belanglos, blosse Handlangerarbeit, von Wert nur das Resultat: dass so und nicht anders

geurteilt, diese und keine andere Klassifikation vorgenommen worden sei. Die Sprachwissenschaft ist die Geschichte der Philosophie des Volks.

Hat denn das Volk immer richtig geurteilt? Kann denn seine Philosophie vor der modernen Wissenschaft bestehen? — Durchaus nicht; wenn wir die Sprache ihr Doktorexamen machen liessen, so ist gar kein Zweifel, dass sie durch das Examen durchfallen müsste, sofern geschähe, was Rechtens ist. Weil sie an allen Ecken und Enden entstanden und nicht systematisch angelegt worden ist, niemals einen Plan, einen Überblick über das Ganze, ein festes Einteilungsprinzip gehabt hat, herrscht in ihren Begriffen eine geradezu greuliche Verwirrung und Unklarheit, eine tausendfältige Wiederholung des Dagewesenen, wie ein Blick auf die Geographie, auf die Zoologie, auf die Botanik lehrt. Ihre Naturgeschichte strotzt geradezu von Ignoranz und von veralteten Anschauungen, die der Gebrauch fixiert hat. Buffalo Bills Büffel sind keine Büffel, die Prairiehunde sind keine Hunde, und die Stachelschweine sind keine Schweine, so wenig wie die Meerschweinchen — die Hyäne, ἡ Ὕαινα, wird allerdings nur unklug mit Sau übersetzt, da der Name mit Ὗς, Schwein, gar nichts zu thun hat, sondern ein Stimmname und dem Tier offenbar seines misstönenden Geheuls und wahrhaft fürchterlichen Gelächters, seines *Hu Hu* (ὖ ὖ) wegen, das wie Hohngelächter der Hölle klingt, gegeben worden ist; während wir das Schwein selbst (354) anders aufgefasst haben — wir schlafen wie ein *Ratz* und meinen einen Iltis, essen *Schwämme* und meinen Pilze — wenn wir von *Gummi Elasticum* reden, so ist das ein Unsinn, wenn wir den bei der Zuckerfabrikation verbleibenden Sirup *Melasse* oder *Meliszucker* nennen, so klingt das wie aus dem vorigen Jahrhundert, und der *Struthio Camelus*, der Vogel Strauss, ist ein Ungeheuer. *Elektrizität?* — als ob wir davon nicht mehr verstünden als die Alten; *Westindien?* — als wäre noch kein Amerika entdeckt. Um es gerade herauszusagen: wir haben in der Sprache kein tadelloses Werkzeug des Ge-

dankens, das den Anforderungen der Neuzeit recht entspricht. Aber das ist eben das Merkwürdige, die Ironie der menschlichen Wissenschaft, dass wir mit unseren besseren Einsichten nicht durchkommen, und dass auch der modernste Naturforscher, wie Prometheus an den Kaukasus, an den Usus gefesselt ist, dass er vom *Büffel*, vom *Seehund*, vom *Walfisch* und vom *Struthio Camelus* reden muss: er hat ja kein eigenes Idiom! — Von den hahnebüchenen Metaphern der Anatomie und den Sternbildern, die so kindisch sind, dass man sie auf den neueren Sternkarten gar nicht mehr einzuzeichnen wagt, ganz zu schweigen. Freilich kann man einwenden, dass die Sprache fortwährend eine andere wird, weil die Wissenschaft fortschreitet, und dass infolgedessen gewisse falsche Übertragungen verschwinden — aber die Arbeit ist zu gross, um gründlich gethan zu werden, und so muss denn der Gelehrte *nolens volens*, im Widerspruche mit sich selbst und im ausgesprochenen Gegensatze zu seiner Überzeugung, dem Sprachgebrauche folgen. Es ist nur ein Trost, dass die Sprache selten ganz und gar unrecht hat, und dass der Philosoph selbst dann noch von ihr lernt, wie von einem krausen, wunderlichen Original oder von einem alten kunterbunten Buche, in dem alles, alles steht.



Der Strom der Sprache. Eine letzte Lebensquelle. Schluss.

Die Welt am Ende des XIX. Jahrhunderts steht unter dem Zeichen des Verkehrs; er durchbricht die Schranken, welche die Völker trennen, und knüpft zwischen den Nationen neue Beziehungen an.

Worte des Kaisers zum sechzigsten Geburtstag des Staatssekretärs von Stephan.

Majestätisch wälzt der königliche Strom die Wogen, die durch tausend Zuflüsse geschwellt sind, durch die Ebene — rolle, mächtiges Wesen, rolle dem befreundeten Meere zu, rastlos, unerschöpflich, vergänglich und doch ewig! —

Dein Gebiet haben wir erforscht, die Brunnen, die dich speisen, sind entdeckt: Naturlaute draussen, Naturlaute drinnen, wirkliche Laute, hineingehörte Laute, unmittelbare und erweiterte Imitation, Ahmlaute, Selbstahmlaute; dazu noch mündliche Fingerzeige und die Ausbeute des Verstandes . . . . . haben wir alles? Reichts? — Es ist mir, als müsste noch etwas fehlen.

Ja, es wäre noch eins übrig, eine letzte Lebensquelle: der Verkehr. Die Aufnahme von Anleihen und die Ergänzung des Nationalvermögens durch fremde Schätze. Wie sich die Flüsse bisweilen gabeln und verwirren, wie der Orinoko bei der Mission Esmeralda einen Arm zum Amazonenstrom entsendet, der Arno durch die Chiana mit dem Tiber kommuniziert: so kommunizieren auch die Hauptsprachströme untereinander, oftmals übermannt der eine den anderen, bei benachbarten Flussläufen findet über die Wasserscheide hinweg ein unablässiger Austausch statt, ähnlich der Diffusion, die zwischen verschiedenen Flüssig-

keiten durch Membranen vor sich geht. Das ist nichts Unnatürliches, nichts Abnormes, so wenig wie die *Endosmose* etwas Abnormes ist; die Sprachreinigung thut unrecht, sich diesem wichtigen, ja notwendigen Prozesse grundsätzlich zu widersetzen. Die Welt am Ende des XIX. Jahrhunderts, hat unser Kaiser gesagt, steht unter dem Zeichen des Verkehrs; die Sprache von Anfang an.

Den Zuschuss, den die Fremdwörter, die Lehnwörter gewähren, wollen wir also nicht verachten — jede Sprache hat Schulden wie ein Staat, tilgt und amortisiert sie auch wie der Staat — eine Sprache scheint so wie so immer die Übersetzung der anderen, von Sprache zu Sprache gibt es Begriffe, die sich decken, aber neben diesen Wechselbegriffen zirkulieren auch nachgemachte Werte, die sogenannten Isierungen und Ismen, gleichsam falsche Münzen, ja grässliche Zwitterbildungen — dergleichen liegt in der Natur der Völker, die nicht geschlossene und isolierte Körper wie die unsrigen darstellen, sondern sich untereinander vermischen und inniger berühren, als es Menschenleiber können. Viel, sehr viel hätten wir darüber auf dem Herzen, *in Petto*, um einen italienischen Wechselbegriff zu brauchen — es muss der Zukunft vorbehalten bleiben. Denn das ist ein kulturgeschichtlicher, moderner Stoff — er gehört nicht in ein Buch, das dem Ursprung der Sprache und den Grundursachen dieser rätselhaften Erscheinung gewidmet ist.

Deshalb schliessen wir es mit dem zwölften Kapitel und der vierten Lebensquelle — es ist oft Weisheit, etwas vergessen und etwas übrig lassen; und man soll niemals eine Sache ganz erschöpfen wollen, abgesehen davon, dass mans nicht kann. Auch möchte ich den Leser lieber die Spuren, auf die ich ihn bisher gebracht habe, verfolgen sehn, als ihm auf neue helfen.

Ein Buch hat das Gute, dass man es zweimal lesen kann, mag es auch von einem Strome handeln — in diesen kann man nicht zweimal hinabsteigen, wie Heraklit sagt.

Darin lag ja nach unserer Einleitung die Ähnlichkeit der Sprache, und zwar der Lautsprache mit einem Strome, dass der Inhalt wechselte, die Form blieb — das war im Wesen des Lautes tief begründet und zugleich sein Vorzug. Gesprochen wirkt das Wort heftiger und rascher als geschrieben, aber es verhallt unwiederbringlich, es hat Götterkraft und lebt doch nur einen Augenblick, es verhält sich zu dem gezeigten Bilde, wenn dasselbe widersteht und nicht wie die Gebärde aufblitzt und erlischt, wie ein Moment zur Ewigkeit. Tausend Jahre sind vor den ägyptischen Hieroglyphen wie der Tag, der gestern vergangen ist; was schreibt, das bleibt. Nun was in schwankender Erscheinung schwebt, mit dauernden Gedanken zu befestigen, ist auch ein Vorzug, den wir der Schrift lassen müssen; sie fängt gleichsam die Sprache, dass sie nicht fortfliegt. Und jetzt erinnern wir uns daran, dass es ein richtiger, in Florenz gefangener Kanarienvogel war, der uns seinerzeit (*Sprache ohne Worte* 13 ff.) auf dieses ganze dreibändige Werk gebracht hat. Das Augurium ist wahrhaftig eingetroffen: wir haben den Berg erstiegen und wie in der *Geschichte der zwei neidischen Schwestern* aus Tausendundeinenacht die Prinzessin Parisade den Bülbülhesar, die Ohren mit Watte verstopfend, in unsere Hand bekommen. Gegrüsst seist du, wunderbarer Sänger im Rosenhag, williges Werkzeug des Gedankens, Sklave der Menschheit, die dich braucht, ohne dich zu kennen, weiser Ratgeber und Prophet, der das Verborgene enthüllt! Zeige uns nun auch den singenden Baum und das Wasser, das die Toten lebendig macht! — Bist ja selbst das geflügelte Wort Homers, die kurzlebige Tonwelle, ein Bild des Wassers, vom Himmel kommend und zum Himmel steigend, wandernd, wandernd, ewig wechselnd, immerfort zerstört und immerfort erneuert, der beständige Geist, das Gesetz im reissenden Strom der Sprache.

Sach-Register.

F.

G.

I. J.

K.

L.

M.

N.

O.

P.

Q.

R.

S.

T.

U.

V.

W.

Z.



C. G. Röder, Leipzig.

Druck von Bruckner & Niemann in Leipzig.

3 —